MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80167-6

AUTHOR:

JASTRAM, HEINRICH

TITLE:

LEBENSBILDER UND SKIZZEN

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1875

Master Negative #

91-80167-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

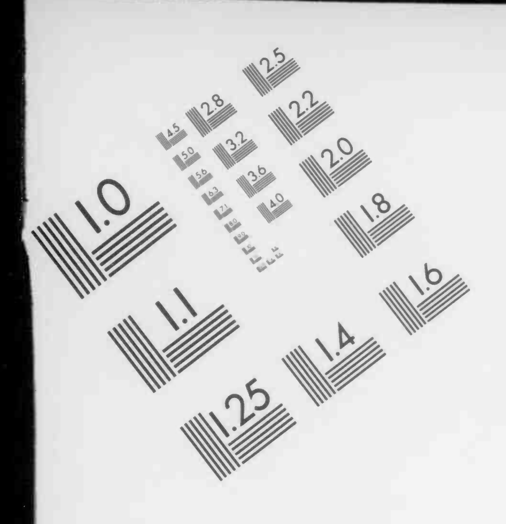
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

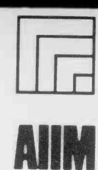
```
BKS/PROD  Books       FUL/BIB   NYCG91-B61558          Acquisitions     NYCG-PT
Record 1 of 0 - Record added today
+
  ID:NYCG91-B61558    RTYP:a    ST:p   FRN:     MS:      EL:        AD:06-27-91
  CC:9668  BLT:am      DCF:?    CSC:?   MOD:    SNR:     ATC:       UD:06-27-91
  CP:nyu     L:ger     INT:?    GPC:?   BIO:?   FIC:?    CON:???
  PC:r      PD:1991/1875        REP:?   CPI:?   FSI:?    ILC:????  MEI:?   II:?
  MMD:      OR:    POL:     DM:     RR:         COL:     EML:      GEN:   BSE:
  040       NNC‡cNNC
  100 10    Jastram, Heinrich.
  245 10    Lebensbilder und skizzen aus der culturgeschichte‡h[microform].
  260 0     Leipzig,‡bTeubner,‡c1875.
  300       viii, 443 p.
  LDG       ORIG
  QD        06-27-91
```

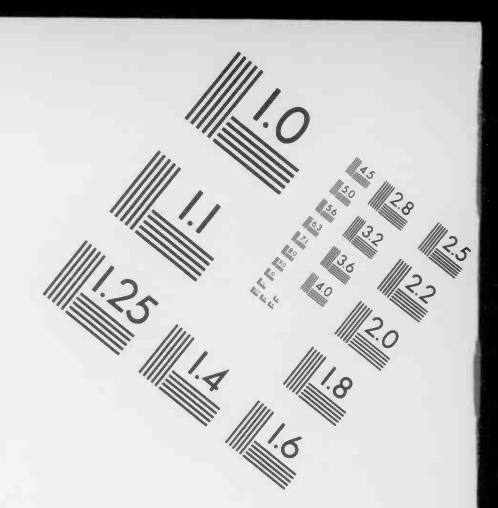
Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8/8/91 INITIALS MED
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT





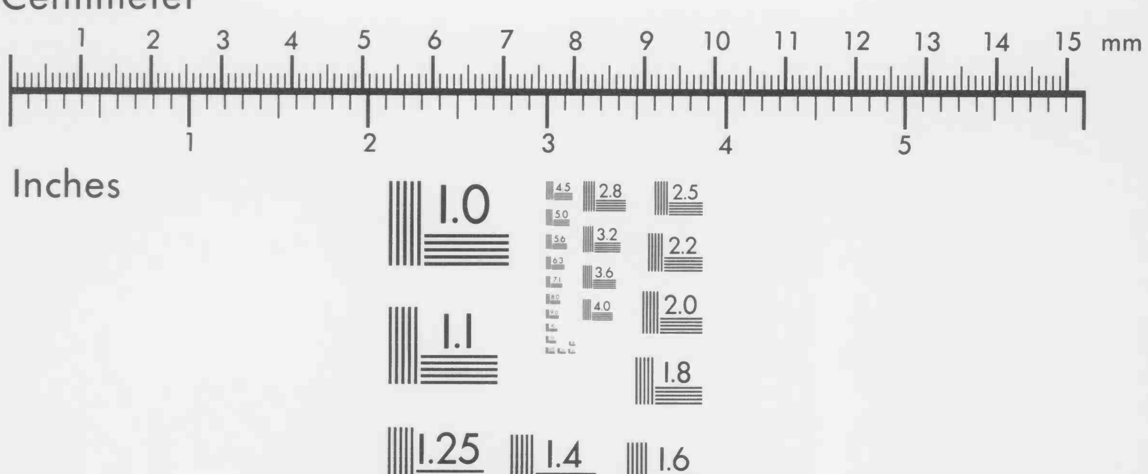


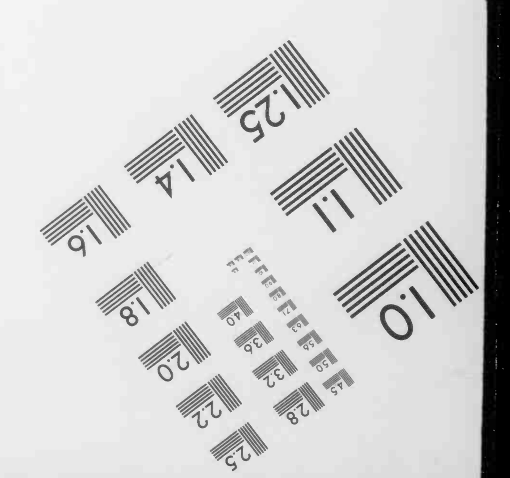
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Lebensbilder und Skizzen

aus der

Culturgeschichte.

Gesammelt und bearbeitet

von

H. Jastram,

Ordentl. Lehrer am Königlichen Seminar zu Stade.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1875.

Vorwort.

Wenn heutiges Tages von dem Geschichtsunterricht mit Recht gefordert wird, daß derselbe im ausreichenden Maße das culturhistorische Element berücksichtige, damit das Volk seine jetzigen wirtschaftlichen, socialen und politischen Zustände im Lichte der Vergangenheit begreifen lerne und ein anschauliches Bild von der Continuität in der Entwickelung dieser Zustände erhalte, so dürfte neben solchen Werken, die eine Reihe von Charakterbildern von Personen, Ereignissen 2c. für den Geschichtsunterricht überhaupt liefern, (wie Grube, Mauer, Dietlein 2c.), eine Sammlung von Lebensbildern und Skizzen aus der Culturgeschichte (insbesondere der des deutschen Volkes) nicht überflüssig sein, zumal die größeren Werke von Freytag u. a. ihres Preises und Umfanges wegen nicht jedermann zugänglich sind. Die nachfolgende Reihe von culturgeschichtlichen Charakteristiken, Monographien 2c. hofft den Lehrern als Hülfsmittel zur Präparation, den Schülern als belehrende Lectüre nicht ganz unwillkommen zu sein. Die meisten Aufsätze sind den Geschichtswerken selbst oder Zeitschriften, nur sehr wenige schon vorhandenen Sammlungen (Lesebüchern 2c.) entnommen. Daß hierbei stellenweise Kürzungen eintreten mußten, oder daß einzelne Stücke aus mehreren Schriftstellern zusammengearbeitet sind, bedarf wohl keiner Entschuldigung. — Schließlich erlaube ich mir hinsichtlich der Methodik des Geschichtsunterrichts noch die Verweisung auf folgende Werke:

1. Die Fundamentallehre der ev. Volksschul-Pädagogik. Von H. Jastram. Hannover 1874. Helwingsche Hofbuchhandlung. XVI. u. 526 S. 8 Mark.

2. Lehrplan für Volksschulen mit einem Lehrer. Von H. Jastram. Zweite verbesserte und vermehrte, nach den ministeriellen „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. October 1872 umgearbeitete Auflage. Hannover 1873. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 111 S. 1 Mark 60 Pf.

3. Weltkunde. Leitfaden der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Physik und Chemie für Volks- und Mittelschulen. Nach den ministeriellen „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. October 1872 bearbeitet von den Seminarlehrern Hüttmann, Jastram, Marten. 3. Aufl. Hannover. Helwing'sche Hofbuchhandlung. XVI. u. 366 S. 1 Mark 50 Pf.

Stade den 18. Januar 1875.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Aus den Zeiten der Patriarchen.

Palästina, gegen 400 bis 500 Q.=M. groß, 36 Meilen lang und höchstens 20 Meilen breit, war ein gesegnetes Land. Da gab es reiche Weideplätze und fruchtbare Getreidefelder, Weizen, Gerste, Reis, Spelt, Wein von vorzüglicher Güte, Trauben von 10 bis 12 Pfund und die Beeren so groß wie unsere Pflaumen, schattige Palmwälder mit ihren erquicklichen Datteln, Feigenbäume, die nie der Früchte ermangeln, Aprikosen, Pfirsiche, Melonen, Oelbäume, — alle Früchte, wie sie Italien, der Garten Europas, trägt, und noch die kostbare Balsamstaude.

Das Klima in Kanaan wechselt nach bestimmten Gesetzen. In den 6 Sommermonaten, vom April bis September, ist der Himmel blau, kein Regen und kein Donnerwetter, selten ein Wölkchen am fernen Horizont, und zeigt sichs, so weicht es bald der aufgehenden Sonne. Zur Zeit unseres lieblichen Mais verdorren dort die zarteren Pflanzen, und das Land verliert seine Pracht, nur der starke Thau, der die Nacht fällt, befeuchtet das Erdreich und wehrt der allgemeinen Verschmachtung der Gewächse. In der Mitte Septembers kommt der erste Regen und mindert die drückende Hitze und verjüngt wiederum das versengte Erdreich; die Pflanzen grünen, und es beginnt ein neuer Frühling. Nun folgen 20 bis 30 heitere Tage, die Saat wird der Erde anvertraut, und dann folgt im Oktober wiederum ein anhaltender Regen (der Frühregen), und die Saat keimt und schießt hervor. Der November bringt trübes, rauhes Wetter, abwechselnd mit heißen Tagen, die Bäume verlieren die Blätter. Im December und Januar wechselt trübes, kaltes und warmes Wetter. Bei häufigen Regengüssen, die in der Regel heftig sind, wie Platzregen, werden die felsigen Berge schlüpfrig, in den Gründen bilden sich Sümpfe. Oft ist es heiß, wenn die Sonne durch die Wolken bricht und kein Wind geht. In den höhern Gegenden steigt die Kälte. Auch in den niederen Gegenden fällt dann und wann Schnee, der aber bald vergeht. Aber schon im Januar und Februar fangen die Bäume an zu grünen, Mandel= und Pfirsichbäume stehen in der Blüte, Pomeranzenbäume sind voll reifer Früchte, grüne und blühende Wiesen breiten sich aus. Im März fällt wieder ein anhaltender Regen (Spatregen), der zeitigt die Ernte, und nun wird im April und Mai das Getreide eingesammelt, womit man in der Regel Ende Mais fertig ist.

Das höchste Gebirge im Norden ist der Libanon, dessen einer Theil, Antilibanon, drei Arme ausstreckt: den einen nach Osten, den

andern nach Südwest bis gegen das Meer hin und einen mittleren, den Hermon, den höchsten Punkt, der nach Süden sich herabsenkt und die Nordgrenze Palästinas bildet. Dieses Gebirge stuft sich treppenartig nach Kanaan herab. Seine höchsten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt; etwas tiefer herab wachsen Tannen, Fichten, Cypressen und jene angeblichen Bäume der Urwelt, die riesenmäßigen Cedern, deren dreißigfußigen Umfang kaum 6 Menschen umspannen. Am Fuße des Libanon giebts Waldungen von Laubholz. Die reizendste Alpengegend! Es ist, als wären über die öden Felsengegenden Fruchtgefilde hingegossen. Silberpappeln wehen bald einzeln, bald als Wäldchen in ihrem schlanken hohen Wuchse, und Wasserfälle stürzen sich in herrlichen Bogen rauschend über Gebirge.

Hier sind die Quellen des Jordan, der sich hier aus vier kleinen Flüßchen bildet, die am Fuße des Libanon entspringen, und der sich nach einem Laufe von zwei Meilen in einen kleinen Schilfsee ergießt, der in einer Ebene von 3 bis 4 Stunden sich ausdehnt. Wenn im April der Schnee vom Libanon schmilzt, bildet sich hier ein großer Schilfsumpf, der im Sommer wieder austrocknet und dann dem Wilde zum Aufenthalte dient. Das verunreinigte Wasser des Jordan reinigt sich wieder in einem felsigen Bette zwischen Hügelreihen, nimmt mehrere Bäche auf, wird etwa 25 Schritt breit, 2 Ellen tief und bildet nach einem Laufe von 3 Meilen da, wo er gegen 2000 Fuß tiefer eine Ebene gefunden, einen lieblichen Alpensee (Genezareth), 3 Meilen lang, 1 Meile breit, mit hellem, klarem, im heißesten Sommer frischem Wasser, reich an Fischen. Dies Thal ist ein Garten Gottes, die schönste Gegend Kanaans. Hier wachsen die Früchte des gemäßigten und des südlichen Klimas: Wallnüsse wie auch Palmen und köstlicher Wein, der, so wie die Feigen, 10 Monate ohne Aufhören erquickliche Früchte trägt. Die Ufer sind geziert mit Dattelpalmen, Pomeranzen, Indigo, Aloe, Feigen, Oliven, hier wächst der Balsamstrauch, der sonst nur im heißen Arabien gedeiht. Dies liebliche Gefilde verläßt der Jordan und strömt wieder 30 Stunden stark abwärts. Hier erweitert sich das Thal des Flusses, und die dasselbe einfassenden Hügel vereinigen sich zu einer Kette von Gebirgen, die eine Ebene bald weiter, bald dichter einschließen. Am südlichen Ende vereinigen sie sich wieder und bilden ein Thal, das dem nördlichen Jordanthal ähnlich ist und in der Nähe des rothen Meeres endet. Dies Thal, Jordanthal, Jordankreis, El Gaur genannt, ist vom See Genezareth an etwa 2 Stunden breit. In diesem Thale bildet sich wieder 40 Fuß tiefer ein engeres Thal, eine Viertelstunde breit, in welchem zwischen 14 Fuß hohen Ufern der Jordan fließt, mit reißender Strömung, hellem Wasser, etwa 25 Ellen breit. Dies niedrigere Thal ist mit einem üppigen Grün, hohen Buchen, Oleander, Weiden und dichtem Gebüsch bedeckt. Im Winter überschwemmt der vom Schneewasser anschwellende Jordan diese engere Flußrinne. Die Berge, die im Osten dies Thal begrenzen, sind etwa 1000 Fuß hoch, und auf dieser Höhe fort erstreckt

sich das reizende und fruchtbare Gilead mit Basan. Die Ufer im Westen sind 1500 bis 2000 Fuß hoch. Eine Menge Bäche fließen von beiden Seiten von den Bergen herab, bilden große Teiche stehenden Wassers, erzeugen an vielen Stellen ein schönes Grün und einen üppigen Wuchs von Gras und wilden Kräutern. Die Glut zwischen diesen Felsenwänden ist im Sommer groß, und der größte Theil der Ebene wird verdorrte Wüste; wenig Bäume geben Schatten, nur Viehherden weiden hier, doch wächst Weizen, Gerste ꝛc.

Außer diesem Jordanthale hatte Kanaan noch viele fruchtbare Ebenen. An den Ufern des mittelländischen Meeres herauf zog sich eine Ebene von 40 Stunden Länge bis an den Berg Karmel. Der südlichere Theil (Sephela), ein reiches Fruchtland, war Besitzthum der Philister: der nördliche Theil, Saron, ist der schöne Blumengarten Kanaans, wo Tulpen, weiße und rothe Rosen, Narzissen, Anemonen, Lilien und wohlriechendes Immergrün duften. Vom Karmel, der sich in einer Hügelreihe von etwa 1500 Fuß Höhe mehrere Stunden vom Meere herab südöstlich zieht, breitet sich die schöne Ebene Jesreel aus, quer durch Kanaan bis an den See Genezareth, durchströmt vom Bache Kison, keine eigentliche Ebene, sondern eine abwechselnde Reihe von Anhöhen und Vertiefungen, doch kein unfruchtbarer Hügel, alles mit Getreide bewachsen. Ein kleiner Bergrücken zieht sich durch die etwa 8 Stunden lange und 6 Stunden breite Ebene; inmitten erhebt sich der kegelförmige Tabor mit seinem schönen Gebüsch. Von dem erblickt man im Nordwesten durch einen Einschnitt zwischen zwei Bergen an der Grenze des Horizonts einen Theil der bläulichen Fluten des mittelländischen Meeres; im Nordosten sieht man den See von Tiberias, dessen hellblaues Wasser anmuthig mit den dunkelbraunen Schatten der unfruchtbaren Hügel contrastiert, die ihn umsäumen. Von der Ebene Jesreel südlich herab wechseln Berge und liebliche Thäler. Sichem, wo Abraham dem Herrn einen Altar baute, liegt in einem anmuthigen Thale in der Nähe der steilen Berghöhen Ebal und Garizim. Schattige Gehölze von Olivenbäumen wechseln mit üppig gewachsenen Kornfeldern. Von Sichem zieht sich das gebirgige Hochland südlich herab, zwischen der Ebene Sephela und dem Jordanthale; aber die Hügel werden weiter unten kahl und unfruchtbar; nur in den engen Thälern grünts, während die Berge um Sichem und höher hinauf, bis oben üppig bewachsen, mit ihren wasserreichen Thälern das Auge erfreuen. Die Hitze wird hier brennender, kühlender Schatten der Bäume seltener. Da, wo das Jordanthal sich zum Thale Siddim ausbreitet, eine Meile etwa südlicher, verlieren sich die Gebirge in der Mitte des Landes allmählich in Sandwüsten, nur links begrenzen sie hoch, und oft unzugänglich, das Thal Siddim. Eine ungeheure Wüste dehnt sich aus bis an das rothe Meer, bis ans ferne Aethioperland; auf dem glühenden, sandigen Erdreiche baut man keine Fruchtart, hier findet sich keine Hütte des Landmanns, alles ist nur mit

weidenden Hirten bedeckt, gleichsam für das unfruchtbare Erdreich Ersatz durch die Menge der Herden zu schaffen.

In dies Land zog Abraham als ein Hirtenfürst auf Gottes Geheiß ein. Er durchzog es bald mit seinen Herden und lernte seine Mannigfaltigkeit kennen. Von Damaskus herab, das schon damals blühte, (von daher war Eliezer, Abrahams ältester und erster Knecht), zog er am Libanon vorüber durch das Lustgefilde am See Genezareth und schlug seine Zelte auf beim Terebinthenhaine More, in der Nähe von Sichem. Bequem konnte er neben den Kananitern, die das Land besetzt hatten, auf den Weideplätzen Unterhalt für seine Herden finden. Nach den Andeutungen, die wir in der heil. Schrift von dem Nomadenleben der Patriarchen finden, war es sehr ähnlich dem jetzigen Nomadenleben in jenen Gegenden, das sich durch viele Jahrhunderte unverändert erhalten hat und der Stolz vieler Araber ist, die die Städter verachten und Leimvolk nennen, sich aber den Ehrennamen Zeltvolk beilegen.

Folgendes Bild möchte das Zeltleben eines Patriarchen in kurzen Zügen uns vor die Augen führen. In der Nähe von Thälern und Wiesen, wo eine Quelle war oder Brunnen sich graben ließen, schlug man die Zelte auf. Um das Zelt des Hauptes, in einer Entfernung von 30 Fuß, werden die Zelte der übrigen Hirten rund herum aufgeschlagen. Die Zelte sind rund, in der Mitte mit einer Stange (8 bis 10 Fuß hoch) gestützt, oder sie sind auch länglich, häufig mit 7 bis 9 Stangen gestützt, von denen 3 hoch, die übrigen niedriger. Die Decke ist aus Ziegen- oder Kameelhaaren gewebt, von schwarzer, natürlicher Farbe, sehr dicht, und läßt, straff gespannt, keinen Thau oder Regen durch. Das Zelt des Hauptes zeichnet sich nur durch seine Größe aus und hat gewöhnlich drei Abtheilungen, die durch Vorhänge getrennt sind. Vorn sind die Diener (bei den Aermeren auch das junge Vieh), in der Mitte wohnt der Herr und hinten (al Kobbah, daher unser Alkoven) die Frau, die sich zurückzieht, wenn Fremde erscheinen (1. Mos. 18, 6. 9.). Reichere haben auch für die Frauen ein besonderes Zelt (1. Mos. 24, 67). Der Fußboden ist mit Matten, auch wohl mit kostbaren Teppichen belegt (Jer. 49, 29. 32), die die Stelle des Sofas, des Bettes vertreten. Der Feuerherd ist ein in die Erde gegrabenes Loch, oder der Topf, Kessel wird auf drei Steine gesetzt. Reichere haben ein besonderes Zelt zum Kochen. Das Tischtuch ist ein rundes Leder, das auf die Erde gelegt wird, es hat ringsum Löcher und wird nach jedem Essen mit einer Schnur wie ein Beutel zusammengezogen und an einen Pfahl aufgehängt.

Die Herden bestanden besonders aus Schafen, für die Kanaan treffliche Weiden hatte; man benutzte Fleisch und Milch, schor sie zweimal im Jahre und trieb Handel mit der seidenartigen Wolle. Daneben gabs Rinder- und Ziegenherden. Der schnelle, muntre, morgenländische Esel ward zum Reiten gebraucht (1. Mos. 22, 3). Das Kameel, das Schiff der Wüste, gab einem herumziehenden Patriarchen große Vortheile: Milch und nutzbare Haare; es schafft Lasten fort, lebt vom geringsten Futter und erträgt 5 bis 6 Tage in der Gluthitze der Wüste den Durst. — Auch Hühner und Tauben hält man und Hunde zur Bewachung der Herden. Wenn ein Wechsel des Weideplatzes beschlossen ist, so gewährt der Zug einen seltenen Anblick. Eine Menge Herden bedecken die Wüste. Verschiedene Kameele sind mit Zelten beladen, auch mit Federvieh, welches sich bei der ersten Bewegung zum Aufbruche von sich selbst auf den Rücken derselben setzet. Andere Kameele tragen Thiere, die nicht gehen können und durch ihr Geschrei ihre Verwunderung über ihre neue Lage ausdrücken. Weiber, Kinder sind auf andere Kameele gepackt; ihr verwirrtes, durchdringendes Geschrei vermischt sich mit dem Geschrei einer Menge von Thieren von verschiedenen Arten und Gattungen. Die Plage der Mutter mit ihren kleinen Kindern ist groß; denn einige schlagen sich, andere weinen oder hüpfen an ihrer Seite; andere Weiber beschäftigen sich auf ihren Kameelen mit Spinnen; andere mahlen auf ihren Handmühlen. Lanzen, 8 bis 10 Fuß lang, ragen über alle diese Verwirrung hervor, und von allen Seiten hört man die Stimmen der Männer, von welchen einige den Zug in Ordnung zu halten suchen, andere die wandelnde Stadt als ein Wall umgeben und schützen. In der Hitze des Mittags ruht der Zug, die Herden bekommen Futter, und die Menschen lagern sich im Schatten der Bäume und verzehren die mitgebrachten Speisen. Nachdem die Hitze des Tages sich gemildert, bewegt sich der Zug von neuem, in der vorigen Ordnung. Die Sonne neigt sich, man gelangt an die erwartete und bekannte Ruhestätte, wo im vorigen Jahre die Knechte die Brunnen entdeckt und gegraben und mit Steinen bedeckt hatten. Die Steine werden abgewälzt, die Tränkrinnen werden schnell gefüllt, und die durstigen Herden eilen hinzu. Man nimmt den Lastthieren die Bürde ab. Es werden Feuer angezündet, die Herden werden gemolken, die Datteln und die Rosinen- und Feigenkuchen aus den Körben gesammelt, und um das Mahl von Milch und Kuchen und Früchten lagern sich die verschiedenen Haufen auf den Rasen. Nach der Mahlzeit wird für Abraham und Sara ein Gezelt unter der Terebinthe errichtet, damit sie bedeckt ruhen in der Nacht; die Uebrigen lagern sich auf ausgebreiteten Teppichen, unter dem gestirnten Himmel, umher zwischen den ruhenden Herden. Die Nacht ist hell, oft kalt, die Feuer brennen im Kreise umher; die zur Wache ausgestellten Knechte, mit dem Speer in der Hand, schreiten neben ihnen, und wachsame Hunde umkreisen bellend die unter ihrem Schutze sicher ruhende große Familie.

Franz Ludwig Zahn.

2. Israel in seiner Blütezeit.

Die Semiten erscheinen, wie eine eingesprengte Masse zwischen die Arier oder Japhetiten geworfen, um die Endpunkte derselben in

sich vermittelnd zusammenzubiegen. Und in diesem semitischen Stück erscheint nun ein Volk, dessen Dasein innerhalb der Völker ein Räthsel ist, das Volk Israel.

Es ist kein natürliches, es ist ein besonderes, von oben her geschaffenes Volk. Gehe von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Das ist das Schöpferwort. Und die Antwort: Da zog Abraham aus, wie der Herr zu ihm gesagt hatte. Auf diesem Glaubensgehorsam wird ein Volk errichtet, eine Stiftung an diese Welt, eine Handhabe, um daran das ganze gefallene Geschlecht ergreifen zu können.

Dies Volk ist kein Culturvolk, es steht einsam im Weltverkehr. Man konnte es darum eine „barbarische Nation“ nennen. Es ist ein sprödes Gestein, „ein harter, in sich abgeschlossener Kern.“

Aber dies Volk ist wach, nüchtern, und offenen Auges sieht es nach innen. Die anderen Völker erkennen den Mangel, das Elend, Israel allein erkennt die Sünde als Sünde. So steht es wach unter den Taumelnden. Und während alle Völker rückwärts gewendet nach dem goldenen Zeitalter zurück sich sehnen, Israel blickt vorwärts, ein Hüter in der Nacht, nicht träumend, sondern wachend, taghellen Erwartung.

Dies ist das Volk der Mitte und in seiner Mißgestalt das herrlichste. Es birgt die Erfüllung aller Hoffnungen, es ist der Schlüssel für die Räthsel der alten Geschichte. „Ich erkannte“, sagt Johannes von Müller, „die Beziehungen aller Revolutionen Asiens und Europas auf das elende Volk, bei welchem die Verheißungen niedergelegt waren, wie wenn man wichtige Papiere jemandem anvertraut, der sie weder lesen, noch verfälschen kann.“

Da machte sich Jakob auf mit seinem Hause, siebenzig Seelen, die Zahl der Völker auf Erden, und zog durch die Wüste nach Aegypten. Hier wird in Trübsal Israel ein Volk. Der Patriarch aber auf seinem Sterbebett hebt seine Augen auf und weissagt zu einer Zeit, wo man an Rom noch nicht dachte, von einem Helden; demselben werden die Völker anhangen. Dies einsame Volk, aus Aegypten in die Wüste geführt, mit Gott verlobt, in Palästina eingeführt, opfert als Priester wie als tiefes Gewissen aller Völker nach altem Bericht für alle Völker siebzig Stiere jährlich. Und Salomo, im neuen Tempel zu Jerusalem, trat vor den Altar, breitete seine Hände aus und betete und sprach: Wenn auch ein Fremder, der nicht deines Volks Israel ist, kommt aus fernem Lande, so wollest du hören im Sitz deiner Wohnung, auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen! Welch ein Volk! Während die übrigen außer ihren Grenzen nur Barbaren kennen, betets und opferts, abgesondert zum Erbe aus allen Völkern für alle.

Aber schon sind wir in die zweite Entwickelungsstufe dieses Volkes eingetreten, denn als irdisches Volk ist es den Gesetzen aller irdischen Entwickelung unterworfen. War die erste Stufe die grundlegende, so die zweite die der entwickelnden Ausprägung. Die Kriege des Reiches werden geführt, die Bundeslade steht aufgerichtet, die Könige herrschen, die Propheten, denen der Herr die Lippen angerührt hat, denen er seine Worte in ihren Mund gelegt hat, schauen und weissagen wie von hohen Warten herab, und die Psalmen tönens wieder über den Tempelhof, über die Dächer von Jerusalem hin: Der Herr ist König, König der Heiden.

Aber allerdings die Herrlichkeit dieses Volkes ist eine andere als die Roms. Es ist eine innerliche. Es ist, wie wenn der Reisende eine morgenländische Stadt betritt. Der Zug geht durch die staubigen Straßen ohne Grün und Schatten. Rechts und links Steinmauern ohne jedes Fenster auf die Wege hin, hart, abweisend. Es sind die Häuser. Erst wenn man durch die Pforte eintritt, erst wenn der Blick auf den Hof fällt, auf welchen die Thüren, Fenster und Veranden gehen, erst dann hat man die Herrlichkeit des Morgenlandes. Hier plätschern frische Brunnen im Gebüsch von Myrten, hier duften Rosen ohne Zahl, hier ranken Gewinde blühend an zierlichen Gittern, hier entfaltet sich heimliche Pracht. So ists mit diesem jüdischen Volk, so selbst mit seinem Schriftthum. Alles trägt, streng geschlossen, hart in Form und Schale, die Herrlichkeit verborgen in sich.

Aber sie schimmerte empor, wenn zum Laubhüttenfest die Pilgerzüge sich der heiligen Stadt nahten. Sie standen im Olivenwalde nach Norden, und ihre Psalmen klangen: Unsere Seele ist entronnen, wie der Vogel dem Stricke des Voglers! Sie lagen südlich um den Oelberg, und angesichts der Stadt ertönte es: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!, und vom Abhang des Tempelberges scholl es zurück: Der Segen des Herrn sei über euch, wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid! Sie standen im Kidronthal, und gegen die Südmauer des Tempels hinauf hob sich der Psalmton: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt! Und wenn dann am Tage die Brandopfer und Sündopfer gebracht waren, wenn das feierlich große Halleluja auf den Vorhöfen des Tempels mit Harfen- und Cymbelton gesungen, wenn der Umzug um den Brandopferaltar gehalten war von Priester und Volk, während die Luft von Psalmen rauschte und von Zweigen der Palmen und Citronen, welche die Wandelnden in den Händen schüttelten — dann tönte abends noch vom Tempelhof, wo unter Fackelglanz die hohen Kandelaber brannten, die Musik der Leviten. Auf den flachen Dächern der Stadt aber erhoben sich Tausende grüner Laubhütten. Durch das Grün der Blätter schimmerten die Lampen, drang der Ton der Lobgesänge, und bis das Frühroth auf dem First des Tempels glänzte, hörte man von Hütte zu Hütte über die Stadt hin klingen. Und alles ist ein Ton: Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig neben einander woh-

nen! — Das war eine stille Herrlichkeit, von oben her in einem Volke entzündet, welches Gott ausgesendet und einsam als Markscheide in die Mitte der Culturvölker der Erde gestellt hat.

Sup. Rocholl.

3. Vom häuslichen und täglichen Leben der Griechen.

Wir schauen es in Athen an, das für die meisten andern Griechen zum Muster diente.

Ein zur Welt gebornes Kind wurde zuerst dem Vater vor die Füße gelegt. Nahm ers nicht auf, so tödtete man es gleich oder trug es in den Wald, was besonders oft bei Mädchen und fast bei allen unehelichen Kindern geschah; und wir gewahren hier wieder eben auch bei den feinen Athenern das rohe Heidenthum. Hob der Vater das Kind auf, so wurde es gebadet und der Mutter zurückgebracht, die es selbst oder durch eine Amme säugte. Am siebenten Tage nach der Geburt brachten sie dann ein Opfer für dasselbe, wobei es seinen Namen empfing, und hielten einen Kindsschmaus.

Bis zum sechsten Jahre blieb das Kind ganz in den Händen seiner Mutter. Von da an, wie bei uns, wurden die Kinder — aber nur die Knaben — in die öffentliche Schule geschickt, und so sah man auch, wie bei uns, zu den bestimmten Tageszeiten die Schüler mit Schreibtafeln gehen oder springen, nur daß es keine Schiefertafeln waren, sondern Brettchen mit Wachs überzogen, in das sie mit einem Stifte die Buchstaben eingruben, welche sie mit dem hintern platten Theil desselben wieder auslöschen konnten. Und stand man vor einer Schule, so konnte man sie singen hören, wie bei uns, und nicht selten schöner als bei uns, dazu noch deklamieren! denn sie mußten lange Stücke aus ihren Dichtern auswendig lernen und gar ernstlich und nachdrucksvoll hersagen.

Die großen Knaben oder angehenden Jünglinge sah man täglich scharenweise ins Gymnasium ziehen. Dieses war ein weitschichtiges Gebäude mit freien Plätzen, Gärten und Hainen, und nicht sowohl was man heutzutage darunter versteht, eine Schule für Wissenschaft, als vielmehr ein Ort für körperliche Uebungen, wie man etwa jetzt sagen würde: ein Turnplatz, — ja ein rechter Tummelplatz, wo sie liefen, rangen, warfen, sprangen u. s. w. Dann aber gingen sie auch wieder in die Lehrsäle, um in die höheren Wissenschaften eingeführt zu werden.

Wo sind aber die Mädchen, die kleinen und größeren? Die sieht man nicht auf dem Schulweg und in keiner weiblichen Bildungsanstalt. Auf die Erziehung der Töchter wurde freilich gar keine Sorgfalt gewendet; die waren gegen die Söhne bitter verwahrlost. Sie saßen still daheim bei ihren Müttern, von denen sie lernten, was diese selbst konnten.

Die Frauen wurden auch bei den Griechen — mit Ausnahme von Sparta, wo die Weiber Haare auf den Zähnen hatten — ge-

ringschätzig behandelt. Sie lebten zurückgezogen im innern Theil des Hauses, Gynäceon genannt, und durften sich vor fremden Leuten nicht sehen lassen. Sie saßen darinnen unter ihren Sklavinnen, mit weiblichen Arbeiten und ihren Kindlein beschäftigt.

Alle häuslichen Geschäfte, die von den Frauen nicht besorgt wurden, sowie die Arbeiten im Garten und Feld, lagen den Sklaven ob. Sklaven gab es in jenen Freistaaten die Hülle und Fülle. Athen hatte in seiner blühendsten Zeit 400000 Sklaven, so daß je auf einen freien Bürger dreizehn Sklaven kamen. Doch waren sie in diesem Staate vor allzuharter Arbeit durch die Gesetze etwas geschützt.

Die freien Bürger arbeiteten im ganzen wenig. Sie trieben wohl auch Handwerke und brachten es bei ihrem Geschicke weit darin; aber sie strengten sich dabei nicht zu heftig an. Andere standen in den Kaufläden und handelten meisterlich; aber ihre Diener waren ihre Hände. Andere dagegen arbeiteten mit großem Eifer in ihren Kunstwerkstätten, denn die Kunst (Malerei, Bildhauerei u. s. w.) galt für eine hochedle Beschäftigung; während wieder andere an ihrem Studiertische saßen und emsig lasen, dachten, forschten, schrieben. Wieder andere hatten in den Amtsstuben mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun.

Die meisten der freien Bürger sahen indessen bloß ihren für sie arbeitenden Sklaven nach, gingen in die Volksversammlung, wo sie mitredeten und gelegentlich mitschrieen, begaben sich in die Palästren oder Kampfübungsplätze für die Erwachsenen, lustwandelten an den klaren Wassern und in den kühlen Hainen, pflogen auf den Bergen und in den Wäldern der Waidmannslust. Oder in der Stadt — und das war ihnen ein besonderes Vergnügen — da standen sie auf dem Markte und in den Barbierstuben, welche am Markte herumliefen, dichtbeisammen und unterhielten sich über die Neuigkeiten des Tages, schwatzten und lauschten; denn „etwas Neues zu sagen oder zu hören," das war ihre absonderliche Leidenschaft, wie wir auch aus der Apostelgeschichte 17, 21 wissen.

Ging die Sonne gegen die Berge hinab, dann machte sich jeder frei und schickte sich auf die Hauptmahlzeit, welche abends stattfand. Alle badeten vorher — das thaten sie täglich — die geringern Leute in öffentlichen, vom Staate unterhaltenen Bädern, wo stets warmes und kaltes Wasser floß, die Vermöglichen daheim in ihren Wohnungen, deren jede ein wohleingerichtetes Bad hatte. Nach dem Bade kleideten sich diese letztern schön an, besprengten Haare, Gesicht und Gewand mit köstlicher Salbe, daß sie wie ein Blumenstrauß dufteten, und so gereinigt, geschmückt, gewürzt und munter gemacht, gingen sie zu Tische, wozu gewöhnlich eine Gesellschaft von Freunden und Bekannten eingeladen war. Die Tafel stand in dem herrlichen, mit Tapeten ausgeschlagenen, mit Gemälden behängten, am Fußboden mit Teppichen belegten und mit glänzenden Möbeln ausgestatteten Speisesaal. Um sie herum waren weiche Polster gebreitet, auf die man sich halb legte, halb setzte. Die mannigfaltigsten und ausge-

suchtesten Gerichte wurden in silbernen Schüsseln aufgetragen, die theuersten Weine aus goldenen, reichbesetzten Pokalen geschlürft. So schmausten sie. Dabei führten sie lebhafte Gespräche über dies und das und lachten viel, besonders, wenn witzige Reden sich hören ließen, auf die sie ordentlich Jagd machten. Nach dem Essen ging eine Leier herum, und jeder mußte ein Stücklein darauf spielen und dazu singen. Auch unterhielt man sich mit Gesellschaftsspielen. Endlich verabschiedete der Hausherr seine wohlbefriedigten Gäste und zog sich zu Weib und Kind ins Gynäceon zurück.

So lebten sie fort, äußerlich glänzend, innerlich elend, bis sie starben. In den Armen der Krankheit und des Todes hatten sie wohl Weinen und Wehklagen um sich, aber keinen Tröster. Der Todte lag schön geputzt, mit einem blühenden Kranz ums Haupt, eine zeitlang da, und seine Freunde betrachteten ihn, wie er schläft. Dann wurde er verbrannt, was uns etwas schauerlich vorkommt, seine Asche in eine Urne gethan und in die Erde gesetzt.

Redenbacher.

4. Die olympischen Spiele.

Nun noch ein Stück aus dem gemeinsamen Leben der Griechen. Sie waren in so viele Staaten zersplittert, und die Athener wollten Athener, die Spartaner Spartaner, die Korinther Korinther u. s. w. sein; doch gab es Gelegenheiten, wo sich die Getrennten wieder als Ein Volk fühlten. So in den Perserkriegen; so auch ohne auswärtigen Feind bei ihren gemeinschaftlichen Festspielen. Deren hatten sie mehrere: die Isthmischen, die Nemeischen und andere; die bei weitem berühmtesten jedoch, an welchen sich das gesammte Griechenland betheiligte, sind die Olympischen.

Die Olympischen Spiele haben ihren Namen von dem Ort ihrer Feier; zu Olympia in der Landschaft Elis auf dem Peloponnes wurden sie gehalten, Zeus, dem höchsten Gotte, zu Ehren, der dort einen prachtvollen Tempel hatte. Sie bestanden seit uralter Zeit, wurden aber durch das glänzende Fest im Jahre 776 so sehr berühmt, daß die Griechen von da an eine neue Zeitrechnung begannen und nach Olympiaden, d. h. Zeiträumen von 4 Jahren, zählten.

Alle 4 Jahre also, im Monat Juli, strömte das griechische Volk aus allen Theilen des Gesammtvaterlandes, auch aus Thessalien und Epirus, zum Feste nach Olympia. Es war da eine Art Gottesfriede in ganz Griechenland; niemand durfte einen Pilger zum Feste unterwegs beleidigen, und im Peloponnes mußten die Waffen gänzlich ruhen. Das versammelte Volk brachte zuerst „dem Vater der Götter und Menschen" (dem Zeus) ein feierliches Opfer und sang ihm Loblieder. Hierauf begannen die Spiele, zu welchen zwei große Bahnplätze hergerichtet waren, der Hippodromos und das Stadion. In jedem saßen auf erhöhten Stühlen Kampfrichter, und rings-

umher auf den ansteigenden Höhen befand sich eine zahllose Zuschauermenge.

Unter Trompetenschall that sich jetzt die Schranke des Stadions auf, und die Wettläufer traten zuerst hinein. Sie hatten sich lange darauf vorbereitet, auch durch eine sehr enthaltsame Lebensweise, was bei ihnen viel sagen wollte. Sie stürzten jetzt auf ein gegebenes Zeichen dahin „nach dem vorgesteckten Ziele". Wer so glücklich war, es zuerst zu erreichen, der hatte gesiegt; sogleich ward sein Name sammt dem seiner Vaterstadt von einem Herold ausgerufen, und die Menge gab ihn in jauchzendem Echo (Widerhall) zurück. Im Stadion gab es noch Wettkämpfe im Ringen, im Faustkampf, im Werfen mit dem Diskus (einer metallenen Scheibe) und mit dem Speer.

In der andern Bahn, im Hippodromos, stand eine Reihe vierspänniger Wagen (alle Pferde neben einander gespannt), welche auf das gegebene Zeichen miteinander fortrasten. Am Ende der Bahn befanden sich zwei Säulen; durch diese mußten die Wägen hindurch und wieder herumlenken, um zwölfmal denselben Kreis zu beschreiben. Wer dann mit seinem Gespann am ersten zurückkam, der war Sieger. Es fand hier auch Wettrennen zu Pferde statt.

Fünf Tage dauerten die Spiele. Am Schlusse wurden die Preise vertheilt, und der beste Wettläufer wurde zuerst bekränzt. Der Preis bestand nämlich in einem Kranz von Oelzweigen, welcher dem Sieger unter dem donnernden Jubelruf alles Volkes aufs Haupt gelegt ward. Solch einen Kranz zu empfangen galt für den höchsten Ruhm. Der Bekränzte wurde bei seiner Heimkehr von seinen Mitbürgern im Triumphe eingeholt, und sein Lob erscholl durch ganz Griechenland. Darum strebten sie so sehnlich nach solch einer Krone; und darum sagt Paulus, daß wir ihnen nachfolgen und uns doch auch im geistlichen Wettkampf so mühen möchten, um aus der Hand des himmlischen Kampfrichters die unverwelkliche Krone der Ehre zu empfahen.

In der Folgezeit wurde zu Olympia auch ein Wettstreit in Kunst und Wissenschaft gehalten. Geschichtschreiber lasen ihre Werke vor, Poeten deklamierten ihre Gedichte, Bildhauer stellten ihre Statuen auf, Musiker ließen ihre Tonstücke hören; und wer nach dem Urtheile der Kampfrichter das Vorzüglichste geleistet hatte, der empfing auch seine „vergängliche" Krone.

Redenbacher.

5. Einiges vom Wesen und Leben der alten Römer.

Es war im ganzen ein biderbes (biederes), aber ein derbes, rauhes, hartes Volk, hart wie Eisen, nach Nebukadnezars Traum. Tapferkeit galt ihnen für das Höchste; „Tugend und Tapferkeit ist in ihrer Sprache (der lateinischen oder lateinischen) Ein Wort".

Alle wehrfähigen Bürger waren Soldaten, mußten je nach Umständen Kriegsdienste thun. Bei einem Kriege zogen die vom 17. bis

zum 45. Jahre ins Feld, während die vom 46. bis zum 60. Jahre die Stadt zu vertheidigen hatten. Sie mußten sich selbst ausrüsten und verproviantieren; nur der Ritter empfing sein Streitroß nebst Fourage dazu vom Staat.

Ein eigenthümliches Verhältniß fand von Anfang bei den Römern statt, das uns bisher noch nicht begegnet ist. Außer den Sklaven, welche, wie überall, auch bei ihnen vorkamen, die indessen öfters freigelassen wurden und dann sogar das Bürgerrecht erlangen konnten, gab es dort noch die sogenannte Clientel. Der angesehene Bürger hatte nämlich einen Anhang geringerer Bürger, die ihn, wo er es wollte, begleiteten, und ihn, wo er es brauchte, mit ihrem Arm und Vermögen unterstützten; das waren die Clienten (Hörige). Der, dem sie anhiengen, hieß der Patron oder Schirmherr; dieser mußte sich ihrer in allen Dingen und namentlich vor Gericht annehmen und sie auf jede Weise schützen.

Das Hauptgeschäft der alten Römer außer den Waffen war der Ackerbau. Ihn trieben alle Bürger, auch die vornehmsten, selbst. Ackerbau war bei ihnen Ehrenberuf. Handwerk und Gewerbe trieben die angesehenen Bürger nicht, nur die Freigelassenen und Clienten. Von Kunst und Wissenschaft war dazumal noch äußerst wenig vorhanden.

Die Lebensweise war bei den Allermeisten höchst einfach und mäßig; ihre Hauptnahrung bestand in einem dicken Brei, in Gemüsen und Früchten, ihr Trank in Wasser oder in einer Mischung von Wasser und Wein. Reinen Wein trank man nicht. Die Wohnungen waren sehr ärmlich ausgestattet, die hölzernen unscheinlichen, zwischen denen nur die öffentlichen Gebäude, insonderheit die Tempel, stattlicher hervortraten.

Der Vater hatte volle Gewalt über seine Kinder. Die misgebornen und schwächlichen wurden gewöhnlich gleich getödtet: er durfte aber alle seine Kinder tödten oder in die Sklaverei verkaufen. Ließ er sie lebendig und bei sich, so wurden sie von den Eltern selbst sorgsam in ihrer Weise erzogen. Die Ehe wurde in der Regel von einem Priester in Gegenwart von Zeugen geschlossen. Das Band war heilig. Ehescheidungen kamen in dieser ersten Zeit noch gar nicht vor. Eine auf Ehebruch betroffene Frau durfte der Mann gleich umbringen. Die Todten wurden am achten Tage verbrannt, ihre Asche in eine Urne gethan und ein kleiner runder Erdhügel darüber aufgeworfen.

Redenbacher.

6. Wesen und Bildung der Römer in der ersten Zeit der Republik.

Noch waren sie die kräftigen, tapfern, unverzagten Leute wie vorhin; dazu besonnen, ernst, würdevoll, streng und hart. Sie sahen auf häusliche Zucht und öffentliche Ehrbarkeit. Redlichkeit und Treue

ward gepriesen und im allgemeinen geübt. Sie befleißigten sich der Gottesfurcht im heidnischen Sinne; sie opferten und beteten viel in ihren Tempeln; auch hatte jedes Haus seine Laren und Penaten (häusliche Schutzgötter), und sie dienten ihnen täglich mit Scheu. Da ihnen aber ihr Staat als das Höchste galt, und sie sich von oben berufen glaubten, ihn groß zu machen auf Erden, so wurde freilich das Stärkste in ihrem Wesen Eroberungs- und Herrschsucht.

Ihre Lebensweise war fortan einfach und mäßig. Noch wohnten sie in hölzernen und gering ausgestatteten Häusern. Dem entsprach auch die gewöhnliche Kleidung; nur daß die Vornehmen einen goldenen Ring und die Edelfrauen bei festlichen Gelegenheiten schöne Gewänder und goldene Zierrathen trugen. Ihr Tisch pflegte mit ganz ordinären Speisen besetzt zu sein. Den großen Feldherrn Manius Curius Dentatus trafen einst Samnitische Gesandte, wie er gar nicht an einem Tische, sondern am Herde saß und Rüben, die er sich selbst gekocht, aus einer hölzernen Schüssel speiste.

Außer den Waffen war der hochangesehene Landbau noch immer ihre liebste Beschäftigung. Die vornehmsten Herren, welche kaum den Regenten- oder Feldherrnstab niedergelegt hatten, eilten auf ihre Güter hinaus, bestellten ihren Acker selbst oder gruben, pflanzten und schnitten in ihren Gärten mit Herzenslust. Und noch in spätern Zeiten, wo sie das doch den Sklaven überließen, redeten sie wenigstens mit innigem Vergnügen von dem glücklichen Leben der Alten auf ihren Bauerhöfen.

Von Wissenschaften war es lediglich die Rechts- und Kriegskunde, auf die sie sich ernstlicher legten. Das menschliche Recht bildeten sie auf der Grundlage ihres Zwölftafelgesetzes für alle Verhältnisse und Vorkommnisse lichtklar und haarscharf aus. Die Kriegskunst betrieben sie mit dem größten Eifer, und darin übertrafen sie nun schon weit alle umwohnenden Völker.

Ihre Heere waren in Legionen eingetheilt, deren jede statt unsrer Fahne einen silbernen oder vergoldeten Adler auf einer Stange führte. Eine Legion zählte ungefähr 6000 Mann. Sie theilte sich in 10 Cohorten, die Cohorte in 6 Centurien (Compagnieen). Der Centurie stand ein Centurio oder Hauptmann vor; die Hauptleute standen unter Kriegsobersten. Der Feldherr führte das Ganze. Doch hatte er noch ein paar Legaten (Generaladjutanten) an der Seite, welche nach ihm den höchsten Rang einnahmen und durch die er seine Stelle vertreten lassen konnte.

Die Waffen der römischen Soldaten waren Helme, Brustpanzer, 4 Fuß lange Schilde, kurze Schwerter und die verschiedenen Spieße.

Das Heer wurde in einer dreifachen Linie aufgestellt, voran die Hastati mit leichtem Wurfspieß, hinter diesen die Principes mit schwerem Wurfspieß, zuletzt die Triarii mit langen Spießen oder Lanzen. Die Triarier waren die stärksten Truppen, welche in hartnäckigen Kämpfen den Ausschlag geben mußten. Die Reiterei, ohne Sättel, focht zu beiden Seiten des Fußvolks.

Wenn die Römer marschierten, so hatte jeder Fußsoldat außer seinen Waffen noch 60 Pfund zu schleppen, nämlich Lebensmittel, Korb, Topf, Handmühle, Beil, Säge, Hacke, Stricke, Ketten und noch etliche Palissaden (Pfähle). War man abends an dem Platze angelangt, wo übernachtet werden sollte, so wurde jedesmal ein befestigtes Lager hergestellt. Die Soldaten arbeiteten emsiglich, bis sie um den Lagerplatz her einen breiten und tiefen Graben aus- und die Erde zu einem Wall aufgeworfen hatten, der noch mit Palissaden besetzt ward. Es war ein Viereck, hatte 4 Thore und innen Straßen und Abtheilungen. Jetzt erst kam das Heer zur Ruhe; es zog hinein, kochte sich, aß und schlief sicher, denn ein solches Lager war schwer zu erstürmen. Es war wie eine Stadt, und aus stehenden römischen Lagern ist späterhin manche Stadt entstanden.

Von feinern Künsten, Poesie, Malerei u. s. w. fand sich bei den Römern auch bis heute noch so viel als nichts. Das Bauen aber verstanden sie schon besser; und es sind hier namentlich zwei berühmte Werke anzuführen, welche sie gegen das Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. auf Betrieb des Patriciers Appius aus der Staatskasse herstellten. Das erste ist die Via Appia oder Appische Heerstraße, welche aus zusammengeschlossenen und mit Kies überschütteten Quadern unübertrefflich gebaut, von Rom 80 Stunden lang, an regelmäßigen Meilensteinen (die römische Meile betrug eine Viertelstunde), Einkehrhäusern und mancherlei Denkmälern vorüber, bis zur Campanischen Hauptstadt Capua hinablief. Das andere ist die Aqua Appia oder Appische Wasserleitung, ein meist unter der Erde, zum kleinen Theil aber auch über derselben auf Bögen fortlaufender Quaderkanal, vermittelst dessen ein reicher Quell vortrefflichen Wassers, daran Rom Mangel hatte, 3 Stunden weit her dahin geführt ward.

Redenbacher.

7. Sitten und Bildung der Römer um 146 vor Christi Geburt.

Rom erscheint bereits mit der Weltherrschaft angethan. Wie es nun schon lange breit auf seinen sieben Hügeln thront, so herrscht es auch schon weithin über die Breite der bekannten Erde. Es dehnt seine Grenzen in Europa vom ägäischen bis zum atlantischen Meere; ein Theil Afrikas und ein Theil Asiens gehört ihm zu; und viele Länder und Reiche, die es noch nicht förmlich zu seinem Gebiet geschlagen, richten sich doch nach seinem gebieterischen Willen. Zu beachten ist aber dies noch, daß wir hier zuerst seit dem Dasein des Menschengeschlechts eine weitausgedehnte Republik sehen; die vorigen größern Reiche waren alle Monarchieen.

Die Römer dieser Zeit aber hat uns das Bishergesagte schon in einer viel schlimmern Beschaffenheit als die früheren erscheinen lassen. Stolz waren sie zwar von Anfang; aber je mächtiger sie wurden, desto stolzer auch; und ihr Hochmuth war Uebermuth geworden, und dieser kennt keine Schranken der Gerechtigkeit mehr. Wie war jetzt schon die ursprüngliche Biederkeit und Redlichkeit verschwunden! Es gab wohl noch Ausnahmen, aber im allgemeinen waren sie voll der Ungerechtigkeit. Sie erlaubten sich jedes Mittel, andere Staaten zu unterdrücken; sie begingen hiezu die schreiendsten, empörendsten Ungerechtigkeiten. Da machten sie sich freilich ein Bild vor von ihrem Staate, als der von oben her berufen sei, herrlich zu werden auf Erden, für dessen Macht und Glanz alles geschehen dürfe und solle. Sie begingen aber nun auch schon für ihre eigene Person vieles und schreckliches Unrecht. In der That begann ihnen schon das Wohl des Staates zurück- und der eigene Nutzen hervorzutreten. Das Geld wurde ihnen immer werther. Sie wurden von einer wahren Geldsucht ergriffen und brachten an sich, was sie konnten. Am ärgsten trieben es die Beamten in den eroberten Provinzen, welche dieselben nicht nur für die Staatskasse, sondern auch für den eigenen Seckel ausbeuteten und zum Theil ganz greulich ausraubten. Auch die Soldaten raubten für sich und brachten aus den fremden Ländern oft ansehnliche Schätze mit heim. Die Bürger daheim neideten sie und suchten sich auf andere Weise etwas ohne Mühe zu verschaffen; sie verkauften z. E. ihre Stimme in den Comitien, daß sie Aemtersüchtige für eine Geldsumme zu Konsuln, Prätoren u. s. w. wählten, was zuletzt allgemeine Sitte ward, oder sie legten sich auf noch schlechtere Künste, um auch ihren Theil an dem Reichthum zu erlangen, der von allen Seiten in die Herrscherstadt floß.

Dieser Reichthum war freilich ungeheuer; und in seinem Gefolge gieng Prunken und Wohlleben, das den Römern immer besser gefiel. Auch die alte Einfachheit der Lebensweise verschwand je mehr und mehr. Die Häuser wurden mit schönen glänzenden Geräthen ausstaffiert, mit den aus dem Osten weggeschleppten goldenen und silbernen Gefäßen, namentlich mit den köstlichen Gemälden und Bildsäulen Griechenlands ausgeschmückt; wenn man gleich auf das Aeußere der Wohnungen in der Stadt selbst noch weniger zu verwenden pflegte, ja noch manche Patricier, wie die meisten Plebejer, hölzerne Häuser in den schmutzigen Gassen bewohnten. Aber von Innen und Außen prächtig stellten sie ihre Landhäuser oder Villen her, deren sie unzählige in der Nähe Roms und durch ganz Italien hin besaßen. Da ließen herrliche Gebäude hin, mit Bädern und allen Gemächlichkeiten versehen; Gärten mit den schönsten Statuen; Bäume und Blumen umzogen sie; große Fischteiche glänzten daran, die erst ausgegraben worden waren u. s. w. Solch eine Villa war wohl etwas Reizendes; und dahin zog sich der vornehmere Römer, wenn er von Kriegs- und Staatsgeschäften frei war; und von da reiste er dann nur manchmal auf kürzere Zeit nach Rom, um an den Versammlungen theilzunehmen. In solch einer Villa suchte er seine rechte Glückseligkeit. Aber nun nicht mehr so, daß er innigglücklich sein Feld pflügte, seine Obstbäume beschnitt, sein Gemüse zog; er saß auch nicht mehr am Herd, um sich sein Gemüse selbst zu kochen, noch die edle Römerin emsig schaffend am Wollgewebe; sie saßen in Prachtgewändern, mit Gold und Juwelen überladen, an der Tafel

und schmausten alles Gute und Theure, manchen Fisch, „der mehr als ein Ochse kostete", um sich darnach mit Spielen, Wasserfahrten u. dgl. zu vergnügen. Schon war ein gewaltiger Hang zum Schwelgen eingerissen, und durch alle Klassen der Menschen hin; die Vornehmen thatens voran, die Geringern nach, so gut sies vermochten; die Aermsten, wenn sie einmal etwas Geld in der Hand hatten, verpraßten es heute und hungerten morgen. Mit der Schwelgerei geht Wollust Hand in Hand. Auch diese wucherte auf und gewann eine furchtbare Herrschaft. Das keusche Rom ward allmählich eine Kloake der Unzucht. Schreckliche, schauerhafte Unzucht kam zum Vorschein und zwar im Dienste des Gottes Bacchus geübt.

Manche Censoren, besonders Cato, arbeiteten ernstlich gegen das ausschweifende Wesen; sie wollten mit aller Gewalt die alte römische Nüchternheit und Sittenstrenge zurückführen; sie schalten, sie drohten, sie straften; aber es war alles umsonst. Es war zu spät; in Griechenland und Asien hatten die Römer das sinnliche Genußleben kennen und lieben gelernt, und bald war es heimisch auch auf Latinischem Boden.

Dagegen hatten bis jetzt die Wenigsten die feinere Bildung der Griechen angenommen. An Kunst und Wissenschaft fanden sie im ganzen noch immer keinen sonderlichen Geschmack. Die wunderbaren Gebilde eines Phidias, Praxiteles u. s. w. standen zwar in ihren Hallen, und sie thaten sich etwas zu gute darauf; aber sie schauten sie wohl in vielen Tagen nicht an.

Außer der Kriegs-, Rechts- und Baukunde beflissen sie sich noch am meisten der Beredsamkeit, weil man diese bei den öffentlichen Verhandlungen sehr gut brauchen konnte.

Einer, aber eigentlich ein Grieche, der nur in Rom lebte, Polybius, schrieb eine sehr lobenswerthe, zuverlässige Weltgeschichte, von welcher noch Bruchstücke vorhanden sind.

Etliche der Römer, deren Natur übrigens nicht recht zur Poesie stimmte, thaten sich in der Komödie hervor, welche bei dem sonst so ernsten Volk jetzt allgemein beliebt war. Derjenige, welcher zuerst etwas Erkleckliches in der Lustspieldichtung leistete, heißt Markus Attius Plautus, von dem wir noch 20 Stücke besitzen, welche allerdings mit echtem Volkswitze gewürzt sind und das römische Leben getreu abschildern. Ein berühmter Dichter dieser Art nach ihm ist Publius Terentius Afer, nicht so körnig und kräftig als jener, aber feiner und kunstmäßiger, der wegen seiner schönen und richtig gesetzten Sprache früherhin in unsern Lateinschulen viel gelesen ward.

Wenn nun aber die Römer, Hoch und Nieder, mit namhaftem Ergötzen den vor ihnen aufgeführten Komödien beiwohnten, so war ihnen doch ein anderes Schauspiel noch unendlich lieber; das waren die Fechterspiele. In ihrem großen eirunden Circus saßen sie auf erhöhten Sitzen ringsumher, Kopf an Kopf, und schauten mit gespanntester Begier auf den Sandplatz unten hinab, wo die Gladiatoren oder Fechter — gewöhnlich Leute aus dem Sklavenstande —

mit einander kämpften. Paar um Paar bekämpften sie sich, nicht zum Scherz, sondern im bittern Ernst, auf Tod und Leben. Warum oder wozu? Bloß zur Belustigung des Römervolkes. Manchmal standen sie sich zu Fünfundzwanzigen, manchmal zu Hunderten gegenüber, etwa in fremde Kriegstracht gekleidet, um einen Kampf anderer Völker vorzustellen; und sie stritten wider einander so lange, bis eine Partei todt oder schwerverwundet auf dem Boden lag. Auch mit wilden Thieren, Löwen, Tigern, Elephanten u. s. w. kämpften sie, bis die Thiere oder sie selbst im Blute lagen; — alles bloß zur Belustigung des Römervolkes. Dieses konnte sich an dem herrlichen, oder recht gesagt, greulichen und abscheulichen Schauspiel nicht satt sehen vom Morgen bis zum Abend. Es ist aber begreiflich, daß es dabei nicht sanfter und milder, sondern immer wilder und grausamer wurde.

Redenbacher.

8. Uebersicht der deutschen Geschichte.

Die einzelnen Stämme Altgermaniens lebten particularistisch, ohne Zusammenhang und abgeschlossen, oft feindlich neben einander; doch hatten sie meistens schon ein eigenthümlich freies Gemeindeleben. Aus den gesammten Gauen eines Stammes sammelte sich zu bestimmten Zeiten, namentlich beim Mondwechsel, die Volksgemeinde. In ihr erschienen alle Freien im vollen Waffenschmucke, um unter Leitung der Priester oder Edlen über Krieg und Frieden, Leben und Eigenthum zu Rathe und Gericht zu sitzen. Hier wurde der Jüngling wehrhaft gemacht; hier geschah die Wahl der Fürsten und Herzöge. Jene waren lebenslängliche Richter aus den Edlen und hatten mit ihren Beisitzern auf offener Dingstätte Recht zu sprechen; diese waren die für die Zeit eines Krieges erwählten Heerführer. Nicht unwichtig sind die Gefolgschaften. Eine Anzahl Freier ohne Eigenthum zogen unter der Führung ihres Königs aus, um auswärts Grund und Boden, Ehre und Heimat zu erwerben. Im Laufe des zweiten Jahrhunderts traten theils durch Eroberung, theils durch freiwillige Verschmelzung an die Stelle der kleineren Stämme große Volksgenossenschaften (Gothen, Allemannen, Thüringer, Franken, Sachsen und Friesen). Die alte Gemeindeverfassung findet sich nur noch bei den letzten, sonst ist sie verschwunden. An ihrer Stelle finden sich Heeresverfassungen mit Heereskönigen an der Spitze, die sich meistens aus den alten Gefolgschaften entwickelt haben. Im Laufe der Völkerwanderung werden die Sitze dieser Stämme vielfach verschoben. An die Stelle der römischen Weltmacht tritt in der westlichen Hälfte Europas die germanische Herrschaft (Ost- und Westgothenreich), und jene führt nur noch im Osten ein trauriges Dasein. Nicht durch die Gunst des Glückes, sondern durch ihre urwüchsige Kraft waren die Germanen Erben Roms geworden; sie sind von nun an Träger der Weltherrschaft, der Geistesbildung und des Christen-

thums. Die Kelten erscheinen nur flüchtig am Eingang der deutschen Geschichte und verschwinden; die Slaven haben es nie zu einer bedeutenden Culturstufe gebracht. Aus den Resten der Römer, Kelten u. s. w. entstehen die romanischen Nationen, zunächst verjüngt durch Mischung mit Germanen. Unter den letzteren ist es den Franken vorbehalten, eine dauernde Herrschaft zu begründen. Sie unterwerfen die gesammten deutschen Stämme, mit Ausnahme der Sachsen und Friesen. In dem Frankenreiche verschwindet der letzte Rest von altgermanischer Gemeinfreiheit, und durch Eroberungen u. s. w. bildet sich die Lehensverfassung, die nun dem deutschen Leben ein ganz heiteres Gepräge giebt. Die Könige beschenkten ihre Dienstmannen mit erobertem Lande für die geleisteten Kriegsdienste. Dieses Verhältniß dehnte sich schon früh auch auf die Aemter aus, aber erst nach und nach wurde die Erblichkeit festgestellt. Die Vasallen waren dem Lehnsherrn in allen Dingen zu Dienst und Treue verpflichtet. Da die Lehnsmannen von ihrem Lehen wieder kleinere Stücke an andere als Lehen gaben, so wurden sie dadurch wieder zu Lehnsherren, und es entstand eine vielfach verzweigte Gliederung. Inzwischen hatte auch das Christenthum in Deutschland Boden gewonnen, jedoch in der bestimmt ausgeprägten Form der römisch-katholischen Kirche.

Karl der Große faßt den nationalen Gedanken der Einigung der gesammten deutschen Stämme. Sachsen und Friesen werden dem Reiche einverleibt. Die alten Herzogthümer mit ihren Volksherzögen an der Spitze, die zu sehr an die Selbständigkeit der einzelnen Stämme erinnern, werden aufgelöst. Dafür treten die Gaugrafen als kaiserliche Verwalter, Richter und Heerführer auf. Die Stammesgeschichte, wie man passend diese Zeit nennt, hatte nun ein Ende.

Im Jahre 800 nimmt eine neue Periode ihren Anfang: die Kaiserzeit. Das Reich ist ein heiliges, denn es soll den Interessen der Kirche dienen; es ist ein römisches, denn es ist Träger der Weltherrschaft. Damit war die später kommende Collision unvermeidlich gegeben. So lange Karls des Gr. Hand das Scepter kräftig und glanzvoll führte, blieb das Reich ein lebensvoller Organismus. Aber unter seinen schwachen Nachfolgern, die Karolinger genannt, kamen große Umwälzungen, die freilich von furchtbaren Leiden für die Völker begleitet waren, aus deren Zuckungen sich dann aber die drei Nationen: Deutsche, Franzosen, Italiener entwickelten.

Als Karls Scharen in Spanien gegen die Mauren kämpften, entstand hier eine neue frische Weltanschauung, die romantische genannt. Die Franken nahmen von den Sarazenen feinere Sitten und feinere Bildung, diese von jenen Achtung vor Frauen und Freiheitssinn an. Das Christenthum hatte in Deutschland eine Heimat gefunden, Romantik und Religion bildeten nun die ideelle Grundlage des Ritterthums, das sein reales Fundament in dem von Heinrich I. eingeführten Ritterdienste und in der Lehensverfassung fand. An der

Spitze der Ritterschaft steht der Kaiser, der den heiligen römischen Thron inne hat. Dagegen ist der Papst das Haupt der Geistlichkeit. Und beide Elemente, Kaiser und Papst, Ritterschaft und Clerus, ringen nun das ganze Mittelalter hindurch um die Vorherrschaft; bald obsiegend, bald unterliegend erschöpfen sie ihre Kraft.

Als das sächsische Kaiserhaus auf den Thron kam, gründete Heinrich I. das Reich neu und fest, Otto I. erhebt es zur Weltmacht. Beide beginnen die Germanisierung der slavisch gewordenen Ostlande. Otto d. Gr. richtete sein Augenmerk auf Italien. Schon in der Zeit der Karolinger sind die Herzöge wieder erstanden, aber nicht als Volksherzöge, sondern als absetzbare kaiserliche Beamte, die eine Zwischeninstanz zwischen dem Kaiser und den Grafen bildeten. Otto II. kann die Würde des Reiches nur mit Mühe aufrecht halten; unter Otto dem Kinde wird die kaiserliche Würde zu einem Schatten. Die Herzogthümer werden erblich, und ihre Inhaber beschränken den kaiserlichen Willen. Die Politik stützt sich zu sehr auf Italien, und dadurch gehen die Erwerbungen im Osten auf lange hin verloren. Heinrich der Baier nahm sich wieder mit voller Liebe Deutschlands an. Er steuert der Fehdelust der Großen, nimmt die Niederen besonders in seinen Schutz und stützt sich gegenüber der Macht der Fürsten auf die kirchlichen Großen, die er ernennt.

Die ersten fränkischen Herrscher, Konrad II. und Heinrich III., ergreifen noch einmal mit fester Hand die Zügel der Regierung. Sie stehn in voller Hoheit da, das Reich blüht im neuen Glanze. Unter Heinrich IV. gelingt es den weltlichen Großen, die Zügel gewaltig zu lockern; die Lehen werden erblich. Zugleich setzt die Kirche alle Hebel ihrer Macht in Bewegung, schafft sich eine selbständige Herrschaft und entwindet die Bisthümer der kaiserlichen Hand, so daß diese nur noch durch eine bedeutende Hausmacht und durch moralische Uebermacht einigermaßen die kaiserliche Würde hoch halten kann.

Nach einem kurzen Zwischenregiment kommen die Hohenstaufen auf den Thron. Friedrich Barbarossa, der zweite Herrscher aus diesem Geschlechte, faßt seine Stellung großartig und mit freiem Blicke auf. Sein Ideal lag wohl oft hoch über der Wirklichkeit; aber unter ihm hat das Volksleben in Sitte, Bildung, Poesie und Frohsinn seine schönste Blütezeit. Kein Wunder, daß die Sage sein Haupt mit Glorienschein umstrahlte und auf sein Wiedererscheinen zur Renovierung der Herrlichkeit des Reiches sehnsüchtig wartete. Doch kann nicht geleugnet werden, daß Italien seine Wirksamkeit für Deutschland oft beeinträchtigte. Wohl hat er mit Gerechtigkeit und Kraft die Unruhen in Deutschland beigelegt, durch männliches Auftreten das kaiserliche Ansehen dem Papste gegenüber wieder gehoben und des Reiches Glanz, des Volkes Blüte gefördert, und sein Ruhm wird nie erlöschen; aber seine häufige Abwesenheit aus Deutschland brachte hier oft Wirren der Großen unter einander hervor, die vermieden werden konnten, wenn der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit mehr in Deutschland lag. Das Geschlecht der Hohenstaufen ist von seiner

Höhe nach kaum einem Menschenalter herabgestürzt. Die Hohenstaufen hatten geflissentlich die großen Reichsherzogthümer, die ihrer Macht so gefährlich schienen, in eine Menge kleiner geistlicher und weltlicher Territorien aufgelöst; die Lehen waren zu selbständigen Fürstenthümern geworden. Trotz alles Glanzes begann also die Auflösung des Reiches, und seine Gesammtmacht lag auf Jahrhunderte danieder.

Inzwischen war ein neuer Factor in die deutsche Geschichte getreten und beginnt von jetzt an sich wirksam zu zeigen: die Städte oder das Bürgerthum. Dieses stieg aus der Verachtung und Rechtslosigkeit hervor, und Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe blühen von nun an in den Städten.

Ungefähr zwanzig Jahre lang nach dem Falle der Hohenstaufen blieb das Reich ohne Oberhaupt; es begann die schreckliche, die kaiserlose Zeit, das Interregnum. Das Ritterthum verlor immer mehr seine ideale Richtung; die Edlen wurden Wegelagerer, und das Faustrecht herrschte. Da erstand dem Reiche noch einmal in Rudolf von Habsburg ein Retter, der nicht hohen Idealen nachhing, sondern mit praktischem Blicke und sicherer Hand Ordnung schaffte. Er suchte den Schwerpunkt des Reiches nur in Deutschland und stand daher dem Lande und Volke nahe. Auf Rudolfs Nachfolger gehen wir nicht weiter ein. Die Auflösung des Reiches in Territorien, die sog. territoriale Zeit, hatte längst begonnen. Die Fürsten waren nicht mehr kaiserliche Lehnsträger und Beamte, sondern fast souveräne Landesgebieter, die nur dem Namen nach noch abhängig vom Kaiser waren. Besonders aber waren seit dem Erlaß der goldenen Bulle die Kurfürsten in den Besitz von Macht und Rechten gekommen. Aus ihrer Wahl ging der Kaiser hervor, und sie suchten nun das Entstehen eines mächtigen Herrscherhauses zu vermeiden. Nachdem die Territorien Eigenthum der Fürsten geworden waren, begannen die verderblichen Ländertheilungen; die Kleinstaaterei war in höchster Blüte, und Fürsten, Städte und Ritter untergruben in gegenseitigen Fehden die allgemeine Wohlfahrt, bis unter dem ritterlichen Maximilian der allgemeine Landfriede Ruhe brachte (1495). Roheit, Gewaltthätigkeit, Frevel und Grausamkeit hatten also den besten Boden gefunden. Den Kaisern waren die Hände gebunden, und wenn einer der einsichtsvolleren einmal Schritte zur Besserung thun wollte, wie Ludwig der Baier, so entsank ihm doch der Muth. In dieser unruhigen Zeit erstarkte jedoch die Mannhaftigkeit der Einzelnen, und Wissenschaft und Kunst fanden bei den kleinen Herren ihre eigenthümliche Pflege.

Am Ausgange des Mittelalters war durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Pulvers und die Entdeckung Amerikas die Cultur in neue Bahnen gelenkt. Das Haus Habsburg trat in den ständigen Besitz der Kaiserkrone. Kaiser Karl V. war in der Zeit seiner größten Macht Herr der Welt. Denn in seinen Landen ging die Sonne nicht unter. Aber der mächtige Fürst hatte kein Verständniß und Herz für Deutschland; er war ein stolzer Spanier. Die Kirche war durch die Vermischung der reinen Lehre mit jüdischen und heidnischen Zusätzen in den tiefsten Verfall gekommen; unter den Banden der Hierarchie schmachteten die geknechteten Völker in Geistes- und Gewissensnoth. Doch begannen sich die Geister zu regen, und eine germanische Geistesarbeit, die Reformation, bringt neues Leben. Von der bei ihren alten Satzungen bleibenden, ja sich im Tridentiner Concil noch mehr versteifenden katholischen Kirche hat sich die evangelische getrennt und das lautere Gotteswort den Völkern wiedergegeben. Aber um diese Errungenschaft hat Deutschland den langen grausen Kampf des dreißigjährigen Krieges zu kämpfen; es rettet sie mit Hülfe der germanischen Brüder aus Schweden. Die Reformation blieb bestehn und konnte das deutsche Volksleben erneuern; aber das deutsche Reich lag danieder, und die Kaiserwürde war eine nichtssagende. Den einzelnen sog. Reichsständen war die thatsächliche Souveränetät eingeräumt. Sie konnten unter sich und sogar mit fremden Mächten Bündnisse schließen (freilich vorbehältlich der Rechte des Kaisers, wie nutzlos hinzugefügt wurde); damit war die letzte Besiegelung der inneren Auflösung des Reiches und seiner Ohnmacht gegeben. Es wurde ein Spott fremder Völker und der Deutschen selbst und reifte langsam dem Tode zu, weder zur Offensive noch zur Defensive tauglich. Die habsburgischen Kaiser konnten nichts mehr ausrichten und folgerichtig nur an die Verstärkung ihrer Hausmacht denken. Schwedischer Einfluß machte sich in Deutschland in Folge des Besitzes von Pommern und Bremen-Verden in nachtheiligster Weise geltend. Die Schweiz und die Niederlande waren ganz vom Reiche gelöst, Elsaß und Metz an die Franzosen verloren. Die Städte und der Bauernstand, der freilich noch fast rechtlos gewesen war, aber sich doch im Gefühle seiner Kraft und seines Besitzes zur Zeit der Reformation gar trotzig erhob, waren vernichtet, so lag alles darnieder, und die deutsche Geschichte wie das deutsche Volk waren beinahe am Ende ihrer Tage angekommen. Doch waren, wie ein Geschichtsforscher treffend sagt, noch zwei Lebenselemente vorhanden: die Reformation, welche die gesammte Nation auf neue sittlich hohe und geistig bedeutende Lebenswege führte, und der kurbrandenburgische Staat, der nach den Worten Müllers der feste Stamm wurde, an dem das gesammte sich geistig wieder erneuernde Deutschland seinen politischen Halt fand.

In England, Frankreich und Spanien brach die Macht der großen Vasallen zusammen; es folgt die Uebergangsperiode der unumschränkten Fürstengewalt, die sich in Frankreich unter Ludwig XIV. besonders glänzend entwickelt. Deutschland erlebt die Schmach der französischen Raubkriege; sein Kaiser hilft nicht, und Brandenburg allein war noch nicht stark genug. Das deutsche Reich ist ein ohnmächtiger Körper; dagegen wissen die Fürsten, große wie kleine, sich Ludwigs Maximen zu nutze zu machen. Doch muß es hier rühmend erwähnt werden, daß Brandenburgs großer Kurfürst und

die Könige Preußens dem Staate dienten und denselben nicht ihrer Eitelkeit und Selbstsucht opferten. Sie begründeten vielmehr seine feste Einheit. Auch manche andere deutsche Fürsten machen eine ehrenvolle Ausnahme. Die Wunden des großen Krieges vernarbten allmählich, und das Leben des Volkes hob sich wieder. Im Osten hatte Preußen Ersatz gewonnen für das, was im Westen verloren gegangen war. Da entspann sich der siebenjährige Krieg, in welchem das junge Preußen seine Rechte gegen die Habsburger durchzukämpfen hatte. Verjüngt und neu gestärkt ging es aus dem Kampfe hervor. Die preußische, wie die österreichische Regierung suchten ihr Land zu heben. Das deutsche Reich war und blieb halbtodt, wenn auch durch die neu erwachende Literatur das Nationalgefühl geweckt und belebt wurde. In Frankreich vollzog sich der grausige Proceß der Revolution und brach die unbeschränkte Fürstengewalt, wie die großen Standesprivilegien. Als aber Deutschland dem anstürmenden Frankreich erlag, da sah es im schmachvollen Frieden von Lüneville (1801) zur Abtretung des linken Rheinufers sich gezwungen. Durch Secularisation und Mediatisierung suchte es innerlich zu erstarken. Als aber 1804 Napoleon I. den Herzog v. Enghien auf deutschem Grund und Boden aufheben ließ, da blieb das Reich in ehrlosem Schweigen. Ja, dem Corsen gelang es, Deutschland zehn Jahre hindurch zu knechten, und dem Kaiserthum ein Ende zu machen (1806). Deutsche Fürsten schlossen ja sogar mit ihm den Rheinbund. Preußen unterlag auch; denn einestheils war durch die Aufklärungszeit das Volk vom Christenthum mehr und mehr abgekommen, woran Friedrich der Gr. nicht ohne Schuld ist, andererseits hatte Friedrich Wilhelm II. es versäumt, die Schöpfungen jenes neu zu beleben und zu erhalten. Aber unter Napoleons Druck verjüngte sich Preußen und erstand in nie geahnter Kraft; unter der Fremdherrschaft erwachte das deutsche Nationalgefühl. Als dann Preußen voranging, um das Rettungswerk zu beginnen, da folgte ganz Deutschland nach. In blutigen Schlägen wurde das französische Joch, das unsere edle Nation geknechtet, zerbrochen. Aber was die Schwerter ehrlich hatten erworben, das haben die Diplomaten nach Blüchers Wort wieder verdorben. Trotz der Bemühungen der deutschen Fürsten und Staatsmänner duldete es das Ausland nicht, daß wir Elsaß und Lothringen zurücknahmen. Der damals geschaffene Bund mit seinen mehr als dreißig Einzelstaaten war nach der Ansicht des deutschen Volkes wenig geeignet, unsere Hoffnungen auf Herstellung eines würdigen Reiches zu befriedigen. Ihm fehlte vor allen Dingen eine feste Centralgewalt und eine Volksvertretung. Wohl blieb das Nationalgefühl im deutschen Volke nach wie vor wach, und im fünfzigjährigen Frieden erstarkte das ganze Volk, aber es fehlte die gesunde Entfaltung nach außen hin und die aktive Theilnahme des Volkes. Auf Deutschland lag ein entnervender Druck — geistig und politisch. Das in Kunst, Wissenschaften, Gewerbe u. s. w. neu erstarkte und in der Religion neu belebte Volk hielt aber an seinen nationalen Wünschen fest, und

diese thaten sich in mancherlei Weise kund. Als die Revolutionsjahre 1848 und 49 kamen, wollte das damalige deutsche Parlament die Kaiserkrone der kräftigen Hand Preußens übergeben; da aber bei Fürsten und Volk die Uebereinstimmung fehlte, lehnte Friedrich Wilhelm IV. dieselbe ab. Oesterreichs Einfluß wuchs wiederum. 1866 handelte es sich denn darum, ob das slavische oder germanische Element in Deutschland die Oberhand gewinnen sollte. Preußen siegte. Der Nordbund erwuchs aus diesen Kämpfen als starke, einheitliche Schöpfung, mit dem Süden durch Zollverband und Allianzverträge verbunden. Oesterreich war aus Deutschland ausgeschieden. Der Name der Deutschen war nun im Auslande wieder geachtet. Und im Jahre 1870 hat der neue Bund und der mit ihm verbundene Süden die Feuerprobe bestanden. Wieder war es Frankreich, das als Störenfried auftrat. Aber nun war ganz Deutschland einig, und das feindliche Heer wurde vernichtet, Napoleon erlag seinem Schicksale. Lebendiger als je verlangte die Nation nach Einigung, und wir sahen dieselbe sich vollziehen. Kaiser und Reich erstanden aufs neue; es ist nicht das alte, schwache, heilige römische Reich, sondern ein neues, nationales, ohne Vermengung mit dem Kirchenthum und ohne Weltherrschaftspläne, aber kräftig und herrlich. Jetzt schmückt die Kaiserkrone Wilhelms Haupt. Deutschland, mit Oesterreich in freundnachbarlicher Beziehung stehend, erblüht prächtig und ist für Europa ein Hort des Friedens!

(Aus des Verf. Fundamentallehre. Benutzt sind D. Müller, A. Mayer ꝛc.)

9. Die ältesten Bewohner Deutschlands.

Wir Deutschen sind wahrscheinlich nicht die ersten Bewohner unseres Landes. Vor uns lebten hier rohere Völker, deren Schädel, die noch hin und wieder in uralten Gräbern enthalten sind, durch ihre eigenthümliche Form darauf hinweisen, daß jene ausgestorbenen Stämme der jetzigen europäischen Völkerfamilie nicht angehörten. — Keine Sage, kein Geschichtsbuch meldet etwas von ihnen; denn als durch griechische Kaufleute vom heutigen Marseille aus die erste Kunde von Deutschland nach dem südlichen Europa kam, wohnten an der Nord- und Ostsee schon deutsche Stämme. Wir können also die Zustände jener Urbevölkerung nur nach den Gegenständen beurtheilen, welche man den Todten mit ins Grab gab. Daraus ergiebt sich denn, daß die urälteste Bevölkerung des Landes auf der allerunterstten Stufe menschlicher Bildung stand. Ein zugespitzter Knochen, das im Walde gefundene Gehörn eines Thieres dienten als Waffe und Hausgeräth. Später erlernte man die Kunst, aus Steinen sich das nothwendigste Werkzeug zu schaffen. Als ursprünglichstes Material diente dazu der Feuerstein (Flint), der ja in großen Massen überall im Sande unserer Heide gefunden wird. Anfangs wurde den Steinen durch Schlagen die nothwendigste Form gegeben. Zu bewundern ist

dabei aber doch die große Geschicklichkeit, mit welcher den Steinen nicht bloß die allgemeine Form, sondern auch ihre scharfe Schneide gegeben wurde. Später schliff man die Steine und verwandte als Material nicht bloß den Feuerstein, sondern namentlich auch die zäheren Grünsteine, welche als Findlingsblöcke über die ganze Ebene zerstreut sind. Es wurden zugleich größere Werkzeuge verfertigt, welche oft von einem gewissen Gefühl für Zierlichkeit und Eleganz zeugen, und deren Anfertigung gewiß Jahre in Anspruch nahm, wie wir Aehnliches aus jüngstvergangener Zeit von den Steinarbeiten der Neuseeländer wissen. — Man begrub in jener Zeit, die man als die Steinzeit bezeichnet, die Todten unverbrannt in unterirdischen Kammern, welche mit Steinen ausgesetzt waren und vielleicht als Nachahmungen der Wohnungen zu betrachten sind. Häuptlingen wölbte sich aber ein hoher Grabeshügel über ihre Todtenkammer, und auf der Spitze desselben erhob sich ein riesenhaftes Steindenkmal, aus mächtigen Granitblöcken hergestellt. Das sind die Hünengräber, an denen manche Gegenden unseres Landes, z. B. das Meppensche, so reich sind. Das ausgezeichnetste Denkmal dieser Art ist das des Giersfeldes im Kirchspiel Ankum, Amts Bersenbrück. Hier sieht man acht durch aufgerichtete Granitblöcke gebildete Steinkreise, die sich in zwei Gruppen zu je vier vertheilen. Der größte derselben ist 125 Fuß lang und in der Mitte 12 Fuß breit. Jeder dieser Kreise enthält eine Anzahl Gräber, das größte deren 46. Und über jedem Grabe erhebt sich ein besonderes Denkmal, indem vier steinerne Träger einen gewaltigen Denkstein tragen und so gewissermaßen ein „Steinhaus“ bilden. Alle diese Steine sind unbehauen und so verwandt, wie die Natur sie darbot. Weit und breit bekannt sind auch die sog. sieben Steinhäuser bei den Meierhöfen Südbostel in der Nähe von Fellingbostel an der Böhme. Es sind gegenwärtig nur noch fünf erhalten. Das größte ist ein wahres steinernes Haus. Sieben aufrecht stehende, genau an einander passende, inwendig bearbeitete, ungleiche Granitblöcke (Träger) schließen mit einem einzigen über sie hergelegten Decksteine von inwendig gleichfalls bearbeitetem Granit einen überirdischen viereckigen Raum ein, der 12 Fuß lang, eben so breit und 5 Fuß hoch ist. Der Deckstein wird, nach seiner Größe zu urtheilen, etwa 170000 Pfund wiegen. Der Eingang ist 5 Fuß hoch und 3 Fuß breit. Zwei Granitblöcke stehen wie Thürpfosten vor demselben. An den beiden Seiten der Träger ist Erde angeworfen, so daß das Ganze aus der Ferne wie ein mäßig gewölbter Hügel erscheint. — Leider fallen in unserer Zeit diese Denkmäler mehr und mehr der Gewinnsucht zum Opfer; man zersprengt diese gewaltigen Granitblöcke, um damit einen gewinnbringenden Handel zu treiben. Da ist denn sehr anzuerkennen, daß die Regierung bemüht ist, die interessantesten derselben durch Ankauf zu erhalten; aber es wäre sehr zu wünschen, daß im Volke selbst der Sinn für die Erhaltung dieser letzten Zeugen einer uralten Vergangenheit mehr und mehr geweckt würde. Nicht nur sind sie ein Schmuck unseres an Reizen oft so armen Flachlandes, sondern sie wecken auch durch ihre stumme Sprache den Sinn für geschichtliche Betrachtung und geben dem sinnigen Beobachter einen sprechenden Beweis für die allmähliche Entwickelung der Menschheit zu höherer Bildung.

Es folgte eine andere Zeit. Man verbrannte die Leichen und setzte ihre Gebeine in gebrannten thönernen Gefäßen, sog. Graburnen, bei. Dabei wurden den Todten zahlreiche aus Bronce, d. h. einem Gemisch von Kupfer und Zinn gegossene Waffen und Schmuckstücke (Spangen, Nadeln und dgl.) mit ins Grab gethan. So fand man wohl: ein Diadem, eine Broche, den Griff eines Schwertes, einen Hammer 2c. Die Arbeiten dieser Art sind schön verziert und zeugen von großer Kunstfertigkeit. Aus vielen Gründen ist es wahrscheinlich, daß sie nicht in unserm Lande selbst hergestellt, sondern ein Werk des erfinderischen kunstfertigen Volkes der Phönizier sind und auf Land- und Seewegen als Handelsware gegen Bernstein und Pelzwerke nach dem Norden gelangten; denn Bernstein wurde im Alterthum auch an unsern Küsten reichlich gefunden. Ob das Volk dieser Zeit, der sog. Bronceperiode, schon deutschen Stammes war, weiß man nicht mit Sicherheit. Als die Römer in den Kämpfen gegen die Kimbern und Teutonen 113 v. Chr. die Deutschen zuerst kennen lernten, führten dieselben bereits eiserne Waffen. Immerhin aber ist es möglich, daß unsere Vorfahren sich anfänglich jener Broncewaffen bedienten und dann zum Gebrauch des Eisens übergingen.

Nach Guthe.

10. Das deutsche Land.

Wann unsere Urväter aus dem Geburtslande der Menschheit, aus Asien, ausgegangen sind und das ihnen zugedachte Land bezogen haben, ist nicht bekannt. Die ersten bestimmten Nachrichten über das Volk der Deutschen oder — wie dieselben es nannten — der Germanen haben uns die Römer überliefert, die etwa 100 Jahre vor Christi Geburt mit zwei Stämmen derselben, den Kimbern und Teutonen, blutige Bekanntschaft machten. In jenen Zeiten, vor 2000 Jahren, da sah es in Deutschland noch gar anders aus als jetzt. Da war noch keine Straße gebaut, kein Garten, kein Weinberg angelegt, da waren noch keine Städte, welche Tausende von kunst- und gewerbfleißigen Menschen vereinigten, keine Burgen, welche die Häupter der Berge krönten, keine Kirchen, die mit ihren Türmen als bedeutsamen Zeigefingern gen Himmel wiesen. Den größten Theil des Landes bedeckte ein großer, unübersehbarer Wald, den die Einwohner Hardt nannten. Der römische Feldherr und Geschichtsschreiber Cäsar, der um 50 Jahre vor Christi Geburt lebte und unserem Vaterlande selbst auch vom Rhein herüber einen kurzen kriegerischen Besuch gemacht hat, nennt jenen Wald den hercynischen und versichert, derselbe sei über 9 Tagereisen breit und über 60 lang gewesen. Unser Schwarzwald, Odenwald, Spessart, Thüringer Wald,

das Riesengebirge, der Böhmerwald, der Harz und viele andere andere sind davon noch Ueberbleibsel. Ungeheure Eichen, Buchen und Tannen erhuben ihre Kronen in die Lüfte und bildeten ein so dichtes Schattendach, daß die matten Sonnenstrahlen nicht hindurchdrangen. Die Wurzeln bäumten sich oft wieder vom Boden empor, daß man unten durchgehen konnte. Große Sümpfe bedeckten die Niederungen. Der Rhein, die Donau und alle die vielen Waldströme, damals viel größer und reißender als jetzt, hatten von einer Bergwand zur andern freien Lauf, nirgend eine Eindämmung oder ein auf andere Weise geregeltes Flußbett. — Man hatte weit zu gehen, bis man wieder einzelne zerstreut liegende Hütten sah; aber ganze Rudel Wild liefen umher, daß einem Waidmann das Herz darob lachen mochte. Damals hatten aber auch noch Bären, Wölfe, Luchse Jagdgerechtigkeit in den deutschen Wäldern, und die kunstsinnigen Biber bauten sich ihre Häuser an Flüsse und Bäche und fischten ohne Pachtgeld, und Fischottern hielten mit. Renn- und Elennthiere durchstreiften die Wälder, auf den Höhen wohnte der Steinbock. Das größte und gefährlichste Thier war aber der Ur oder Auerochs. Der soll nicht viel kleiner gewesen sein als ein Elephant und von unglaublicher Stärke und Behendigkeit. Er stürzte auf Menschen und Thiere los und konnte nicht gezähmt werden. Die alten Deutschen waren nicht links und hatten das Herz auf dem rechten Fleck; aber den Ur fingen sie doch selten in freier Jagd, sondern meist in Gruben. Seine Hörner gehörten zu ihren kostbarsten Geräthen. Außer obigen Thieren liefen noch ganze Herden wilder Pferde umher, und Schwärme wilder Bienen führten da und dort auf ihre Hand ihre sinnige Haus- und Staatswirtschaft.

Die Luft war wegen des Waldes und der Sümpfe meist nebelicht und rauh; der Winter dauerte viel länger als jetzt und war härter. In einem so feuchten Boden gediehen besonders gut die Rettige, auch wilde Spargel, Rüben und dgl. Bohnen wurden fleißig gebaut, auch Roggen, Hafer, Gerste und Hanf oder Hemp, davon das Wort Hemd entstanden ist. Von Obst war einheimisch der wilde Apfel und die Waldkirsche. Vieh war fast der einzige Reichthum der Deutschen; Molken, Wildpret und Fische ihre hauptsächlichste Nahrung. Ihr Brot waren dünne Kuchen, die am Feuer geröstet wurden. Aus Hafer kochten sie einen Brei. Butter verstanden sie zu bereiten, Käse machen aber lernten sie erst von den Römern. Geld kannten sie nicht.

So sah es etwa vor 2000 Jahren in Deutschland aus. Und was ist nun im Lauf der Jahrhunderte aus diesem rauhen Lande geworden? — Das zeigt der Augenschein.

Die weiten Fluren, die sich, mannigfaltig von Thälern durchschnitten, von den höchsten Alpen über dem mittelländischen und adriatischen Meer in unbestimmte Grenzen westlich an den Ufern der Maas und der Schelde hinab, und östlich von der March hinüber zur Oder, bis zum Ausfluß der Weichsel, zur Nord- und Ostsee hinbreiten, nennen wir Deutschland. Auf 11600 Geviertmeilen breitet sich des Landes Grund und Boden aus, eine Linie von seiner äußersten Nord- zur äußersten Südspitze mißt 150 Meilen, eine andere von der äußersten West- zur äußersten Ostspitze gegen 140 Meilen.

Dieses Land in dieser Ausdehnung gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem Lauf. — Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, die größte Abwechselung, die reichste Mannigfaltigkeit, köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt Deutschland alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Unter dem ewigen Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An den kahlen Felswänden ziehen sich üppige Thäler hin. Anders sieht es wieder gegen Norden aus. Neben Moor und Heide, nur von der bleichen Binse und von der Brombeerstaude belebt, und menschlichem Fleiße nichts gewährend als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauern Holzapfel bis zum lieblichen Pfirsich. Hoch auf den Bergen des Landes erheben Buchen und Tannen und gewaltige Eichen ihr Haupt zu den Wolken empor und blicken über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichen Wein erzeugen, in der Ferne und in der Nähe gesucht und gewünscht, von Hohen wie von Geringen.

Kein reißendes Thier schreckt, kein giftiges Gewürm dräuet. Aber Ueberfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinnst, der Stier verkündet Kraft und Stärke in Bau und Gestalt, das Pferd geht lustig einher im Fuhrwerk, prächtig vor fürstlichen Wagen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd und dort.

In ihrem Innern verbirgt die deutsche Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung zu und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergbewohner belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürz, dem Salz, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und den Schmuck des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Mann zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volk.

Ein solches Land mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist vom Schöpfer unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt der Sitten und Tugend und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Auch ist das Land nicht umsonst bestimmter Grenzen beraubt, gegen Morgen wie gegen Abend und selbst gegen Mitternacht.

Die Bewohner können sich gegen Neid, Uebermuth und Habsucht fremder Völker auf nichts verlassen als auf Gottes Schutz und Recht und ihren Arm. Es giebt für sie keine Sicherheit, als in ihrem festen Zusammenhalten, in ihrer Einigkeit, in ihrer sittlichen Macht.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zu der Welt. Aber das Meer drängt sich nicht so verführerisch an sie hinan oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimatlichen Boden so leicht entfremdet werden könnten; vielmehr bleibt in ihnen die Sehnsucht zu der Welt ihrer Geburt und die Liebe zu dem Boden ihres Vaterlandes.

Nach Schreiber, Müller, Luden.

11. Die deutschen Völkerschaften in der Urzeit.

Alte Märchen, halb verklungene Sagen unserer Vorfahren führen manch seltsames Gebilde mit räthselhaften Mienen herauf; wie auf vielgespaltener Baumrinde eine verwachsene, moosbedeckte Schrift oder an zerbröckeltem Gemäuer ein verblichenes Bild unter Spinngeweben, verwirrt es den zweifelnden Blick; aber ein kundiges Auge weiß die Züge zu deuten und erkennt in der verwitterten Gestalt den Ausdruck lange vergangener Tage. So giebt uns der Sagenforscher manchen werthvollen Wink für Ergründung der Zeiten, in welche die Geschichte nicht reicht. Er sagt uns, daß einst vor Jahrtausenden eine Zeit war, da unser Volk noch nicht im deutschen Lande wohnte, daß seine Wiege im Morgenlande stand, unter der wärmeren Sonne Asiens. Und dieses Ergebniß der Sagenforschung wird bestätigt, geklärt und erweitert von den Resultaten einer anderen Wissenschaft, die auch eine Erwerbung der erfindungsreichen Neuzeit ist, der Sprachvergleichung. Sie ist für die Erscheinungen der Vorzeit ein sicherer Prüfstein. Denn die Sprachen sind die ältesten Denkmale der Völker, und in ihnen prägt sich deren Wesen und Entwickelung am deutlichsten und unvertilgbarsten aus. Wo nun in den Sprachen jetzt räumlich oder zeitlich getrennter Völker sich durchgreifende Uebereinstimmungen in der Art, die Dinge zu bezeichnen, so wie unzweifelhafte Aehnlichkeit in dem ursprünglichen Bau der Wörter findet; da schließen wir, daß diese Völker verwandt sind und ihre Ahnen zur selben Zeit und in demselben Raume miteinander lebten.

So weiß man, daß unser Volk ein Glied der großen Familie von Völkern ist, die heutzutage vom Ganges durch Vorderasien und Europa bis zum atlantischen Weltmeer hin wohnen, und die man nach ihren hervorragendsten Zweigen die indogermanische nennt, daß außer den Indern und Germanen die Perser, Griechen, Römer, Kelten, Slaven mit allen ihren Sprossen und Abarten zu ihr gehören, und daß die früheste Heimat aller dieser Stämme das Land an den Abhängen des großen Quergebirges ist, welches Vorder- und Hinterasien von einander trennt. Da, auf den weiten Fluren des Hochlandes von Iran und Baktrien, von dem Hindukuhgebirge bis zum Kaspisee, weideten sie in grauer Vorzeit ihre Herden. Von hier trennten sich in einer Zeit und unter Umständen, von denen keine Erinnerung mehr im Menschengeschlechte erhalten ist, die Stämme in Wanderungen nach verschiedener Himmelsrichtung. Ein Zug ging nach Nordwesten durch die Pässe des Kaukasus und breitete sich nördlich vom schwarzen Meere zur Donau hin und an dieser aufwärts ziehend nach dem südlichen und westlichen Europa aus: die griechischen, italischen, keltischen Völkerschaften. In den schönen, von der Natur reich gesegneten Ländern, die sie da einnahmen, haben sie sich zu herrlicher Kultur entfaltet: vor allem die griechische und römische Welt, obgleich nun lange untergegangen, ist noch die Grundlage unserer heutigen höheren Bildung. Langsamer, aber beharrlich und dauerhaft entfaltete sich das Leben des germanischen Volksstammes. Auch er wanderte, aber in späterer Zeit, durch die Pforten des Kaukasus und stieg nieder in die Fluren nördlich vom schwarzen Meere, in welches die gewaltigen Ströme münden, der Don, der Dnieper und die Donau. Diese zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da verbreiteten sie sich allmählich, dem Laufe der großen Flüsse folgend, die zur Ostsee hinströmen. An der Küste derselben erfolgte eine neue Trennung, indem viele über den Sund nach dem nördlichen Lande hinüberzogen und dort ein eigenes Volk, das skandinavische, bildeten, die anderen aber diesseits der Ostsee zurückblieben und sich von der Weichsel bis zum Rheine hin ausbreiteten. Die Einwanderer fanden in vielen Theilen dieses Landes bereits frühere Ankömmlinge, Kelten, vor, die sie nun theils unterjochten, theils nach Süden in die Alpenländer*), theils nach Westen über den Rhein, nach Gallien, einem Hauptlande der Kelten, drängten. Von den Kelten auch wurden sie, obwohl in viele Theile zerfallend, als ein einziges Volk aufgefaßt und mit einem Gesammtnamen „Germanen“ bezeichnet. Erst in sehr viel späterer Zeit (im 9. Jahrhundert n. Chr.) kam das Wort „deutsch“ (theodisk, diutiska) zur Bezeichnung unserer Sprache, dann unseres Volkes und Landes auf.

Das Land, das die deutschen Stämme so gewonnen, erstreckte sich von der Weichsel, wo sie slavische Völker zu Nachbarn und Unterthanen hatten, bis zum Rhein und von der Ost- und Nordsee bis zu den böhmischen Gebirgen und der Donau**). Es war ein reichgegliedertes Land von mannigfaltiger Gestaltung. Thäler und Berge

*) Wo einige Namen, z. B. Lech (= Loire), Isar (= Isère), noch den keltischen Ursprung verrathen.

**) Zwischen Main und Donau und in Böhmen saßen noch lange Kelten, die erst von den Deutschen aus diesen Gegenden verdrängt wurden.

wechselten da, breite Küstenfluren, weite Hügellandschaften; dürre Heiden, sumpfige Marschen an den mächtigen Flüssen, dann wieder fette Ackertriften und waldige Höhen. Rauh und unfreundlich erschien es, voll ungeheurer Wälder und Sümpfe die Luft von häufigen Nebeln und Regenwettern feucht und kühl. In den Morästen hauste furchtbares Gewürm und in den finstern Wäldern und Bergschluchten der riesige Ur, das Elennthier, Wolf und Bär. Aber dem kernhaften Volke der Deutschen gefiel das rauhe Land, im Kampfe mit der wilden Natur erprobte es freudig seine Kraft. Mit schwerer Arbeit und zäher Ausdauer hat es den kargen, doch nicht undankbaren Boden bezwungen und Deutschland zu einem reich gesegneten unter den Ländern des Erdkreises gemacht. Darum gehört es auch unserem Volke eigener an, als üppigere Gegenden ihren Bewohnern, weil es zum großen Theile so recht das Werk seiner Hände ist.

In zahlreiche Stämme spaltete sich bald das deutsche Volk, die sich oft bekämpften, oft auch zu gemeinsamen Zwecken in kleineren oder größeren Vereinen verbündeten. Aber alle ähnelten sich wie Brüder in Körperbildung, Sinnesart und Lebensweise. Daher war ihnen denn auch in späteren Tagen die Sage gemeinsam, daß sie alle, so viele ihrer in dem großen Lande vom Rheinstrom bis zur Weichsel, von den Bernsteinküsten bis zu den schimmernden Alpen wohnten, von drei Brüdern, Söhnen des *Mannus* abstammten, welchen der göttliche Held *Thuisto* (Thuisko) gezeugt, diesen aber habe die deutsche Erde geboren; dann, im Laufe der Zeit hatte sich bei ihnen, je mehr sie mit ihrer neuen Heimat verwuchsen, die Erinnerung an ihre ursprüngliche Abkunft aus Asien verloren, und sie glaubten sich *eingeboren* auf dieser ihrer geliebten Erde.

Groß, stark und schön waren die Deutschen in alter Zeit. Keuschheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Riesen erschienen sie den Menschen des Südens. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut; in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickte Muth und Freiheitsstolz; so schritten sie einher in ihren einfachen Gewanden, die Männer mit Mänteln, die mit Schnalle oder Nadel zugeheftet, oder in Pelzen, die Reicheren in enganliegenden Kleidern, die Frauen am liebsten in bunten linnenen. Die Häuser waren aus Holz, weiß angestrichen; Speicher und Scheunen waren selten dabei, die Früchte des Bodens bewahrte man meist in der Erde. Die ältesten Geräthschaften waren meist aus Stein, später aus Bronce und Eisen; die Speisen die des einfachen Naturmenschen, Früchte des Feldes und Fleisch von der Herde und dem Wilde. Das beliebteste Getränk war Bier; Wein kauften sie von den Nachbarn. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig gestählt, das neugeborene Kind in kaltes Wasser getaucht, das heranwachsende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter

in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwertern oder Lanzenspitzen einher; solcher Schwertertanz war das einzige Schauspiel, woran das Volk Gefallen fand, und der Beifall des Volkes lohnte die Kecksten und Geschicktesten reichlich. War der Jüngling mannbar geworden, dann machten die Edelsten des Stammes in der Volksversammlung ihn wehrhaft; dieses hieß man die „*Schwertleite*". Des Mannes liebste Lust war, mit dem Feinde sich zu messen oder das riesige Wild zu erlegen. Das Mädchen hingegen lernte Sitte und Zucht bei der keuschen und treuen Mutter. Die Jungfrau gab nur dem Tapfersten ihr Herz, und nur ein solcher durfte sie freien. Daher stammt das Wort „freien", weil der Mann, der bis dahin unter der Vormundschaft („Munt") des schützenden Hausvaters gestanden, durch die Heirat selbstständig ward. Der Mann brachte dem Weibe zum Witthum Waffen und Roß und am Morgen nach der Hochzeit eine gleiche Gabe; die ward des Weibes Vermögen. Die Verlobung aber ward im öffentlichen *Mal* (d. i. in der Volksversammlung) gehalten; daher das Wort „*vermälen*". Vielweiberei war bei den alten Deutschen nicht üblich, Keuschheit hochgeehrt, die Ehe heilig; Ehebruch wurde für die größte Schande gehalten und als solche bestraft. Denn im Weibe ehrten sie etwas Heiliges und Gottverwandtes; die Frauen hatten die Gabe der Weissagung und waren so treu, daß sie die Gatten selten überleben mochten. Die Fülle der Kraft galt unsern Urvätern so hoch, daß sie kranke Kinder lieber umbrachten, als zu Krüppeln heranwachsen ließen, und daß die Alten, wenn sie sich für nichts mehr tüchtig hielten, sich selber den Tod gaben.

Nur der *freie* Mann war damals berechtigt, nur er durfte Waffen führen und das Zeichen der Freiheit, langes Haar, tragen. Frei aber war jeder, so lange er nicht in Kriegsgefangenschaft gerieth, oder zur Strafe eines schändlichen Verbrechens oder in der Leidenschaft des Würfelspieles, die Freiheit verlor, oder aus Armut sich selbst in die Knechtschaft eines Begüterten gab. Denn Grund und Halt der Freiheit war der Besitz, das Gut; das bestand damals in Land; bewegliches Vermögen gab es damals wenig. Abgesondert von den andern baute sich jeder einzelne Hausvater aus gewaltigen Stämmen schlicht und recht das Haus auf seiner Scholle und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk; das war sein und der Seinigen unverletzliches Heiligthum*), und er waltete darin nach alter Sitte, wie ein Priester, Richter und Fürst seiner Familie. Solch ein freies festes Gut, das dem Geschlechte durch Erbschaft der Söhne verblieb, war ein *Allod*. Unter des Hausvaters Gewalt standen die Unfreien, die Knechte, und bebauten das Land, was dem Freien unwürdige Beschäftigung schien. Schon bei der ersten Ansiedelung entstanden zahlreiche Dörfer, deren Häuser jedoch, wie schon angedeutet, nicht fortlaufende, geschlossene Straßen bildeten (denn so enge

*) My house is my castle.

Einschließung war den alten Deutschen verhaßt), sondern zugleich von Hof und Garten umgeben waren. In vielen Gegenden aber, wie noch heute in einigen Theilen Schwabens und Westfalens, waren die Einzelhöfe vorherrschend, deren Besitzer dann den lockeren Verband einer Markgenossenschaft bildeten. Ein tiefer Zug der Gemeinsamkeit lag aber in der Art und Weise, wie der Acker vertheilt wurde. Denn nicht bloß Weide und Wald gehörten (als „Mark“) der ganzen Gemeinde, wie noch bis heut in vielen Gegenden, sondern auch die Flur und das Ackerland wurde anfangs als gemeinschaftliches Eigenthum angesehen und zur Mark gerechnet. Man theilte es in eine bestimmte Anzahl von Stücken, welche an magerem und fettem Boden, Weide und Wiesengrund möglichst gleich waren, und wies sie, wohl durch das Los, den Geschlechtern zur Benutzung an; welche dann jährlich wechselte. Erst mit der Zeit bildete sich das Sondereigenthum aus. Der Ackerbau war zuerst Hackwaldwirtschaft; Acker, Weide und Wald gehörten zusammen. Bei der Vertheilung des Landes nahm man gewöhnlich hundert Hufen in Angriff; wuchs die Bevölkerung, so wurde nach denselben Regeln eine neue Ansiedelung gegründet.

Eine staatliche Vereinigung der Stammgenossen bestand nur in so weit, als sie gegen äußere Feinde und zur gegenseitigen Verbürgung der Sicherheit ihrer Person und Habe eine Genossenschaft bildeten. Zu dieser gehörten eigentlich nur die freien und angesessenen Männer des Stammes. Diese waren aber auch alle gleichberechtigt und gleichverpflichtet, „mitzurathen und mitzuthaten.“ Sie hatten das Recht, bei den gemeinsamen Angelegenheiten mitzuwirken, aber auch die Pflicht, dem Aufgebot zum Heere zu folgen. So waren zunächst die hundert Männer, deren Hufen in Feldgemeinschaft standen, vereinigt; sie kämpften auch zusammen im Heere und bildeten die Hundertschaft (Cent). Im Laufe der Zeit hatten sich unter den freien Grundeigenthümern einzelne Geschlechter durch alten Ruhm und reichen Besitz hervorgethan; diese hießen Edle (Adelinge) und genossen großes Ansehen. Auch ihre Höfe gehörten zur Hundertschaft. Mehrere Hundertschaften bildeten den Gau.

Der Charakter der deutschen Gemeinden war Selbstverwaltung. In regelmäßigen Volksversammlungen der Hundertschaft und des Gaues zur Neumonds- oder Vollmondszeit traten die Freien und Edlen zusammen, alle bewaffnet, denn die Gaugemeinde war zugleich eine Waffengenossenschaft. An der Malstatt auf der Mark, meist unter heiligen Bäumen, war der Ort. Hier wurden nun, nachdem der Priester heiligen Frieden geboten und durch Lose die Zustimmung der Götter zum Beginn der Berathung erhalten hatte, die gemeinsamen Angelegenheiten berathen, beschlossen, Zwistigkeiten beurtheilt, Recht gesprochen, über Krieg und Frieden bestimmt, Obrigkeiten gewählt. Die angesehenen vornehmen Gemeindeglieder hatten zumeist das Wort, aber nur zu rathen, nicht zu gebieten; Waffengeklirr der Versammlung verkündete den Beifall, Murren das Gegentheil.

Auch die Wehrhaftmachung des Jünglings geschah hier in der Volksversammlung, weil er durch diese Feierlichkeit aus dem Kreise der Familie in das weitere Leben der Gemeinde aufgenommen wurde.

Zu den wichtigsten Angelegenheiten des Volkes gehörte die Rechtspflege; sie war öffentlich und mündlich, das ganze Volk übte sie theils in den Versammlungen der Hundertschaft, theils in der Gaugemeinde. Die Freiheit gab den höchsten und ersten Anspruch auf den Genuß des Rechts; denn nur Freie wurden als Personen, Unfreie („Hörige“ und „Leibeigene“) wurden bloß als Sachen betrachtet; nur der Freie hatte echtes Eigenthum. Es wurde gerichtet über Verletzung von Leib und Leben, von Freiheit und von Ehre, über Eingriffe in das Recht des Besitzes, welches man sich im engsten Zusammenhang mit jenen dachte, endlich über Verbrechen gegen das Vaterland, also über Mord und Todtschlag, Gefangennehmung, Entführung und Entehrung, Raub und Diebstahl, Heeres- und Landesverrath. Das Volk wählte zum Rechtsprechen aus seiner Mitte besondere Männer, welche das Urtheil fanden und das Recht wiesen, und einen Richter, der die Ordnung hegte. Dieser saß unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage auf der Malstätte, einer Bergeshöh oder unter einem heiligen Baum, mit verschränkten Beinen, auf einem Stuhle, angethan mit einem Mantel und einen Stab in der Hand, beides zum Zeichen seiner Gewalt, und ließ in dem zum Hegen des Gerichts abgesteckten Raume Kläger und Beklagte vor sich und die Geschworenen treten. Als Beweismittel galten Zeugenaussagen, Eid und Eideshelfer, und in Fällen, wo die Wahrheit durch solche nicht ermittelt werden konnte, überließ man später dem Himmel die Entscheidung durch Gottesurtheile (Kampf, wobei der Sieg des Siegers Recht erwies, — Feuer- oder Wasserprobe); in peinlichen Sachen genügten zur Verurtheilung Eingeständniß („gichtiger Mund“) oder Betretung auf der That („handhafte That“ oder „blickender Schein“). Die Sühne wurde als Privatsache des Klägers betrachtet, welcher durch das Verbrechen des Beklagten einen Verlust erlitten hatte; daher galt statt der früheren Blutrache das „Wergeld“, sogar zur Sühne von Mord oder Verwundung, weil dabei das Gesammtinteresse der Familie beeinträchtigt war und Schaden nahm. Bei der Abschätzung des Wergeldes wurde auf den Stand und die Bedeutung des Gekränkten Rücksicht genommen. Wer zum Beispiel Richter, Edle und Freie kränkte, mußte seine Schuld um das Doppelte und Dreifache an Waffen oder Vieh höher büßen, als wer unfreie Männer und zumal Sklaven versehrt hatte; ein Weib mehr als ein Mann, und am allermeisten, wer den freien Mann in seinem Allod oder gar auf der heiligen Malstätte gekränkt. Todesstrafe gab es meist nur für Unfreie oder für Verräther; diese letzteren empfingen den rechten Lohn, der ihnen gebührte, — den Strick; Feiglinge und Schandbuben wurden in Sumpf und Moor geworfen. Kerker kannte man nicht; die Leibeigenschaft war als Strafe für gewisse Verbrechen schon bitter genug.

Außer Richtern, die dem Volksgerichte vorzustehen hatten und dazu von der Gemeinde erwählt wurden, gab es bei den meisten deutschen Stämmen im Frieden keine Obrigkeit; die ganze Gemeinde entschied und vollführte alles. Nur wenn das Volk in Gefahr und der Krieg beschlossen war, wählte es den Tapfersten zum Führer des Heerzuges, hob ihn jauchzend auf den Schild und begrüßte ihn als Herzog. War der Krieg beendet, so hatte auch seine Würde ein Ende. Aber es war natürlich, daß die Reichsten, Klügsten, Tapfersten unter den Freien und Edeln vor den andern Ansehen und Einfluß gewannen; ihnen vertraute das Volk daher gern eine gewisse Führerschaft in allen gemeinsamen Dingen auch im Frieden an, ohne daß sie eine bestimmte gesetzliche Würde oder Macht besaßen, als die Gemeinde ihnen eben freiwillig gewährte. Solche hervorragende Gemeindeglieder hießen Fürsten. Unter dauernder Herrschaft einzelner und zwar von Königen standen nur wenige, hauptsächlich östliche Stämme. Die Natur des Landes war darauf nicht ohne Einfluß. Denn der fruchtbare Boden der großen Flußniederungen im Westen begünstigte die Gründung kleiner Gemeinden, während in den östlichen rauheren und weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht einladenden Gebieten die Völkerschaften sich auf größere Strecken verbreiteten und deshalb umsomehr das Bedürfniß einer einheitlichen Leitung und Obrigkeit fühlten. Während die Könige alle wichtigen Theile der Herrschaft, die priesterliche, richterliche, kriegerische, in sich vereinigten, beschränkte sich der Wirkungskreis der Fürsten darauf, daß sie über die minder wichtigen Angelegenheiten im Frieden berathschlagten und die bedeutenderen zur Beschlußfassung der Volksversammlung vorbereiteten. Außer ihrem eigenen größeren Besitze erhielten sie eine freie Ehrengabe an Vieh oder Früchten.

Bewaffnung und Kampfart waren noch ziemlich unvollkommen. War der Krieg von der Gemeinde beschlossen, der Herzog gewählt, so ließ dieser das Aufgebot zur Volksbewaffnung (Heerbann) ergehen. Von Hof zu Hof verkündete es der „Heerpfeil"; die Wehrmänner scharten sich zusammen, brachen auf und holten die Feldzeichen, die in den heiligen Hainen aufgehoben waren; auf Wagen folgten ihnen die Frauen mit den Kindern. Auf dem Schlachtfelde reihten sich die Männer eines Geschlechts, die Gemeinde, die Gaue an einander; hinter den Kriegern die Frauen auf der Wagenburg. Der Angriff begann mit wildfreudigem Kriegsgeschrei und Gesang, furchtbaren Ungestüms; der Kern war das Fußvolk; die Kecksten davon mischten sich unter die Reiter, hingen sich an die Mähnen der Rosse und stürmten so, wie im Fluge, mit voran. Auch zu lebendigem Keile zusammengedrängt, gingen sie gern in die Schlacht; da weihten sich die vordersten dem Tode. Sonst verstanden sie in den ältesten Zeiten nichts von den feinen Listen der Kriegskunst; Angriff und Ringen, Mann gegen Mann, galt alles. Nicht die unwiderstehliche Wuth beim Angriff allein, — auch ihr Anblick schreckte den dessen ungewohnten Feind. Denn noch größer machte die ohnehin schon rie-

sigen Gestalten ihre Rüstung; als Helm trugen sie die Schädelhaut eines Thieres, woran die Hörner und Ohren stehen geblieben, als Mantel das Fell, dazu einen langen, bemalten Schild, hinter dem der Mann sich bergen konnte; der nervige Arm schwang die „Framea" (oder „Spathe"), einen Spieß mit gleißender Steinspitze, oder die lange Lanze, die Axt, die Keule, das Messer („Sachs"). Während die Männer fochten, walteten die Frauen wie Schicksalsgöttinnen in der Wagenburg, pflegten der Verwundeten, sangen den Ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückflohn; und war alles verloren, so würgten sie ihre Kinder und sich selbst, um verhaßter Knechtschaft zu entgehen. Siegten die Deutschen, so vertheilten sie die Beute und die Gefangenen unter einander, dann zogen sie heim und opferten einen Theil den Göttern.

Eine andere Heerfahrt war die auf Abenteuer und ging mehr von einzelnen, besonders von Fürsten aus. Es war ein wichtiges Vorrecht derselben, aus bewaffneten Männern, die sich freiwillig zu ihrem Dienste erboten, ein Gefolge (Geleite) zu halten, das ihnen im Frieden als Ehrenwache, im Kriege als Schutzwache diente. Diese ihre Leute, ihr „Gasindi", ernährten sie im Frieden und theilten im Kriege mit ihnen die Beute. Zu solchem Waffendienste drängte sich die kriegsfrohe, abenteuerlustige Jugend, insbesondere die vielen Freien, welche keinen Landbesitz hatten (der meist, zumal wenn er klein war, ungetheilt auf die ältesten Söhne vererbte), endlich Vertriebene (Recken, Gäste). Denn dies Dienstverhältniß verringerte die persönliche Freiheit nicht, brachte vielmehr dem Herrn wie dem Dienstmann Ehre und Vortheil. Unverbrüchliche Treue herrschte zwischen beiden. Lohn und Ruhm, Noth und Tod theilten sie miteinander; und als höchster Schimpf galt es, den in der Schlacht gefallenen Führer nicht mit Aufopferung des eigenen Lebens zu rächen. Thatendurstig zog diese mit den stärksten sittlichen Banden verkettete Schar in den Kampf, als Vorkämpfer ihres Volks erobernd oder auf eigene Hand Ruhm und Beute gewinnend. Solche Führer einer Gefolgschaft hießen später Heerkönige, sie sind nachmals in den fremden eroberten Ländern zu wirklichen Königen geworden, denn alles germanische Königthum beruht auf Sieg und Waffengewalt.

Mit diesen freien Dienstmannen sind jene oben erwähnten Knechte oder Leibeigenen durchaus nicht zu verwechseln. Dieselben bildeten einen ziemlich zahlreichen Stand, vermehrt besonders durch unterjochte Kelten und später Slaven (Sklaven), waren ganz in der Gewalt des Hausherrn, als dessen abhängige Bauern (Liti, Lassen) sie gegen eine bestimmte Leistung an Diensten und Abgaben die Nutznießung des von ihnen bebauten Ackers erhielten. Im ganzen wurden sie von den Herren milde behandelt.

Bei solcher Verfassung erhielten sich bei den alten Deutschen lange die alten Sitten und Tugenden, Treu' und Redlichkeit, Gastfreundschaft und Keuschheit und der feste Muth, der den Tod verachtet. Der Mann lebte nur dem Kriege, und im Frieden meistens

nur dem edlen Waidwerk und dem Gelage. Da zechte er bei Harfenklang und Gesang der „Skalden“ (oder „Schalten“), unterm Schall der Heldenlieder, aus den Hörnern des Urs Bier und Meth. Die Frau besorgte indessen das Hauswesen und der Leibeigene den Acker. Schlimm genug wars, daß der Mann beim Trunk kein Maß und beim Würfelspiel kein Ziel kannte; in der Hitze des Trunks und Spiels bedachte sich keiner, wenn er alles verloren, sich selber auf den Würfel zu setzen; verlor er den letzten Wurf, so war er der Sklave dessen, der gewonnen hatte. Auch war beim Trunk der Freund vor seinem besten Freunde nicht sicher, und aus manchem Becher wuchs ein Zweikampf.

Der Götterglaube der alten Deutschen war — das läßt sich aus den verschiedenen Bruchstücken erkennen, die theils in ihrer Urform, theils von fremdartigen Anschauungen überwachsen, zu Tage liegen, — eine Naturreligion, einfach, ihrem Charakter entsprechend. Nicht zu verkennen ist die Ahnung eines einzigen höchsten Wesens, eines schöpferischen, allerhaltenden, ewigen; eine Ahnung, die sich besonders in Sagen und Liedern des germanischen Nordens wie ein heller Streifen durch das Halbdunkel ihrer Götter- und Heldengeschichte zieht und wie der Vorbote eines schöneren Morgenrothes die Weltanschauung von Gegenwart und Zukunft säumt. Aber nicht in Tempeln beteten sie, sondern in heiligen Hainen, an uralten Bäumen. An die Spitze der deutschen Götterwelt stellt man mit Recht die Gottheiten, deren Namen noch in unsern Wochentagen erhalten sind; nämlich den Kriegsgott Ziu (Tyr, Saxnot), von welchem der Dinstag (englisch Tuesday) benannt ist; Donar (Thor), den Donnergott, den wilden, heldenhaften, aber auch listigen, drum war ihm der Fuchs heilig (Donnerstag, Thursday); Freyr, der Frieden und Fruchtbarkeit gab mit seiner Gemahlin Freia, die Götter der Liebe und Freude (Freitag, Friday); und als höchsten Wuotan (Odin, Godan) (Wednesday, Mittwoch). Diese obersten Götter hießen Asen (Ansen, Aesir); über den andern als größter waltet geheimnißvoll mächtig Wuotan. Er regiert die Welt allwissend und allmächtig und vertheilt ihre Güter, darunter als köstlichste Gabe den Sieg. Er ist ein strenger, hehrer Gott voll Leidenschaft; die Sonne und der Sturm sind ihm heilig, unter den Thieren der Wolf; als Abzeichen führt er Wünschelhut und Wünschelruthe. Außerdem wurde die Mutter Erde, Nerthus (Bertha), von den Deutschen verehrt. Auch an gewaltige Riesen und weise Zwerge glaubten sie, an lichte und dunkle Elfen (gute und böse Geister) und an das Fortleben in einem Himmel, in den die tapfersten der Helden auffühlen. Der hieß Walhalla; dort war abermals Kampf und Gelage ihre Lust; darum ward der todte Freie in Wehr und Waffen und im schönsten Schmuck auf den Schild gelegt und mit Roß und Hund begraben oder verbrannt. Göttliche Kriegsjungfrauen, die Walkyren, trugen die gefallenen Krieger zu den Göttern nach Walhalla. Die Schlechten kommen zu der Todtengöttin Hel, die fern im Norden im kalten Niflheim lebt. Von der Welt glaubten

sie, daß sie einst mit allen Göttern durch einen ungeheuren Brand untergehen würde, nach welchem Allvater einen neuen Himmel und eine bessere Erde erschaffe. Als Priester hielten die Aeltesten und Weisesten daheim oder auf der Malstätte oder in den Waldheiligthümern für alle anderen die Feste der Götter mit Opfern und Gelagen. Solcher großen Opferfeste gab es im Jahre drei, wobei das Volk auch die gemeinsamen Angelegenheiten berieth. Jene Männer erforschten (sowie die weissagenden Frauen) das Schicksal durch Lose, und segneten Geschlecht, Gemeinde oder Gau. Manche Gottheiten nahmen innigen, ja selbstthätigen Antheil an dem häuslichen Leben und Treiben und an den persönlichen Schicksalen der Menschen. Von diesen hat sich im Volksglauben in Norddeutschland noch der Name „Frau Holle“ (Holde, Hulda) erhalten, jener Göttin, welche über den Feldbau und Haushalt die Oberaufsicht führte. Aber als der christliche Gott die heidnischen Götter verdrängte, wurden diese, um sie aus der Verehrung des Volkes zu entfernen, als böse Wesen dargestellt. So erging es auch der Schar der freundlichen, vertraulichen und hülfsreichen Hausgötter („Husinge“ Heinzelmännchen), die sich später in hämische, boshafte Kobolde verwandelten.

So lebten unsre Urväter, ein freies Volk, bei aller Einfachheit und Derbheit doch nicht ohne alle Bildung; denn sie kannten die Schreibkunst (Runen), die jedoch nur zu religiösem Gebrauch diente, und liebten Gedicht und Gesang. Lange wußten die anderen Völker nichts von ihnen. Als sie aber ihr Dasein zu erkennen gaben, erzitterten die stolzen Herren der Welt. — Nicht ohne Neid blickten die Besten unter den Römern, die damals ein gewaltiges Reich gegründet hatten, auf die Tugenden und Vorzüge ihrer nordischen Nachbarn. Aber willig erkannten sie das viele Gute und Schöne an ihnen an, und aus ihren Berichten (des Cäsar und Tacitus) ist diese Schilderung unserer Vorfahren größtentheils entlehnt.

Duller und Pierson.

12. Friedliche Einwirkung Roms auf die Germanen.

Was über die Germanen das Schwert nicht hatte erringen können, das errang im Laufe der ersten zwei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die großartige Ordnung und Einheit des römischen Kaiserstaates und die Ueberlegenheit römischer Bildung: nämlich einen weithin wirkenden Einfluß, der jedoch die Deutschen nicht, wie es bei den Kelten meist der Fall war, um ihre Sprache, ihr Recht, ihre Religion, mit einem Worte um ihre Nationalität zu bringen vermochte. Freilich griff jetzt das römische Reich, das länger denn ein Jahrhundert, von Vespasian bis auf Marc Aurel, von trefflichen Kaisern regiert ward, über die bisherigen deutschen Grenzen, den Rhein und die Donau, hinaus. Auch der Winkel deutschen Landes, der zwischen dem obern Lauf beider Flüsse gelegen ist, von wo einst die Sueven unter Marbod ostwärts ausgewandert waren (das heutige Baden, Württem-

berg, bairische Franken) ward gegen Ende des 1. Jahrhunderts zum römischen Gebiete eingezogen und nach römischer Weise militärisch colonisiert. Eine Befestigungslinie von Gräben, Pallisaden, Mauern und Türmen zog sich vom mittleren Main, etwa von Aschaffenburg aus, in einem kürzeren Bogen zum Rhein unterhalb Schaffhausen, und in einem längeren bis zur Donau in der Nähe von Regensburg. Ferner ward auch der Winkel zwischen Mittelrhein und Main, das Taunusland, durch solch einen Pfahlgraben umschlossen. Innerhalb dieser Linien wohnten angesiedelte altgediente Soldaten, theils römischer, theils deutscher oder gallischer Abstammung, die den Zehnten zahlten, weshalb dieses Land auch das Zehntland hieß.

In diesen nun römisch colonisierten Gegenden erwuchs eine den Germanen bis dahin fremde Kultur. Zunächst entstand, besonders den Rhein entlang, eine Reihe Städte. Im rhätischen Lande lagen Bregenz und Augst bei Basel. Im oberen Germanien wurden Mainz, Worms, Speyer, Straßburg gegründet; im unteren Germanien entstanden aus den Castellen des Drusus die Städte Bingen, Coblenz, Remagen, Bonn, Neuß, Xanten u. a.; längst war auch Köln gegründet, und auf dem ehemaligen Gebiet der gallischen Treverer an der oberen Mosel strahlte Trier in allem Glanz einer römischen Stadt. Auch im Donaugebiete erwuchsen Städte bis Sirmium hinunter: so in Vindelicien Augsburg, in Noricum Salzburg, in Pannonien Wien. Von Baden-Baden bis nach Aachen und Spaa hinab war fast jede warme oder mineralische Quelle bekannt, benutzt und meist schön überbaut. In Noricum wurden Eisenbergwerke ausgebeutet. Bald wurden die sonnigen Ufer der Mosel und des Rheines mit Reben bepflanzt; edlere Obstbäume, feinere und seltnere Gartenfrüchte, einen vervollkommneten Ackerbau dankten diese Provinzen den Römern und verbreiteten diese Wohlthaten auch zu den freigebliebenen deutschen Stämmen. Die großen römischen Handelsstraßen, die theils durch Gallien, theils über die Alpen führten, liefen am Rhein und an der Donau aus; aber noch weiterhin gelangte der römische Kaufmann auf noch weniger gebahnten und doch wohlbekannten Handelswegen bis zur Nord- und Ostsee. Im Innern Germaniens handelte er Pferde und Rinder, Pelzwerke und Felle, Daunen, Wolle, ja selbst Wollengewebe ein; Rauchfleisch, Honig, Rüben, Rettige (letztere wegen ihrer riesigen Größe bewundert) wanderten nach Rom; Spargel, am Rhein gewachsen, und einige leckere Fischarten aus den deutschen Bächen, wie auch seltene Arten Geflügel zierten als Leckerbissen die Tafel des römischen Schwelgers. Die Ostküste lieferte den werthvollen Bernstein, und mit dem deutschen Goldhaar schmückten sich römische Frauen.

Die Deutschen bekamen dagegen von Rom den viel begehrten Gold- und Silberschmuck, feinere Kleidung, südlichen Wein. Aber noch enger wurde die Verbindung der Germanen mit den Römern durch den Söldnerdienst, in den jene sich häufig begaben. Schon Cäsar hatte erkannt, wie gut die deutsche Kühnheit im römischen Heer

zu verwerthen sei, und deutschen Söldnern besonders hatte er den Sieg über Pompejus bei Pharsalus zu danken gehabt. Das Dienen im römischen Heer griff bald allgemein um sich. Es lag in den deutschen Erbverhältnissen, daß die jüngeren Söhne Waffenhandwerk und Beute suchen mußten, der alte deutsche Wander- und Abenteuertrieb wirkte mit; auch erfüllte die Pracht und Herrlichkeit des „ewigen Roms" den nordischen Sohn der Wildniß mit ehrfürchtigem Staunen und nahm solchem Dienen jeden Vorwurf der Schande. So waren durch das ganze römische Reich deutsche Söldnerscharen unter den römischen verbreitet. Es kam vor, daß sich deutsche Stämme aus Rom ihren Fürsten erbaten, oder daß ein Kuning mit seinem Gefolge, ja daß ein ganzer Volksstamm gegen Land, welches ihm eingeräumt wurde, sich den Römern zum Kriegsdienste verpflichtete. Heimkehrend mochte dann der germanische Söldner mit seinen Erzählungen neben dem Staunen zugleich Begehr nach solcher Herrlichkeit in den Seelen seiner Stammesgenossen wecken, die den Fremden gegenüber nur das Recht des Schwertes und der Stärke kannten. Und die Zeit kam bald, wo die römische Schwäche offenbar wurde.

David Müller.

31. Die deutschen Völkerbündnisse.

Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts setzten sich in Deutschland statt der Geleite ganze Völkerschaften in Bewegung. Sie zogen dann aus wie beim Aufgebot des Heerbannes, wo die freien Männer im vollen Schmuck der Waffen erschienen mit dem Banner des Nationalgottes, den die Priester trugen. Die im Frieden als Fürsten und Richter in besonderem Ansehen standen, oder die sich vordem als die Tapfersten bewährt hatten, waren Führer des Zuges. Mark- oder Gemeindegenossen und Geschlechter hielten auf dem Marsche wie in der Schlacht zusammen. Es galt dabei nicht Siegesruhm und Beute allein, sondern auch Gründung neuer Wohnsitze unter einem schöneren Himmel oder inmitten eines schwächeren Volkes, das der Gewalt weichen mußte. Es folgten auch Greise, Weiber und Kinder auf Wagen, wie wir bei den Kimbern und Teutonen sehen.

Verschiedene Stämme der Germanen vereinigten sich zu großen Völkerbündnissen, von denen im dritten Jahrhunderte vier hervortraten: die Allemannen zwischen Main und Donau, später auch am Oberrhein und Neckar; die Franken nördlich davon am Mittel- und Unterrhein; die Sachsen in Niederdeutschland, wo die Elbe ihr Gebiet im Osten begrenzte, und die Gothen, welche an der unteren Donau und den Ufern des schwarzen Meeres bis weit nach Nord und Ost wohnten. Die Allemannen, die Stammväter der jetzigen Schwaben, zeichneten sich durch wilde Tapferkeit aus; sie machten große Züge über den Rhein und die Donau und holten reiche Beute aus Italien. Die kühnen Franken durchstreiften das schwache Gallien

nach allen Richtungen und suchten sogar Spanien heim, so daß sie mit andern deutschen Stämmen nicht weniger als 70 ansehnliche Städte in jenem Lande in ihre Gewalt brachten. Indessen gelang es dem trefflichen Kaiser Probus, den ungestümen Feind zurückzuwerfen. Um das arme Gallien zu schützen, legte er eine Flotte auf den Rhein und siedelte Tausende von Germanen, die in seine Gefangenschaft gerathen waren, in den römischen Provinzen an. Eine Schar Franken verpflanzte er sogar nach den fernen Küsten des schwarzen Meeres, wo sie jedoch der rauhen Heimat nicht vergaßen, sondern sich einiger Schiffe bemächtigten, auf denen sie, nach einer abenteuerlichen Fahrt an Kleinasien, Griechenland, Sicilien, Nordafrika, Spanien und Frankreich vorbei wieder zu den Ufern des Rheins gelangten. Bald aber brachen die Franken von neuem aus ihren Sitzen hervor und breiteten sich weiter in Gallien aus, das nachher auch den Namen Frankreich von ihnen erhielt.

Auch die Sachsen waren, wie noch jetzt die Völker jener Gegenden, mit der See wohlvertraut, und obgleich in älteren Zeiten ihre Schiffe nur aus Flechtwerk mit einem Ueberzug von Ochsenhäuten bestanden, machten sie so doch die kühnsten Seefahrten. Es war Brauch bei ihnen, daß, wenn ein Seeheld fiel, er mit seinen Schiffen auf offener See verbrannt wurde. Man erzählt von einem, der zum Tode verwundet, alle Segel seines mit Beute gefüllten Schiffes spannen und dann Feuer einwerfen ließ. So fuhr er, vom Winde von dannen geführt, aufs hohe Meer hinaus und starb in den lodernden Flammen einen stolzen Männertod.

Das zahlreichste der vier Bündnisse war das der Gothen. Während die Allemannen, Franken und Sachsen den westlichen Theil der Römerherrschaft erschütterten, bestürmten die Gothen zu Land und zu Wasser den östlichen und brachen zerstörend in Griechenland und Kleinasien ein. Den Kaiser Decius schlugen sie 251 in harter Schlacht, wobei er selber das Leben lassen mußte; sein Nachfolger, Gallus, verhieß ihnen Tribut, wenn sie Frieden halten wollten. Unter König Hermanarich, dem in Liedern viel besungenen Helden, umfaßte das Gothenreich die Moldau, die Wallachei, Ungarn, Polen und Preußen, so daß es vom schwarzen Meere bis zur Ostsee reichte und auch viele slavische Völker umfaßte. Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts theilte man dies Volk in Ost- und Westgothen, wovon jene von der Theiß bis zur Donau-Mündung, diese von da bis zum Dniepr wohnten. Unter allen Deutschen zeichnen sich die Gothen, ohne Zweifel in Folge ihres Verkehrs mit den Griechen, durch frühe Bildung aus. Sie sind die ersten Germanen, welche nach dem Beispiel der Römer ihre Heidengötter mit dem Christenthume vertauschten, und das älteste Denkmal der deutschen Sprache, das auf uns gekommen ist, gehört der gothischen Zunge an. Es ist die berühmte Bibelübersetzung des Bischofs Ulphilas oder Ulfila (d. i. Wölflein), gestorben 388, der den Gothen über dreißig Jahre lang als hochverehrter Apostel das Christenthum verkündete. In einer kräftig

schönen Sprache, der man es freilich ansieht, daß sie des schriftlichen Ausdrucks noch ungewohnt ist, hat er mit Anwendung eines Alphabets, das er sich erst aus altgermanischen Zeichen (Runen) und griechischen Buchstaben zusammensetzen mußte, den Gothen die vollständige heilige Schrift gegeben, mit Ausnahme der Bücher von den Königen, wovon er fürchtete, sie möchten das kriegslustige Volk noch unbändiger machen. Leider ist von dieser nun bald anderthalbtausend Jahre alten Uebersetzung wenig mehr als die vier Evangelien übrig. Sie finden sich in einer Handschrift, wegen ihrer silbernen Lettern das silberne Buch genannt, das im dreißigjährigen Krieg aus der Abtei Werden nach Upsala in Schweden verschlagen worden ist. Als Probe der gothischen Sprache mögen hier die ersten Verse des Vaterunsers stehen: Atta unsar (Vater unser), thu in himinam (du im Himmel), weihnai (geheiliget werde), namo thein (Name dein); quimai (es komme), thiudnassus theins (Königreich dein); wairthai (es werde), wilja theins (Wille dein), sve in himina (wie im Himmel), jah ana airthai (auch auf Erden). — Der Leser wird Verwandtschaft mit unserm heutigen Deutsch leicht erkennen; er wird eine Kraft in diesen Worten finden, wie von schallenden Männerschritten oder zusammengeschlagenen Waffen.

Karl August Mayer.

14. Das Christenthum und die römischen Kaiser in den drei ersten Jahrhunderten. Die Verfolgungen.

1. Die christliche Religion stand neben der heidnischen äußerlich wie der Arme neben dem Reichen. Sie hatte ihren Ursprung bei den verachteten Juden, wurde von Männern aus dem Volke zunächst immer dem Volke verkündet, hatte keine prunkenden Tempel und Opfer, verlangte von ihren Bekennern einen strengen Wandel, hatte keine Obrigkeit, kein Kriegsheer zu ihrem Schutze; sie war in den ersten Jahrhunderten, wie später niemals wieder, rein auf sich selbst angewiesen. Aber obgleich das Christenthum in unscheinbarer Gestalt auftrat und durch keine weltliche Macht unterstützt wurde, so breitete es sich dennoch unaufhaltsam aus. Hierbei wirkte zwar die Vereinigung vieler Länder und Völker zu dem römischen Weltreiche mit; aber die Hauptursachen waren der tiefe Verfall der Religion und Sittlichkeit bei den Heiden und die göttliche Kraft des Evangeliums, welches selbst die heftigsten Verfolgungen siegreich überwand.

2. In drei Welttheilen lebten die verschiedensten Völker neben einander in ungestörtem Verkehr unter denselben Gesetzen. Die Künste des Friedens blühten, treffliche Landstraßen und große Flotten verbanden die fernsten Provinzen; im Westen herrschte die lateinische, im Osten die griechische Sprache. Aber dies war nur die glänzende Außenseite des Kaiserreichs. Die Völker hatten ihre Freiheit, Eigenthümlichkeit und Ehre längst verloren. Die Bewohner wurden von harten Steuern bedrückt, und der Reichthum befand sich nur in den

Händen weniger. Die meisten Kaiser waren ganz verworfene Menschen. Die Legionen, zumal die zügellosen Prätorianer (die kaiserliche Leibwache) erhoben und ermordeten die Kaiser nach Belieben; die Prätorianer versteigerten einst sogar das römische Reich öffentlich. In 92 Jahren regierten einst 24 Kaiser. Der Kaiser Caligula verschwendete in einem Jahren 135 Millionen Thaler und erklärte sich für einen Gott; ein anderer, Domitian, beschäftigte sich stundenlang mit Fliegenfangen; mehrere (Nero, Kommodus) traten öffentlich als Schauspieler und Gladiatoren auf. Und je grausamer und verworfener die Herrscher waren, desto kriechender und gemeiner wurde das Volk. Die schändlichsten Laster wurden zur Schau getragen, und der unmäßigste Sinnengenuß zerrüttete Leib und Seele. Unglaube, Aberglaube, Sittenlosigkeit nahmen unter den Kaisern überhand.

3. Da erschien nun das Christenthum mit seinem sittlichen Ernst und seiner Liebe, die Religion für Arme und Reiche, für Herren und Sklaven, für Weise und Kinder, und verkündete allen Völkern den einigen Gott und den Weltheiland und ein göttliches Leben in dieser und jener Welt. Staunend erkannten die Heiden die erneuernde Kraft des Evangeliums an dem Leben der Christen, wie es Sünder in Fromme, Feinde in Freunde verwandelte, alle durch die Liebe zu Brüdern machte und Trost und Frieden in Noth und Tod verlieh. Recht deutlich zeigte sich dies in den Zeiten der Verfolgung. Die heidnischen Religionen mußten von der Obrigkeit erlaubt sein, wenn sie öffentlich ausgeübt werden sollten. Das Christenthum aber war eine unerlaubte, ja verbotene Religion, und seine Anhänger erschienen als gefährliche Gotteslengner und Verschwörer, da sie Feinde aller vorhandenen Religionen waren, sich im täglichen Verkehr absonderten und auch dem Kaiser nicht opfern wollten. Daher sahen es die Heiden wohl für ihre Pflicht an, diesen „neuen Aberglauben" mit Gewalt auszurotten. Aber die Christen bewiesen bei den schrecklichsten Qualen den größten Heldenmuth und starben lieber, als daß sie ihrem Glauben untreu wurden; der Tod eines Märtyrers gewann oft Scharen von Heiden für das Evangelium.

4. Die erste Verfolgung, wobei auch Petrus und Paulus umkamen, erhob sich unter dem ruchlosen Kaiser Nero (60), der seinen Bruder und seine Mutter nicht verschonte und Rom in Brand steckte. Anfangs regierte er milde, aber bald überließ er sich den gröbsten Ausschweifungen und verübte die empörendsten Grausamkeiten. Seinem Bruder reichte er selber einen Becher mit vergiftetem Wein, seine Mutter ließ er ermorden, sein Lehrer, der Weltweise Seneca, mußte sich auf seinen Befehl den Tod geben. Um Rom herrlich aufzubauen, zündete er es an und ergötzte sich an der ungeheuren Flammenpracht. Da er aber die Wuth des Volkes fürchtete, beschuldigte er die Christen als die Brandstifter. Diese wurden nun schrecklich verfolgt, gekreuzigt, von Hunden zerfleischt, mit Oel und Pech bestrichen, an Pfähle gebunden und angezündet, um bei nächtlichen Festen als Fackeln zu leuchten. Auch als Sänger, Schauspieler und Wagenlenker trat der Kaiser öffentlich in Italien und Griechenland auf. Als endlich Empörungen ausbrachen, ließ er sich, 32 Jahre alt, tödten.

5. Durch Titus wurde (70) Jerusalem zerstört. Der harte Druck der Römer hatte die Juden zur Empörung getrieben. Aber während die feste Hauptstadt von den Feinden belagert wurde, wütheten in ihr die Parteien gegen einander, und Hunger und Krankheit rafften Tausende hin; eine Mutter schlachtete sogar ihr eigenes Kind. Endlich stürmte Titus die Stadt und den Tempel und machte sie dem Boden gleich. Die Juden aber zerstreuten sich über die ganze Erde. — Wegen seiner Herzensgüte erhielt dieser Kaiser den Beinamen „die Liebe und Wonne des Menschengeschlechtes". Hatte er an einem Tage niemand eine Wohlthat erwiesen, so pflegte er zu sagen: Heute habe ich einen Tag verloren. Damals verschüttete der Vesuv die Städte Herkulanum und Pompeji. Erst seit dem vorigen Jahrhundert hat man angefangen, sie wieder auszugraben, und sie geben ein treues Bild von dem Leben der Alten.

6. Auch unter Trajan, einem der vortrefflichsten Kaiser, brach um 100 eine Christenverfolgung aus, wobei der Bischof Ignatius von Antiochien umkam. Trajan regierte mit Weisheit, Gerechtigkeit und Milde; noch lange nach ihm pflegte der Senat einem neuen Kaiser zuzurufen: Herrsche glücklicher als Augustus, besser als Trajan! Zu jener Zeit waren die Christen schon so zahlreich, daß in Kleinasien die heidnischen Tempel leer standen. Trajan sah darin eine Gefahr für das Reich und befahl, die Christen sollten, wenn sie angeklagt und überführt wären, bestraft werden; doch sollten die Behörden sie nicht aufsuchen. Bei dieser Verfolgung wurde Ignatius nach Rom gebracht und im Circus von Löwen zerrissen.

7. Ebenso wurden die Christen unter dem tugendhaften Markus Aurelius um 160 verfolgt, wobei der Bischof Polykarp von Smyrna getödtet wurde. Der Kaiser war ein Mann von der reinsten Gesinnung, mäßig und enthaltsam, strenge gegen sich, milde gegen andere. Er liebte den Frieden, doch mit Eifer und Muth unterzog er sich dem Kriege, den er nicht vermeiden konnte. Denn das Reich wurde damals schon im Norden an der Donau von deutschen Völkern, im Osten von den Parthern heftig angegriffen. Aber die Christen hielt Mark Aurel für Schwärmer, welche der bürgerlichen Ordnung gefährlich wären; darum befahl er ihre Bestrafung. Die Verfolgung kostete auch dem greisen Bischof Polykarp, einem Schüler des Apostels Johannes, das Leben. Anfangs verbarg er sich auf Zureden seiner Freunde auf dem Lande; als aber sein Aufenthalt verrathen wurde, überlieferte er sich selbst den Soldaten. Der Statthalter forderte ihn auf, Christo zu fluchen, damit er sein Leben rette. Er aber sagte: Sechsundachtzig Jahre habe ich Christo gedient, und er hat mir nie etwas zu Leide gethan; wie sollte ich meinem Könige fluchen, der mich selig gemacht hat! Mit freudigem Muthe starb er den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen.

8. Die letzte und schwerste Verfolgung traf die Christen unter dem Kaiser Diokletian um 300. Dieser hatte sich noch einen Mitkaiser und zwei Gehülfen gewählt, um das Reich besser zu beherrschen. Nun sollte die christliche Religion planmäßig unterdrückt werden. Die Kirchen wurden niedergerissen, die Handschriften der Bibeln verbrannt. Die Christen wurden einzeln und scharenweise gemartert, ertränkt, verbrannt; endlich begnügte man sich, sie zu verstümmeln. Sie aber stimmten dem allmächtigen Gott zu Ehren Lob- und Danklieder an bis zum letzten Hauche ihres Lebens.

Stahlberg.

15. Innere Zustände der christlichen Kirche in den drei ersten Jahrhunderten.

1. An der Spitze aller christlichen Gemeinden standen anfangs die Apostel. Ein besonderer Lehr- und Priesterstand war nicht vorhanden. Die Vorsteher der einzelnen Gemeinden hießen Bischöfe (Aufseher) oder Presbyter (Aelteste). Sie leiteten die Versammlungen der Christen, waren gewöhnlich, doch nicht ausschließlich, die Lehrer, da alle Christen das Recht hatten, bei den Zusammenkünften zu reden, verwalteten die Sakramente und schlichteten Streitigkeiten. Ein anderes Kirchenamt war das der Diakonen (Almosenpfleger). Später erhielt der oberste Gemeindevorsteher vorzugsweise den Namen Bischof; so hatte eine Gemeinde oder mehrere zusammen nur einen Bischof, aber mehrere Presbyter. Der Bischof wurde bald vollständig das Oberhaupt der Gemeinde. Zu gleicher Zeit wurden die Geistlichen oder der Clerus als ein besonderer Stand von den Nichtgeistlichen oder den Laien unterschieden. Je größer die Gemeinden wurden, desto schwieriger war das Lehramt, desto umfangreicher die Kirchengeschäfte. Daher wurde nicht bloß die Zahl der Kirchenämter vermehrt, sondern die Geistlichen widmeten sich auch ausschließlich ihrem kirchlichen Amte.

2. Für den öffentlichen Gottesdienst wurde schon im ersten Jahrhundert der Sonntag bestimmt als der Tag des Herrn. Die Feier bestand in Gesang, Vorlesen aus der Schrift, Predigt und Gebet. Das Abendmahl, welches häufig gefeiert wurde, war anfangs nicht mit dem Gottesdienst verbunden, sondern schloß sich an das Liebesmahl (Agape) an; dies war die gemeinsame Mahlzeit der Christen, wobei der Reiche vom Brot des Armen, der Arme von der Speise des Reichen genoß. Mit dem Wachsthum der Gemeinden mußte dieser Gebrauch sich ändern, und das Abendmahl wurde nun mit dem Gottesdienst verbunden. Die Taufe, welcher ein Unterricht in der christlichen Lehre vorausging, wurde ursprünglich durch Untertauchen vollzogen; die Täuflinge erschienen in weißen Kleidern. Allgemeine Feste waren Ostern und Pfingsten; jenes wurde nach längerem Streit am ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond gefeiert. Diese Feste waren auch die beliebtesten Taufzeiten.

3. Das Leben der Christen bildete einen völligen Gegensatz zu dem Leben der Heiden. In ihren Häusern wohnten Frömmigkeit, Liebe und milde Sitten; die Frau war nicht mehr die Magd, sondern die Gefährtin des Mannes. Die Kinder wurden als ein Geschenk des Herrn in der Zucht des Herrn erzogen, die Sklaven menschlich behandelt. Die Gemeinde erschien als eine große Familie, in welcher die Bruderliebe auf alle Weise sich thätig erwies, besonders gegen Kranke, Verlassene und Fremde. Schon um den Heiden keinen Anstoß zu geben, mußten sie sich vor jedem Aergerniß in Lehre und Wandel zu bewahren suchen. Die Kirchenzucht war strenge und ging bis zur Ausschließung von der Kirchengemeinschaft (Exkommunikation). Geringere Vergehen wurden durch Ausschließung vom Abendmahl bestraft, grobe Sünder aus der Gemeinde ausgestoßen. Zeigten diese Reue, so wurden sie nach strenger Kirchenbuße wieder aufgenommen. Sie mußten in Trauerkleidern an den Kirchen um Aufnahme bitten, durften dann einem Theil des Gottesdienstes beiwohnen und mußten zuletzt ein öffentliches Sündenbekenntniß ablegen.

4. Die Kirchenlehre entwickelte sich allmählich immer bestimmter gegenüber den verschiedenen Irrlehren, z. B. der Judenchristen. Die Quelle der christlichen Lehre waren die Schriften des neuen Testaments, welche schon im Laufe des zweiten Jahrhunderts gesammelt waren. Als nun die verschiedenartigsten Personen sich zum Evangelium bekannten, konnte eine verschiedene Auffassung nicht ausbleiben, und darum war auch eine genauere Bestimmung der einzelnen Lehren nothwendig. Und wie schon die Apostel mit Irrlehrern zu kämpfen hatten, so blieb auch später das Evangelium nicht frei von Verfälschungen. Die Judenchristen behaupteten noch immer, daß das mosaische Gesetz für Christen Gültigkeit habe.

Stahlberg.

16. Der Sieg des Christenthums im römischen Reiche.

1. Konstantin d. Gr. besiegte nach und nach alle seine Mitkaiser, wurde Alleinherrscher und erhob Konstantinopel (Byzanz) zur Hauptstadt. Er war der erste christliche Kaiser und machte das Christenthum zur herrschenden oder Staatsreligion (333). — Das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche, und die schrecklichsten Verfolgungen endigten mit einem herrlichen Siege. Während noch im Osten des Reiches gegen die Christen gewüthet wurde, hatten sie in Spanien, Gallien und Britannien bei dem Kaiser Konstantius eine milde Behandlung; dieser meinte, da sie so treu gegen ihren Gott wären, würden sie auch ihrem Kaiser treu sein. Sein Sohn und Nachfolger Konstantin begünstigte die Christen, weil er erkannte, daß das Wort vom Kreuze die Welt überwinden werde. Er hatte auch an ihnen eine zuverlässige Stütze im Kampf mit seinen Nebenkaisern, gegen die er freilich oft treulos und gewaltthätig verfuhr. Auf einem Zuge gegen einen Mitkaiser erblickte er, so wird erzählt, mittags am Himmel ein flammendes Kreuz mit der Unterschrift: In diesem Zei-

chen wirst du siegen! Seitdem ließ er seinen Legionen statt des Adlers das Kreuz des Erlösers vorantragen, und 312 gestattete er den Christen Religionsfreiheit. Als er Alleinherrscher geworden war (323), bekannte er sich offen zum Christenthum, ließ seine Söhne von Christen erziehen, umgab sich mit christlichen Beamten, räumte den Christen prächtige Kirchen ein, berief auch das erste christliche Concil zu Nicäa 325. Seine Mutter, die fromme Helena, fand das heilige Grab in Jerusalem wieder auf. Rom, der Hauptsitz des Heidenthums, konnte ihm keine erwünschte Residenz sein, daher machte er das wichtige, zwei Meere und zwei Welttheile verbindende Byzanz zur Hauptstadt. Kurz vor seinem Tode ließ er sich taufen.

2. Später bemühte sich sein Neffe Julian der Abtrünnige vergebens, dem Christenthum durch Begünstigung des Heidenthums zu schaden. Unter Theodosius d. Gr. war der Sieg des Christenthums über das Heidenthum vollendet; er untersagte durch ein strenges Gesetz den ganzen heidnischen Gottesdienst. Als er einst in Thessalonich unter dem Volk wegen eines Aufruhrs ein Blutbad hatte anrichten lassen, schrieb der Bischof Ambrosius von Mailand an ihn, hielt ihm seine Unthat vor, erinnerte ihn an David und bat ihn, durch aufrichtige Buße das Unrecht zu sühnen, da er sonst nicht am Abendmahl theilnehmen könnte. Theodosius unterwarf sich willig der Buße und wurde dann zur Feier des Abendmahls zugelassen. Er theilte 395 das römische Reich in das weströmische oder abendländische Kaiserthum mit der Hauptstadt Rom und in das oströmische, morgenländische, byzantinische oder griechische Kaiserthum mit der Hauptstadt Konstantinopel. Jenes fand in der Völkerwanderung durch Deutsche 476 seinen Untergang.

3. Mit dem Siege des Christenthums traten mancherlei Veränderungen in der Kirche ein, wobei vielfach die Reinheit und Einfachheit desselben verloren ging. Neben Ostern und Pfingsten wurden Weihnachten und Himmelfahrt allgemeine Feste. Der Gottesdienst (Kultus) wurde prächtiger. Die Christen hatten nun schöne, mit Bildern geschmückte Kirchen, in welchen die Geistlichen in prunkvollen Gewändern ihr Amt verrichteten, und hielten oft feierliche öffentliche Aufzüge (Prozessionen). Um das Andenken heiliger Männer lebendig zu erhalten, waren Bilder und Reliquien (d. h. Ueberreste, z. B. Stücke vom Kreuz Christi, Gebeine von Märtyrern) wohl geeignet. Ebenso waren Reisen nach heiligen Oertern, z. B. nach Jerusalem, natürlich und erbaulich. Aber bald vermischte sich hiermit der schädlichste Aberglaube. Man fing an, Bilder und Reliquien zu verehren und ihnen Wunderkräfte zuzuschreiben, und Wallfahrten für verdienstlich zu halten, besonders wenn sie recht beschwerlich waren.

4. Manche ernste Christen flüchteten aus dem Geräusch der Welt in die Einöden, weil sie hier durch Entbehrungen und Entsagung und unter beständigen Andachts- und Bußübungen Gott wohlgefälliger zu werden glaubten. Dies waren die christlichen Einsiedler

(Eremiten), welche zuerst in Aegypten erschienen. Einzelne Schwärmer erfanden dazu noch allerlei unsinnige Selbstpeinigungen (Kasteiungen); der Säulenheilige Simeon in Syrien brachte 30 Jahre auf einer Säule ohne Obdach zu. Diese wurden vom Volke hoch verehrt, das ein solches Leben für besonders verdienstlich bei Gott hielt. Aus dem Einsiedlerleben entstand das Mönchsthum. Unter den Einsiedlern bildeten sich nämlich (zuerst in Aegypten) Vereine, welche in gemeinsamen Gebäuden nach einer gemeinsamen Lebensregel zusammenwohnten. Dies waren die Mönche, ihre Wohnungen die Klöster. Auch Frauen wählten eine ähnliche Lebensweise und hießen dann Nonnen. Die Klostergelübde waren Armut, Keuschheit und Gehorsam. Bald kamen die Klöster von den Einöden in die Städte und breiteten sich unter den Schrecken der Völkerwanderung auch im Abendlande aus, zumal es als ein verdienstliches Werk galt, Klöster zu stiften. In ihrer Blütezeit sorgten sie für den Anbau, für die Ausbreitung des Christenthums, für die Erhaltung der Wissenschaften und den Unterricht, für Arme und Bedrängte. Sowie sie aber reich wurden, entarteten die Mönche, weshalb von Zeit zu Zeit das Mönchsleben reformiert werden mußte.

5. Die Geistlichkeit (Klerus) wurde immer angesehener, und es bildete sich nach und nach die Priesterherrschaft oder die Hierarchie aus. Die Geistlichen verwalteten den öffentlichen Gottesdienst und hatten die Seelsorge der Gemeinde durch Förderung in der christlichen Erkenntniß und Heiligung. Man verglich sie bald mit den jüdischen Priestern und meinte, sie ständen durch ihren Beruf als Vermittler der göttlichen Gnade Gott näher und wären ihm wohlgefälliger als die Laien, ganz im Gegensatz zu der Schriftlehre vom allgemeinen Priesterthum. Die Gemeinden verloren allen Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche und waren auch in weltlichen Dingen von den Geistlichen vielfach abhängig. Die Bischöfe erhielten noch mehr Macht als früher und galten für die Nachfolger der Apostel. Ueber den Bischöfen und an der Spitze einer ganzen Provinz standen die Erzbischöfe, über diesen wieder die Patriarchen, wie die Bischöfe von Rom, Konstantinopel, Antiochia, Jerusalem und Alexandrien genannt wurden; über alle erhob sich zuletzt der römische Bischof.

6. Die Kirchenlehre wurde auf allgemeinen Kirchenversammlungen oder Concilien festgesetzt, wie schon früher kleinere Versammlungen (Synoden) abgehalten wurden, um Lehrstreitigkeiten beizulegen und Kirchengesetze zu geben. Diejenigen, welche die Beschlüsse annahmen, machten die katholische Kirche aus; wer aber von den Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche abwich, hieß ein Ketzer. Das erste Concil war zu Nicäa in Kleinasien (325). Hier wurde ausgesprochen, daß Christus gleichen Wesens mit Gott dem Vater sei. Dagegen wurden der Alexandriner Priester Arius und seine Anhänger, die Arianer, verdammt, welche lehrten, daß Christus als Gottes Sohn geringer als Gott und nur Gott ähnlich sei. Die

Schriftsteller der christlichen Kirche aus den ersten Jahrhunderten werden Kirchenväter genannt. Ein berühmter Kirchenvater war der nordafrikanische Bischof Augustin um 400.

Stahlberg.

17. Deutsche Völker im fünften Jahrhundert.

.... Ueberblicken wir kurz die Umgestaltung des alten Römerreiches. In seinem Hauptsitz, Italien, hatten die Ostgothen sich niedergelassen, ihre Herrschaft ging von Rhone und Donau bis zur Südspitze Siciliens; in Nordafrika, in Sardinien und Corsika, wie auf dem Mittelmeere geboten die Vandalen; in Spanien die Westgothen, neben denen im Nordwesten der Halbinsel noch die Sueven selbständig saßen. Ueber Gallien hatten gerade damals die Franken sich ausgebreitet, deren Herrschaft bis über den Rhein reichte; neben ihnen aber saßen im Südosten des Landes am Rhone und in der heutigen Schweiz die Burgunder. Britannien gehorchte den Angelsachsen. Die skandinavischen Völker waren gleichfalls Germanen und ihren südlichen Brüdern in Sprache, Recht und Sitten nahe verwandt. Im Innern des eigentlichen Deutschlands waren die Friesen, Sachsen, Thüringer und Allemannen im ganzen an den alten Stellen geblieben. Nur der Osten hatte ein anderes Ansehen gewonnen, denn das Land östlich der Elbe gehörte nicht mehr Deutschen, sondern Slaven. Südlich zwischen Donau und Alpen aber saß der neue Stamm der Baiern, weiter die Donau hinab saßen auf dem rechten Ufer die Heruler, auf dem linken, gegen die Karpathen hin, die Gepiden, sämmtlich germanische Stämme. Von Norden her näherten sich allmählich der Donau die Langobarden und weilten damals gerade in dem heutigen Mähren. So war also damals die ganze westliche Hälfte unseres Erdtheils germanischer Herrschaft unterthan; diese war an die Stelle der römischen Weltmacht getreten, die nur noch im Osten (Griechenland, Kleinasien, Syrien und Aegypten) ein verkümmertes und vielfach gefährdetes Dasein fristete.

Man würde irren, wenn man sich diese Völker als völlig roh, jedes nur auf eigene Hand und ohne Plan hinhandelnd, denken wollte. Im Gegentheil finden wir bei den Helden der Völkerwanderung (bei Alarich, Geiserich, Attila, Theodorich) einen scharfen, weltumfassenden Blick. Zwar wissenschaftliche Bildung besaßen sie noch nicht, und Griechen und Römer bezeichneten sie deshalb als Barbaren. Selbst Theodorich der Große konnte nicht schreiben und unterzeichnete seinen Namen, indem er mit schwarzer Farbe über eine Schablone strich, in welche dieser eingeschnitten war. Aber trotzdem paßt der Name Barbaren im heutigen Sinne nicht mehr auf diese Völker. Ihre schon ursprünglich so schöne klangvolle Sprache war bereits zur Poesie, zum Heldenliede, gebildet. Es fand unter all diesen Völkern ein Verkehr und Zusammenhang statt. Sänger besonders zogen von einem Königshofe zum andern, und was zu Ravenna vor Theodorich

gesungen wurde, das konnte in Carthago bei den Vandalen, in Paris bei Chlodwig, in Burg-Scheidungen bei den Thüringern gleichfalls vorgetragen und verstanden werden. Die Sprache bildete also ein mächtiges Band unter all diesen Völkern. Boten, Gesandtschaften und Briefe gingen und kamen von einem Hofe zum andern; Geschenke wechselten, Ehen und Bündnisse wurden geknüpft. So wußten diese Völker von einander und kannten ihre Zusammengehörigkeit. Aus diesem Wechselverkehr entstand schon damals das Heldenlied, eine treue Erinnerung an die großen Thaten deutscher Helden in der Zeit der Völkerwanderung; aber die Dichtung gestaltet in kühner Weise die Ereignisse um und rückt zusammen, was in der Wirklichkeit um ganze Menschenalter auseinander liegt. So singt sie von Ermenerich, von Theodorich dem Großen (dem starken Dietrich von Berne), von seinem treuen Rittersmann Hildebrant; ferner vom Fall der Burgunderkönige*), vom weitherrschenden Etzel, und vom Sigurt oder Sigfrit, der ursprünglich ein nordischer Frühlingsgott, jetzt ein jugendlicher Held ist, treu und kindlich, arglos und doch gewaltig wie keiner — das vollendete Abbild des deutschen Charakters.

In den eroberten römischen Provinzen saßen die Germanen als die Herren. Sie hatten sich in den meisten Ländern ein Drittel, in einzelnen sogar zwei Drittel vom Grund und Boden abtreten lassen, — aus jedem Mann also eines solchen erobernden Germanenheeres war gleichsam ein Gutsbesitzer und Edelmann geworden. So standen sie mitten in der alten lateinisch redenden Bevölkerung dieser ehemals römischen Provinzen, mit der sie nicht verschmolzen und die sie als Welsche (Walchen) bezeichneten. Diese waren zwar in den furchtbaren Kriegen sehr zusammengeschmolzen, doch bildeten sie immer noch den Grundstock der ländlichen Bevölkerung und waren fast allein die Bewohner der Städte. Sie hatten ihr römisches Recht behalten, während die Germanen sich unter einander nach ihrem Stammesrecht richteten. Im ganzen waren die Germanen, nach den ersten, meist wilden und grausamen Einbrüchen, milde Herren. Hatten die Einwohner von ihrem Landbesitz viel aufgeben müssen, so war dagegen der furchtbare Steuerdruck weggefallen, der in den letzten Zeiten des Römerreiches auf den schon verarmten Unterthanen gelastet hatte. Im ganzen waren auch den Welschen die Germanen Befreier und Beginner einer erneuten frischeren Lebensthätigkeit. Dennoch befreundeten sich beide Schichten der Bevölkerung nicht, und zwar lag der Hauptgrund dieser Erscheinung in der verschiedenen Religion. Die Germanen waren zwar, als sie die römischen Provinzen eroberten, fast sämmtlich Christen, und nur die Franken und die Angelsachsen bildeten eine Ausnahme. Aber das Christenthum war ihnen in der

*) Aëtius hatte einst am Mittelrhein 10,000 Burgunder sammt ihrem Könige Gundasor von einem Hunnenheere, das er gegen sie gereizt, zusammenhauen lassen. Die Erinnerung daran mochte bei den germanischen Völkern lange fortleben.

Form der arianischen Secte überliefert, deren Bekenntniß später dem athanasianischen hatte weichen müssen, das als das katholische, d. h. als das allgemeine der Kirche anerkannt worden war. Diesem letzteren hatten sich die Welschen zugewendet, und heftiger Glaubenshaß entzündete diese gegen ihre germanischen Sieger, in denen sie doch nur ihre Bedrücker und nun gar noch Ketzer sahen, obwohl diese im allgemeinen duldsam gegen fremde Meinung waren. Die Germanen behielten ihre Heeresverfassung bei. An der Spitze stand der König, dessen Macht immer unbeschränkter ward; unter ihm Herzöge und Grafen als seine Offiziere, Statthalter und Richter. So waren die Deutschen in den eroberten Ländern in der That nur einem Heere vergleichbar, das sich auf unbestimmte Dauer darin einquartiert hat, und ihre Herrschaft schlug keine festeren Wurzeln. Nur die *Angelsachsen* in *Britannien* hatten durchgreifend verfahren; hier war die altrömische wie keltische Bevölkerung geschwunden, und deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht, ja selbst das deutsche Heidenthum war hier wieder eingewandert.

Auf Sitten und Charakter hatten die wilden Zeiten des Heer- und Wanderlebens natürlich nicht vortheilhaft gewirkt. Noch zwar achtete sich der Deutsche mit gerechtem Selbstgefühl besser, als der lügnerische, treulose und feige Römer, der in langer Knechtschaft entartet war. Aber auch unter den Germanen kamen treulose und grausame Handlungen jetzt häufig vor; auch verweichlichten einzelne Stämme, besonders die Vandalen im üppigen Afrika. In Kleidung, Waffen, Wohnung ahmten sie die Sitte der Besiegten nach, bald auch in der Sprache. So führte z. B. schon Theodorich der Große seinen Briefwechsel mit fremden Herren lateinisch, und schon im 6. und 7. Jahrhundert schrieben die Germanen ihre eigenen Gesetze lateinisch nieder; zuerst die Westgothen und Burgunder, dann auch Franken, Allemannen, Baiern, Langobarden. Diese Gesetze sind mit dem, was sie verbieten, die besten Quellen für die Sitten der Zeit. Am häufigsten kommen Körperverletzungen, Mord, Verwundung und Verstümmelung vor; wir sehen also, daß der kriegerische Sinn in Wildheit und Roheit entartet war. Für alle diese Beschädigungen gilt dann noch das alte *Wehrgeld*. (Vergl. über Strafen und Gerichtsverfahren Nr. 11. 18.) Die noch heidnischen Stämme des eigentlichen Deutschlands, Friesen, Sachsen, Thüringer, Allemannen, lebten nach alter Art und Sitte fort: doch auch sie zeigten nicht mehr den unbefleckten Charakter, wie ihn Tacitus geschildert. Es war eine große Gährungszeit; mit den neuen Bildungselementen wurden auch neue Laster aufgenommen, und die frühere Kindlichkeit mußte schwinden.

David Müller.

18. Veränderungen in Sprache, Sitte und Verfassung der deutschen Völker in ihren neuen Wohnsitzen nach der Völkerwanderung.

So wie jedes Land seine eigenthümlichen Erzeugnisse hat, die nur unter dem besonderen Himmelsstriche gründlich gedeihen, so hat auch jedes Volk seine eigenthümlichen Einrichtungen. Und so wie jene Erzeugnisse, unter einen andern Himmelsstrich versetzt, bald den Wechsel dieser Veränderung an sich tragen, so auch die Einrichtungen der Völker. Unmöglich konnten die Deutschen in ihren neuen Wohnsitzen so bleiben, wie sie in ihren alten Wäldern gewesen waren. Dort fanden sie ein ganz anderes Land, einen ganz anderen Himmel, ein ganz anderes Volk. Die heiße Luft des südlichen Himmels, die üppigen Erzeugnisse des Bodens, an denen sie nun Gefallen bekamen, dienten nur dazu, ihre kräftige Natur immer mehr zu verweichlichen. Die Völker, mit denen sie bekannt wurden, hatten andere Sprachen, andere Sitten, andere Gesetze. Es konnte nicht fehlen, daß die Deutschen vieles von ihnen annahmen und mit dem Ihrigen zu einem neuen Ganzen verbanden.

Die größten Veränderungen bei den ausgewanderten deutschen Stämmen gingen mit der Sprache vor. In den eroberten Ländern wurde die römische oder lateinische geredet, die weit ausgebildeter als die deutsche war. Die lateinische Sprache konnte deshalb auch nicht durch die deutsche verdrängt werden, wurde aber doch auf mannigfache Weise mit ihr vermischt. Aus dieser Mischung der beiden Sprachen unter einander entstanden ganz neue Sprachen, welche man *romanische* nennt. Hierzu gehören die portugisische, spanische, französische und italienische. Man fing auch bald an, in diese neuen Sprachen zu übersetzen, und jedes Werk in denselben, es mochte Wahrheit oder Dichtung enthalten, in Versen oder nicht in Versen geschrieben sein, hieß Roman. Nur in dem eigentlichen Deutschland hielt sich unsere Sprache frei von jeder Beimischung. Die neueren Sprachen mögen zwar wohlklingender sein als die deutsche; sie können sich aber an Reinheit und Kraft mit unserer Ursprache nicht messen.

Auch die *Gerichtsverfassung* und *Gesetzgebung* hatten sich merklich ausgebildet und erweitert. Geschriebene Gesetze gab es jedoch vor der Mitte des fünften Jahrhunderts in Deutschland noch nicht. Der herkömmliche Gebrauch entschied über die meisten Rechtsfälle. Solche Gewohnheitsrechte pflanzten sich mündlich in kurzen Sprüchen fort und wurden erst später schriftlich aufgezeichnet. Jedes Vergehen, selbst der Mord konnte durch eine Strafe an Geld oder Vieh gesühnt werden. Mit großer Genauigkeit ward aber ein Unterschied gemacht zwischen Sklaven und Freien, Deutschen und Römern. Bei den Franken mußten für die Ermordung eines Sklaven 45 Goldschillinge (Goldgulden), eines Franken 200, eines Römers aber nur 100 bezahlt werden. Bei den Sachsen wurde Pferdediebstahl mit dem Tode,

Menschenmord aber mit Geld und bei den Allemannen Weibermord doppelt so hart bestraft wie Männermord. Bei den Friesen wurde der Tempelräuber mit abgeschnittenen Ohren zur Ebbezeit an den Meeresstrand gelegt, damit ihn die Flut mit sich fortreiße. Auch jede körperliche Verletzung war genau berechnet und jedes böse Wort, das der eine sprechen mochte gegen den andern. Für einen Arm, den man jemandem abschlug, mußten bei den Franken 100 Schillinge bezahlt werden, für den Daumen 45, für den Zeigefinger 25, für ein Auge 72, für die Nase 45, für ein Ohr 15, für die Zunge 100 Schillinge. Wer den andern Fuchs schimpfte, zahlte 3, wer ihn Hase schalt, 6 Schillinge. Dieses Strafgeld, Wehrgeld genannt, war für die damalige Zeit sehr hoch, weil das Geld noch selten war. So galt ein Ochs 2 Goldschillinge, eine Kuh nur 1, ein Hengst 6, eine Stute 3. Wer es nicht entrichten konnte, mußte dem Beleidigten oder dessen Verwandten als Knecht dienen.

Das Gericht wurde öffentlich unter freiem Himmel gehalten, gewöhnlich unter großen Bäumen, die überhaupt die Versammlungsplätze bezeichneten (noch jetzt ist in Ostfriesland der Upstalsboom bekannt), oder auch bei großen Steinen (Malstein). In jeder Gemeinde war der Graf oder Vorsteher Richter. Die Erfahrensten der Gemeinde halfen ihm das Urtheil finden oder schöpfen und hießen deshalb Schöppen. Die Art der Erforschung der Wahrheit war sehr einfach; auf weitläufige Untersuchungen ließ man sich nicht ein. Am meisten gab man auf Zeugen, welche die streitenden Parteien vorführten, und auf Eidesleistungen. Nicht genug, daß der Kläger oder Verklagte die Schuld oder Unschuld eidlich erhärtete; auch Eideshelfer wurden zugelassen, die gleichsam die Wahrheit des abgelegten Eides bekräftigten. Konnte aber weder durch Zeugen noch durch Eidschwur die Wahrheit ermittelt werden, so nahm man seine Zuflucht zu Unschuldsproben, die man Ordale oder Gottesurtheile nannte. Man setzte nämlich voraus, der gerechte Gott werde dem Unschuldigen beistehen und ihn in den mit ihm vorzunehmenden Proben durch ein Wunder retten. Solcher Unschuldsproben hatte man mehrere. Wer seine Hand unverletzt aus einem Kessel siedenden Wassers ziehen, wer über glühendes Eisen gehen, wer im Zweikampfe siegen, wer einen geweihten Bissen, ohne zu bersten, verschlingen, oder am längsten mit ausgespannten Armen in Kreuzesform stehen konnte, galt für unschuldig. In späteren Zeiten vermehrte man noch die Zahl solcher Gottesurtheile, die zum Theil noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vorkommen. — Obgleich das alte germanische Gerichtsverfahren überhaupt durch die römische Gerichtsverfassung längst verdrängt ist, so haben sich doch, besonders im nordwestlichen Deutschland, manche Spuren der alten Volksgerichte hin und wieder bis auf unsere Zeit erhalten.

Das merkwürdigste Verhältniß, welches die Germanen in allen eroberten Ländern zur Geltung brachten, ist das Feudal- oder Lehenswesen. Die Folgen desselben sind für das ganze Mittelalter von höchster Wichtigkeit und dauern in ihren Wirkungen selbst bis auf unsere Zeit fort. Es ist schon bemerkt, daß die Germanen überall Grundbesitz suchten. Sobald sie nun ein Land erobert hatten, so mußten die Einwohner, die man Provinzialen nannte, einen Theil der Ländereien den Siegern abtreten, ihnen auch wohl als Leibeigene dienen. So nahmen die Westgothen in Spanien zwei Drittel alles Grundbesitzes, die Ostgothen nur ein Drittel. Dieser abgetretene Grund und Boden wurde unter alle Freien vertheilt, die nun ihr neues Eigenthum entweder durch Leibeigene selbst bebauten oder es den alten Besitzern gegen eine bestimmte Abgabe überließen. Ein solches freies Eigenthum hieß Allodium (eigentlich Ar-Ode, Herrengut). Die Größe desselben richtete sich nach den geleisteten Diensten. Dem Könige selbst fielen alle ehemaligen kaiserlichen Krongüter zu. Diese ließ er nun theils für seine Rechnung verwalten, theils übergab er sie den Großen seines Gefolges und legte ihnen dafür gewisse Pflichten auf, entweder Beistand im Kriege oder auch Dienste am Hofe. Aus letzteren entstanden die sogenannten Hofämter, die wir noch jetzt an den meisten europäischen Höfen mehr oder weniger finden, z. B. das Amt eines Kämmerers, Mundschenken, Marschalls, Truchsesses ꝛc. Diese so verliehenen Güter wurden als Sold für geleistete oder noch zu leistende Dienste angesehen, konnten also nicht erblich sein, sondern blieben Eigenthum des Königs. Sie waren seinen Hauptleuten oder Vasallen nur geliehen und führten hiervon auch ihren Namen Lehen (beneficium, feudum). Blieben diese ihrem Lehensherrn treu, so durften sie ihr Lehen lebenslänglich behalten. Nach ihrem Tode fiel es wieder an ihren Lehensherrn zurück, der die Dienste eines anderen Getreuen damit lohnen konnte. Da aber der Sohn fast immer seine Dienste dem Lehensherrn seines Vaters widmete, so wurde in der Regel auch ihm wieder das väterliche Lehen zur Benutzung überlassen. Allmählich wurden die Lehen durch das Herkommen erblich. So wie nun der König die Großen des Volkes dadurch zu besonderer Treue gegen sich verpflichtete und ein glänzendes Gefolge an seinem Hofe bildete, so machten es die Großen auch. Sie überließen wieder von den ausgedehnten Grundstücken, die sie als Allodium oder als Lehnsgut besaßen, anderen bestimmte Theile und bedingten sich dafür ihre Dienste aus. So wie sie selbst dem Könige verpflichtet waren, so verpflichteten sie sich wieder andere minder Begüterte. Ein solcher Lehnsmann war vor allen Dingen seinem Lehnsherren getreuen Beistand in allen Gefahren, besonders aber im Kriege schuldig, wogegen jener wieder auf den Schutz seines Herrn rechnen durfte. So wie des Königs Macht und Ansehen durch eine Menge reicher und tapferer Vasallen wuchs, so suchten auch die Großen des Reiches Ruhm und Ehre darin, viel Vasallen zu haben, mit denen sie im Kriege oder auch bei feierlichen Gelegenheiten erscheinen konnten. Dieses Verhältniß verbreitete sich immer mehr. Man belohnte andere nicht nur mit Gütern, sondern auch mit einträglichen Aemtern. Selbst Leute, die ein ganz freies

Eigenthum hatten, boten dieses mächtigen Herren an, wurden ihre Dienstleute und erhielten ihr Gut dann von ihnen als Lehnsgut zurück, genossen dafür aber auch den Schutz ihres Lehensherrn, so wie dieser wenigstens die Ehre hatte, die Zahl seiner dienstpflichtigen Vasallen vermehrt zu sehen. So kam es denn in der Folge dahin, daß fast alle Menschen in Dienstverhältnissen zu andern standen, die Aermeren zu den Reicheren und Vornehmeren, diese zu den Großen des Reiches, die Großen zum Könige, der so über alle gebot. War des Königs Macht anfänglich durch das Lehenswesen sehr gehoben worden, so wurde sie im Fortgange der Zeit dagegen durch die weitere Entwickelung desselben bedeutend geschmälert. Des Königs Macht beruhte seitdem vorzüglich auf den Vasallen, die, wenn Krieg entstand, ihre Lehensleute aufboten und dem Könige zuführten. Solche Lehensleute aber waren mehr ihrem Lehensherrn als dem Könige ergeben. Sie folgten nur den Befehlen dessen, von welchem sie Haus und Hof als Lehen hatten; der König konnte nur mittelbar durch den Lehensherrn über sie verfügen; nicht auf sein, sondern auf seiner Vasallen Gebot erschienen sie gerüstet zum Kampfe. Nun aber waren die großen Reichsvasallen stets bemüht, ihren Einfluß zu erweitern, ihre Rechte auszudehnen, die königliche Macht dagegen zu beschränken; und dieses gelang ihnen nur zu gut. Der König hing zuletzt ganz von dem Willen der Großen ab, die als mächtige Herzöge und Grafen fast unumschränkt regierten. Die Geschichte des deutschen Volkes drehet sich im ganzen Mittelalter häufig um den Kampf der königlichen Macht mit dem Uebermuthe der Vasallen, die oft mächtiger waren als der König selbst. Im Verlaufe der Zeit wurden viele ganz unabhängig, und die Einheit des Reiches hörte nach und nach auf. Das ist der Ursprung des Lehnswesens, das die furchtbare Höhe, zu welcher es sich entwickelte.

Welter.

19. Das fränkische Königthum.

Ueber allen im Frankenreiche stand der König. Das vorhandene Königsgeschlecht, noch nach altgermanischer Anschauung mit einem Schimmer priesterlicher Heiligkeit umkleidet, blieb an der Spitze, bis es ausstarb: dann fiel das Wahlrecht dem Volke wieder zu. Noch huldigte man nach altgermanischer Weise durch Heben auf den Schild. Der König trug als Zeichen seiner Herrschaft ums Haupt, von dem die Locken lang und ungeschoren herabwallten, einen goldenen Ring, im Kriege trug er ihn um den Helm; in der Hand hielt er die Königsgerte, das spätere Scepter, einen langen, weißgeschälten, natürlich gewachsenen Stab. So zog er auf seinem mit Ochsen bespannten Wagen durch das Land, kehrte auf seinen Krongütern (Domänen, Pfalzen) ein und hielt, auf erhöhter Stelle sitzend, an jeder Gerichtsstätte selbst Gericht. Dann standen seine zum Hofdienst verpflichteten Lehensleute, die Großen seines Reiches, die Antrustionen, ihm zur Seite. Aus ihrer Mitte wurden auch die Aemter besetzt, die zur persönlichen Bedienung des Königs da waren: das Amt des Schatzmeisters oder Kämmerers, der die Kleinodien bewahrte; des Marschalles, der die Pferde unter Aufsicht hatte; des Truchseß, der die Tafel des Königs besorgte, und des Schenken, der den Wein herbeischaffte und darreichte. Zu diesen vier Aemtern kamen dann noch das der Pfalzgrafen, die auf den königlichen Pfalzen in des Königs Abwesenheit die königlichen Rechte, vor allem das Gericht übten, und das des Majordomus, der das Rittergefolge des Königs führte und bald auch auf die Einziehung und Austheilung der Lehen einen großen Einfluß erhielt. Letzteres Amt war bald das wichtigste im Reiche.

So war der ursprüngliche Zustand der Germanen bereits weit verändert. Aus den freien Männern in ihren Gemeinden und Gauverbänden waren zuerst während der Völkerwanderung erobernde Heermänner geworden, die einen Theil des gewonnenen Landes in Privatbesitz nahmen. Aus diesen waren wieder im Frankenreiche Lehensmänner des Königs geworden, der als der höchste Grundbesitzer des Reiches galt. Aber eben das Lehensverhältniß bildete gleichsam ein Flechtwerk, was damals die nach vereinzeltem, freiem Dasein strebenden Germanen, die dem spröden Stoffe ihres Charakters zufolge schlecht zum Zusammenhalten, also auch schlecht zu einer Staatsbildung geeignet waren, in ein Ganzes verwebte: und so begann eben auf Grundlage der Lehensverfassung zuerst sich ein Staat zu bilden, der den Namen eines Reiches verdient, weil in ihm eine einheitliche Leitung und eine alles umfassende Ordnung bestand. — Von hohem Einfluß war auf diesen Staat jetzt schon die Kirche. Noch zwar war ihr Zusammenhang mit Rom und dem Papste ein geringer, aber sie hielt doch einen Rest der römischen Bildung, hielt die lateinische Sprache fest, und, so roh sie selber sein mochte, gegenüber den wilden und grausamen Franken erschien sie als eine Fürsprecherin der Milde und Sittlichkeit. Oft genug bat ein Priester bei einem grausamen fränkischen Herrn für einen gemißhandelten Sklaven, hier und da rührte das Wort eines Bischofs einen frevelhaften König. Vor allem aber boten die Kirchen den Verfolgten aller Art eine Zuflucht; sie hatten, wie man es nannte, das Asylrecht. Nicht bloß Altar und Tempel selbst, sondern der ganze heilige Bezirk von Höfen, Gebäuden und was sonst dazu gehörte, galt für unverletzlich. Man hätte geglaubt, die Rache des Schutzheiligen, die sich in schrecklichen Wundern offenbarte, herauszufordern, wenn man diesen Gottesfrieden gebrochen hätte, und eher belagerte man solch ein Asyl lange Zeit, wie z. B. Chilperich es that, als sein Sohn Meroväus sich vor ihm in die Kirche des Heiligen Martin von Tours geflüchtet hatte. Besonders dieser Heilige und sein Asyl galt den Franken hoch, schon seit Chlodwigs Zeiten. So übte die Kirche, wenn auch nur langsam, einen erziehenden Einfluß über ein Volk, das nur den Namen der Christen, sonst aber schlimmere Sitten als die altgermanischen Heiden hatte.

David Müller.

20. Die Gründung der Kirche unter den germanischen Völkern.

Politische Beziehungen zum byzantinischen Reiche brachten zuerst den Gothen das Christenthum und zwar zu einer Zeit, wo der Arianismus Staatsreligion war. Von ihnen aus verbreitete sich dann der Arianismus zu den Vandalen, Burgundern, Sueven und Langobarden. Zu den Franken kam das Christenthum sogleich in katholischer Fassung. Sie hielten sich nun für von Gott berufen, der arianischen Ketzerei durch Eroberung der Länder, in denen sie herrschte, ein Ende zu machen. Theils die Furcht vor diesem Ausgang, theils die Uebermacht der römisch-katholischen Cultur über die germanisch-arianische Barbarei bedingte den endlichen Sieg des katholischen Bekenntnisses. — Von der alten britischen Kirche aus kam das Christenthum zu den benachbarten Iren und von diesen zu den Picten und Scoten. Nationale Antipathie verhinderte sie aber, auch den eingedrungenen Angelsachsen dieselbe Wohlthat zu erweisen. Ihnen brachte eine fränkische Prinzessin und eine römische Mission die Botschaft des Heils. Zwischen der britisch-irischen und römisch-angelsächsischen Kirche bestand nun aber lange Zeit eine feindselige Spannung, die auch auf die beiderseitige Mission sich übertrug. Die britische Kirche wollte sich der römischen Oberhoheit nicht unterwerfen und behauptete eine kräftige Opposition gegen den römischen Taufritus, die römische Tonsur, den Cölibat und die katholische Osterfeier. Sie unterlag aber vollständig und mußte sich den römischen Gesetzen fügen. Scharen von britischen, irischen und scotischen Mönchen, denen dadurch die Heimat verleidet war, siedelten nun nach dem Festlande über, um in dem noch heidnischen Deutschland den kirchlichen Institutionen ihres Vaterlandes eine neue und freie Stätte zu gründen. Aber angelsächsische Missionare folgten ihnen auf dem Fuße nach, und so erneuerte sich auf deutschem Boden der Kampf des britischen und römischen Bekenntnisses und endigte hier wie dort mit dem Siege Roms. Vor allem war es Bonifacius, der Apostel der Deutschen, der diesen Kampf zum Ziele führte und die deutsche Kirche, ohne Zweifel zu deren Heil und Gedeihen, aufs Engste an den römischen Stuhl knüpfte.

1. Im 2. Jahrhundert ließen sich die Gothen am schwarzen Meere nieder und erhielten hier im 3. Jahrhundert durch christliche Gefangene Kunde vom Christenthum. Dem Concil von Nicäa (325) wohnte schon ein gothischer Bischof bei. Der Bischof Ulfilas gab ihnen (um 360) Buchstabenschrift und Bibelübersetzung. Als die Westgothen von den Hunnen gedrängt wurden, bewilligte ihnen Kaiser Valens, gegen Annahme des arianischen Christenthums, neue Wohnsitze an der Donau. Von ihnen ging der Arianismus auch allmählich zu den Ostgothen, Vandalen, Burgundern, Sueven und Langobarden über und wurde so eine Zeitlang in Spanien, Afrika, Italien und Gallien herrschend. Die Vandalen erhoben in Nordafrika eine blutige Verfolgung gegen die Katholiken, bis Belisar das

Land wieder eroberte (533). Die Ostgothen blieben bis zum Untergang ihres Reichs (553) Arianer. Die Westgothen unter ihrem Könige Reccared schwuren auf der Synode zu Toledo (589) den Arianismus ab. Die Sueven und Burgunder hatten sich schon früher der katholischen Kirche zugewandt, am spätesten thaten es unter Grimoald († 671) die Langobarden. — Als die Franken 486 in Gallien eindrangen, waren sie noch Heiden. Aber ihr König Chlodwig wurde durch seine fromme Gemahlin Chlotilde, eine burgundische Prinzessin, und den Sieg über die Allemannen bei Tolbiacum (Zülpich) 496, wo er sich, Bekehrung gelobend, in höchster Bedrängniß betend zu dem Gott der Christen gewandt hatte, fürs Christenthum gewonnen und vom Erzbischof Remigius von Rheims durch die Taufe in die katholische Kirche aufgenommen. Die Franken folgten seinem Beispiele.

2. In Britannien wurde die altchristliche Kirche durch die Einfälle der heidnischen Picten und Scoten seit 409 und dann wiederum durch die von den Briten zu Hülfe gerufenen Angeln und Sachsen seit 445 vielfach bedrängt und beschränkt. Dagegen entstand in Irland um diese Zeit eine überaus blühende Kirche, die durch zahlreiche Klöster und Schulen für christliche Volksbildung und auswärtige Mission Außerordentliches leistete (Insula sanctorum). Sie war das Werk des heiligen Patricius, eines Briten, des Apostels der Irländer, der durch mancherlei Leiden frühzeitig zu Christo geführt, mit unerschöpflicher Liebesfülle und unermüdlicher Ausdauer sein langes Leben († 460) diesem Werke widmete. — Zu den Picten und Scoten brachte erst der irische Abt Columbanus († 597) die Botschaft des Heils, und die Heptarchie der Angeln und Scoten wurde erst von Rom aus allmählich christianisiert. Gregor der Große, dem schon längst die Bekehrung dieser Völker am Herzen lag, sandte nach der Vermählung Edilberts von Kent mit der fränkischen Prinzessin Bertha eine Mission von 40 Mönchen, an deren Spitze der römische Abt Augustinus stand, nach England (596). Edilbert ließ sich schon 597 taufen.

3. In Deutschland waren aus den römischen Militärcolonien mehrere bedeutende Städte mit römischer Bildung erwachsen, und schon im 3. und 4. Jahrhundert werden Bischöfe von Cöln, Trier, Lüttich, Mainz, Worms, Straßburg und Basel erwähnt. Die eigentliche Mission unter den Deutschen beginnt unter der Wirksamkeit des Irländers Columbanus, der im Jahre 590 mit 12 Mönchen sich in den Vogesen niederließ und dort mehrere Klöster gründete. Da sie die freiere Richtung der irischen, vom Papste unabhängigen Mutterkirche vertraten und durch ihre Freimüthigkeit den Hof, den Adel und die Geistlichkeit der Franken vielfach verletzten, wurden sie (610) vertrieben und wandten sich nach der Schweiz, wo Columbans Schüler, Gallus, das Kloster St. Gallen gründete. In der Gegend von Basel wirkte der irische Mönch Fridolin, um Würzburg herum sein

Landsmann Kilian. — Von Passau bis nach Wien hin hatte seit 450 schon mit apostolischem Eifer der heilige Severinus gearbeitet, aber die Früchte seiner Wirksamkeit waren bereits durch die Wirren der Zeit untergegangen. Seit 600 trat nun in Baiern eine fränkische Mission auf. Der Bischof Emmeran aus Aquitanien wirkte in der Gegend von Regensburg um 650, Bischof Ruprecht von Worms († 718) legte den Grund zu dem Bisthum Salzburg und der Einsiedler Corbinian († 730) zum Bisthum Freisingen. Auch zu den Friesen wandte sich die fränkische Mission; in Mastricht gründete Amandus († 679) ein Bisthum, mit ihm wirkte Elegius, früher Goldschmied. In ihre Fußtapfen trat eine angelsächsische Mission durch Wilfried und Wigbert. Als dieser nach zehnjähriger Arbeit von dem Herzoge Radbod vertrieben wurde, öffneten Pipins Waffen dem Apostel der Friesen, Willibrord, seit 691 das Land. Er gründete das Erzbisthum Utrecht. — Der eigentliche Apostel der Deutschen wurde aber Bonifacius. Winfried, dies war sein ursprünglicher Name, wurde 680 zu Kirton in England geboren und von seinen Eltern zum Staatsmanne bestimmt. Aber der in der englischen Kirche damals waltende Missionseifer ergriff auch ihn. Sein Erstlingsversuch in Friesland 715 mißlang, die dortigen Unruhen trieben ihn in seine Heimat zurück. Die Liebe Christi ließ ihm aber keine Ruhe. Im Jahre 718 unternahm er seine zweite Missionsreise, und einsehend, daß unter den Stürmen der Zeit der Anschluß an des Papstes Autorität zu einer segensreichen und bleibenden Aussaat unerläßlich sei, wandte er sich zunächst nach Rom und erhielt von Gregor II. die apostolische Vollmacht zur deutschen Mission (719). Nun unterstützte er drei Jahre lang Willibrords Wirksamkeit unter den Friesen und wandte sich 722, die angebotene Nachfolge im Erzbisthum Utrecht ausschlagend, nach Thüringen und Hessen, wo er zwei heidnische Fürsten taufte und ein Kloster zu Amöneburg anlegte. Dann folgte er einer Einladung Gregors II. nach Rom (723), der ihn zum Bischof der Deutschen weihte, ihn eidlich zur Unterwürfigkeit unter den apostolischen Stuhl verpflichtete und ihn mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell entließ. Unter Roms geistlichem Panier und des Frankenfürsten zweifelhaftem Schutze begann nun seine entscheidendste Wirksamkeit in Thüringen und Hessen. Der Sturz der uralten Donnereiche bei Geismar (Fritzlar), an die er vor einer unabsehbaren Menge athemlos harrender Heiden selbst das Beil anlegte und aus deren Holz er eine christliche Kapelle baute, bezeichnete den Sturz des Heidenthums im Herzen Deutschlands. Im Jahre 745 nahm Bonifacius den erledigten Main'zer Stuhl als Primas der deutschen Kirche ein. Im Jahre 753 übertrug er die erzbischöfliche Würde seinem bewährten Schüler Lullus, um seine letzten Tage noch der Mission zu widmen. Er wandte sich wieder zu den Friesen. Seine Predigt fand großen Eingang. Aber eine Schar wüthender Heiden überfiel ihn, und unter ihren Schwertern starb er im 75. Lebensjahre mit 52 Gefähr-

ten den Märtyrertod (5. Juni 755). — Am längsten unter allen deutschen Völkern widerstanden die Sachsen. Ihre Besiegung und Bekehrung hatte sich Karl d. Gr. zur Lebensaufgabe gemacht. Die Sachsen zerstörten jedesmal, sobald es ihnen gelang, das fränkische Joch abzuschütteln, alle christlichen Stiftungen, und obwohl der mächtige Sachsenfürst Wittekind schon 787 besiegt und getauft wurde, konnte Karl doch erst nach 30jährigen Kämpfen (804) seine und der Kirche Herrschaft dauernd unter den Sachsen gründen.

Dr. Joh. Heinr. Kurtz.

21. Karl's des Großen Einrichtungen.

In dem weiten Frankenreiche gebot Karl mit unbeschränkter Gewalt, nachdem er zur Bewahrung der Einheit seines Reiches überall die Macht der Herzöge abgeschafft hatte. Was sich noch in den einzelnen, seiner Herrschaft unterworfenen Völkerstämmen aus ihrem früheren Zustande der Unabhängigkeit erhalten hatte, wurde von ihm dadurch aufgehoben, daß die früher meist vom Volke geübte öffentliche Gewalt auf des Königs Leute oder Getreue (Ministerialen) überging, welche über größere oder kleinere Landestheile gesetzt, als seine Stellvertreter unabhängig vom Volke im Namen des Königs das Volk regierten und in diesen ihren Bezirken die gesammte Civil- und Militärgewalt in Händen hatten. Das ganze Reich war nämlich in Gaue eingetheilt und über jeden ein vom König gewählter Graf gesetzt, der in seinem Gau die Gerichtsbarkeit hatte, die Steuern erhob, Ruhe und Ordnung erhielt und auf Befehl des Königs den Heerbann anführte. Damit aber keiner der Grafen seine Macht mißbrauche, ordnete Karl die sogenannten Sendgrafen an, d. i. königliche Commissarien, von denen je zwei (ein weltlicher und ein geistlicher) in dem ihnen zugewiesenen Sprengel jährlich das Benehmen der Gaugrafen und der Unterbeamten derselben, sowie die Beschwerden der Gemeinden untersuchen, den Heerbann beaufsichtigen, die Verwaltung der Krongüter und den kirchlichen Zustand prüfen und über alles dieses an den Kaiser Bericht erstatten mußten. Den Mark- oder Grenzgrafen waren mehrere Gaue untergeordnet und ihnen wegen der Schwierigkeit, sich in ihren Marken Gehorsam zu verschaffen, eine größere Gewalt eingeräumt.

Der König war demnach der Mittelpunkt der Regierungsgewalt, und an seine Person waren alle Beamte gebunden. Jährlich hielt er bei Abhaltung der Maifelder einen Reichstag, auf welchem alle seine weltlichen und geistlichen Vasallen, alle Abgeordneten der zinspflichtigen Völker und alle Bericht erstattenden Staatsbeamten erschienen, um über öffentliche Angelegenheiten zu verhandeln und sie in besondern, vom Könige bestätigten Capitularien (Gesetzen) zur Entscheidung zu bringen, wovon noch 79 vorhanden sind. Diese Reichsverordnungen oder Capitularien waren in lateini-

scher Sprache abgefaßt. Den Reichstag eröffnete der König entweder in Person oder durch einen Stellvertreter (bei günstiger Witterung unter freiem Himmel, bei ungünstiger in seiner Pfalz) und legte die zu berathenden und zu erörternden Gegenstände vor. Die Reichsversammlung zerfiel in zwei Curien, eine geistliche und weltliche, welche je nach der Natur des Gegenstandes entweder gemeinsam oder abgesondert verhandelten. Alles, worin beide Curien sich zu einem gemeinsamen Beschlusse vereinigten, wurde dem Könige zur Bestätigung vorgelegt; das bestätigte Capitulare wurde dann von allen Anwesenden unterschrieben und nachher von den Beamten zum Vollzug gebracht. So bildete sich der Grundsatz, daß nur ein aus der Wechselwirkung der Krone und der Stände hervorgegangenes Gesetz verbindlich sei. Die Reichsversammlung fand zweimal im Jahre statt, im Frühling und im Herbst, obwohl jene die wichtigere blieb. Bei wichtigen Fragen war Kaiser Karl bei der Berathung selbst gegenwärtig; außerdem aber begrüßte er während derselben die Angekommenen und nahm die Geschenke in Empfang, welche ihm gebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit liefen aus allen Theilen des Reiches über die Zustände und Bedürfnisse in den Provinzen Berichte ein, welche seine Beamten während des Jahres zu sammeln beauftragt waren; denn er wollte von allem genau unterrichtett sein. Seinen Unterthanen gute Rechtspflege zu verschaffen, war seine besondere Fürsorge. Zu diesem Zwecke setzte er in jeder Provinz einen Gerichtshof ein, welcher sich dreimal im Jahre versammeln mußte, und ließ in den Städten durch seine Grafen Schöppen wählen, welche in geringeren Rechtsfällen zu urtheilen hatten. Selbst die Beamten seines Palastes waren angewiesen, Klagen anzunehmen, welche er dann oft selbst untersuchte und entschied. Weil aber von dieser Standschaft oder Vertretung die Gemeinfreien fast ganz ausgeschlossen waren, so bildete sich ein Uebergewicht der Aristokratie, das die Grundlage des Lehnsstaates vollendete, der auf Jahrhunderte hinaus die alles tragende Form des europäischen Völkerlebens wurde.

Die Macht, mit der Karls großer Geist über den größten Theil des alten Römerreichs im Abendlande waltete, der Ruhm, der ihm als größtem Kriegs- und Glaubenshelden überall voranging, und der Schutz, welchen die Kirche bei ihm fand, hatten ihm schon längst eine eigenthümliche Stellung zur Landeskirche gegeben, deren Leitung er insbesondre durch Befestigung der in den früheren Zeiten vom heil. Bonifacius eingeführten kirchlichen Ordnung ausübte, so jedoch, daß er die in sein Regierungssystem aufgenommene Hierarchie niemals zur Unterdrückung der nationalen Entwicklung misbrauchen ließ. Diese seine kirchenherrliche Stellung sollte zu einer noch höhern Bedeutung durch ein Ereigniß gelangen, das zugleich auch die Bedeutung des römischen Stuhles erhöhte. Die kräftige Hülfe nämlich, welche auch Hadrians Nachfolger, Papst Leo III., bei Karl gegen die rohen Mishandlungen einer sich gegen ihn empörenden römischen Partei gefunden hatte, bewog ihn, auf den König Karl, anstatt des bloßen Patriciats, die alte weströmische Imperatorwürde zu übertragen und so das weströmische Reich, jedoch in christlicher Art und Form, zu erneuern, um dadurch alle Völker katholischen Glaubens zu einem christlichen Körper zu vereinigen, von dem der Kaiser das weltliche, der Papst das geistliche Oberhaupt sein sollte. Es war zu Rom am Weihnachtsfeste 800, als der Papst, während Karl im Festgewand eines römischen Patricius in der Kirche des heil. Petrus am Altar zum Gebet niederkniete, vor ihn trat und ihm eine goldene Krone auf das Haupt setzte, worauf das versammelte Volk in den Jubelruf ausbrach: Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen, friedfertigen Kaiser der Römer, Leben und Sieg! Nach dreimaliger Wiederholung dieser Worte berührte Leo mit der einen Hand den Mund, mit der andern die Hand des Gekrönten, salbte ihn zum Kaiser und verbeugte sich gegen ihn. Mit dieser Handlung wurde das alte weströmische Imperium zwar nicht dem Grenzumfange nach, wohl aber der Ehrenbedeutung nach auf Karl und seine Dynastie übertragen und so das abendländische Kaiserthum in der Person eines austrasischen Franken erneuert. Denn in den Augen der Völker, selbst in den Augen der Barbaren, warf dieser in ihrer Erinnerung ehrwürdige Titel einen neuen Glanz auf den Inhaber desselben, und alle fühlten bald, daß dadurch im Grunde der neue römische Kaiser zum obersten Schirmherrn der Kirche und zum Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa erhoben würde. Die Kirche selbst aber fand von nun an in der kaiserlichen Macht gegen die sie ringsum oft hart bedrängenden römischen Adelsparteiungen kräftigen Schutz und konnte auch ihrerseits die Entwickelung der Ordnung unter den Völkern leichter fördern. Von jener durch Leo geschehenen Uebertragung der römischen Imperatorwürde aber leiteten die folgenden Päpste das Recht her, den jedesmaligen Kaiser durch Krönung zu bestätigen, während andrerseits die Kaiser das Recht in Anspruch nahmen, daß ohne ihre Zustimmung und Bestätigung kein Papst eingesetzt werde. Mit der Kaiserwürde verband fortan das ganze Mittelalter den Gedanken einer von Gott verliehenen Weltherrschaft, wiewohl es keinem Kaiser glückte, sie durchzuführen. Nicht undeutlich lag in den Anordnungen Karl's auch das Bestreben, die Idee eines christlichen Staates zu verwirklichen. Daher ordnete er den weltlichen Sendgrafen auch geistliche Sendboten zu, die mit jenen den kirchlichen Zustand der Gaue zu untersuchen hatten und als die Seele der karolingischen Verfassung zu betrachten sind, da sie allem Unrecht steuern, Kirchen, Armen, Witwen und Waisen, kurz dem ganzen Volke nach Gottes Ordnung und in Gottesfurcht ohne Ansehen der Person Recht verschaffen und alles das, was sie nicht selbst ausführen konnten, an den Kaiser selbst, als den Urquell der Ordnung bringen sollten, daher dieser um so mehr als das schir-

mende Haupt der Kirche erschien. Auch erwarteten alle Synoden (denen er stets bloß berathende Stimme einräumte) nur von ihm die Bestätigung der kirchlichen Beschlüsse und die Besserung des kirchlichen Lebens. Aus diesem Grunde ließ sich Karl auch die Beaufsichtigung der Geistlichen angelegen sein, indem er strenge Gesetze gegen die unter den Klerikern eingerissenen Unsitten (namentlich gegen Wirtshausbesuch, Jagdlust ꝛc.) gab und für die gründliche Bildung derselben, sowie für Verbesserung des Gottesdienstes durch Gesang und deutsche Predigt sorgte. So ließ er deutsche Auszüge aus Predigten der Kirchenväter und Uebersetzungen von Theilen der h. Schrift verfertigen und zur Hebung des Kirchengesanges unter seinen Franken Orgeln aus Italien und zwei Gesanglehrer kommen, durch welche er zu Metz und Soissons Singschulen für Kirchengesang errichtete. Eine große Sorgfalt verwandte er auf das religiöse Leben der Gemeinden, wobei er vorzüglich die Ausrottung heidnischer Vorurtheile und abergläubischer Gebräuche zu seinem Augenmerk machte.

Gleich groß war Karl's Sorge für nationale Bildung durch Pflege der Wissenschaften und deren Begründung in Schulen. Er umgab sich mit den tüchtigsten Gelehrten des In- und Auslandes, von welchen er sich vielseitig belehren und berathen und durch welche er wesentliche Verbesserungen in Kirchen und Schulen vornehmen ließ. Unter diesen Männern ragte der Angelsachse Alcuin (geb. um 735 zu York), Abt von Tours, als sein vertrautester Freund und Berather hervor. Das Meiste von dem, was Karl für die Ausbildung der Wissenschaft und für Verbesserung des geistlichen Standes that, hatte in Alcuin's weitschauendem Geiste und edlem Herzen seinen Ursprung. Durch ihn besonders ließ Karl die vorhandenen Schulen verbessern und neue anlegen, um auch auf diesem Wege die gesunkene Zucht des Volkes zu heben und nützliche Kenntnisse zu verbreiten. In Westfranken standen unter Alcuin's Leitung die Schulen von Paris, Soissons, Tours, Lyon und Orleans; im südlichen Deutschland waren es die Schulen von Trier, Paderborn, Osnabrück, Corbie (Neucorvey an der Weser) und Fulda, welche auf lange hinaus eine weit verbreitete, wohlthätige Wirksamkeit äußerten. Selbst an seinem Hofe legte er eine Schule an, die schola palatina, in der auch eine Anzahl Kleriker zu Lehrern gebildet wurde. In dem Gelehrtenverein, den Karl an seinem Hofe stiftete, zeichneten sich noch aus: sein gelehrter, staatsmännisch gebildeter, in Gesandtschaftsdiensten erfahrener Schwiegersohn Angilbert, sein talentvoller Geheimschreiber (Erzkapellan) und kunstgeschickter Aufseher der königlichen Bauten, Einhard, welcher Karl's Leben beschrieb, der sprachgelehrte Peter von Pisa und der lombardische Geschichtsschreiber Paul Diaconus (eigentlich P. Warnefried), von dem sich Karl in der griechischen Sprache unterrichten ließ. Karl selbst lernte auch fertig Latein sprechen und las fleißig in den Schriften der Kirchenväter. Eine große Sorgfalt verwendete er auf die Ausbildung der

deutschen Sprache; er selbst gab den Winden und Monaten deutsche Namen, ließ eine Grammatik anlegen und eine Sammlung alter Helden- und Sagenlieder veranstalten, die aber verloren gegangen ist. Ueberhaupt lag ihm die Erhaltung deutscher Art und Sitte sehr am Herzen.

Ueber dieser tiefgehenden Sorge für das Wohl des Staates und der Kirche versäumte Karl nicht, auch für die äußere Wohlfahrt seiner Völker zu sorgen. So erleichterte und belebte er den Handelsverkehr durch Einführung gleichen Maßes und Gewichts, durch Gründung von Handelsplätzen, Erbauung von Brücken und Kanälen; den Ackerbau und die Landwirtschaft hob er durch Anstallung von Musterwirtschaften auf den Meiereien seiner 128 Königshöfe oder Pfalzen, welche mit den Lehngütern den 15. Theil des Landes umfaßten und aus welchen er seine Einkünfte bezog; die Kunst endlich förderte er durch Aufführung von Kirchen, Palästen und Landhäusern. Auch in Aachen, seinem gewöhnlichen Regierungssitze, ließ er einen schönen Palast und eine Hauptkirche bauen; desgl. einen Palast zu Ingelheim und einen zu Nymwegen; ferner einen Leuchtturm zu Boulogne, eine hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, eine Badeanstalt in Aachen mit einem Wasserbehälter, worin über 100 Personen (er mit seinen Söhnen, Freunden und anderen Großen) herumschwimmen konnten.

In allen diesen Beziehungen bewies sich Karl als ein weiser und mächtiger Geist, der auf seine Zeit einen umgestaltenden Einfluß übte, so daß er als Mensch und Christ, als Feldherr und Regent hoch über seiner Zeit stand. Und wie ihn bei seinem Leben alle ausländischen Fürsten ehrten und scheuten, namentlich der byzantinische Kaiser ihn fürchtete, der angelsächsische König Egbert seine Hülfe suchte, und selbst entfernte Fürsten von Fetz, der Großchan der Hunnen, besonders aber mehrmals der große Chalife von Bagdad, Harun-al-Raschid, durch Gesandte und Geschenke ihn ehrten, so erfrischten und hoben sich noch späte Zeiten und Herrscher in bewundernder Erinnerung an seine Größe.

Die Verbindung mit dem Chalifen unterhielt Karl besonders deshalb, um dadurch seinen Unterthanen zu ihrem Handel nach dem Morgenlande Schutz und Vorschub zu verschaffen. Unter den Geschenken, die der Chalife dem Könige sandte, befand sich ein Elefant von außerordentlicher Größe mit Namen Abulabaz (der Verwüster), und eine künstliche Uhr, welche die Stunden dadurch anzeigte, daß auf ein metallnes Becken so viele goldene Kugeln herabfielen, als es Stunden waren; zu gleicher Zeit traten oben an dem Werke aus Fensteröffnungen so viele Reiterfiguren heraus, als die Zeit Stunden angab. König Karl schenkte dem Chalifen dagegen große Jagdhunde, die zum Fang auf wilde Thiere abgerichtet waren, und kostbare friesische Mäntel von den feinsten Fellen.

Dittmar.

22. Die Krönung Otto's I.

Der gewaltige, von edlem Stolz getragene Herrschergeist, der in Otto I. oder, wie er schon bei Lebzeiten hieß, dem Großen, 38 Jahre lang das Scepter Deutschlands führte, offenbarte sich gleich bei dem ersten Auftreten des vierundzwanzigjährigen Mannes. Während sein Vater die Krönung von sich gewiesen hatte, vollzog sie der Sohn in Aachen mit dem Willen der Fürsten, welche dadurch die neuerstandene Herrlichkeit des Reiches zu feiern begehrten, in großartiger Pracht. Aus allen Theilen des deutschen Landes kamen die Großen des Reiches und der Kirche, die Herzöge, Fürsten und Grafen, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte in der alten Krönungsstadt zusammen. In einer Säulenhalle neben dem Dom wurde Otto von den Fürsten auf den Thron erhoben, worauf ihm einer um den anderen mit einem Handschlag Treue gelobte. Am Eingang zur Kirche empfingen ihn dann die Prälaten, und Erzbischof **Hildebert** von Mainz führte ihn bei der Hand in die Mitte des Gotteshauses, das Tausende von Menschen erfüllten. „Sehet", sprach er, „hier stelle ich euch den von Gott erkorenen, von König Heinrich in Vorschlag gebrachten und nun von allen Fürsten erwählten König vor. Wofern ihr diese Wahl gut heißet, so erhebet die Hände zum Himmel." Und ein Wald von Händen stieg empor, und alle riefen: „Heil, König Otto, Heil!", und die unzählige Menge draußen vor dem Dome stimmte mit ein in den Jubel.

Auf dem Hochaltare waren die Reichskleinodien, das Schwert, der Mantel mit den goldenen Armbändern, das Scepter und die Krone niedergelegt. Hildebert trat mit Otto, der die enganschließende fränkische Kleidung trug, hinzu. „Nimm hin dies Schwert", sagte er, „und bewältige damit Christi und deines Reiches Feinde. Durch Gottes Vollmacht ist es dir verliehen, damit du den Christen dauernden Frieden bringest." Alsdann legte er dem Könige die Bänder und den golddurchwirkten Mantel an und übergab ihm das Scepter mit den Worten: „Regiere die Völker mit väterlicher Strenge und sei milde den Dienern Gottes, den Witwen, Waisen und Armen. Möge das Oel der Barmherzigkeit nie von deinem Haupte weichen, und ewiger Lohn wird dir zu theil werden." Jetzt goß der Erzbischof von Trier das heilige Oel auf das Haupt des niederknieenden Königs, und die Erzbischöfe von Mainz und Köln schmückten seine jugendliche Stirn mit der Krone. Nachdem dann der Segen gesprochen war, führten die Bischöfe den neuen Herrscher zu dem Stuhle Karl's des Großen, der einige Stufen höher zwischen zwei Marmorsäulen aufgestellt war, und Orgel und Gesang begannen die hohen Wölbungen zu durchbrausen. Welche Gedanken mochten da die Seele des Königs füllen? Daß er dem gleichen möchte, dessen Dom und Stuhl ihn aufgenommen hatten.

Nachdem die kirchliche Feier beendet war, begann das prächtige Krönungsmahl im Palaste Karl's des Großen. Otto saß mit den

Erzbischöfen an einer marmornen Tafel; die Fürsten und Prälaten nahmen an anderen Tischen Platz, und auf den Gallerien stand eine dichtgedrängte Menschenmenge — begierig, den Neugekrönten und sein herrliches Fest zu schauen. Und wahrlich, der königliche Jüngling war des Schauens werth, groß und edel von Gestalt, mit hoher, von langen blonden Locken umwallter Stirn, mit blitzenden Augen und breiter männlicher Brust. Was der Krönungsfeier diesmal besonderen Glanz verlieh, war, daß der neue König von den Herzögen bedient wurde: **Eberhard** von Franken überreichte ihm als **Truchseß** die erste Schüssel; **Hermann** von Schwaben kredenzte ihm als **Mundschenk** den ersten Becher; **Giselbert** von Lothringen, zu dessen Herzogthum Aachen gehörte, hatte als **Kämmerer** für die Bewirtung im allgemeinen und **Arnulf** von Baiern als **Marschall** für die Rosse und Reisigen des Königs zu sorgen. Es sind dies die vier **Erzämter**, die nachmals von den vier weltlichen Kurfürsten regelmäßig ausgeübt wurden.

Dr. Karl August Mayer.

23. Das deutsche Königthum zur Zeit Otto's I.

Versuchen wir es, auf diesem Höhepunkte deutscher Königsmacht angelangt, uns ein Bild zu machen, wie solch ein Herrscher dieser alten Zeiten lebte. Leicht und bequem hatte ers nicht: wen einmal die schwere Krone zierte, der war ruhelos bis zum Grabe. Er hatte keine feste Residenz; von Pfalz zu Pfalz zog er durch sein weites Reich; wo er gegenwärtig war, saß er statt seiner Pfalzgrafen selber zu Gericht über schwere oder zweifelhafte Dinge; denn geringere entschied man entweder nach den Capitularien Karls des Großen oder nach dem alten Stammesrecht durch die freigewählten Schöffen. In dunkeln Fällen entschied das Gottesgericht, d. i. Zweikampf-, Feuer- oder Kreuzesprobe. An den Festtagen umgab den Herrscher der ganze Glanz des großen Reichs: an den Bischofssitz, wo er eben das Fest feierte, eilten Fürsten und Große der ganzen Nachbarschaft und brachten freiwillige Geschenke, während die Unterworfenen den Tribut darreichten. Das Königsgut war durch das ganze Reich gelegen: noch bestand es in großen Domainen, auch gingen große Forsten des Königs, in denen noch Wolf- und Bär, Ur und Elenn hausten, die der Jagdlust reiches Spiel gewährten, durch das ganze Reich. Abgaben zahlte man auch jetzt noch nicht, denn es gab wenig Geld; und der Deutsche hielt überhaupt jede Steuer für ein Zeichen der Unfreiheit; alle Leistungen waren persönlich. Doch gingen einzelne Zölle an den König ein, von Straßen und Flüssen; ferner die Kopfsteuer, die die Juden zahlten; auch gehörten die Bergwerke dem Könige. — Das Lehnswesen griff bereits durch alle Theile des Reiches, und folglich bestanden auch die Heere des Königs mehr aus den aufgebotenen Vasallen, als aus dem alten, freien Heerbann. An den Grenzen waren die Marken wieder erneuert worden. Auf dem lin-

ken Ufer der Elbe lag die sächsische Nordmark (die heutige preußische Altmark); südlich daran, zwischen Saale, Elbe und Mulde die sächsische Ostmark oder nordthüringische Mark; an der oberen Saale bis zum Fichtelgebirge und sächsischen Erzgebirge das Osterland oder die südthüringische Mark. Diesen Marken schloß sich östlich die Mark Meißen an. Im Süden gab es eine bairische Ostmark, das spätere Oestreich, eine steierische und eine kärnthnische Mark, welche alle vom Herzogthum Baiern abhängig waren.

David Müller.

24. Das Kaiserhaus zu Goslar.

Das Kaiserhaus zu Goslar ist der älteste Profanbau Deutschlands. Und damit wird uns sofort klar werden, daß wir nicht berechtigt sind, an ihm den glänzenden Zierrat der entwickelten gothischen Architektur zu suchen. Wir haben es mit einem frühromanischen Bau zu thun, für den es uns an Anknüpfungspunkten zu Vergleichen mit andern Bauten fehlt. Denn ich wiederhole es: wir haben in ganz Deutschland keinen zweiten Bau, der diesem an Alter gleich steht! Aus seinem hohen Alter also entspringt dieses unbeschreibliche Etwas in seiner Erscheinung, das uns durch seine, fast möchte ich sagen, Hausbackenheit anfangs abstößt und gleichzeitig anzieht. Ja, es ist ein Haus, das wir vor uns haben, und nicht etwa eine in phantastischen Spitzen, Türmchen und Zinnen in die Wolken aufsteigende Burg des vierzehnten Jahrhunderts; ein Haus, wie wir es uns unter den Königssitzen im Gudrunliede und den übrigen Sagen des deutschen Nordens denken, und dessen Urtypus wir in gewisser Weise in dem alten niedersächsischen Bauernhause noch bis auf den heutigen Tag erhalten sehen; aber gleichzeitig ein Haus, welches in dem höchsten Glanze der Kaiserzeit von dem mächtigsten Kaiser, der je auf dem deutschen Kaiserthrone saß, von einem Heinrich III., jenem viel gefürchteten, viel geliebten und viel besungenen Henricus niger, für seine glänzende Hofhaltung schon im Jahre 1050 erbaut worden ist. Und seine Baumeister haben es verstanden, bewußt oder unbewußt, jenes Gefühl der Ehrfurcht und Bewunderung vor der ruhmgekrönten Macht dieses mächtigen Herrschers und von dem Glanze, mit dem damals das heilige römische Reich deutscher Nation die Welt erfüllte, in der steinernen Schöpfung ihres Geistes zum Ausdruck zu bringen. Es liegt ein Hauch von der Größe jener Zeit auf dieser Façade und gleichzeitig ein Abglanz von dem Zauber der Antike, die aus dem Vaterlande unserer Cultur, aus dem schönen Italien, über die Alpen dem Gebilde des nordischen Herzens zugelächelt hat.

Betrachten wir nun aber den ganzen Bau im Einzelnen, so sind es hauptsächlich 6 Theile, in die er sich zerlegen läßt: 1) der Saalbau, 2) die Doppel-Capelle St. Ulrich, 3) der Verbindungsbau zwischen Saal und Capelle oder südlicher Wohnflügel, 4) der Wohnflügel nördlich

vom Saalbau, 5) Unserer lieben Frauen-Kirche und 6) die Anlagen zwischen Kaiserhaus und Dom.

Der Saalbau besteht in einem rechtwinkeligen Oblongum von 163 Fuß Länge und 53 Fuß Tiefe und erregt durch seine imposante Größe nicht minder, wie durch eine Fensteranlage so eigenthümlicher, großartiger und herrlicher Weise, wie sie weiter kaum von einem andern Saale bekannt geworden ist, die Bewunderung des Beschauers. Selbst in dem jetzigen Zustande trostlosester Verkommenheit, in welchem das mittlere Fenster ganz fehlt, macht diese Reihe mächtiger mit Säulen besetzter Bogenfenster einen Eindruck von Pracht, wie er durch nichts sonst zu erzielen ist. Man fühlt sich ganz wie auf einer offenen Gallerie, und es ist dem Baumeister gelungen, hier die äußere Scenerie der Landschaft mit zur innern Decoration des Saales zu verwenden.

Unterhalb des Saales befindet sich das Erdgeschoß, bestehend in einer großen, von Pfeilern und Bögen gestützten, flach gedeckten Halle, welche für das niedere Gefolge bestimmt war. Zwischen dem unteren und oberen Geschoß fand eine direkte innere Verbindung nicht statt; man gelangte nach dem obern Saal vielmehr nur durch äußere sogenannte Freitreppen, welche doppelarmig und oft an beiden Enden des Saales angelegt, auf den freien Platz vor dem Palaste hinabführten und dem Gebäude in nicht unbedeutendem Maße den Ausdruck einladender königlicher Pracht verliehen. In dieser Weise werden wir uns z. B. auch die Treppen zu denken haben, von denen im Nibelungenliede die Rede ist bei der Beschreibung des Kampfes, den die in dem Saale eingeschlossenen Burgunden gegen die zu Tausenden die Stiege hinaufstürmenden Hunnen zu bestehen haben und wo der grimme Hagen später mit Volker dem Spielmann im Hofe die nächtliche Wacht für seine im Saale schlafenden Waffenbrüder hält, während das Blut der Erschlagenen von der Stiege herabrieselt.

Die innere Ausstattung eines Saales schildert Raumer in seinem Aufsatze über Burgen und Burgeinrichtungen folgendermaßen. „Der Fußboden des Saales bestand gewöhnlich aus einem Estrich. In der Rosenzeit wurde er mit Rosen, sonst mit frischen Binsen bestreut, bei feierlichen Gelegenheiten aber mit Teppichen belegt. Die Wände waren oft mit Teppichen behangen. Rings an den Wänden befanden sich Bänke mit weichen Federkissen oder Matratzen versehen. Da der Saal oft sehr breit war, so wurde seine Decke durch Säulenreihen getragen. Die Erwärmung des Saales geschah durch Kamine ꝛc." Letzteres war nun allerdings bei dem Kaisersaal nicht der Fall, vielmehr fehlten hier die Kamine, und statt derselben war eine Centralheizanlage vorhanden, welche sich durch ein ganzes System kleiner sich verzweigender Heizkanäle erstreckte. Wir irren also, wenn wir eine derartige Einrichtung für eine Erfindung der neueren Zeit halten, vielmehr findet sich Aehnliches in anderen alten Bauten, z. B. in der alten Gerichtslaube auf dem Rathhause zu Lüneburg; auch

müssen wir uns erinnern, daß diese Einrichtung direkt von den Römern den Deutschen überkommen war, welche dieselben in ihren Thermen und Palastbauten bereits in großem Maßstabe, wenn auch nach anderem Construktionsprinzipe anwandten.

Ueber den Gebrauch des Saales theilt uns unser Gewährsmann, von dem wir in dieser Darstellung uns leiten lassen, Folgendes mit: „Der Saal war es, auf dem sich das Leben des ganzen Tages für die mittelalterlichen Bewohner der Burgen und Pfalzen abspielte. Des Morgens nach der Frühmesse ward hier der erste Imbiß genommen. Was an Geschäften des Morgens zu erledigen war, konnte nur hier geschehen. Damals lag noch nicht der Schwerpunkt des Geschäftslebens in den kleinen Commissionszimmern. Hier aber auch wurden Spiel- und Fechtübungen gehalten, wenn es im Freien nicht geschehen sollte. Zu Mittag versammelte sich hier wieder der Kaiser mit den ihn begleitenden Fürsten und dem übrigen Gefolge zur Tafel, und nachmittags erschienen meist auch die sonst weniger sichtbaren Frauen auf dem Saale und gaben dem geselligen Verkehr durch die schönen Künste des Tanzes und der Musik eine zartere Färbung, bis am Abend die Nachtmahlzeit wieder die Männerwelt ausschließlich versammelte und mit dieser der Tag beschlossen wurde, falls nicht durch Bankettieren und Zechen sich die Geselligkeit bis in die Nacht ausdehnte. Aber auch während der Nacht mußte der Saal, besonders bei den durch das zahlreiche Gefolge der Kaiser meist stark besetzten Pfalzen, als Schlafraum dienen, wo dann Ritter und Knappen auf den an den Wänden hinlaufenden Bänken ausruhten, bis die Frühmesse sie alle in der Kirche wieder versammelte.

Der zweite Haupttheil der Kaiserpfalz zu Goslar, die Hauskapelle St. Ulrich, ist in künstlerischer Beziehung der vollendetste und reizvollste Theil der ganzen Anlage. Sie ist eine zweigeschossige Kirche, deren oberes Geschoß mit dem unteren durch eine große Oeffnung im Fußboden verbunden ist und auf diese Weise eine Loge für den Burgherren bildet, von welcher aus er dem im Erdgeschoß abgehaltenen Gottesdienst beiwohnen konnte und zu der er unmittelbaren Zutritt von seinen Wohngemächern aus hatte. Die Capelle bildet ein Oktogon, wahrscheinlich eine Nachahmung des Aachener Münsters, wobei im unteren Geschoß zugleich die geheiligte Kreuzform beibehalten werden konnte.

Schon diese Kapelle allein ist ein Beweis für die Meisterschaft des kaiserlichen Baumeisters, dessen Namen wir hier nicht ungenannt lassen dürfen. Als muthmaßlicher Erbauer des Kaiserhauses wird uns Benno bezeichnet, welchen Heinrich III. als jungen Kleriker aus dem als Architektenschule so berühmten Kloster Hirschau in Schwaben nach Goslar brachte. Bis zu dem 1056 erfolgten Tode Heinrichs III. setzte Benno seine Bauthätigkeit in Goslar fort, als aber nun der politische Zustand im Reiche solchen Arbeiten sich zunächst nicht günstig erwies, folgte er dem Rufe des Bischofs Azelinus nach Hildesheim, wo er bei Erbauung des Domes und des Moritz-Klosters vor Hildesheim thätig war. Vom Kaiser Heinrich IV. wurde er später sogar zur Errichtung von umfangreichen Festungsbauten gegen die aufständischen Sachsen herangezogen und nahm zuletzt seit 1068 den Bischofsstuhl von Osnabrück ein, woselbst er gestorben ist.

Um uns nun ein einigermaßen vollständiges Bild von der Gesammtanlage und namentlich von der vorderen Seite des Kaiserhauses zu machen, dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns vor demselben eine Plattform zu denken haben, von welcher aus der Kaiser öffentliche Gerichtssitzungen abhielt. Dieselbe war geschmückt mit Balustraden (Brustlehnen) und Bildsäulen, und in der Tiefe unter derselben wurden häufig wilde Thiere, besonders Bären, wie in einem offenen Zimmer gehalten. Wenn hierüber auch nicht unzweifelhafte Nachrichten, sondern nur Vermuthungen vorhanden sind, so steht doch so viel fest, daß wir uns die ganze Anlage kaum großartig genug ausmalen können und das trübselige Bild vergessen müssen, welches uns jetzt in der Wirklichkeit von dem Kaiserhaus in Goslar vor Augen steht. Welch herrliche großartige Königsburg muß sich auf jenem sanften Hügel erhoben haben mit ihren weiten Saalfenstern, den Flügelbauten zu beiden Seiten, ihren beiden Kirchen, dem Perron und den bis zum Dom hinabziehenden Treppenanlagen, welchen letzteren mit seinen bedeutenden Nebenbauten, als Curie, Capellhaus, Kreuzgang ꝛc. man durchaus in den Bereich dieses ganzen Bildes wird hineinziehen müssen.

Nicht lange mehr wird es dauern, so ist die würdige Restauration dieses alten Denkmals deutscher Größe vollendet.

Nach Spieker's Haus und Schule. 1873. Nr. 1. 2.

25. Die Wahl Konrad's II.

Stammsitz der Familie Konrad's war die schöne Limburg im Haardtgebirge bei Dürkheim. Die eigentliche Wahlhandlung fand bei Lörzweil statt, wo der Königsstuhl aufgerichtet war, unweit der Rebenhöhen von Nierstein, auf denen die Sonne, im Angedenken so glorreicher Tage, den bekannten, trefflichen Wein kocht. Uebrigens zeigte sich bei Konrad's Wahl die deutsche Nation zum ersten Mal in sogenannte Heerschilde, d. h. Rangstufen, die der Form des Reichsheeres nachgebildet waren, getheilt, von denen jeder unter besonderem Banner aufzog. Der erste Heerschild bestand aus dem König mit seinen Reisigen; der zweite aus den Erzbischöfen, Bischöfen, gefürsteten Aebten und Aebtissinnen; der dritte aus den Herzögen — alle natürlich mit ihrem Gefolge. Dabei gingen die geistlichen Fürsten den weltlichen voran, weil jene, ohne ihrer Würde zu nahe zu treten, nur Vasallen des Königs, diese auch der geistlichen Fürsten sein konnten. Den vierten Heerschild bildeten die Grafen und Freiherren, die auch Dienstleute des dritten Schildes sein konnten. Damit war der hohe Adel beschlossen. Zu dem fünften Heerschilde rechnete man die Mittelfreien, welche noch Freie zu Untergebenen haben

konnten. Da sie im Kriege ihr Häuflein Vasallen, um ein Fähnlein gesammelt, ins Feld führten, hießen sie auch Bannerherren. Zum sechsten Schilde gehörte endlich die gemeine Ritterschaft. Ein neuer siebenter Schild, der noch unter Konrad's Regierung hinzukam, schloß alle Freien in sich, die nicht ritterlicher Geburt waren, also hauptsächlich den Bürgerstand der Städte. Bisher war diese Stufe, welche den gemeinen Krieger, der zu Fuße diente, lieferte, keinem Schilde zugetheilt gewesen. Mit der Zeit gab es jedoch auch rittermäßige Bürger, die zu Pferde stritten.

Ein treffliches Bild der Wahl geben die nachstehenden Verse von Uhland:

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich ergieng,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk:
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß:
Kanns doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt!
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub= und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holztheil Sprache hält:
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschart,
Ins Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich: die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slavischen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rheinischen Franken,
Die Ober= und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählich wars gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.

Aus vielen wurden wenige gewählt
Und aus den Wenigen erkor man zween,
Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht;
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget:
Ein königlicher Anblick wars, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm
(Denn niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehn
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist),
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß:
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch“ so rief er „einer es muß sein,
So seis der Aeltre!“ Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten und am freudigsten
Der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edeln Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwitwe Kunigund:
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien: so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an Einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heilge Weihe nun empfieng.
(Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!)
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Als Konrad, in Mainz angelangt, nach dem Dome zog, um Salbung und Krönung zu empfangen, hemmten Nothleidende und Verfolgte, des neuen Königs Hülfe anrufend, seinen Weg. Die Bischöfe, die um ihn waren, schalten deren Zudringlichkeit und meinten, Konrad werde um ihretwillen die heilige Handlung nicht verzögern. Der König aber erwiderte ihnen, daß Gerechtigkeit üben fortan die erste seiner Pflichten sei, die er auch zu unbequemer Zeit nicht versäumen wolle, am wenigsten aber auf dem Wege zur Krönung, da er hierdurch dieser Ehre würdiger werde. Darauf lieh er den Hülfesuchenden ein geduldiges Ohr und zog auch einen Fernerstehenden, der aus seiner Heimat verbannt war, heran, indem er einem Fürsten auftrug, seine Sache zu untersuchen. Solche Worte und solches Thun gingen, große Hoffnung erweckend, von Munde zu Munde, und in der That rechtfertigte Konrad das Vertrauen, das die Nation in ihn setzte. „Man läuft Gefahr, für einen Schmeichler zu gelten", sagt Wippo, „wenn man erzählen will, wie großmüthig, heiter, standhaft und unerschrocken Konrad gewesen, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen, wie streng gegen die Schlechten, wie schrecklich den Feinden, wie unermüdlich, ernst und eifrig in Geschäften, wenn es des Reiches Wohl galt." Gleich Karl dem Gr., dem er an rastloser Thätigkeit in Krieg und Frieden ähnlich war, durchzog er sofort alle deutschen Länder und stellte überall Ordnung und Gerechtigkeit her; denn ein König konnte damals nicht, wie heutzutage, von einer Hauptstadt aus, in der alle Fäden der Regierung in einem Mittelpunkt zusammenlaufen, die Herrschaft führen, sondern seine persönliche Erscheinung, der Anblick seiner Kraft und Macht gab in diesen schlichten und rohen Zeiten seinem Willen allein den nothwendigen Nachdruck.

Nach Karl August Mayer.

26. Der Gottesfrieden.

Als das wilde Fehdewesen alle Gerichtsbarkeit verdrängte, Gewaltthat jeden geordneten Rechtsgang störte und der Schwache und Hülfsbedürftige hülfslos der Bedrückung ausgesetzt war, da suchte die französische Geistlichkeit durch die Macht der Religion der mangelhaften Rechtspflege nachzuhelfen und der Raubgier und den Thaten des Schwertes durch kirchliche Gebote Schranken zu setzen. Schon im J. 989 wurden auf einer Synode der Diöcese Poitiers folgende Beschlüsse gefaßt: „Wer in die Kirche einbricht oder etwas mit Gewalt von dort wegnimmt, der sei, wenn er nicht Genugthuung leistet, verflucht. Verflucht sei ferner, wer Landleuten oder anderen Armen Schafe, Rinder ꝛc. raubt. Der Fluch der Kirche treffe auch die, welche wehrlose Geistliche angreifen oder verletzen." Eine andere Friedensurkunde der französischen Geistlichkeit stellt auch noch Kaufleute unter den Schutz der Kirche, bedroht die Uebelthäter mit der strengsten Excommunication, bis sie Genugthuung geleistet, und belegt die

Besitzungen der Widerspenstigen mit dem Interdikte. Es waren strenge, aber nothwendige Zwangsmittel, die nicht eitler Herrschsucht dienten, sondern aus der Bedrängniß der Kirche selbst und dem elenden Zustande des schutzlosen Volkes hervorgegangen, das Werk des Friedens förderten. Noch wirksamer waren die Bemühungen des französischen Klerus im J. 1034, als er die in Folge einer dreijährigen Hungersnoth herrschende Zerknirschung des Volkes zur „Erneuerung des Friedens auf Erden" benutzte und zur Sühnung der Sünden außer andern Bußen namentlich die Enthaltung von Waffenthaten und räuberischen Ueberfällen geloben ließ. Hoch und Niedrig trat in die heilige Friedensverbrüderung. Ja die Geistlichkeit begnügte sich nicht mit dem bloßen Friedensgelöbniß, sie bildete sogar Waffenbrüderschaften, worin jeder eidlich sich verpflichten mußte, gegen alle Friedensstörer mit dem Schwerte zu Felde zu ziehen und namentlich der Kirche und ihren Dienern den nachdrücklichsten Schutz zu gewähren. Priester sollten mit der heiligen Fahne dem Volke voranziehen (1038). Aber dieser gewaltsame Friedenszwang führte neue Störungen herbei. Endlich im J. 1041 kam der eigentliche Gottesfrieden (die treuga Dei) zu Stande, hauptsächlich durch die Thätigkeit der Bischöfe von Arles und Avignon und des Abtes von Clugny. In einem Schreiben wird im Namen des gesammten Klerus von Frankreich unter Androhung kirchlicher und weltlicher Strafen gegen die Uebertreter der Gottesfrieden ausgeschrieben, der darin besteht, „daß von der Abendstunde des vierten Wochentages an unter allen Christen, Freunden und Feinden, Nachbarn und Fremden, ein heiliger und unverletzlicher Frieden herrscht bis zum zweiten Wochentage, d. h. bis zum Sonnenaufgang am Dienstag, so daß jedermann zu jeder Stunde in diesen vier Tagen und Nächten vollkommene Sicherheit genießt und frei von jeglicher Furcht vor seinen Feinden unter dem Schutz des göttlichen Friedens thun kann, was ihm gelegen ist." Dieser von frommen Männern gepredigte und von dem bedrängten Volk als Rettungsmittel lebhaft ergriffene Frieden fand in Frankreich bald allgemeine Geltung und wurde auf zahlreichen Concilien in der Folge erneut und mehr ausgebildet. Bald wurde die Heiligkeit des Friedens auch auf die Adventszeit und die hohen Kirchenfeste ausgedehnt und übte auf die Entwickelung der Lebensverhältnisse in Frankreich den wohlthätigsten Einfluß. Nicht allein, daß er die Gewaltthaten, denen die unteren Volksklassen ausgesetzt waren, zu beschränken wußte, er begann auch das kriegerische Leben des Adels überhaupt zu disciplinieren ꝛc. — Von Frankreich aus fand die heilige Sitte Eingang in Deutschland und Italien, in Spanien und England. Schon Heinrich III. suchte dem auf einem Reichstag in Konstanz erlassenen Friedensgebot im ganzen Reiche Geltung zu verschaffen; doch gebührt dem Erzbischof Sigiwin von Köln das Verdienst, den Gottesfrieden in Deutschland begründet zu haben (1083). Nach seiner Verfügung, die bald in Lüttich, Münster und anderen Ländern nachgeahmt wurde, sollte nicht bloß in den drei Tagen der Woche (Freitag, Sonnabend, Sonntag),

sondern auch vom ersten Tage der Adventszeit bis nach Weihnachten und vom Beginne der Fasten bis acht Tage nach Pfingsten niemand Waffen tragen und Gewaltthaten verüben. Kirchliche und weltliche Strafbestimmungen sollten dem heiligen Gebote Nachdruck verleihen. Zwar ist das Institut nicht, wie früher geglaubt wurde, unter die Reichsgesetze aufgenommen worden; aber die fränkischen Kaiser haben doch dasselbe nach besten Kräften zu fördern gesucht, wenn schon die Bischöfe wie die Urheber so die eigentlichen Hüter des Friedensgebotes gewesen zu sein scheinen. In England und Unteritalien wurde der „Friede Gottes“ hauptsächlich durch die normannischen Fürsten begründet. Eine allgemeine Bedeutung aber erhielt die Treuga Dei, als das Oberhaupt der abendländischen Kirche sie für die ganze Christenheit als bindend aufstellte. Dies geschah zuerst durch Urban II. auf derselben Kirchenversammlung zu Clermont (1095), auf welcher der erste Kreuzzug beschlossen ward. Dadurch sollte die ganze christliche Welt durch das Band des Friedens und der Versöhnung verbunden werden, um als ein geschlossenes Ganze gegen die Ungläubigen in den heiligen Kampf zu ziehen. Etwa drei Jahrzehnte später wurde der Gottesfriede, nachdem er noch auf einigen Concilien wiederholt worden war, in das kanonische Recht als allgemeines Kirchengebot aufgenommen und im J. 1170 von Alexander III. noch einmal in seinem ganzen Umfange bestätigt. Aber um diese Zeit hatte er bereits aufgehört, allgemeine Gültigkeit zu haben. Die Rechtsanschauungen hatten unter den neuen Zeitideen eine andere Gestalt angenommen; die Treuga Dei, die im 11. Jahrhundert als letztes Rettungsmittel in Noth und Bedrängniß, als einzige Schutzwehr gegen einen Zustand wilder Anarchie von den hülfsbedürftigen Völkern mit Begierde ergriffen worden, war am Ende des 12. Jahrhunderts eine veraltete Einrichtung, die nur noch eine historische Bedeutung besaß. Andere kräftigere Friedensinstitute waren ins Leben getreten; die Waffenruhe von einigen Tagen und bestimmten heiligen Zeiten sollte durch einen ewigen Frieden ersetzt werden. In diesem Streben trafen die weltlichen Machthaber mit dem Papstthum zusammen. Aber indem die Bestimmungen der Treuga in die neuen Friedensordnungen und Rechtsinstitute aufgenommen wurden, behielten sie auch noch später ihre Geltung. Noch im Sachsenspiegel (1215) werden gewisse Tage und Zeiten aufgeführt, die für alle Menschen Tage des Friedens sein sollten. Je mehr aber unter den Einflüssen des Faustrechts die Gemüther verwilderten, desto unzulänglicher waren die kirchlichen Friedensgebote; daher in den späteren Reichsfriedensgesetzen zur Unterdrückung des Fehdewesens derselben keine Erwähnung geschieht.

Weber.

27. Des Rothbarts Fest.

Im Jahre 1184 um Pfingsten feierte der Kaiser Friedrich I., der Rothbart (Barbarossa), ein großartiges Fest zu Mainz, bei welchem seine beiden ältesten Söhne Heinrich und Friedrich, von denen jener schon längst zum deutschen König erwählt und gekrönt worden, wehrhaft gemacht oder, wie der neuere Ausdruck lautete, zu Rittern geschlagen werden sollten. Zu gleicher Zeit wurden die Söhne des Kaisers mit Lehen ausgestattet: Friedrich erhielt Schwaben, Konrad Franken und Otto Burgund. Philipp, der Jüngste, den das Schicksal bestimmt hatte, nach Heinrich die Krone zu tragen, war damals noch Domschüler in Köln und sollte in den geistlichen Stand treten. Die Zeitgenossen wissen nicht genug von der glänzenden Menge weltlicher und geistlicher Großen aus Deutschland, Italien, Burgund und noch ferneren Landen, von dem ungeheuren Andrange des Volkes zu erzählen. Nach verschiedenen Angaben waren allein vierzig- bis siebenzigtausend Ritter zugegen; der Erzbischof von Köln zog für seine Person mit viertausend Mann Gefolge auf. Eine zweite Stadt Mainz, von zierlichen hölzernen Häusern und bunten Zelten, mußte auf dem rechten Ufer des Rheins auferbaut werden, um all die Gäste zu fassen. Der ritterliche Kaiser, jetzt ein Dreiundsechziger, der aber noch in Jugendkraft sein Roß inmitten seiner Söhne tummelte, die huldreiche Kaiserin Beatrix, die Kirchenfürsten in ihren Prunkgewändern, die Herzöge, Grafen und Ritter in gold- und silberschimmernden Rüstungen mit hohen Federn auf den Helmen, prächtigen Schärpen und reichgeputzten Rossen, die schönen Frauen im höchsten Schmucke, die Magistrate in ihren Talaren, die Bürgerschaft in ihren eigenthümlichen Trachten mit ihren Bannern, gewährten einen unvergleichlichen Anblick. Hierzu kamen die Ritterspiele, an denen Friedrich selber mit seinen zwei ältesten Söhnen theilnahm, und die andern, auch von Sängern verherrlichten Feste, die köstlichen Mahlzeiten, bei denen der Kaiser den Wirt und hohe Fürsten die Schaffner des Wirts machten; denn alle diese Gäste schmausten und zechten drei Tage lang auf des Hohenstaufen Rechnung — es war eine Regung und Freude wie sie in Deutschland noch nicht erlebt worden war, ein wirkliches Nationalfest, getragen von der Liebe zum Fürstenhause, von dem gedeihlichen Frieden, der auch dem Bürgerthum Wohlstand und Behagen gegeben hatte, und von edler Kunst. Dürfen wir uns wundern, daß dies Fest von den Zeitgenossen auf das ausführlichste beschrieben, daß es von Sängern deutscher Zunge, wie Heinrich von Veldeck, und von fremden Dichtern hoch gefeiert worden ist?

K. A. Mayer.

28. Kurverein zu Rense. Goldene Bulle.

Das Mittelalter stellt zwei Stände gleich ungeheuren Pyramiden in den Vordergrund: die Ritterschaft und die Geistlichkeit. Die Spitze der Ritterschaft bildet der deutsche Kaiser, welcher den erhabensten Thron der Christenheit, die der Geistlichkeit der Papst, welcher das Scepter des Kirchenregiments gewonnen hat. Kaiser und Papst, die zwei Erdengötter, ringen in großartigem Kampfe mit ein-

ander; bald siegend, bald besiegt erschöpfen sie ihre Kraft. Besonders viel hat Kaiser Ludwig von Baiern mit dem Papste zu kämpfen gehabt; einmal ermannte sich der oft schwache Ludwig und berief im Mai 1338 die Fürsten, Edlen und Städte zu einem großen Reichstage nach Frankfurt. Im kaiserlichen Ornate auf dem Throne sitzend legte er der zahlreichen und glänzenden Versammlung seine Klagen gegen den Papst Benedikt vor und bat um ihren Rath; die Stände aber sprachen sich einmüthig dahin aus, daß er nicht weiter in der Nachgiebigkeit gehen dürfe, vielmehr kraft seiner kaiserlichen Macht das vom Papste über Deutschland verhängte Interdikt aufheben und die Geistlichen, die sich dennoch weigerten, Gottesdienst zu halten, als ungehorsame Störer des Friedens bestrafen solle. Diese kräftige, des deutschen Volkes allein würdige Sprache war die Frucht der durch die Franziskaner und ihre Schriften verbreiteten freieren Ansichten und des aufgeregten Nationalgefühls.

Ein weiterer Schritt in derselben Richtung war die Zusammenkunft der Wahl- oder Kurfürsten, mit Ausnahme des Ludwig dem Baiern feindlich gesinnten Königs Johann von Böhmen, auf dem Königsstuhl zu Rense am 15. Juli 1338. Dieser berühmte sog. Königsstuhl war eine Art runder steinerner Bühne mit Sitzplätzen, getragen von durch Spitzbogen verbundenen Pfeilern, 40 Ellen im Umkreise messend. Er stand bei Rense am linken Rheinufer, unweit der Mündung der Lahn, die eine halbe Stunde weiter abwärts rechts aus dem Gebirge hervorbricht. Hier unter Gottes freiem Himmel, von herrlichen Nußbäumen gegen Regen und Sonne geschützt, pflegten längst die rheinischen Fürsten zu wichtigen Berathungen und auch zu Königswahlen zusammen zu kommen. Der Ort lag den vier Kurfürsten zur Hand; denn Köln, auf dessen Gebiet er lag, Mainz, Trier und Pfalz grenzten hier nachbarlich aneinander. Später wurde der Stuhl zertrümmert oder zerfiel, bis ihn dann in unsern Tagen König Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgebaut hat. Hier also erschienen die Wahlfürsten und verbanden sich eidlich, des Reiches Gerechtsame zu schirmen und ihr eigenes Wahlrecht zu wahren. Der Kaiser ließ darauf von Frankfurt aus das feierliche Staatsgrundgesetz ausgehen, daß der deutsche König und Kaiser *allein* aus der Wahl der Kurfürsten hervorgehe, ohne daß eine Einwilligung oder Bestätigung des Papstes irgendwie von nöthen sei; diejenigen, welche zuwiderhandelten, sollten als Majestätsverbrecher behandelt werden. In der That wurden auch allerwärts Priester, welche sich weigerten, gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen, von dem erbitterten Volke verfolgt und vertrieben. Durch diese allgemeine, den päpstlichen Ueberschreitungen feindliche Stimmung hatte sich die kaiserliche Macht gehoben und gewann vorübergehend den Schein alter Herrlichkeit.

Von großer Wichtigkeit ist das Reichsgrundgesetz, welches Karl IV. 1356 auf den Reichtagen zu Nürnberg und Metz zu Stande brachte. Die bisher noch schwankende Berechtigung zur Kaiserwahl und den Erzämtern kam hierdurch unter feste Regeln. Kurfürsten

sollten sein: die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Köln und *Trier* (die Erzkanzler des heiligen römischen Reiches für Deutschland, Italien und Burgund), und von den weltlichen Fürsten der *Pfalzgraf bei Rhein* (der Erztruchseß), der *Herzog von Sachsen-Wittenberg* (der Erzmarschall), der *Markgraf von Brandenburg* (der Erzkämmerer) und der *König von Böhmen* (der Erzschenk). Hierdurch waren also Oestreich, Baiern und Sachsen-Lauenburg von dem Wahlrecht, auf welches sie bis dahin Anspruch gemacht hatten, ausgeschlossen. Die Kurfürstenwürde sollte mit dem Erzamte und dem damit verbundenen Länderbesitze nach der Erstgeburt in bestimmter Linie vererben. Damit kein langes Zwischenreich Gelegenheit zur Verwirrung gäbe, sollten bei Erledigung der Krone der Pfalzgraf bei Rhein in Süddeutschland, der Herzog von Sachsen in Norddeutschland Reichsverweser sein, der Erzbischof von Mainz aber in den ersten vier Wochen die Wahl ausschreiben, worauf die Kurfürsten innerhalb dreier Monate ein neues Reichsoberhaupt zu wählen hätten. Von irgend einem Einflusse des Papstes auf die Wahl ist nirgends die Rede. War die *goldene Bulle* — so heißt dies Reichsgrundgesetz wegen des angehängten goldenen Insiegels — wohlthätig, insofern sie Ordnung in die Kaiserwahl brachte, so befestigte sie von der andern Seite den unglücklichen Zwiespalt Deutschlands, indem sie die Macht der Kurfürsten steigerte. „Die sieben Säulen und Leuchter des heiligen römischen Reiches" — so werden sie genannt — sollten allen Fürsten des Reiches vorangehen; ihre Person sollte eben so unverletzlich wie die des Kaisers, ihre Lande von der kaiserlichen Gerichtsbarkeit befreit sein, so lange sie selber Rechtshülfe gewährten. Von nun erschien der Kaiser neben den Wahlfürsten als einer, der den Vorsitz über Seinesgleichen führt. Die übrigen Fürsten, von denen mehrere den Kurfürsten an äußerer Macht gleich waren oder nahe kamen, trachteten natürlich ebenfalls nach einer unabhängigen Stellung im Reiche, und es blieb den Kaisern kaum etwas Anderes übrig, als in der Mehrung ihrer Hausmacht Ersatz für den Mangel an Obergewalt zu suchen; viele von ihnen, wie Karl IV., suchten und benutzten die Kaiserwürde nur als Mittel, um besondere Zwecke, die mit der Wohlfahrt des Ganzen oft genug in Widerstreit waren, durchzusetzen.

Die goldene Bulle, die noch heute in Frankfurt a. M. gezeigt wird, ist das bekannteste unter den noch vorhandenen Exemplaren.

Dem geächteten Kurfürsten Friedrich V. v. d. Pfalz wurde 1620 die Kurwürde genommen und auf Baiern übertragen. Da aber 1648 die Söhne Friedrichs wieder restituiert wurden, so wurde für Pfalz die 8. Kurwürde gestiftet (als Erzschatzmeisteramt); doch sollte bei dem Aussterben von Baiern oder der Pfalz diese 8. Kurwürde wieder eingehen. 1692 erhob Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zur 9. Kurwürde als Erzbannerherr, aber nach dem von Sachsen und Württemberg dagegen erhobenen Einspruch, weil diese die Reichsfahne von jeher geführt haben wollten, als Erzschatzmeister mit Pfalz. Auch

wurde Böhmen, das seit Wenzels Absetzung 1400 sein Recht nicht mehr ausübte, 1708 wieder in das kurfürstliche Collegium aufgenommen. Als 1777 das Haus Baiern ausstarb und die bairischen Lande an Kurpfalz fielen, gab es nur noch 8 Kurfürsten. Nach dem Frieden zu Lüneville (1801), wo den geistlichen Kurfürsten der größte Theil ihres Gebietes genommen wurde und nur die erblichen Fürsten Entschädigung bekamen, sollte nur 1 geistlicher Kurfürst bestehen bleiben, dagegen wurden 4 neue ernannt: Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und Salzburg. Nur das vorletzte behielt nach Auflösung des deutschen Reiches und Herstellung des deutschen Bundes den Kurfürstentitel.

Theilweise n. Karl Aug. Mayer.

29. Territorien und Landstände.

Beim Fall der Hohenstaufen war in Deutschland bereits die Auflösung des Reichs in landesherrliche Gewalten (Territorien) entschieden. Die alten Herzogthümer waren zersetzt, und mit ihnen war die alte Gaueintheilung verschwunden. Die Fürsten, in der Blütezeit des Reichs nur Lehnsträger und Beamte des Reichs, waren selbständige Landesgebieter, die kaum mehr als den Namen der Abhängigkeit von einem Reichsoberhaupte bewahrten. Sie zusammen bildeten die Reichsstände und stuften sich in mannigfachen Graden nach unten hin ab. Voran standen die Fürsten, auf die das Recht, den deutschen oder, wie man sich lieber ausdrückte, den römischen König zu wählen, zuletzt allein sich beschränkt hatte.*) Es waren ihrer sieben, die mit dem bald nachher aufkommenden Namen der Kur- (d. i. Wahl-) Fürsten bezeichnet wurden: drei geistliche Stimmen, die von Mainz, Trier und Köln, und vier weltliche, Böhmen, Baiern, Sachsen und Brandenburg; bei den drei letzteren stritten jedoch noch verschiedene Linien um das Recht der Wahl. Für diese Kurfürsten, besonders die geistlichen, erwuchsen nun fortwährend die größten Vortheile aus der sinkenden Reichsgewalt. Durch besondere Wahlcapitulationen ließen sie sich bei jeder neuen Wahl neue Rechte und Vortheile gewähren. Die Könige (Kaiser) hatten bei so geschwächter Gewalt bald weder die Macht, noch auch nur den Willen, für das Ganze zu wirken. Sie richteten ihr Streben auf Begrün-

*) Mit dem Aussterben des sächsischen Geschlechts fiel die Wahl eines neuen Herrschers dem Volke wieder heim. Noch war zu demselben jeder freie Mann mit berechtigt; nur war diese Gemeinfreiheit in Deutschland schon selten geworden. Was also 1024 unter dem Namen des deutschen Volkes sich in Kamba am Mittelrhein versammelte, das waren zunächst der Clerus: Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte; ferner Herzöge, Grafen, Herrn, freie Männer 2c. Nach dem Erlöschen des salischen Kaiserhauses versammelte sich noch das gesammte deutsche Volk — es waren ihrer an 60,000 — auf dem alten Wahlfelde von Kamba. Aber in der That wählten doch nur die Großen; man bildete einen Ausschuß von vierzig Wählern aus den 4 Hauptstämmen, den Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern.

dung und Erweiterung ihrer Territorial- oder Hausmacht, wozu durch Einziehung eröffneter Lehen, durch vortheilhafte Heiraten und dgl. immer noch Gelegenheit war. Dagegen wieder, weil man kein mächtiges Kaisergeschlecht mehr wollte, halfen sich die Kurfürsten, indem sie selten die Krone vom Vater auf den Sohn übergehen ließen, damit kein Erbreich sich bilde, sondern das allen so bequeme Wahlreich fortdauere; sie wechselten also mit den Herrscherhäusern.

Außer diesen Kurfürsten gab es Herzöge, die an Macht und Bedeutung den alten Volkherzögen freilich nicht im entferntesten mehr zu vergleichen waren, dann Mark-, Land-, Pfalz- und andere gefürstete Grafen, endlich reichsfreie Ritter in großer Zahl. Zu diesen weltlichen Gewalthabern kamen die geistlichen: Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsäbte, Ordensherren und dgl. Man zählte ihrer über 100, ebenso wie (mit Ausschluß der Reichsritter) man jetzt schon über 100 weltliche Stände zählte. Außerdem waren als selbständige Gemeinwesen die Reichsstädte vorhanden, schon damals an 60, doch mit stets wachsender Zahl. Ländliche Gemeinwesen, die in altgermanischer Weise frei geblieben, gab es nur noch in den sieben friesischen Seelanden; doch waren sie von den umwohnenden Dynasten (Landesherrn) stets bedroht.

Aber der einmal betretene Weg der Zersetzung ward folgerecht und wie mit einer gewissen inneren vergeltenden Gerechtigkeit weiter verfolgt. Wie die einst das Ganze umfassende oberherrliche Kaisergewalt vor der aufstrebenden Selbstständigkeit der Reichsstände erlegen war, so sahen sich diese bald ebenso beschränkt durch ihre Landstände, d. i. durch Adel, Geistlichkeit und Städte, die nicht unmittelbar reichsfrei, sondern einer bestimmten landesherrlichen Gewalt, etwa einem Herzog, Markgrafen oder Bischof, untergeben war. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts sind deshalb folgende Momente der Geschichte charakteristisch: 1. Seitdem die Fürsten erblich geworden waren, seit aus den Reichslehen sich selbständige Länder (Territorien) entwickelt hatten und die Gaueintheilung aufgelöst war, nahmen die Reichsstände eine ganz unabhängige Stellung ein. Die Fürsten sahen ihre Territorien längst als Eigenthum an, was sich besonders in der Unsitte der Landestheilungen zeigte, die fast regelmäßig vorgenommen wurde, wenn mehrere Söhne vorhanden waren. So wuchs die Zahl der Ländergebiete immer mehr, und die Zersplitterung ging ins Kleine und Kleinste. Zugleich kamen seitens der Fürsten zahlreiche Versuche vor, Städte und Ritter in ihrer Freiheit zu schädigen, sie zuletzt wohl ganz zu unterwerfen; wohingegen diese wieder voll Muth und Trotz sich ihrer Unabhängigkeit wehrten, oft sogar eine herausfordernde Stellung einnahmen. — 2. Die Fürsten und Reichsstände fanden eine Schranke ihrer Gewalt an den Landständen oder den von ihnen abhängigen (nicht reichsfreien) Städten, Adeligen und Geistlichen; es wiederholte sich nun in den Territorien dasselbe, was im Reiche im Großen geschehen

war: die Landstände strebten auch mehr und mehr zur Unabhängigkeit empor, nach möglichst großer Selbständigkeit, und die innere deutsche Geschichte der Zeit vom Interregnum bis zur Reformation ist wesentlich ein Kampf der größeren Reichsstände unter sich um Macht und der kleineren Reichsstände und Landstände gegen jene und das, was sie ihre Freiheit nennen. Die Fürsten boten übrigens den Landständen häufig selbst Gelegenheiten, ihre Freiheit zu erweitern; denn sie brauchten, um mit angemessenem Glanz aufzutreten, oft auch um die Kosten eines wüsten Hoflebens bestreiten zu können, um Kriege zu führen oder ihren Töchtern Hochzeiten auszurichten und Mitgiften zu geben, Geld, das mehr und mehr eine Macht wurde. Abgaben in Geld aber hatte das frühere Mittelalter nicht gekannt, es kannte nur persönliche Dienstleistungen; die Fürsten hatten mithin weder die Macht, noch das Recht, ohne weiteres solches zu erheben, und mußten sich an den guten Willen ihrer Landstände wenden, mußten ihnen mit einer Bitte (Bede in Norddeutschland genannt) kommen, um von ihnen Geld zu erhalten. Dieses gewährten sie, aber nicht ohne Bedingungen für sich auszumachen, und so geschah es, daß sie sich öfters, zuletzt regelmäßig versammelten, daß sie als erstes Recht die Steuerbewilligung in Anspruch nahmen, dann häufig auch noch eine Beaufsichtigung über die Verwendung der bewilligten Gelder forderten, ja, daß sie zu jeder Abschließung neuer Bündnisse oder Verträge, zu jeder neuen Landestheilung gefragt sein wollten, geschweige bei Verkauf oder Verpfändung einzelner Landestheile, was auch vorkam. So war also die Fürstengewalt nach untenhin eben so gebunden, wie sie selbst nach obenhin die Reichsgewalt band. Für Gelder, welche die Landstände bewilligten, ließen sich diese schließlich die landesherrlichen Rechte, Gerichtsbarkeiten, Zölle übertragen — und somit fielen fast alle Lasten auf die „armen Leute“, vorzugsweise auf die Bauern, die allmählich in einen namenlos elenden Zustand hinunter sanken. Und doch hatte auch der Ritter, der mit Geld nicht umzugehen verstand, oder der Fürst, der es nur um immer größere Opfer, gleichsam um sein Capital kaufte, eben so wenig Segen von solcher Bedrückung. — 3. Der ursprüngliche Trieb der Deutschen, sich in spröder, eigenwilliger Selbständigkeit zu vereinzeln, der seit Karl dem Großen durch die Reichsgewalt gezügelt war, trat mit aller, eingeborener Gewalt wieder hervor, mit dem Unterschiede jedoch, daß er jetzt nur noch einem Stande, dem Adel — und außer ihm höchstens noch den unummauerten Städten — eigen sein konnte. Trotz des oft erneuerten Landfriedens, der die Selbsthülfe der Einzelnen verbot, nahmen die Reichstände schon längst das Fehderecht in Anspruch, d. h. das Recht, nach zuvor geschehener ordnungsmäßiger Aufkündigung des Friedens sich mit gewaffneter Hand zu dem angesprochenen Recht zu verhelfen. Bald aber forderten auch die Landstände ein Gleiches; jeder Ritter auf seiner Burg, zuletzt fast jeder freie Mann wollte seine Absagebriefe senden können. Natürlich waren solche Fehden oft

nur die schlecht verhüllenden Masken für die Raublust des Muthigen und Starken. Je mehr das Ritterthum entartete, ward „vom Stegreif leben“ adliges Handwerk. Die meisten Burgen wurden Raubnester, die über den Land- und Wasserstraßen lauerten, und von ihnen herab überfielen gewappnete Haufen den friedlich daher ziehenden Kaufmann. Niemand war da, solchen Frevel zu strafen, und nur durch Bünde konnten die Schwachen gegen den Starken sich schützen. Ein Krieg aller gegen alle schien die Losung zu werden: das war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“, die Zeit des Faustrechts, wie man sie bezeichnend genannt hat. Das Gefühl für Ordnung und Recht, das Gefühl für die gemeinsame deutsche Ehre hörte auf. An die Stelle der Freiheit war die Willkür, an die Stelle der natürlich gewachsenen Stämme dynastische Zersplitterung, an die Stelle der alten Macht völlige Bedeutungslosigkeit getreten. — Rudolf von Habsburg (1273—1291) sorgte für Herstellung der Ordnung, brach die Raubburgen in Thüringen und am Rhein und bestrafte die adligen Räuber mit dem Strang; aber unter seinen Nachfolgern durchtobte noch oft wilde Fehde das Reich, und erst 1495 kam unter Maximilian der ewige Landfriede zu Stande.

Die Zersetzung des Reiches in Territorialgewalten und wieder die Zersetzung dieser nach unten hin hatte in einer Beziehung ihr Gutes; sie lehrte den Mann, der sich auf allgemeine Ordnung nicht stützen konnte, nach altgermanischer Weise auf sich selber ganz allein zu stehen, Muth, Klugheit und Geistesgegenwart auszubilden; später konnte auch Wissenschaft und Kunst in eigenthümlicher Weise von den kleinen Fürsten und Herren im Reiche gepflegt werden. Auf der andern Seite erwuchs aber noch viel mehr Roheit, Gewaltthätigkeit, Frevel und Grausamkeit aus diesem, im großen Ganzen rechtlosen Zustande, und er führte endlich das Reich an den Rand des Abgrundes.

Nach David Müller.

30. Veränderungen unter Maximilian I.

Deutschland hat dem Kaiser Maximilian I. viele nützliche Anstalten zu danken. Er war es, der die letzten Spuren des heillosen Faustrechts in Deutschland vertilgte und durch kräftige Maßregeln Ruhe und Ordnung im ganzen Reich dauerhaft begründete. Im Jahre 1495 hielt er nämlich zu diesem Ende einen Reichstag in Worms, auf welchem alle Fürsten bis auf einen erschienen und sich bereit erklärten, des Kaisers Absicht zu unterstützen. Hier wurde nun der ewige Landfriede geschlossen, nach welchem bei Strafe der Reichsacht, bei Verlust aller Lehen und Rechte nebst einer großen Geldsumme alle Befehdungen aufhören sollten. Die bereits milder gewordenen Sitten der Deutschen und die durch die Erfindung des Pulvers veränderte Art der Kriegsführung, welche den Raubrittern hinter den Mauern ihrer Burgen keinen Schutz mehr ließ, waren zur Erreichung dieses Zieles sehr günstig.

Sollte aber dieser Landfriede Bestand haben, so war eine Verbesserung der Rechtspflege nöthig, es mußte ein Gericht da sein, bei welchem man sein Recht suchen konnte. Es wurde deshalb ein Reichskammergericht als oberster Gerichtshof des deutschen Reiches eingeführt. Dasselbe bestand aus einem Kammerrichter, der ein Fürst, Graf oder Freiherr sein mußte, und aus sechzehn Beisitzern. Anfangs nahm es in Frankfurt am Main seinen Sitz und wurde hier am 31. Oktober 1495 eröffnet. Später, seit 1530, hatte es seinen Sitz zu Speier und zuletzt, seit 1693, zu Wetzlar.

Zur leichteren Handhabung der Ordnung theilte er im Jahre 1512 auf dem Reichstage zu Köln Deutschland in zehn Kreise. Diese waren: der österreichische, bairische, schwäbische, fränkische, kurrheinische, oberrheinische, niederrheinisch-westfälische, obersächsische, niedersächsische und burgundische. Böhmen mit seinen Nebenländern Mähren, Schlesien und der Lausitz waren nicht in diese Kreisverfassung aufgenommen. Auch Preußen und die Schweiz waren dem Reichskammergericht nicht unterworfen. In jedem der zehn Kreise war ein Hauptmann mit einigen Räthen bestellt, um den Landfrieden zu überwachen und die Urtheile des Kammergerichts zu vollstrecken. Sobald es nothwendig war, bot dieser auch jedesmal die bewaffnete Mannschaft, das sogenannte Kriegscontingent, auf. Durch diese und ähnliche durchgreifende Maßregeln wurde Ruhe und Ordnung dauerhaft begründet. Es verlor aber Deutschland durch diese Eintheilung in Kreise immermehr an Einheit. In Frankreich hatte sich mit der Zeit alle Macht und Kraft der einzelnen Völkerschaften um die Krone, als ihren einzigen Mittelpunkt, vereinigt; in Deutschland aber geschah seit der Regierung der fränkischen Kaiser gerade das Gegentheil. Die Glieder sonderten sich von Zeit zu Zeit mehr von ihrem Haupte ab, und der erste Fürst der Christenheit wurde einer der allerschwächsten. Jeder Kreis sorgte nur für sich und nahm wenig Rücksicht auf das Ganze. Die einzelnen Glieder eines Kreises waren in ewigen Streitigkeiten über Grenzen, Rangordnung und den sie betreffenden Beitrag zur Reichshülfe. Daher konnte auch nichts Bedeutendes unternommen werden, obschon die Gefahr an den Grenzen, besonders von Seiten der Türken, so groß war. Kein christlicher Staat hätte sich an Hoheit und Macht dem deutschen gleichstellen können, hätten die einzelnen Kreise, wie billig, fest an Kaiser und Reich gehalten.

Ein anderes großes Verdienst um Deutschland erwarb sich Maximilian durch Einführung des Postwesens. Früher hatte man nur reitende Boten von einer Handelsstadt zur andern, auch Landkutschen, welche Reisende und Gepäck aufnahmen. Sollten aber Briefe an Orte gelangen, die nicht an der Straße lagen, oder waren sie für das Ausland bestimmt, so mußte man eine Gelegenheit dahin abwarten oder einen eignen Boten schicken. Jenes war sehr umständlich und unsicher, dieses sehr kostspielig. Höchst erfreulich mußte deshalb für alle, insbesondere aber für den Kaufmannsstand, eine Anstalt werden, durch welche man fortan alles, was man wollte, mit

Schnelligkeit und Sicherheit von einem Orte zum andern befördern konnte. In Frankreich bestand diese höchst gemeinnützige Anstalt schon seit dem Jahre 1464 und war bald nachher von dem deutschen Grafen v. Thurn und Taxis in Tyrol nachgeahmt worden. Durch dessen Sohn Franz führte Maximilian im Jahre 1516 zuerst eine Post von Wien nach Brüssel ein und ernannte jenen Grafen zum General-Postmeister. Die Würde blieb in seiner Familie erblich. Mit der Zeit kam das Postwesen immer mehr in Aufnahme. Jeder Fürst führte es in seinem Lande ein. Die meisten kauften das Recht dazu von der Familie von Thurn und Taxis, die auf solche Weise außerordentlich reich wurde. Nachher ist diese Familie sogar in den Fürstenstand erhoben worden.

Welter.

31. Die Kirche in Deutschland vor den Kreuzzügen.

Die Kirche bildete, wie bereits früher angedeutet, in den wilden und gesetzlosen Zeiten des Mittelalters eine erziehende und schirmende Macht. Sie umschloß mit ihren Formen und Einrichtungen das ganze Leben der damaligen Menschen, und der Höchste wie der Niedrigste beugte sich ihr und ihren Dienern in gleicher Ehrfurcht. Für begangene Sünden legte sie ihre Bußen auf, Almosen, Wallfahrten, Fasten, manchmal Geißelungen; Königen und großen Edelen bestimmte sie für schwere Vergehungen auch wohl Kirchenbau, Gründung von Klöstern und dergleichen. Ein Leben ohne die Kirche, in deren Hand die furchtbare Gewalt war, der Seele nach dem Tode den Himmel zu öffnen oder zu verschließen, hielt der fromme Glaube der Zeit für unerträglich; daher der Bann, der den Einzelnen vom Körper der Kirche trennte, so furchtbar erschien. Furchtbarer aber noch war das Interdikt, das wegen schwerer kirchlichen Vergehen auf ganze Städte oder Länder gelegt ward, und das jedem Gottesdienst, jeder kirchlichen Handlung Stillstand gebot; dann verstummten die Glocken, die Kirchen schlossen sich, kein Geistlicher folgte mit Kreuz und Gesang dem Sarge der Todten, selbst die Ehen wurden auf dem Friedhofe eingesegnet. Selten ertrug das Volk lange solche Schrecken, und Bann und Interdikt waren eben deshalb die furchtbaren Mittel, durch welche allein schon das Papstthum allgewaltig war. In tausend Lebensformen und sinnbildlichen Zeichen stellte sich die Kirche auf jeden Schritt vor das Auge der Gläubigen: sie mahnte zur Andacht durch das Kreuz oder das Marterbild am Wege; durch Kirchlein und Kapellen mitten im Gewühl der Straßen wie tief in der Einsamkeit des Waldes oder Gebirges; durch majestätische Dome, deren Türme meilenweit in die Ferne winkten. Sie mahnte im Klange der Betglocke, in den vorgeschriebenen Bekreuzigungen, im Morgen- und Abendsegen, im Abbeten des Rosenkranzes, im Gesange der Prozessionen, wie im heiligen Geheimniß des Sacraments. Eine Menge Feste luden eben sowohl zur Andacht, wie sie das Leben heiter und

bunt gestalteten. So hegte die Kirche manche harmlose, fröhliche Sitte neben dem Schrecken, den sie übte. Freilich wucherte der Aberglaube nicht minder üppig neben diesen heitern und oft so wohlthätigen Gebräuchen. Die Wundersucht kannte keine Grenzen und fand in immer neuen Zeichen immer neue Nahrung. Der alte heidnische Götterglaube lebte verdunkelt, aber nicht verdrängt, in Geister- und Zauberspuk weiter. Die Schrecken der Hölle ängsteten die Gemüther. Dennoch wußte die ungebrochene Lebenskraft des Volkes selbst über diese Schauer sich zu erheben, und, so schwarz der Teufel auch gemalt wird, so war er doch in der Volkssage meist der dumme und betrogene Teufel. — Für Kranke, Pilger und Arme that die Kirche ihre reichen Schätze, die durch Schenkungen und Vermächtnisse fortwährend sich vermehrten, meist immer und besonders in Zeiten des Elends bereitwillig auf, während sie andrerseits in ihren Reichthümern zugleich die lockende Versuchung zu schwelgerischem und ungeistlichem Leben fand, der sie dann auch nicht lange widerstand.

David Müller.

32. Die Geistlichkeit und das Klosterwesen.

Die Wissenschaft hielt sich vorzüglich in jenem Zeitalter im Kreise der Geistlichen. Die Geistlichen waren durch ihr unabhängiges, vom Erwerbe abgewendetes Leben zum freien Bilden und Bewahren der Wissenschaften berufen. Man hat sich gewöhnt, die Klöster nur als die Sitze der Trägheit und Unwissenheit, der Heuchelei und Ueppigkeit, und wie vieler anderer Laster zu betrachten. In diesem Urtheile ist wiederum die Ausartung mit der Sache selbst verwechselt, und, was im Abflusse der Zeiten, durch die veränderte Lage aller Dinge, untergehen mußte, zugleich in seiner früheren, lebendigen Gestalt gänzlich verkannt. In Zeiten, da die kriegerische Gewalt im Leben vorherrschte und einen jeden, der sich ihrer nicht kräftig erwehren konnte, beugte oder zu Boden warf, waren die Klöster nicht nur eine Zuflucht für tausend Einzelne, welche in ihnen die ersehnte Ruhestätte fanden, sondern auch für die stillen, nach Innen gekehrten Beschäftigungen des Geistes, welche im leisen, allmählichen Werden die Wissenschaften erzeugen. Ohne die Klöster besäßen wir von dem Schatze der alten Literatur, den sie hauptsächlich uns aufbewahrt haben, sehr wenig; ja wir würden über unsere eigene Vorzeit nichts wissen und eine sehr junge und kurze Geschichte haben. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst war das Vervielfältigen von Schriften so mühsam, daß ohne den Fleiß so vieler tausend Mönche in den Klöstern, welche mit bewunderungswürdiger Geduld, in mühsamer Schrift und mit künstlich ausgemalten Anfangsbuchstaben, ganze Werke abschrieben, aus der alten und mittleren Zeit fast alles verloren sein würde. Dazu waren die Verfasser der geschichtlichen Werke selbst fast durchgängig Geistliche. Ihre Namen finden sich im Anfange dieses und des folgenden Zeitraumes; und wenn wir ihre Werke lesen, so müssen wir von Achtung vor der ehrenwerthen, deutschen Geistlichkeit des Mittelalters erfüllt werden.

Uebrigens wirkte der kriegerische Geist des Mittelalters auch bedeutend auf die Sitten vieler Geistlichen ein. Der Erzbischof Christian von Mainz, der öfters des Kaisers Friedrich I. Heere in Italien angeführt und unter anderm 1174 die sehr hartnäckige Belagerung von Ancona geleitet hat, war ein ebenso tapferer Krieger, als gewandter Staatsmann. In sechs Sprachen wußte er zu reden: deutsch, lateinisch, französisch, brabantisch, griechisch und lombardisch. Als Geistlicher vor dem Altare stellte er sich in voller priesterlicher Würde dar. Aber ebenso sicher tummelte er sein Roß; unter dem hyazinthfarbigen Oberkleide trug er einen eisernen Harnisch, auf dem Kopfe einen vergoldeten Helm, in der Hand eine dreikantige Keule. Man erzählte von ihm, er habe in den verschiedenen Schlachten, in welchen er focht, neun Feinde mit eigener Hand getödtet.

Die Klöster, von deren wichtiger Bedeutung für das ganze Mittelalter schon die Rede gewesen ist, verdienen noch eine genaue Betrachtung. Sie verdanken ihre erste Entstehung derjenigen Gesinnung, welche das Himmlische höher schätzt, als das Irdische, und durch strenge Entsagung, Büßung und Bezwingung aller sinnlichen Neigungen schon auf der Erde sich möglichst der Seligkeit eines reineren Lebens würdig zu machen sucht. Zuerst entflohen so gestimmte Gemüther dem Getümmel der Welt und gingen in einsame Gegenden; und als sich mehrere Gleichgesinnte zusammenfanden, vereinigten sie sich in Genossenschaften, mit Verabredung gleicher Strenge und Entsagung. Antonius und Pachomius stifteten auf diese Weise um die Mitte des vierten Jahrhunderts, in den Wüsten von Oberägypten, die ersten Klöster. Nach und nach folgte man in mehreren Gegenden ihrem Beispiele, und auch in Europa wurden, seit Athanasius die ersten Mönche aus Aegypten nach Rom gebracht hatte, Klöster gegründet.

Im Anfange des 6. Jahrhunderts (515) gab Benedict von Nursia durch die seinem Kloster zu Monte-Cassino gegebene und bald überall nachgeahmte Regel dem ganzen Mönchswesen eine neue Gestalt, und dieses Kloster, auf hohem Berge in der schönsten Gegend Unter-Italiens gelegen, kann als das Musterkloster für die abendländische Christenheit angesehen werden. Dreizehnhundert Jahre hat es bestanden und gewirkt; über 30 Päpste und eine große Menge von Kardinälen, Bischöfen und geistlichen Vorstehern aller Art sind aus dem Benedictiner-Orden hervorgegangen. — Ueberall entstanden nun Klöster, theils, indem fleißige Mönche sich in einer vorher unbebauten Gegend ansiedelten, dieselbe urbar machten und so Rechte auf das Land umher erwarben; theils, indem Könige und Fürsten, hohe Geistliche und adelige Familien, als ein Gott wohlgefälliges Werk Klöster erbauten und ihnen Grund und Boden schenkten. Auch in den Städten entstanden Klöster, oder Dörfer und Städte bildeten

sich um Klöster herum. Der Eifer der älteren Zeit für die Klöster und die Zahl der Schenkungen, welche einzelne von ihnen erhielten, war fast unglaublich. Vom Kloster Ebersberg in Oesterreich sind deren allein 228 bekannt. Man glaubte, keinen wohlthätigern Gebrauch von seinem irdischen Gute machen zu können, als indem man dasselbe einem Kloster vermachte, und die Mönche hatten besonders am Krankenbette Gelegenheit genug, diesen Glauben zu unterhalten. Eine fleißige Bewirtschaftung und wohlfeiler Ankauf, zu gelegener Zeit, vermehrten das Gut. Am günstigsten war dazu die Zeit der Kreuzzüge. Die Adeligen, welche die Kosten zum Zuge nach dem fernen Lande nicht zusammenbringen konnten, verkauften ihre Güter wohlfeil oder liehen auf dieselben; und wenn sie nicht zurückkehrten, oder der Pfandschilling nicht zurückgezahlt werden konnte, so blieb das Gut in den Händen des Klosters. Ferner gaben sich in der Zeit der Gewalt viele freie Leute mit ihrem Gute in die Hörigkeit der Klöster, um ihres Schutzes zu genießen. Endlich war auch dieses für die Klöster sehr einträglich, daß sie im 13. Jahrhundert vom Papste das Recht erhielten, Erbschaften von den verstorbenen Verwandten ihrer Klosterbrüder an sich zu ziehen, wogegen ein Mönch oder eine Nonne niemals einem Dritten etwas vermachen konnten, sondern ihr ganzes Erbgut dem Kloster hinterlassen mußten. Ja, die Klöster nahmen wohl reiche Personen als Mönche oder Nonnen auf, um sie zu beerben, und erlaubten ihnen, nach wie vor außer dem Kloster zu leben. Wenn man alles dieses zusammennimmt, so ist es leicht begreiflich, wie die Klöster nach und nach zu großen, einige zu übermäßigen Reichthümern gelangen konnten. Das Beispiel reizte, und ihre Zahl wuchs auf unglaubliche Weise. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zur Zeit des zweiten großen Kreuzzuges lebte, gründete allein 160 Klöster, und einzelne Städte hatten ihrer Hunderte. Das Zudrängen zur Aufnahme in dieselben war außerordentlich; viele suchten dieselbe aus freiem innerm Antriebe; viele, um Lebensunterhalt zu finden; viele endlich, durch ihre Verwandten überredet und gezwungen. Um letzteres zu verhüten, setzten die Kirchengesetze zwar fest, daß niemand durch Gefängniß oder irgend einen andern Zwang zum Gelübde gebracht werden sollte; ferner, daß immer ein Prüfungsjahr der wirklichen Einkleidung vorausgehen müsse; endlich, daß niemand vor vollendetem 14. Jahre als Mönch oder vor vollendetem 12. als Nonne das Gelübde ablegen dürfe; allein dieses Alter war offenbar noch zu unmündig, und Tausende haben gewiß das Gelübde abgelegt, ohne zu wissen, was sie thaten. Manche Orden setzten auch ein späteres Alter fest.

Die Beschäftigungen der Kloster-Brüder sollten, nach Benedicts Regel, in ländlicher Arbeit, wissenschaftlichen Bestrebungen, Unterricht der Jugend, Abschreiben von Büchern, Krankenpflege, Gebet und gottesdienstlichen Uebungen bestehen. Die Lebensweise sollte streng, die Kleidung sehr einfach, die Nahrung auf das Nothdürftigste eingeschränkt sein; häufiges Fasten gehörte zur Heiligung. Spätere

Orden, welche jene Regel zum Grunde legten, aber noch sehr schärften, legten ihren Mitgliedern die härtesten Büßungen auf, mit Wachen, Fasten und körperlichen Kasteiungen. Die Karthäuser, deren Orden 1084 durch einen Deutschen, Bruno, vorher Chorherrn zu Rheims, in einem rauhen Felsenthale bei Grenoble gegründet wurde, gehörten zu den strengsten. Ihre Kleidung bestand nicht nur in einem rauhen, härenen Gewande auf bloßer Haut, wie bei mehreren Orden, sondern die Regel gebot ausdrücklich, daß es ein stechendes sein sollte; dabei keine Bedeckung des Kopfes, keine Strümpfe oder Schuhe. Sie fasteten wöchentlich dreimal, in den 8 heiligen Wochen genossen sie nichts als Wasser und Brot, und Fett aller Art, Butter, Oel u. s. w. war gänzlich verboten. Die gottesdienstlichen Uebungen wurden Tag und Nacht nicht unterbrochen, Einsamkeit und finsteres Schweigen erhöhten die Härte der Lebensweise. Wer sollte es glauben, daß trotz dieser Strenge der Orden, zweihundert Jahre nach seiner Stiftung, schon 211 Mönchs- und Nonnenklöster zählte? — Solche Beispiele können uns ein Beweis sein, daß der Geist des Klosterwesens jenen Zeiten nicht widerstreitend, daß er vielmehr aus einem tiefen Bedürfnisse derselben entsprungen war; die spätere Ausartung desselben in weltliche Bestrebungen und der ganz veränderte Geist der Zeiten dürfen das Urtheil der Geschichte nicht verwirren.

Vorsteher des Mönchsklosters, welchem unbedingter Gehorsam gebührte, war der Abt; ihm zunächst stand der Prior; dann der Dechant, der Kellermeister, der Oekonom, der Kantor u. s. w. Im Nonnenkloster waren unter der Aebtissin ähnliche weibliche Würden; doch hatte jedes Nonnenkloster auch einen Prior für den Gottesdienst, die Predigt, die Beichte u. s. w, weil diese Geschäfte einer Frau nicht übertragen werden konnten. Auch Laienbrüder fanden sich in den Klöstern, welche, ohne das volle Gelübde der Mönche abgelegt zu haben, die äußeren Geschäfte verrichteten, damit jene die Klausur, das ist den innern, verschlossenen Raum des Klosters, nicht zu verlassen brauchten.

Ursprünglich standen die Klöster, nach alter Ordnung der kirchlichen Verfassung, unter den Bischöfen und Erzbischöfen ihres Sprengels, die Aebte wurden von ihnen geweiht, sie gaben die Bewilligung zur Anlegung von Klöstern, zu Schenkungen, zu Ankauf und Verkauf von Grundstücken u. s. w. Allein der Ehrgeiz und das Streben nach größerer Unabhängigkeit regte sich nach und nach auch in den Klöstern; sie wollten bald nur vom Papste abhängig sein, und die Päpste sahen es nicht ungern, daß sich ihr unmittelbarer Einfluß auf diese Weise vermehrte. So wie die Städte in Deutschland und Italien sich von der Herrschaft der Fürsten frei zu machen suchten und nur unter dem Kaiser stehen wollten, so ging es mit den Klöstern in Beziehung auf die Bischöfe und den Papst. Auch mit der Weltgeistlichkeit, den Pfarrern und Seelsorgern, traten die Klöster nach und nach in einen scharfen Gegensatz. Anfänglich hatten sie mit den Geschäften der Seelsorge nichts zu thun. Bald wandten sich aber

viele Einzelne an ein Kloster, um dort zu beichten, taufen zu lassen u. s. w. Die Pfarrer beschwerten sich darüber, und mehrere Päpste verboten jenen Eingriff in die Sprengel derselben. Allein im Laufe der Zeit gewannen die Mönche auch in dieser Hinsicht immer größere Freiheiten durch Begünstigung von Bischöfen und späteren Päpsten und übten meistens die Pfarrgeschäfte in einem weiten Umkreise umher aus.

Eine dritte große Ausdehnung ihrer Macht erwuchs daraus, daß vom zehnten Jahrhundert an die bis dahin einzeln dastehenden Klöster sich in größere Genossenschaften oder Congregationen vereinigten. Im Jahr 910 entstanden die Cluniacenser vom Kloster Clugny in Burgund aus, durch den heil Odo; 1018 die Kamaldulenser durch Romuald; 1086 die Karthäuser; 1098 die Cisterzienser; 1122 die Prämonstratenser u. s. w. Diese Orden erhielten an dem Hauptkloster einen Mittelpunkt und eine Oberleitung. Alle Klöster schickten ihre Abgeordneten zu den Hauptversammlungen im Mutterkloster; hier wurden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathen und Beschlüsse gefaßt; der Abt des Mutterklosters, dem die übrigen Aebte und Pröpste Gehorsam gelobten, führte sie aus, visitierte die Klöster, ordnete an und übte so die bischöflichen Rechte aus.

Die Congregationen waren sehr mächtige Verbindungen, und gaben dem ganzen Mönchswesen neue Festigkeit und neuen Glanz. Im Anfange des 12. Jahrhunderts, also 200 Jahre nach der Stiftung der Cluniacenser, waren dem Mutterkloster zu Clugny 2000 andere unterworfen; der Abt desselben erhielt bischöfliche Rechte und stellte in allen abhängigen Klöstern nur Prioren aus seinen Mönchen an; er selbst wurde von diesen gewählt. In Clugny selbst lebten 460 Mönche; und dennoch brauchte keiner von ihnen aus seiner Zelle zu weichen, und kein zum öffentlichen Gebrauch bestimmtes Zimmer brauchte geräumt zu werden, als im J. 1245 der Papst Innocenz IV. mit mehreren Kardinälen und Bischöfen, der König von Frankreich, mit Mutter, Schwester und Bruder, der Kaiser von Konstantinopel, die Söhne der Könige von Kastilien und Arragonien, alle mit ihrem Hofstaate, in diesem prächtigen Kloster als Gäste wohnten. — Der Orden der Prämonstratenser, vom heil. Norbert von Xanten zu Premontre bei Laon in Frankreich gegründet, — (Norbert wurde nachher Erzbischof von Magdeburg und führte seine Regel in den Stiftern zu Magdeburg, Havelberg, Brandenburg u. s. w. ein, und der Orden verbreitete sich nach Böhmen und Schlesien) — zählte 80 Jahre nach seiner Stiftung 24 Provinzialen oder Landschaftsmeister, 1000 Aebte, 300 Pröpste und 500 Nonnenklöster.

Im Gegensatz dieser reichen Orden, welche eben durch ihren Reichthum den Keim der Ausartung und Erschlaffung selbst gelegt hatten, wurden im Anfange des 13. Jahrhunderts die Orden der Bettelmönche gestiftet, deren erstes Gesetz war, kein festes Eigenthum, außer ihren Klostermauern, zu erwerben und ihren Unterhalt durch milde Gaben zu suchen. Entsagung, Armut, Demuth und harte Lebensweise sollten dem Sinne des ganzen Klosterwesens gemäß, hier ganz einheimisch und durch keinen verführerischen Besitz gestört werden. Franz von Assisi, ein Italiener, stiftete 1200 den Franziskaner-Orden; Dominikus Guzmann, ein Spanier, 1215 die Dominikaner, welchen nachher vom Papste besonders die Inquisition übertragen wurde; 1238 kamen die Karmeliter, welche im Orient, auf dem Berge Karmel, ihren ursprünglichen Sitz gehabt hatten, nach Europa, und um eben diese Zeit, unter Papst Gregor IX., bildeten sich, nach Augustins Regel, die Augustiner. Alle diese Orden breiteten sich ebenfalls sehr schnell aus; ihre rechte Wirksamkeit fällt aber erst in die folgenden Jahrhunderte.

Auf solche Weise hatte sich das ganze kirchliche Reich in zwei große Hälften getheilt; auf der einen Seite die ganze Klostergeistlichkeit, auf der andern die Weltgeistlichkeit. Beide vereinigten sich zwar in ihren verschiedenen Stufen, durch ihre Obern, in dem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem Papste; allein dennoch war diese Theilung der Kirche nicht wohlthätig. Neid, Eifersucht und viele ärgerliche Streitigkeiten sind dadurch hervorgebracht worden. Die nähere Aufsicht der Bischöfe hätte die Klöster in besserer äußerer Zucht und Ordnung erhalten können. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zu den Cisterziensern gehörte, — die Cisterzienser waren die einzigen, die sich der bischöflichen Aufsicht nicht entzogen, — schreibt: „Der Papst kann nach seiner Gewalt den Bischof der Aufsicht des Erzbischofs, den Abt der Aufsicht des Bischofs entziehen; aber es soll nicht geschehen, denn die Bischöfe werden dadurch nur anmaßender und die Mönche zügelloser. Jede Aufsicht, jede Furcht wird aufgehoben, das Gebäude der Hierarchie, welches in weiser Ordnung zum Papste emporsteigt, wird untergraben. Hinter demüthigen Aeußerungen versteckt sich der hochmüthige Sinn der Aebte; sie plündern die Kirchen, um sich von der Aufsicht der Bischöfe loszukaufen, und sie kaufen sich los, um dem Gehorsam zu entfliehen, der ihre Zierde sein sollte. Indem jeder dem Papste der Nächste sein möchte, löst sich das Ganze auf.“

Im Laufe der Zeit zeigte sich auch immer, wie die aus inneren Beweggründen erwachsene, ihrer Zeit angemessene Stiftung, welche, in den rechten Schranken gehalten, nach wie vor ihre Bestimmung hätte erfüllen können, ausartete, als die weltlichen Bestrebungen die geistigen gänzlich überwogen, und als die Zahl der Klöster um das Zehn- und Hundertfache zu groß geworden war. Denn so viele wirklich begeisterte und von allem Weltlichen abgekehrte Gemüther, welche das Klosterleben befriedigte und wirklich läuterte, waren nicht vorhanden; Tausende waren wider oder ohne Willen oder aus niedrigen Beweggründen in dieses Leben getreten, welches sie nun auf immer gefesselt hielt. Diese Mehrzahl brachte den Keim des Verderbens in die ganze Stiftung. Die Klagen über die Ausartung der Lebensweise in den Klöstern, über Ueppigkeit, Ausschweifungen und andere Laster, wurden immer häufiger. Die alte Ehrfurcht vor diesen Ruhe-

stätten frommer Andacht, was sie früher gewesen waren, verschwand immer mehr. Die Bürger der Städte, die früher durch Schenkungen und Begünstigungen die Klöster in ihren Mauern gehoben hatten, wurden jetzt ihre Gegner, als sie zu weit um sich griffen und unter andern Anmaßungen auch die Freiheit von allen städtischen Lasten für sich und sogar für ihre Handwerker und Arbeiter verlangten. Zwischen Fürsten und Adeligen auf einer, und den Klöstern auf der andern Seite, entstand ebenfalls Eifersucht, Streit, Ungerechtigkeit. Zum Schutz gegen äußere Gewalt und zur Ableistung des Reichsdienstes mußten die Klöster einen Schutz- oder Kastvogt, meistentheils aus dem mächtigen Adel der Gegend, annehmen und ihm dafür eine beträchtliche Abgabe entrichten. Aber zwischen dem Vogte und dem Kloster entstanden selbst oft Streitigkeiten, und manches Kloster wurde von seinem eignen Vogte hart gedrückt. Der Streit kam nicht selten auch in das Innere der Klöster; die Mönche lehnten sich gegen ihre Obern auf, mißhandelten und vertrieben sie, die Laienbrüder gegen die ganze Klostergeistlichkeit, und Mord und Blutvergießen befleckten die dem Frieden geweihten Mauern. — So ist das Los alles Menschlichen, wenn es aus den rechten Schranken seiner Bestimmung heraustritt!

Doch fügen wir noch zuletzt die Bemerkung hinzu, daß die getadelten Ausartungen des Klosterwesens weniger in dem hohenstaufischen Zeitalter, als in den folgenden Jahrhunderten, wo alle Einrichtungen des Mittelalters ihrem Verfalle entgegeneilten, dem Auge sichtbar werden.

Kohlrausch.

33. Papst und Clerus im Mittelalter.

Wie schon in frühester Zeit unter den Vorstehern jeder christlichen Gemeinde einer war, um den sich die übrigen Mitglieder (sowohl die zum Clerus, als die zu den Laien gehörten) wie um einen Mittelpunkt anschlossen, der als Episcopus (Bischof) die übrigen Cleriker oder Geistlichen seiner Gemeinde überwachte: so ragten bald die Bischöfe derjenigen Gemeinden, welche in den wichtigsten Städten des römischen Reiches und zwar besonders von Aposteln selbst gestiftet oder auch nur geordnet worden waren, über die Bischöfe der übrigen Gemeinden hervor und waren in ihrem Sprengel die Leiter der Synoden oder Kirchenversammlungen, in welchen die Angelegenheiten der Kirche besprochen und Kirchengesetze gegeben wurden. Als solche angesehene Bischöfe erschienen sehr frühe namentlich die von Jerusalem, Antiochia, Rom, Ephesus, Korinth und Alexandria.

Unter diesen größten Gemeinden erhielt die Gemeinde zu Rom und der dortige Bischof das größte Ansehen, und zwar darum, weil damals Rom noch die Hauptstadt des ganzen Römerreiches und die dortige Gemeinde die einzige im Abendlande war, die ein

Apostel geordnet hatte; weil folglich ihre Verbindungen mit den übrigen Gemeinden die einflußreichsten waren, und weil sie dadurch, daß sie eben wegen dieses Verkehrs so leicht von allen Seiten her beobachtet werden konnte, die allgemeine christliche Lehre am treusten bewahrte. So kam es, daß schon frühe unter den Völkern des Abendlandes ein geistiger Zug nach Rom hin zu spüren war, der die Gemüther verband und insbesondere die Rom verbundenen Geistlichen anderer Gemeinden in einen körperschaftlichen Zusammenhang brachte, ohne daß jedoch die andern Bischöfe zu dem Bischof von Rom in dem Verhältnisse der Unterwerfung gestanden hätten.

Die angegebenen Umstände sah der römische Clerus als eine höhere Fügung an, in der sich ihm bald die vollste Rechtsanweisung darstellte: die römische Kirche behauptete fortan, auf den sogenannten Primat des Apostels Petrus sich stützend, einen Vorrang vor den übrigen Kirchen, und der römische Bischof erließ seine Entscheidungen nicht mehr als Erster unter Gleichen in der Form von Gutachten, sondern als Bischof der Bischöfe in der Form von Befehlen. Was der römische Clerus für abweichend von der christlichen Lehre und christlichen Ordnung erklärte, wurde von ihm verworfen und ausgeschlossen, und aus seinen Anordnungen entwickelte sich allmählich jener festgegliederte Bau der römisch-katholischen Kirche, der allerdings im Stande war, in den folgenden Jahrhunderten den Bestand einer christlichen Kirche überhaupt zu sichern. Dieses Ansehen des römischen Bischofs begründete sich hauptsächlich bei folgender Gelegenheit noch mehr. Als die Lehre des Kirchenältesten Arius von Alexandria, welcher die Gleichheit des Wesens Christi mit der Gottes leugnete, heftige Streitigkeiten verursachte, berief zu deren Beilegung der Kaiser Constantin die Kirchenversammlung zu Nicäa (325), welche größtentheils aus griechischen Bischöfen, mit absichtlicher Vernachlässigung der lateinischen, bestand. Zwar wurde von dieser Synode bei der erneuerten Feststellung des Glaubensbekenntnisses der Arianismus verworfen, die Verwerfung aber nicht entschieden geltend gemacht. Deshalb wurde eine neue allgemeine Kirchenversammlung zu Sardicia (344) ausgeschrieben, auf der die griechischen Bischöfe nicht erschienen. Dagegen erkannten auf diesem Concilium die allein versammelten lateinischen Bischöfe den Primat des römischen Bischofs an. Erst als der Kaiser Theodosius die zweite allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel 381 zu Stande brachte, waren es vorzüglich die römisch-katholischen Bischöfe, welche durch ihre Stimmen die Schriftlehre gegen den Arianismus so kräftig schützten, daß das nicänische Glaubensbekenntniß nun auch für den Orient entschieden angenommen, der Arianismus also völlig unterdrückt wurde und mit dem Ende des 4. Jahrhunderts aus der Kirche verschwand. (Daß sich derselbe desto mehr unter den germanischen Völkern ausbreitete, daß aber die arianischen Reiche der Ostgothen, der Westgothen, der Vandalen alle ihren Untergang fanden, ist schon

stätten frommer Andacht, was sie früher gewesen waren, verschwand immer mehr. Die Bürger der Städte, die früher durch Schenkungen und Begünstigungen die Klöster in ihren Mauern gehoben hatten, wurden jetzt ihre Gegner, als sie zu weit um sich griffen und unter andern Anmaßungen auch die Freiheit von allen städtischen Lasten für sich und sogar für ihre Handwerker und Arbeiter verlangten. Zwischen Fürsten und Adeligen auf einer, und den Klöstern auf der andern Seite, entstand ebenfalls Eifersucht, Streit, Ungerechtigkeit. Zum Schutz gegen äußere Gewalt und zur Ableistung des Reichsdienstes mußten die Klöster einen Schutz- oder Kastvogt, meistentheils aus dem mächtigen Adel der Gegend, annehmen und ihm dafür eine beträchtliche Abgabe entrichten. Aber zwischen dem Vogte und dem Kloster entstanden selbst oft Streitigkeiten, und manches Kloster wurde von seinem eignen Vogte hart gedrückt. Der Streit kam nicht selten auch in das Innere der Klöster; die Mönche lehnten sich gegen ihre Obern auf, mißhandelten und vertrieben sie, die Laienbrüder gegen die ganze Klostergeistlichkeit, und Mord und Blutvergießen befleckten die dem Frieden geweihten Mauern. — So ist das Los alles Menschlichen, wenn es aus den rechten Schranken seiner Bestimmung heraustritt!

Doch fügen wir noch zuletzt die Bemerkung hinzu, daß die getadelten Ausartungen des Klosterwesens weniger in dem hohenstaufischen Zeitalter, als in den folgenden Jahrhunderten, wo alle Einrichtungen des Mittelalters ihrem Verfalle entgegeneilten, dem Auge sichtbar werden.

Kohlrausch.

33. Papst und Clerus im Mittelalter.

Wie schon in frühester Zeit unter den Vorstehern jeder christlichen Gemeinde einer war, um den sich die übrigen Mitglieder (sowohl die zum Clerus, als die zu den Laien gehörten) wie um einen Mittelpunkt anschlossen, der als Episcopus (Bischof) die übrigen Cleriker oder Geistlichen seiner Gemeinde überwachte: so ragten bald die Bischöfe derjenigen Gemeinden, welche in den wichtigsten Städten des römischen Reiches und zwar besonders von Aposteln selbst gestiftet oder auch nur geordnet worden waren, über die Bischöfe der übrigen Gemeinden hervor und waren in ihrem Sprengel die Leiter der Synoden oder Kirchenversammlungen, in welchen die Angelegenheiten der Kirche besprochen und Kirchengesetze gegeben wurden. Als solche angesehene Bischöfe erschienen sehr frühe namentlich die von Jerusalem, Antiochia, Rom, Ephesus, Korinth und Alexandria.

Unter diesen größten Gemeinden erhielt die Gemeinde zu Rom und der dortige Bischof das größte Ansehen, und zwar darum, weil damals Rom noch die Hauptstadt des ganzen Römerreiches und die dortige Gemeinde die einzige im Abendlande war, die ein

Apostel geordnet hatte; weil folglich ihre Verbindungen mit den übrigen Gemeinden die einflußreichsten waren, und weil sie dadurch, daß sie eben wegen dieses Verkehrs so leicht von allen Seiten her beobachtet werden konnte, die allgemeine christliche Lehre am treusten bewahrte. So kam es, daß schon frühe unter den Völkern des Abendlandes ein geistiger Zug nach Rom hin zu spüren war, der die Gemüther verband und insbesondere die Rom verbundenen Geistlichen anderer Gemeinden in einen körperschaftlichen Zusammenhang brachte, ohne daß jedoch die andern Bischöfe zu dem Bischof von Rom in dem Verhältnisse der Unterwerfung gestanden hätten.

Die angegebenen Umstände sah der römische Clerus als eine höhere Fügung an, in der sich ihm bald die vollste Rechtsanweisung darstellte: die römische Kirche behauptete fortan, auf den sogenannten Primat des Apostels Petrus sich stützend, einen Vorrang vor den übrigen Kirchen, und der römische Bischof erließ seine Entscheidungen nicht mehr als Erster unter Gleichen in der Form von Gutachten, sondern als Bischof der Bischöfe in der Form von Befehlen. Was der römische Clerus für abweichend von der christlichen Lehre und christlichen Ordnung erklärte, wurde von ihm verworfen und ausgeschlossen, und aus seinen Anordnungen entwickelte sich allmählich jener festgegliederte Bau der römisch-katholischen Kirche, der allerdings im Stande war, in den folgenden Jahrhunderten den Bestand einer christlichen Kirche überhaupt zu sichern. Dieses Ansehen des römischen Bischofs begründete sich hauptsächlich bei folgender Gelegenheit noch mehr. Als die Lehre des Kirchenältesten Arius von Alexandria, welcher die Gleichheit des Wesens Christi mit der Gottes leugnete, heftige Streitigkeiten verursachte, berief zu deren Beilegung der Kaiser Constantin die Kirchenversammlung zu Nicäa (325), welche größtentheils aus griechischen Bischöfen, mit absichtlicher Vernachlässigung der lateinischen, bestand. Zwar wurde von dieser Synode bei der erneuerten Feststellung des Glaubensbekenntnisses der Arianismus verworfen, die Verwerfung aber nicht entschieden geltend gemacht. Deshalb wurde eine neue allgemeine Kirchenversammlung zu Sardicia (344) ausgeschrieben, auf der die griechischen Bischöfe nicht erschienen. Dagegen erkannten auf diesem Concilium die allein versammelten lateinischen Bischöfe den Primat des römischen Bischofs an. Erst als der Kaiser Theodosius die zweite allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel 381 zu Stande brachte, waren es vorzüglich die römisch-katholischen Bischöfe, welche durch ihre Stimmen die Schriftlehre gegen den Arianismus so kräftig schützten, daß das nicänische Glaubensbekenntniß nun auch für den Orient entschieden angenommen, der Arianismus also völlig unterdrückt wurde und mit dem Ende des 4. Jahrhunderts aus der Kirche verschwand. (Daß sich derselbe desto mehr unter den germanischen Völkern ausbreitete, daß aber die arianischen Reiche der Ostgothen, der Westgothen, der Vandalen alle ihren Untergang fanden, ist schon

angedeutet worden.) Weil die Synode von Konstantinopel zugleich dem Bischofe oder Patriarchen dieser (von Constantin zum Hauptsitze des Reichs erhobenen) Stadt den nächsten Rang nach dem römischen Bischofe anwies, so bekam letzterer an jenem einen gefährlichen Nebenbuhler. Denn als nach dem Sturze des ostgothischen Reiches Italien dem byzantinischen Reiche einverleibt wurde, hätte der römische Bischof sich vielleicht doch am Ende dem Bischofe zu Constantinopel unterordnen müssen, wenn nicht der Einbruch der Langobarden den Einfluß des byzantinischen Hofes wieder gebrochen hätte, zumal diese Arianer bald zur römisch-katholischen Kirche übergingen. Dies, so wie daß in den ersten Jahrhunderten mehrere durch persönliche Vorzüge höchst ausgezeichnete Bischöfe in der Leitung der römischen Kirche sich folgten, ferner daß Chlodwig mit seinen Franken das Bekenntniß der römisch-katholischen Kirche annahm, und daß auch die angelsächsische Kirche in das engste Verhältniß mit ihr trat, alle diese Umstände verschafften im Abendlande dem römischen Bischofe (Gregor I. dem Großen, der seit 607 den Titel Papst, von Pápa, Vater, den vorher jeder Bischof geführt hatte, sich ausschließlich zueignete) vollends jenes große Ansehen, das sich in dem folgenden Zeitraum durch die Begünstigung der fränkischen Könige noch mehr befestigte. Diese Befestigung hatte die wichtige Bestimmung, in den Zeiten der rohesten Gewalt Fürsten und Völker an christliche Sitte und Ordnung zu gewöhnen; aber es lag auch ein Abweg nahe, dessen allmähliche Betretung späterhin zu anderen großen Gefahren führte.

Als der römische Stuhl nach seiner Trennung von Constantinopel (unter Gregor II., der 726 von dem bilderstürmenden Kaiser Leo abfiel) noch der weltlichen Macht zu seiner Sicherstellung bedurfte, lehnte er sich (wie unter Karl Martell, Pipin und Karl dem Großen), Schutz und Schirm suchend, an dieselbe an, und die weltliche Macht gewährte ihm nicht nur Schutz, sondern auch Erweiterung seiner Gerechtsame, weil auch sie ihrerseits von ihm innere Sicherheit und Festigkeit erhielt. Und so stellte sich für die beiden höchsten Häupter der Christenheit die hohe Aufgabe, mit den einem jeden von Gott in die Hand gegebenen Mitteln die christlichen Völker, unbeschadet ihrer eigenthümlichen nationalen Entwickelung, zu einem durch die heiligen Bande des Glaubens und des Rechts in Frieden verschlungenen freien Vereine zu erheben. Bei dieser Bestimmung war jedem Theile schon durch seine innere Bedeutung und Stellung der Kreis angewiesen, innerhalb dessen er sich selbständig bewegen konnte. Wo aber die Linie, welche diese Selbständigkeit begrenzte, verkannt wurde, da trat an die Stelle der Einigkeit der beiden höchsten Gewalten ein entzweiender Gegensatz, der, je größer die Beeinträchtigung war, ein desto störenderes Gegengewicht auf der andern Seite hervorrief. Das Verhältniß, in welchem beide sich ergänzende Gewalten zur Zeit Kaiser Karl's standen, fieng, als diese große Persönlichkeit nicht mehr war, im Laufe der Zeit an,

sich zu ändern. Dadurch, daß der päpstliche Stuhl die Absetzung Ludwigs des Frommen durch seine Söhne so eifrig betrieb, entstand die erste Störung. Nur Ludwigs des Deutschen fester Widerstand gegen diesen Uebergriff der geistlichen Macht hielt fürs erste die Selbständigkeit der weltlichen Herrschaft aufrecht.

Nichts desto weniger fuhr die päpstliche Macht fort, die Oberherrschaft anzustreben. Die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses zeigt uns zwei große Herrscher, von denen der eine, Heinrich I., das deutsche Reich neu gründet, der andere, Otto der Große, es rasch zu einer Weltmacht erhebt. Er erneuerte die römische Kaiserwürde, die von nun an ununterbrochen bei der deutschen Nation verblieb („heiliges römisches Reich deutscher Nation"); er setzte mehrere Päpste ab, und das römische Volk mußte geloben, künftig keine Papstwahl ohne des Kaisers Bestätigung vorzunehmen. Dieses Bestätigungsrecht aber wurde dem Kaiser stets vom römischen Stuhle bestritten. Otto II. behauptete die Größe des Reichs nur mit Mühe; unter dem Kinde Otto III. brach sie zusammen. Heinrich II. baute die Kaisermacht auf neuer, auf geistlicher Grundlage wieder auf. Da die Selbständigkeit der bischöflichen Macht den Mächten schon längst im Wege stand, so war schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine Sammlung von Gesetzen und Anordnungen der ältesten Bischöfe von Rom plötzlich an das Licht getreten, welche den Zweck hatte, das päpstliche Ansehen sowohl innerhalb der Kirche, als auch gegenüber der weltlichen Macht zu erhöhen. Diese Sammlung, bekannt unter dem Namen der pseudo-isidorischen Decretalen (weil die Herausgabe derselben anfänglich dem Bischofe Isidorus von Sevilla zugeschrieben und die meisten davon als offenbar unecht stets bestritten wurden), sprach dem Papste unter anderen Rechten das ausschließliche Richteramt über alle Bischöfe, so wie das alleinige Recht zu, Concilien zu berufen und ihre Beschlüsse zu bestätigen. Der erste Papst, welcher sich auf sie berief, war Nicolaus I. Allein noch war damals die Zeit und der Mann nicht da, um diese einstweilen theoretisch aufgestellten Rechte in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen. Unter den letzten Karolingern gelang es vielmehr den Bischöfen, ohne Beistand des Papstes ihr Ansehen und ihre Macht zu erweitern. Denn als sich die Kaiser, seit das römische Imperium auf die Deutschen übergegangen war, ihre Anerkennung von den Päpsten immer erkämpfen mußten und sich daher in den Bischöfen durch Verleihung weltlicher Gewalt ein Gegengewicht gegen die Päpste schufen, so unterwarfen sich die Bischöfe mit Freuden dem Willen der Kaiser und trugen durch ihre oft eigennützige Nachgiebigkeit und Schmiegsamkeit zur Verrückung des Gleichgewichts der höchsten Gewalten nicht wenig bei. Vor allem war es Kaiser Heinrich II., der die Macht seiner Herrschaft auf die kirchlichen Gewalten im Reich gründete, indem er die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte ernannte, sie mit ihren großen geistlichen Gebieten zu den Lasten des Reiches heranzog, ihre Güter wie seine eigenen benutzte

und stets auf ihre Hülfe sich stützte. Sie bildeten also für ihn und seine Nachfolger ein Gegengewicht gegen die immer selbständiger werdenden Fürsten, und die Kaisermacht blieb stark, so lange sie auf diesem Grunde ruhen konnte.

Fast zweihundert Jahre lang hatten die Päpste des hohen Berufes, den der Glaube der Zeit ihnen zuwies, völlig vergessen. Kaiser Heinrich III. richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Wiederherstellung des allgemeinen Kirchenfriedens, der durch ein ärgerliches Schisma (d. i. eine Spaltung der Kirche unter mehreren gleichzeitigen Päpsten) gestört war. Herrschte auch in Italien schon durch sein Wort äußere Ruhe, so war daselbst doch durch die eingerissene Simonie, d. i. Erwerbung geistlicher Aemter durch Kauf oder Bestechung (so benannt nach Simon dem Magier in Apost. Gesch. 8, 7—24) und durch den bei den meisten Klerikern im Schwange gehenden Nicolaitismus (d. i. Hang zur Fleischeslust), besonders in Rom, die Kirche in greuliche Zerrüttung gerathen. Doch wie die weltlichen und geistlichen Großen des Reichs sich dem Willen ihres Königs fügen mußten, so bekamen auch die Päpste seine Obergewalt zu fühlen, und die durch einen entarteten Klerus entwürdigte Kirche sollte von ihm eine Verbesserung empfangen. Die schismatischen Päpste wurden abgesetzt (1046), dagegen ein Deutscher zum Papste ernannt. Und so mächtig war der Wille dieses Kaisers, daß nachher noch dreimal würdige Deutsche zu Päpsten gewählt wurden, durch deren Bemühungen die tief gesunkene Kirche sich allmählich aus ihrem Verfalle hob.

Während Heinrichs IV. Minderjährigkeit war zuerst die Papstwahl an das Cardinalscollegium gebracht worden, und endlich war 1075 Hildebrand, fortan Gregor VII. genannt, zum Papste gewählt worden. Dieser große Mann begann nun seine Ideen auszuführen. Die Kirche sollte fortan völlig frei von jedem weltlichen Einfluß, auch von dem des Kaisers sein. Deshalb setzte er zunächst ein Gebot durch, das zwar schon frühere Concilien hier und da aufgestellt, aber noch nirgend durchgeführt war, nämlich die Ehelosigkeit der Geistlichen, das Cölibat. Losgerissen von Weib und Kind und aller weltlichen Sorge, sollte künftig der Geistliche sich nur als Mitglied jener mächtigen kirchlichen Gemeinschaft fühlen, die ihre Befehle aus Rom, von dem Nachfolger Petri, dem Stellvertreter Christi Gottes und Christi auf Erden, erhielt. Schien dieses Gebot, so tief es in das Leben einschnitt, vielleicht den Kaiser weniger zu berühren, so griff ein zweites an die Wurzeln seiner Macht. Hinfort sollte nicht mehr der Kaiser und überhaupt kein weltlicher Fürst die Bischöfe einsetzen, oder wie man es ausdrückte: die Investitur, d. i. die Bekleidung mit Ring und Stab, den Zeichen der geistlichen Würde, sollte nicht mehr von Laien geschehen. Das Domcapitel, d. i. das Collegium von Geistlichen bei jeder Cathedrale, sollte sie wählen, der Papst sie bestätigen; kein Geschenk, kein Kauf sollte bei Erlangung des heiligen Amtes stattfinden, oder man machte sich der

Simonie schuldig. In Folge des Investiturstreits that Gregor die Bischöfe Heinrichs IV. in den Bann; Heinrich ließ Gregor zu Worms absetzen, und dieser that nun den Kaiser in den Bann. Es war das erste Mal, daß ein Papst solches wagte, und der Kaiser erfuhr bald, was es bedeute, denn mit dem Banne waren alle Lehensverhältnisse gelöst, und die deutschen Fürsten kündigten dem Kaiser den Gehorsam. So standen sich Kaiser und Papst, weltliche und geistliche Macht, feindlich gegenüber. Heinrich büßte im Schloßhofe zu Canossa 1077, und die päpstliche Macht triumphierte. Nach langem, 50jährigem Hader zwischen Kaiser und Papst wurde vorläufig der Investiturstreit zur Zeit Heinrichs V. durch das Concordat zu Worms 1122 geschlichtet. Es ward bestimmt, daß der Papst zwar die Bischöfe mit Ring und Stab bekleide, daß aber die Wahl derselben in Gegenwart des Königs oder seines Bevollmächtigten geschehen und sie nur durch seine Belehnung das zu ihrem Stuhl gehörige Reichsgebiet empfangen sollten. Der Kaiser hatte also noch viel behauptet; aber die Bischöfe waren hinfort doch mehr von Rom als von ihm abhängig, und so fiel die stärkste Stütze des Thrones. Sehr fügsam gegen die Kirche zeigte sich Kaiser Lothar. Schon fragte dieser um die Bestätigung des Papstes nach, als er die deutsche Krone annahm, verzichtete auch darauf, daß die Wahl der Bischöfe in seiner Gegenwart geschehe, wie das Wormser Concordat es bewilligt hatte, und gab damit den letzten Einfluß auf diese Wahlen auf.

Es war also den Päpsten gelungen, den römischen Stuhl unabhängig von der kaiserlichen Macht zu machen; allein durch den Umstand, daß das Papstthum bei dieser Emancipation zugleich die weltliche Macht an sich zu reißen und dadurch eine geistliche Universalmonarchie zu gründen strebte, nahm die Kirche zugleich ein widerchristliches Element und durch dasselbe den Keim der Selbstzerstörung in sich auf. Blieb dieser Keim auch bei der allgemeinen Verehrung, welche sich der römische Papismus zu erzwingen wußte, lange Zeit verborgen, so blieb seine innere Entwickelung doch nicht aus und brach später nach außen hervor. War nun zwar die Einheit der Kirche gesichert, so konnte doch die Reinheit derselben durch die Minderung der störenden Einflüsse des Staates und durch die Erschwerung der Simonie noch nicht hergestellt werden. Der innern Reinigung standen noch große Hemmnisse im Wege. Diese bestanden theils in dem wilden, gewaltthätigen Fehdegeist der Großen, den sogar manche Bischöfe und Aebte theilten, und in den dadurch auch im Volke genährten rohen und heftigen Leidenschaften, theils in dem in Kirchen und Klöstern sich häufenden Reichthum und dessen schlimmen Folgen, die sich in der Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit des größten Theils der Welt- und Klostergeistlichen zeigte.

Die Mittel, welche die Kirche zur Hebung und Tilgung dieser Uebel anwandte, waren zum Theil nicht ausreichend, zum Theil sehr

oft hemmend. Den Fehdeunfug z. B. konnte der Gottesfrieden nur zum geringen Theile hemmen; die Verbesserung der Klosterzucht, welche einzelne fromme Männer durch Aufstellung strengerer Ordensregeln zu erzielen suchten, hielt meist nur so lange nach, als die dadurch neu entstandenen Mönchsorden vom ersten Eifer beseelt waren, bei dessen Nachlaß sich die alte Verderbniß wieder einschlich. Das Hauptmittel zu einer Reinigung der Kirche und Erneuerung derselben im Geiste des Evangeliums, somit auch einer größeren Sittlichkeit im Volke, nämlich die Reinhaltung der Lehre Christi und die lautere Verkündigung des Wortes Gottes wurde vernachlässigt. Die Lehre Jesu hatte schon längst manche trübende Zusätze erhalten. Insbesondere hatte die Lehre von der Sündenvergebung und von der Rechtfertigung eine von der heiligen Schrift zum Theil abweichende Auffassung und Deutung erlitten, wodurch bei dem Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst einem werkheiligen, allgemein verbreiteten, sehr einträglichen, abergläubischen Wesen großer Vorschub geleistet wurde. Zwar erhoben einzelne erleuchtete Bischöfe muthig ihre Stimme dagegen, drangen aber nicht durch.

Die Kreuzzüge trugen wesentlich dazu bei, daß die *geistliche* Macht weit über die *weltliche* sich erhob, und daß der Clerus übermäßig reich und dadurch die Kirche ihrem inneren Verfalle näher geführt wurde. So lange die weltlichen Fürsten mit dem Kaiser wie Glieder mit dem Haupte zusammenhingen, hielten sich die weltliche und die geistliche Macht bei allem Kampf und Widerstreit doch noch ziemlich im Gleichgewichte, wie solches in dem damals häufig gebrauchten Bild der „beiden Schwerter" angedeutet lag, und in Zeiten, da keine dieser Gewalten in die Befugnisse der andern eingriff, stand es gut um Kirche und Reich. Uebergriffe der einen Gewalt aber zogen auch Uebergriffe der andern nach sich. Als sodann um 1140 eine Spaltung der deutschen Reichsvasallen eintrat (in Welfen und Gibellinen oder Waiblinger, — mit dem Namen Welfen bezeichnete man anfangs bloß die Anhänger des welfischen Hauses in Baiern und Sachsen, nachher überhaupt alle Gegner der kaiserlichen oder weltlichen und alle Anhänger der päpstlichen oder kirchlichen Macht, mit dem Namen Gibellinen oder Waiblinger dagegen anfangs die Anhänger der Hohenstaufen in Schwaben und Franken, sodann überhaupt alle Anhänger der kaiserlichen oder weltlichen Macht) — und die eine Partei mit dem Papste gegen den Kaiser verbündete, hob sich *die geistliche Herrschaft* **über** *die weltliche und behauptete dieses Uebergewicht bis zur Reformation.* Was die pseudoisidorischen Decretalen im 9. Jahrhundert erstrebten, ward im 13. Jahrhundert erreicht; denn in diesem Jahrhundert besaß der Papst „*unbestritten die oberste Hoheit in Europa*". Die hiernach maßgebenden Grundsätze waren: die Wohlfahrt der Christenheit ist von Gott dem Papste als Stellvertreter Christi anvertraut. Die Gewalt in *weltlichen Dingen* hat Christus dem *Kaiser* verliehen, jedoch unter *Oberaufsicht des Papstes*. In geistlichen Dingen

ist der Papst episcopus generalis; Erzbischöfe, Bischöfe, Cardinäle sind nur seine *Gehülfen*. Er giebt Gesetze, beruft Concilien und Synoden und *bestätigt* ihre Beschlüsse (was sonst dem Kaiser zustand). Er *bestätigt* Bischöfe, läßt sie *weihen* und empfängt ihren Eid des Gehorsams. Er dispensiert selbst vom Recht, befiehlt die Anstellung von Geistlichen ꝛc. Doch waren diese Ansprüche *niemals allgemein* anerkannt. Seit die vielen Mönchsorden, welche allmählich entstanden waren und anfangs meist unter den Bischöfen standen, *die unmittelbare Stellung unter den Papst* errangen, erhielt des letzteren Macht einen großen Zuwachs, während solch Aufhören der näher liegenden bischöflichen Aufsicht über die Klöster zum Verfall der Sittenzucht in ihnen viel beitrug. — Hatte Gregor VII. die Kirche *unabhängig* vom Staate gemacht, so war es *Innocenz* III. (1198—1216), der jene über diesen stellte und sich selbst über alle Könige erhob. Er sagte: „Das Papstthum ist die Sonne, und das Kaiserthum ist der Mond, der nur von der Sonne sein Licht zum Leben trägt." Er behauptete, bei zwiespältiger Kaiserwahl stände ihm das Recht der Entscheidung zu; er vergab Länder und Kronen und setzte meistens mit Bann und Interdikt seinen Willen durch. Am meisten hatte Kaiser Friedrich II. mit den Päpsten zu kämpfen; diese brachten überhaupt den Hohenstaufen den Untergang. Die kaiserliche Macht war in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nur ein Schatten, und nach dem Fall der Hohenstaufen blieb das Reich eine Zeitlang (im sog. Interregnum 1256—73) ohne Oberhaupt, wenngleich dem Titel nach mehrere Kaiser vorhanden waren.

Als der Papst Bonifaz VIII. (1294—1308) sich in einen Streit zwischen England und Frankreich mischte, stürzte ihn Philipp der Schöne, König von Frankreich, von seiner Höhe und nahm ihn gefangen. Von 1308—1378 war nun der Sitz der obersten kirchlichen Gewalt in *Avignon* in Frankreich (das sog. *babylonische Exil der Kirche*), und die Päpste mußten thun, was die Könige von Frankreich wollten. In dieser Zeit war das Ansehen des päpstlichen Hofes durch Sittenlosigkeit und Schwelgerei, durch Aemterhandel und Gelderpressungen tief gesunken. Als endlich wieder einmal in Rom ein neuer Papst gewählt ward, zeigten sich viele Cardinäle mit dieser Wahl nicht zufrieden, begaben sich nach Avignon zurück und stellten aus ihrer Mitte einen andern Papst auf. So begann die *Kirchenspaltung* oder das *Schisma* (1378—1418). Beide Päpste thaten sich gegenseitig in den Bann sammt den ihnen anhängenden Ländern und Völkern. Der Streit verwirrte die Gemüther der gläubigen Christenheit mehr und mehr. Da beide Päpste Geld gebrauchten, so mehrten sich ebenso die Erpressungen und die schändlichen Künste, womit man es erlistete. Dieser Zeit gehört jener Bonifaz an, welcher zuerst den Ablaßhandel, der jetzt zur Sündenvergebung um Geld herabsank, ins Große trieb und besonders aus Deutschland ungeheure Summen zusammenbrachte.

Durch Rudolf von Habsburg war das kaiserliche Ansehen wieder

in Deutschland gehoben worden; aber es sank doch bald wieder theils durch die Unbedeutendheit mancher Kaiser, theils durch ihr Streben, ihre Hausmacht auf Kosten der Kaisermacht zu vergrößern, theils durch die mehr und mehr der Centralgewalt des Reichshauptes widerstrebenden Reichsglieder. Ludwig der Baier (1314—1347) hatte lange Zeit mit einem Gegenkaiser und außerdem viel mit dem Papste zu kämpfen. Er war der letzte Kaiser, den ein Papst in den Bann that. Zu seiner Zeit wurde jedoch Deutschland durch den Kurverein von Rense (s. Nr. 28) von der Herrschaft des Papstes mehr frei.

Bei allen Einsichtigen und Wohlmeinenden erhob sich bei dem zunehmenden Verderben des Papstes und des Clerus und damit der Kirche laut und lauter der Ruf nach einem allgemeinen Concil, um eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu vollziehen. Endlich entschlossen sich die Cardinäle in Rom wie in Avignon und beriefen ein solches Concil 1409 nach Pisa. Dieses entsetzte beide Päpste und wählte einen neuen; da aber jene nicht wichen, so hatte man nur das Uebel verschlimmert und drei Päpste geschaffen, wie man um dieselbe Zeit drei Kaiser hatte. Diese Verwirrung beschloß Kaiser Sigismund, als er zur Alleinherrschaft kam, zu schlichten und schrieb ein neues Concil aus, und zwar nach Constanz (1414—1418), auf deutschem Boden. Dieses Concil, zugleich Reichsversammlung und im gewissen Sinne europäischer Congreß, war besucht von deutschen, italienischen, französischen, englischen, später auch spanischen Prälaten (5 Patriarchen, 33 Cardinäle, gegen 200 Erzbischöfe und Bischöfe) und von zahlreichen Fürsten mit stattlichem Gefolge (etwa 80000 Fremde); es hatte eine dreifache Aufgabe: Unterdrückung der Ketzerei (causa fidei), Beseitigung des Schisma (causa unionis) und Reformation der Kirche (causa reformationis). Das Concil verbrannte Huß, setzte alle drei Päpste ab, ernannte einen neuen Papst (Martin V.) und stellte so die Einheit der Kirche glücklich wieder her. Aber man hatte nicht, wie Sigismund und die deutsche Nation es wollten, zuvor die Reform berathen und durchgeführt, und der neue Papst wußte um die beste Frucht denn auch das Concil zu betrügen, indem er mit den einzelnen Nationen Einzelverträge (Concordate) abschloß. Von 1441 bis 1443 war abermals eine allgemeine Kirchenversammlung, und zwar zu Basel; aber auch sie verbesserte die Kirche nicht. Die Päpste der vier letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts überließen sich entweder der rücksichtslosesten Verfolgung eigensüchtiger Zwecke oder führten zum Theil einen so verwerflichen, ja greuelhaften Wandel, daß die dreifache päpstliche Krone durch ihre ärgsten Feinde nicht tiefer hätte in den Staub herabgezogen werden können. Und wie der Papst, so die Geistlichkeit. Die Mehrzahl derselben lebte in Unwissenheit und Ueppigkeit, ja in schändlichen Lastern dahin. Kein Wunder, daß das Volk in immer tiefere Unwissenheit und Sittenlosigkeit versank. Zwar erhoben sich manche erleuchtete Männer, welche das Evangelium besser kannten und reiner lehrten; aber das Wort dieser Vorläufer der Reformation war noch zu schwach und einzeln stehend und nicht im Stande, zur kirchenumgestaltenden That zu werden. Hierzu bedurfte es eines weit kräftigeren und eindringenderen Organes, und dieses konnte nicht eher hervortreten, als bis die Zeit nach allen Seiten dazu vorbereitet und mit Hülfsmitteln ausgerüstet war, daß es gleichsam als der von selbst sich ergebende äußere Ausdruck einer innerlich gereiften Gedanken- und Empfindungswelt anzusehen war.

Nach Dittmar und Müller.

34. Die Folgen der Kreuzzüge.

Man hat die Kreuzzüge bald verdammt als die höchste Verirrung des Menschengeistes, als Ausgeburt der Schwärmerei und des religiösen Wahnes, bald verherrlicht als die glorreiche Entfaltung eines von religiöser Weihe durchglühten und von idealen Bestrebungen gehobenen thatenvollen Lebens. Wie man auch über die Licht- und Schattenseiten dieser merkwürdigen Begebenheiten urtheilen mag, immerhin wird man zugestehen müssen, daß sie für den Entwickelungsgang der europäischen Menschheit von der größten Wichtigkeit waren. Wir wollen die Folgen und Wirkungen unter folgenden Gesichtspunkten zusammenfassen: 1. Die gesellschaftlichen Lebensformen und die Entwickelung und Ausbildung der verschiedenen Stände erfuhren durch die Kreuzzüge eine tiefgehende Umgestaltung. Die mittelalterliche Menschheit hatte den Trieb, sich nach dem Beruf in abgeschlossene Lebenskreise und Corporationen zu sondern und zu gliedern. So trat schon frühe neben den klerikalen Lehrstand die berittene Kriegsmannschaft als Wehrstand; und als sich aus der ländlichen Bevölkerung, dem Nährstand, die Einwohnerschaft der Städte ausschied und mit dem verburgrechteten Adel und den Amt- und Dienstleuten der Stadt- und Burgherren vereinigt sich als Bürgerstand organisierte, trat auch hier wieder eine Gliederung nach Geschäft und Beruf in Zünfte und Innungen ein. Für alle diese Bildungen waren die Kreuzzüge die fruchtbarste Werkstätte. Zunächst feierten darin die geistliche Hierarchie und das weltliche Ritterthum ihre Triumphe, und die Vereinigung beider Ideen in den geistlichen Ritterorden bezeichnete den Höhepunkt ihrer Macht und ihrer Herrschaft über die Geister und über das gesellschaftliche und öffentliche Leben. Allein die Ueberspannung und Schwärmerei, zu der beide durch die aufregenden Fahrten und Kämpfe gesteigert wurden, legte auch den Keim zu ihrer Entartung und Entkräftung. Was aber die beiden privilegierten Stände an Macht und Bedeutung einbüßten, gewann die bürgerliche Freiheit in den Städten, auf deren Entwickelung und Aufblühen die Kreuzzüge den wohlthätigsten Einfluß übten; und selbst auf den gedrückten Bauernstand warf das Grab des Heilands noch einige Strahlen der erlösenden und befreienden Kraft. 2. Die

Pilgerfahrten nach dem Morgenlande übten auf die Vorstellungen und den Bildungsgang der mittelalterlichen Menschheit den größten Einfluß. Die Bekanntschaft mit fernen Ländern und Völkern, mit fremden Sitten und Gebräuchen, mit andern Staatseinrichtungen und gesellschaftlichen Formen, mit verschiedenartigen Anschauungen, Gewohnheiten und Institutionen riß den abendländischen Mann aus der bisherigen Beschränktheit, machte ihn vertraut mit den Wissenschaften und Künsten, mit der Poesie und dem geistigen Leben andrer zum Theil entwickelterer Völker, hellte seine Begriffe über Welt und Menschheit auf und führte ihn in neue erweiterte Gedankenkreise ein. Byzanz öffnete seine goldenen Thore; das Morgenland mit seinen Wundern und Heiligthümern rückte nahe heran, die verschwisterten Völker des Abendlandes, die lange Zeit eines des anderen vergessen hatten, vereinigten sich zu neuen, zu heiligen Wanderungen. 3. Einen mächtigen Impuls haben die Kreuzzüge mit ihrem fahrenden Ritterthum, mit ihren romantischen Waffenthaten und Abenteuern, mit ihrer Sängerlust und ihrem Frauendienst auf die Phantasiewelt und auf die gesammte gesellschaftliche Bildung gehabt. Der alte Sagenschatz wurde erweitert, umgebildet und mit dem Morgenlande in Beziehung gesetzt; neue Lebensinteressen regten zu neuem Schaffen und Erfinden an; die Einbildungskraft bewegte sich in neuen dichterischen Sphären. Auch die anderen Künste, die Architektur und Plastik, die Malerei und Musik, empfingen viele anregende Motive, wodurch sie zu neuen Entwickelungsstufen aufstiegen, und was den wissenschaftlichen Gesichtskreis betrifft, so wurde derselbe durch neue Kenntnisse und Erfahrungen, besonders auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, der Naturwissenschaften und Medicin erweitert und bereichert.

Weber.

Im Einzelnen läßt sich über die Folgen der Kreuzzüge Folgendes sagen:

1. Der Geist des Ritterwesens wurde durch sie veredelt. Bisher hatten die Edelleute oft nur unter einander, gegen die Städte oder gegen ihre Lehnsherren Fehden geführt, und dadurch konnte nichts als Unordnung und Verwilderung entstehen. Nun aber wurde ihnen ein höheres, edleres Ziel gegeben. Ihre Thaten wurden nun von ganz Europa beobachtet und bewundert, und das Bewußtsein, für die Eroberung des heiligen Grabes zu kämpfen, gab ihnen eine schwärmerische Tapferkeit. Die Religion milderte ihre Roheit, und bald wurde es allgemeiner Grundsatz, daß es Schande sei, den Schwachen und Wehrlosen zu beleidigen und ihm Hülfe zu versagen. — Wie aber Kreuzzüge eine idealere und feinere Seite des Ritterthums entwickelten, so wurde durch dieselben auch das Verderbliche des ritterlichen Kastenwesens mächtig gefördert. Die Ritter, welche aus den verschiedensten Ländern in Palästina zusammenkamen, standen sich viel näher als ein nicht adeliger Landsmann, und während im 13. Jahrhundert z. B. in der Provence, dem Stammlande des feineren Ritterthums, Leute aus dem Bürgerstande noch ohne Schwierigkeit zum Ritterschlage zugelassen wurden, kam es nun dahin, daß eine über ganz Europa verbreitete Adelskaste der nationalen Entwickelung gegenüber trat. Auch die Familiennamen schreiben sich aus den Zeiten der Kreuzzüge her. Bisher hatte man mit Vornamen ausreichen können; jetzt aber, wo große, aus vielen Völkern zusammengebrachte Menschenmassen beisammen waren, bedurfte man bestimmter Unterscheidungszeichen. Dazu kam die Eitelkeit. Jeder wollte einen eigenthümlichen Namen haben, damit seine Thaten nicht andern zugeschrieben, sondern ihm und seiner Familie zum Ruhme angerechnet würden. — Dasselbe ist mit den Wappen der Fall. Schon beim dritten Kreuzzuge unterschieden sich die Nationen durch die Farben ihrer Kreuze. Aber auch die Anführer mußten ein Abzeichen haben, um von ihren Untergebenen gleich erkannt zu werden; denn die eiserne Rüstung machte sie einander zu ähnlich. Darum bemalten sie ihre Schilde. Jeder hatte eine besondere Farbe und darin ein besonderes Abzeichen. Diese behielten sie auch nachher bei, und da ihre Söhne einen Ruhm darein setzten, so tapfere Väter gehabt zu haben, so nahmen sie dieselben Abzeichen an, und so wurden es Familienwappen. — Die Turniere ferner wurden erst durch die Kreuzzüge allgemeiner, nachdem die Ritter der verschiedenen Länder sich hatten mehr kennen gelernt und ein Wetteifer unter ihnen entstanden war. Auch wurden sie mit größerer Pracht als vorher gefeiert. Man hatte die Pracht des Morgenlandes kennen gelernt und wendete diese auf die Turniere an, und jeder Fürst und Edelmann suchte seinen Reichthum bei ihnen zur Schau zu legen. — Besonders aber wurde der Geist des Ritterwesens veredelt durch jene drei Orden der Johanniter, der Templer und der Deutschen. Sie stritten nicht für ihren Vortheil, sondern für eine heilige Sache; für diese übernahmen sie willig Gefahren, Entbehrungen und Mühseligkeiten. Nach dem Vorbilde dieser Ritterorden wurden erst in Spanien, dann auch in andern europäischen Ländern geistliche Orden errichtet, und jeder Ritter hielt es für eine Ehre, zu einem solchen Orden zu gehören.

2. Der Bürgerstand verdankt den Kreuzzügen, wenn auch nicht seine Entstehung, doch seine schnellere Ausbildung. Städte waren schon früher in Deutschland entstanden und vorzüglich durch Heinrich den Vogler gehoben. Aber die Bewohner waren nicht viel besser als Hörige. Die großen Vorrechte und Freiheiten der Bürgerschaften schreiben sich meistens aus den Zeiten der Kreuzzüge her. Vor denselben wurden die Städte durch die kleineren Fürsten und den Adel überhaupt niedergedrückt. Nun gingen die meisten derselben und gerade die wildesten nach dem heiligen Lande und ließen über die Städte Beamte zurück, die aber nicht so viel Ansehen hatten wie sie. Von ihnen ließen sich die Städter nicht so viel gefallen wie von ihren Herren und ertrotzten sich viele Freiheiten. Dieser Freiheitssinn aber entstand besonders aus dem größeren Reichthum, den die Städte durch

3. den lebhaften Handel gewonnen, der durch die Kreuzzüge erst recht belebt wurde. Nirgends blühte der Seehandel mehr als in den italienischen Seestädten, unter denen sich wieder Venedig, Genua, Pisa und Amalfi hervorthaten. Da nun damals die griechischen Kaiser in großer Sorge waren, daß die Kreuzfahrer, besonders aber die Normänner ihnen das Land wegnähmen, so suchten sie die Freundschaft der italienischen Handelsstädte, besonders der Venetianer, und verliehen ihnen ungemeine Freiheiten. Zwar fühlten die Kaiser wohl dann und wann, daß sie ihnen zu viel eingeräumt hätten, und wollten ihnen die ertheilten Vorrechte beschränken, aber dazu waren die Venetianer schon zu mächtig geworden und ließen sie gleich fühlen, daß sie die Stärkeren waren. Die Genueser und Pisaner wurden zwar auch von den Griechen begünstigt, aber die Venetianer behielten doch eine Zeitlang das Uebergewicht. — Eben solche Freiheiten erhielten die Venetianer in den von den Kreuzfahrern eroberten Ländern in Asien, so daß jene Zeit für sie eine recht eigentlich goldene war. Ihre Handelsschiffe bedeckten alle Theile des mittelländischen Meeres, und indem sie für schweres Geld Pilgrime von Frankreich und Italien nach Palästina übersetzten und dafür die Produkte Asiens zurückführten, verdienten sie ansehnliche Summen. Um nun den Handel mit Asien bequemer treiben zu können, legten sie bei Constantinopel, auf Candia, Corfu, Morea und an anderen Küsten Kolonien an; sie befuhren das schwarze Meer, erbauten eine Stadt an der Mündung des Don, das jetzige Asow, und holten von hier die Waren, die dahin auf Kameelen aus dem mittleren Asien gebracht wurden. Ueber diese großen Erfolge wurden die Genueser eifersüchtig und fingen mit ihnen einen langen und hartnäckigen Krieg an. Am Ende erhielten die Genueser von dem griechischen Kaiser die Vorstadt Perea bei Constantinopel eingeräumt; die Venetianer wurden dagegen aus Constantinopel vertrieben, behielten aber doch das Recht, für Mietsgeld hier Wohnungen zu suchen. Eben so setzten sich auch die Genueser am schwarzen Meere fest und wurden hier bald mächtiger als die Venetianer, die sich aber wenigstens nicht ganz verdrängen ließen. So wie diese in Asow ihre Niederlassung hatten, so setzten sich die Genueser in der Krimm in Caffa fest, wo das Pelzwerk des Nordens und die seidenen und baumwollenen Gewänder der Perser, so wie die Südfrüchte und Gewürze Indiens zusammentrafen. Die letzteren aber wurden in noch größerer Menge nach Aegypten gebracht, von hier durch die thätigen Venetianer abgeholt und durch sie über ganz Europa verbreitet. Eben so schlossen Venedig, Pisa und Genua mit den sarazenischen Fürsten Nordafrikas Handelsbündnisse, mit Tunis, Tripolis und anderen. Ueberall, wie hier, arbeiteten alle drei einander entgegen. Die Folge davon war, daß Pisa zuerst, späterhin Genua unterlag. Venedig blieb Sieger bis in die Zeit, wo die Entdeckung neuer Handelswege auch ihm den Vortheil, der Vermittler zwischen Europa, Asien und Afrika zu sein, aus den Händen wand.

Aber auch der Landhandel wurde durch die Kreuzzüge recht blühend. Da der betretenste Weg der Kreuzfahrer längs der Donau nach Constantinopel ging und durch die fast ununterbrochenen Züge ein sehr lebhafter Verkehr entstand, so gewannen zunächst die Städte an der Donau dabei, vor allem Wien und Regensburg, die großen Reichthum dadurch erwarben. Auch traten diese Städte in unmittelbaren Verkehr mit Venedig und holten von hier Gewürze und andere Waren, welche die Venetianer bei sich aufgehäuft hatten. Auch Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Mainz, Köln zogen diesen Landhandel an sich, und in den Niederlanden machten Brügge, Antwerpen und Brüssel die ansehnlichsten Geschäfte.

4. Wie viele Kunstfertigkeiten verdankte nicht das Abendland den Kreuzzügen! Wer kann sie hier alle nennen? Nur von den vorzüglichsten mag hier die Rede sein.

a) Die Seidenwebereien blühten seit Justinians Zeiten im griechischen Reiche. Als nun König Roger II. von Sicilien 1148 einen Theil von Griechenland eroberte, schickte er mehrere geschickte griechische Seidenweber nach Palermo und ließ seinen Unterthanen darin Unterricht ertheilen. Nun wurden hier köstliche Seidenzeuge mit den glänzendsten Farben und den schönsten Goldstickereien verfertigt und durch Europa geschickt. Der davon gezogene Vortheil lockte auch andere italienische Städte, dergleichen Webereien anzulegen. Lucca, Florenz, Mailand, Bologna, Venedig u. a. wurden darin vorzüglich thätig. Erst im 17. Jahrhundert wurden Seidenfabriken auch in Frankreich angelegt und von da nach Deutschland und andern Ländern verpflanzt.

b) Die Färbereien der Morgenländer übertreffen noch jetzt zum Theil die unsrigen. Durch die Kreuzzüge wurde eine bessere Art zu färben im Abendlande bekannt, und Safran, Indigo und Alaun wurden erst durch die Kreuzfahrer hierher gebracht.

c) Noch wichtiger war die Verpflanzung des Zuckerrohrs aus Asien nach dem Abendlande. Früherhin kannte man es in Europa nicht; bei Tripolis lernten es die Kreuzfahrer zuerst kennen, und ehe noch die ersten 50 Jahre nach der Eroberung Jerusalems vergangen waren, hatten es die Sicilianer schon in Menge angebaut; von Sicilien kam es späterhin nach Madeira und nach der Entdeckung von Amerika nach Brasilien und Westindien, von wo Europa mit Rohrzucker versorgt wurde, bis dieser in neuerer Zeit durch den einheimischen Rübenzucker ersetzt worden ist.

5. Die Wissenschaften gewannen durch die Kreuzzüge. Zwar waren bei den mehrmaligen großen Feuersbrünsten, welche durch Schuld der Kreuzfahrer in Constantinopel angerichtet wurden, die herrlichsten Bibliotheken und darin viele treffliche Werke des Alterthums unwiederbringlich verbrannt; aber dieser Schade wurde dadurch einigermaßen ersetzt, daß die Geistlichen, welche die Kreuzfahrer begleiteten, die übrig gebliebenen Werke kennen lernten, Liebe dafür gewannen und ihre Kenntniß nach ihrer Rückkunft ihren Lands-

leuten mittheilten. — Auch die Geographie gewann durch die Kreuzzüge; denn sie eröffneten den Abendländern erst das Morgenland, von dem sie bisher fast gar nichts gewußt hatten. Seit dieser Zeit reisten europäische Kaufleute durch alle Länder Asiens, und fromme Missionare suchten in den entferntesten Gegenden dieses Erdtheils die christliche Lehre auszubreiten. Keiner dieser Reisenden ist weiter gekommen und daher berühmter geworden als Marco Polo aus Venedig, der 1270 nach Asien ging und hier 26 Jahre lang umherreiste. Er war der Erste, der nach China kam und die dahinter liegenden Inseln kennen lernte. Auch fing man erst nach den Kreuzzügen an, Landkarten zu zeichnen, um die neuen geographischen Entdeckungen anschaulich zu machen. Aber freilich waren sie höchst unrichtig und haben mit unsern so genauen Karten gar keine Aehnlichkeit. So wie große Thaten immer Geschichtschreiber und Dichter, welche durch sie begeistert werden, erwecken, so war es auch bei den Kreuzzügen der Fall. Jene waren zum Theil solche, welche selbst an den Tagesbegebenheiten Antheil genommen hatten ꝛc. — Auch andere Wissenschaften, z. B. die Arzneikunde, in der die Araber die Europäer damals übertrafen, und die Naturgeschichte machten seit jener Zeit große Fortschritte.

Das sind nur einige der Vortheile, welche die Kreuzzüge für die Abendländer zur Folge hatten. Müßten wir nicht kurz sein, so ließe sich noch eine Menge derselben anführen, z. B. die Gartenkunde, die Kunst, Dämme und Schleusen anzulegen, das Schachspiel, die Trommel, das Horn, auch manche Luxusartikel wurden nach den Abendländern verpflanzt.

Nösselt.

35. Der schwarze Tod und die Flagellanten.

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde Europa und endlich auch Deutschland von einem furchtbaren Uebel heimgesucht, von einer Seuche, die man den schwarzen Tod nannte und welche die asiatische Cholera an Furchtbarkeit noch übertraf. Sie scheint sich in Kleinasien ausgebildet zu haben, von wo sie durch Schiffe nach Italien kam. Nachdem sie hier die furchtbarsten Verheerungen angerichtet und ganze Familien hingerafft hatte, so daß viele Güter und Häuser herrenlos geworden waren, durchwanderte sie auch andere Länder, Spanien, Frankreich, England, und kam 1350 auch nach Deutschland. Nachmals hat sie sogar die nördlichen Länder, Dänemark, Norwegen, Schweden, selbst das kalte Island heimgesucht. Die Kranken bekamen schwärzliche Flecken über den Körper, und die meisten waren am dritten Tage bereits todt. Vergebens sahen sich die Aerzte nach einem wirksamen Arzneimittel um. Die Ansteckung war zugleich so groß, daß schon die Berührung der Sachen eines Kranken das Gift mittheilte; sogar Thiere, welche die auf der Straße liegenden Kleider Gestorbener berührten, fielen todt hin. Jetzt wurden alle von tödtlichem Schrecken ergriffen, und diese Angst machte der Ansteckung noch zugänglicher. Einer wich dem andern aus; man sah den Bruder vom Bruder, die Gattin vom Gatten, selbst Väter und Mütter von ihren Kindern fliehen, so daß unzählbare Kranke sich selbst überlassen blieben, wenn sich nicht ein Freund aus Aufopferung oder Liebe oder ein Diener aus Habgier zur Pflege entschloß. Alle Begleitung zum Grabe fiel weg; Leute aus der niedrigsten Klasse trugen für großen Lohn den Sarg eiligst zum Begräbnißplatz. Noch gräßlicher war das Los der Armen. Man brachte sie in Lazarethe, wo ihnen aber meist jede Pflege und Wartung abging; hier lagen sie zu Tausenden neben einander geschichtet und verpesteten die Luft weit umher. Viele starben auf den Straßen, andere verlassen in ihren Häusern, und erst der Leichengeruch machte den Nachbarn kund, daß verwesende Leichname da wären. Jeden Morgen fand man eine Menge derselben, die während der Nacht da ausgesetzt waren, damit die Anverwandten die Kosten und die Gefahr des Beerdigens ersparten. Dann holten die von der Obrigkeit bestellten Männer Särge herbei oder auch nur ein Brett, und ein Sarg umschloß oft Mann und Frau, Vater und Sohn oder mehrere Geschwister. Sah man zwei Priester mit einem Kreuze einem Leichenzuge vorangehen, so öffneten sich alsbald alle Thüren; aus ihnen trug man einen oder mehrere Särge hervor, die sich dem Trauerzuge anschlossen. Im ganzen Europa starben $^2/_5$ der gesammten Bevölkerung, und da man diese Verheerung für eine Strafe Gottes hielt, so zogen zahllose Haufen sogenannter Flagellanten im Lande umher, die sich zur Abbüßung der Sünden der Menschen den Rücken zerfleischten. Dies waren Leute, die entweder aus religiöser Schwärmerei oder aus Arbeitsscheu in einzelnen Haufen im Lande umherzogen, um sich für die Vergehungen des Volkes zu geißeln. Vor ihnen her wurde eine blutrothe Fahne getragen; sie selbst waren in Bußkleider gehüllt und trugen in der Hand eine Geißel aus knotigen Riemen, deren Enden eiserne Stacheln hatten. Wenn sie unter dem Zulaufe des Volkes in eine Stadt einzogen, so warfen sie die Kleider ab, nur den Leib mit einem Tuche umwunden. Unter Absingung trauriger Bußpsalmen geißelten sie sich dann den Rücken so, daß das Blut herablief, und beteten zu Gott, daß er um ihres Blutes willen die verdienten Strafen abwenden möchte. Zuletzt sammelten sie unter dem Volke Geldbeiträge ein. So wurde unsere heilige Religion zu schnödem Gelderwerbe gemißbraucht! — Nachdem der schwarze Tod fast ganz Europa durchzogen hatte, hörte er endlich von selbst auf.

Nösselt's Weltgeschichte.

36. Das Ritterthum im Mittelalter.

Anfänglich bestanden die Heere der Deutschen, wie auch der meisten übrigen Völker Europas größtentheils aus Fußgängern. Der Reiter waren nur wenige, aber alle schwer gerüstet. Sie trugen

Helme und Panzer, ihre Waffen waren Lanzen und furchtbare Schwerter. Wegen des Aufwandes, den eine solche Rüstung erforderte, konnten nur die Reichen und Vornehmen zu Pferde dienen. Darum gab der Ritterdienst eine Art von Ansehen und Adel, und immer strenger suchten sich die Reiter von den unteren Ständen, welchen bald allein der Dienst zu Fuße überlassen blieb, abzusondern. Um einen solchen Vorzug zu behaupten und immer mehr hervorzuheben, war das ganze Leben des Adels kriegerisch von Jugend auf. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging ihm über alles; um höhere Ausbildung des Geistes kümmerte er sich wenig. Mancher Adelige konnte nicht einmal seinen Namen schreiben. Dagegen lernte er von Jugend auf ein wildes Roß tummeln und Lanze und Schwert mit Gewandtheit führen. Wegen der immerwährenden Uebung mußte er wohl der ausgezeichnetste Krieger werden. Denn zu einer Zeit, wo das Pulver noch nicht erfunden war, konnte nur körperliche Kraft und Gewandtheit die Schlacht entscheiden. Und wie hätte sich in der Schlacht der leichte Fußgänger mit dem geübten Reiter messen können, der, vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, jeder feindlichen Waffe sicher Trotz bieten konnte! So machten in den damaligen Zeiten die Adeligen die vornehmsten Krieger aus; nach ihrer Anzahl wurde fast einzig die Stärke des Heeres bestimmt. Von ihrem Reiterdienste bekamen sie den Namen *Ritter*.

Mit der Zeit bildeten die Ritter einen besonderen Stand. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht waren die vier Haupttugenden der Mitglieder. Die Aufnahme in diesen Stand erforderte eine vieljährige Vorbereitung und war mit großen kirchlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebenten Jahre ward der Knabe von edler Herkunft in das Schloß eines anderen Ritters gebracht. Hier lernte er als *Bube* oder *Page* im Dienste seines Herrn und im ehrfurchtsvollen Umgange mit Edelfrauen die Anfangsgründe der Rittertugenden. Er wartete bei der Tafel auf, säuberte die Waffen, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen kleinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre ward er durch Umgürtung eines Schwertes, welches vom Priester am Altare feierlich eingesegnet war, wehrhaft. Nun hieß er *Knappe* (Knabe) oder *Junker*. Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Und hatte er in der Schlacht mit Schild und Schwert seinen Herrn gerettet, so trug er den größten Ruhm davon, den ein adeliger Jüngling sich erwerben konnte.

Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Uebungen das ein und zwanzigste Lebensjahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente, durch Fasten und Beten vorbe-

reiten; auch mußte er sich zuvor baden und eine Nacht in voller Rüstung in einer Kapelle zubringen. Und kam dann endlich nach langem Sehnen der Morgen des Tages, welcher der schönste und glorreichste in des Jünglings Leben war, so wurde er im feierlichen Zuge zur Kirche geführt. Knappen trugen die Rüstung, den Streitkolben, den Schild und das Schwert, Edelfrauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehenk. Ehrfurchtsvoll kniecte der Knappe am Altare nieder und beschwor mit feierlichem Eide das Gelübde: die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion sammt ihren Häusern und Dienern, alle Schwachen und Unvermögenden, alle Witwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Hierauf empfing er aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuh und Panzer. Nun kniecte er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der *Ritterschlag*. Dann schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Pferd vor, auf welches er sich sogleich schwang und es fröhlich durch die Menge der jubelnden Zuschauer tummelte. Große Feste beschlossen die Feierlichkeiten des Tages. Von nun an durfte er selbst die geringste Beleidigung nicht ungerächt lassen. Der Zweikampf, dasjenige Gottesurtheil, welches für das ehrenvollste und ritterlichste galt, entschied in vielen Fällen über Streitigkeiten der Ritter unter einander. Warf einer dem andern seinen Handschuh vor die Füße, so war das ein Zeichen der Herausforderung, so wie das Aufnehmen desselben ein Zeichen des angenommenen Zweikampfes. Wenn nun der Ritter im vollen Harnische einherritt, so daß das vorgeschobene Visier selbst das Gesicht verdeckte, so war es ganz unmöglich, ihn zu kennen. Es war deshalb ein äußeres Abzeichen nöthig, um sich den Seinigen im Kampfe kennbar zu machen. Hierzu wählte er das Bild eines Löwen, eines Hirsches, eines Bären und seit den Kreuzzügen häufig das Bild des Kreuzes in vielerlei Gestalten in seinem Schilde. Das war der Ursprung der *Wappen* (Waffen). Durch Thaten der Kühnheit und Stärke bekamen diese Wappen etwas Feierliches; sie gingen vom Vater auf den Sohn über. Damit man aber die verschiedenen Seitenlinien, die dasselbe Wappen im Schilde führten, von einander unterscheiden könne, brachte man noch wohl besondere Verzierungen am Helme an, die man *Kleinode* nannte. Jetzt brauchte man nur den Schild und das Helmkleinod zu betrachten, und man kannte sogleich den Ritter. Seitdem die großen und kleinen Lehen erblich geworden waren, wurden auch die Namen der Ritter von ihren Besitzungen entlehnt. Früher nannte man jeden bei seinem Vornamen: Rudolf, Gottfried u. s. w., wie dieses zum Theil noch jetzt in Spanien üblich ist. Jetzt kamen noch Geschlechtsnamen hinzu, die meist von den Burgen und Besitzungen entlehnt wurden, wie Rudolf von Habsburg, Gottfried von Bouillon u. s. w. So sind die meisten Namen unserer adeligen Familien entstanden, nur daß jetzt fast gar

keine mehr das Stammschloß besitzt, welches ihr den Namen gab. Am Ende wurde sogar das bloße Wörtchen „von" als Zeichen ritterlichen und also adeligen Standes angesehen und bei Erhebung in den Adelsstand seit dem sechzehnten Jahrhundert dem alten bürgerlichen Familiennamen vorgesetzt.

Zur Zeit der Kreuzzüge, wo das Ritterwesen in seiner schönsten Blüte stand, bildeten sich nach dem Beispiele der geistlichen Orden auch enge Verbrüderungen der Ritter unter einander und gaben ihrem Stande die Weihe eines Ritterordens. Das waren die Orden der Johanniter, der Tempelherren und der Deutschen, und diese Orden sind als die eigentlichen Stützen zu betrachten, durch welche die Macht der Christen im Morgenlande so lange erhalten wurde. Zur Aufnahme der Pilger, die oft krank und hülflos in Jerusalem ankamen, ließen schon im Jahre 1048 mehrere Kaufleute aus Amalfi in Unteritalien in der Nähe des heiligen Grabes ein Kloster mit einem Hospitale bauen, in welchem kranke und hülflose Pilger unentgeltlich verpflegt werden sollten. Als Patron dieser frommen und nützlichen Stiftung wurde Johannes der Täufer erwählt. Darum hießen die Ordensbrüder Johanniter, auch wohl Hospitalbrüder. Durch vielseitige Unterstützung wuchs das Ansehen und die Größe dieses Ordens immer mehr.

Als Jerusalem erobert war, theilten sich die Ordensbrüder in drei Klassen: Ritter, Geistliche und dienende Brüder. Während die Geistlichen den Gottesdienst besorgten und die dienenden Brüder pflegend am Krankenlager der Pilger saßen, bestiegen die rüstigen Ritter das Roß, um mit dem Schwerte in der Hand die Wallfahrer gegen die überall an den Wegen auflauernden Sarazenen zu schützen. Sie hielten es für verdienstlicher, Wunden zu verhüten, als Wunden zu heilen. Ihre Ordenstracht war ein schwarzer, mit einem achtspitzigen weißen Kreuze bezeichneter Mantel. Lange behauptete sich dieser Orden durch Eintracht und Tapferkeit siegreich gegen die Waffen der Sarazenen. Nach dem Verluste des heiligen Landes ließen sie sich auf der Insel Cypern, und als sie auch hier von den Türken vertrieben wurden, auf Rhodus nieder (1310) und erhielten hiervon auch den Namen Rhodiser-Ritter. Lange und heldenmüthig vertheidigten sie dieses Eiland gegen die sich immer weiter ausbreitenden Feinde und machten ihren Namen auf dem ganzen Meere furchtbar. Als sie aber endlich auch hier vertrieben wurden, schenkte ihnen im Jahre 1530 der deutsche Kaiser Karl V. die Insel Malta. Hiervon erhielten sie den Namen Malteser-Ritter. Aber auch diese Felseninsel bot den vom Schicksale hart verfolgten Rittern keine bleibende Stätte dar. Im Jahre 1798 eroberte sie der nach Aegypten segelnde Oberconsul Bonaparte, und wenngleich sie zwei Jahre später den Franzosen von den Engländern wieder entrissen wurde, so ward sie doch den Johanniterrittern, deren Orden in der letzten Zeit keinen gemeinnützigen Zweck mehr hatte, nicht wieder ausgeliefert. Der Orden nahm darauf seinen Hauptsitz zu Catania auf der Insel Sici-

lien. Jetzt besteht derselbe nur noch dem Namen und den äußeren Zeichen nach.

Der Orden der Tempelherren entstand erst nach der Eroberung Jerusalems, im Jahre 1118, und war ganz kriegerisch. Er wurde von neun französischen Rittern gestiftet, die sich zu dem Zwecke vereinigten, die Pilger durch Palästina zu begleiten und sie mit bewaffneter Hand gegen die Anfälle der Ungläubigen zu schützen. Balduin, König von Jerusalem, räumte ihnen eine Wohnung auf dem Platze ein, wo sonst der Tempel Salomo's stand. Hiervon bekamen sie den Namen Tempelherren oder Templer. Auch der spätere Hauptsitz des Ordens in Paris trug den Namen Tempel. Der Papst verlieh ihnen den Vorzug, als Sinnbild ihres blutigen Berufes ein rothes Kreuz auf ihren weißen Mantel zu heften. Ungewöhnlich schnell stieg das Ansehen dieses Ordens, der größtentheils aus Franzosen bestand, und er gewann durch reiche Mitglieder und fromme Vermächtnisse ansehnliche Besitzthümer. Aber der große Reichthum, die Macht und das Ansehen dieses Ordens weckten ihm viele Feinde, welche die Verirrungen einzelner Mitglieder dem ganzen Orden zur Last legten. Der habsüchtige König Philipp der Schöne von Frankreich ließ plötzlich im Jahre 1309 alle Tempelherren in Frankreich verhaften. Er legte ihnen die unerhörtesten Verbrechen zur Last, an die sie gar nicht gedacht hatten, und durch jede Art von Grausamkeit wollte er sie zum Eingeständnisse der angeschuldigten Verbrechen zwingen. Viele wurden auf die Folter gespannt, andere lebendig verbrannt. Die meisten Güter des Ordens riß der König an sich; den Tempel in Paris wählte er selbst zu seiner Wohnung. Der Papst Clemens V. hob nach längerem heftigem Andringen des Königs den Orden auf (1312), doch ohne das Verdammungsurtheil über ihn auszusprechen, obgleich der König dies wieder und wieder beantragt hatte.

Auch der deutsche oder Marianer-Ritterorden hat den Kreuzzügen seine Entstehung zu verdanken. Schon im Jahre 1128 war in Jerusalem ein deutsches Hospital („unter dem Schutze der Jungfrau Maria") für die Pflege deutscher Pilger errichtet worden. Aus den Theilnehmern an dieser frommen Stiftung hatte sich bereits eine Art von Ordensverbindung gestiftet. Nach dem Verluste Jerusalems an Saladin (1187) verließ dieser Brüderverein die h. Stadt und begab sich in das Lager der Kreuzfahrer vor Accon. Mitleidige Kaufleute aus Lübeck und Bremen schlugen hier aus Schiffsegeln Zelte auf für deutsche Kranke, deren Pflege die Marianische Brüderschaft übernahm. Dieser schöne Eifer bestimmte hier den Hohenstaufen, Herzog Friedrich von Schwaben, jenen Verein zu einem Ritterorden zu erheben, der die Hauptzwecke der beiden andern Orden vereinigte. Dieses geschah im Jahre 1190. Die Ordensbrüder mußten Deutsche sein. Ihre Ordenstracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. Vom Papste 1191 bestätigt und mit allen Rechten eines geistlichen Ordens ausgestattet, ließen sie sich

zuerst in Accon nieder. Nach dem Verluste des h. Landes aber wandten sie sich nach Venedig. Von da wurden sie unter ihrem Großmeister Hermann von Salza im Jahre 1226 von den Polen gegen die Preußen gerufen. Drei und fünfzig Jahre führten sie mit diesem noch heidnischen Volke schwere Kriege. Endlich eroberten sie das Land und zwangen die Bewohner, die christliche Religion anzunehmen. Marienburg wurde im Jahre 1309 die Residenz des Hochmeisters. Im sechzehnten Jahrhundert (1526) nahm ihr Hochmeister, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den meisten Ordensgliedern die Reformation an und verwandelte zugleich das Ordensland in ein weltliches erbliches Herzogthum. Die übrigen Ritter wandten sich nun nach dem Städtchen Mergentheim im Württembergischen. Im Jahre 1809 ist dieser Orden durch den Wiener Frieden völlig aufgehoben worden.

Das Hauptvergnügen der Ritter waren die Turniere (von dem alten Worte „turnen", d. i. ringen oder kämpfen). Hierunter verstand man feierliche Kampfspiele, welche den Rittern eine erwünschte Gelegenheit gaben, Proben ihrer Gewandtheit und Tapferkeit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Die Turniere wurden bei feierlichen Veranlassungen z. B. bei der Krönung eines Königs, bei der Geburt oder Vermählung eines Prinzen gefeiert. Könige, Fürsten, Grafen und Städte suchten sich dabei an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Schon eine geraume Zeit zuvor wurden die Spiele durch einen Herold angekündigt. Jeder Ritter, welcher Antheil nehmen wollte, mußte sich alsdann bei den Turniervögten einschreiben lassen. Keiner wurde zugelassen, der nicht von Adel war, keiner, der sich ein entehrendes Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen. Die Wappen und Helme derer, welche turnieren wollten, mußten einige Tage vorher zur Schau ausgestellt werden. Ritter und Damen unternahmen die Prüfung. Auch die Rosse, Streitkolben, Schwerter und Rüstungen wurden zuvor in Augenschein genommen und untersucht.

In Deutschland wurden die Turniere gewöhnlich auf dem Markte oder auf einem anderen freien Platze in der Stadt gehalten, in Frankreich aber vor den Thoren auf freiem Felde. Der Platz dazu war mit doppelten Schranken umgeben. Ringsum erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Besonders prachtvoll waren die Sitze für die Fürsten, für die Edelfrauen und andere angesehene Personen. An dem festgesetzten Tage füllten sich früh alle Plätze mit Zuschauern, die an Pracht und Aufwand einander zu überstrahlen suchten. Die damaligen Geschichtsschreiber erzählen recht ergötzlich von dem großen Pompe bei diesen Aufzügen, von dem „heftig schönen Schmucke" der Frauen, von den herrlichen Schaubühnen und Zelten. Das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündigte die Ankunft der Ritter. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Rüstung, mit wehenden Helmbüschen ritten sie in stattlichem Zuge paarweise in die Schranken. Hier hielten sie. Nun war alles Erwartung,

alles Ungeduld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen bei Namen auf, welche sich zuerst gegen einander versuchen sollten. Zuweilen erschien wohl auch ein Ritter mit geschlossenem Visier, der unbekannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde ausgerufen nach seinem Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Doch mußte er zuvor den Kampfrichtern unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen Namen angegeben haben, damit kein unritterlicher Mann sich zudränge. Trompeten gaben das Zeichen zum Angriffe. Und auf ihren Schall tummelten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit eingelegter Lanze in vollem Galopp gegen einander los. Die Spitze stand über des Pferdes linkem Ohr hinaus, das Ende des Schaftes hielten sie fest unter dem Arme. Wer gut traf und selbst fest im Bügel war, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner aus dem Sattel, oder er zersplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnische. Beides galt als Sieg. Denn blieb die Lanze des Gegners unversehrt, so war das ein Zeichen, daß er gar nicht oder doch nur schlecht getroffen hatte. Oft auch vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer andern; mancher brach sogar fünfzig Lanzen in einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so ging es weiter, meist drei Tage, oft aber auch Wochen lang. Manchmal traten die Ritter auch scharenweise gegen einander auf. Wenn die Ritter abgetreten waren, hielten wohl die Knappen ein sogenanntes Gesellenstechen.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Vertheilung des Dankes, d. h. des Preises. Dieser wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter demjenigen Ritter ertheilt, welcher sich am meisten ausgezeichnet hatte. Er galt eben so viel als ein Sieg auf dem Schlachtfelde. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahete sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Dank vertheilten, und empfing auf den Knieen aus schöner Hand ein theures Kleinod, einen Helm oder ein Schwert oder eine goldene Kette oder einen Ring u. dgl. Pauken und Trompeten erklangen dabei aufs neue. Es ward nun der Sieger feierlich unter gewaltigem Zulaufe der schaulustigen Menge in das Schloß geführt. Hier empfingen ihn huldvoll die Edelfrauen, nahmen ihm die schwere Rüstung ab und schmückten ihn mit den prachtvollsten Festkleidern. Am Abend war große Tafel und großer Festball. Der Sieger hatte beim Festmahl einen reich verzierten Ehrenplatz; er eröffnete auch den Ball.

Außer dem Lanzenstechen gab es noch viele andere Spiele, nicht allein zu Pferde, sondern auch zu Fuß. Die Turniere wurden überhaupt mit der Zeit immer glänzender. Eins der prachtvollsten gab der Markgraf von Meißen, Heinrich der Erlauchte, zu Nordhausen. Dort hatte er in der Mitte eines großen Platzes, auf welchem das Turnier gehalten wurde und der einen Lustgarten vorstellte, einen

ansehnlichen Baum von Silber mit goldenen und silbernen Blättern errichten lassen. Jeder Ritter, der seinen Gegner aus dem Sattel hob und zur Erde niederstreckte, erhielt zum Danke aus schöner Hand ein goldenes Blatt. Hatte aber an ihm der Gegner vergeblich seine Lanze zersplittert, und war er selbst fest im Sattel geblieben, so wurde ihm zum Danke ein silbernes Blatt gereicht. Acht Tage lang dauerte dieses Turnier abwechselnd mit Tänzen und Gastmahlen.

Die Turniere waren ein schönes und edeles, aber auch ein sehr gefährliches Vergnügen. Oft fiel bei denselben großes Unglück vor. Mancher Ritter stürzte in seiner schweren Rüstung vom Pferde und zerbrach Arm und Bein. Mancher wurde von seinem Gegner tödtlich verwundet oder gar auf der Stelle getödtet. So hatte im Jahre 1559 der König von Frankreich, Heinrich II., das Unglück, einen Lanzenstich durch das rechte Auge in den Kopf zu erhalten und an der Wunde zu sterben. Oft sogar gebrauchten Ritter die Turniere als eine Gelegenheit, frühere Beleidigungen zu rächen, und alsdann glichen die Turnierplätze kleinen Schlachtfeldern. Auf einem Turniere zu Magdeburg 1175 kamen sechszehn Ritter um; im Jahre 1240 wurden auf dem Turniere zu Neuß unter Köln gegen sechzig Ritter und Knappen erschlagen oder von dem entsetzlichen Staube erstickt. Das Turnier zu Darmstadt im Jahre 1403 ward zur blutigen Fehde zwischen fränkischen und hessischen Rittern, wobei sechs und zwanzig Ritter fielen. Wegen so vieler und mancherlei Unglücksfälle eiferte die Geistlichkeit sehr gegen diese Spiele und versagte denen, welche in Turnieren gefallen waren, ein christliches Begräbniß.

Auf ihren Burgen lebten übrigens die Ritter wie kleine Könige, in Reichthum, Pracht und heiterem Lebensgenusse. Ein Fest drängte das andere. Beim frohen Becher ergötzten sie sich an den Erzählungen ihrer Großthaten. Andere, welche kein Eigenthum besaßen, zogen mit ihren Knappen zu Roß von Land zu Land, kehrten als Gäste ein bei anderen Rittern und gingen, wie einst die griechischen Helden Herkules, Jason und Theseus, auf Abenteuer aus. Solche nannte man *fahrende Ritter*. Bald kamen wunderbare Erzählungen von Abenteuern in Umlauf, welche diese Ritter sollten bestanden haben. Da hatte der eine gegen fürchterliche Riesen, der andere gegen Zauberer, der dritte gegen feuerspeiende Drachen gekämpft!

Manche Ritter aber vergaßen die Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Aus ihren auf steilen Felsenhöhen erbauten Raubburgen überfielen die Ritter mit ihren Reisigen den Wanderer, den Bauer und den Städter, warfen die Knechte nieder und führten den Raub frohlockend mit sich fort auf ihre Burgen. Auch an den Felsenufern der Flüsse erhoben sich drohend ihre Burgen und forderten von den vorüberfahrenden Schiffen willkürliche Zölle. Noch sieht man, besonders an den Ufern des Rheins und der Donau, als Ueberreste jener Zeit viele Schlösser und Burgen, die jetzt mit ihren verwitterten Zinnen und Türmen still und friedlich über den Strom und das

bewegte Leben auf demselben hinschauen. Lustig dampfen und segeln jetzt die Schiffe an diesen Schrecknissen der Vorzeit vorüber. In den häufigen Fehden der Ritter unter einander wurden nicht selten die blühendsten Saatfelder, des friedlichen Landmannes ganzer Wohlstand, von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Gegen solchen Uebermuth und solche Räubereien des Adels vermochten die damaligen schwachen Kaiser keinen Schutz zu gewähren. Auf ihren festen Burgen trotzten die Adeligen allen Verordnungen des Kaisers. Sie betrachteten ihr ehrloses Handwerk als ein Recht der Stärkeren. Das waren die traurigen Zeiten des Faustrechtes, von welchen wiederholt die Rede war. Erst die Erfindung des Pulvers und das dadurch ganz veränderte Kriegswesen machten dem Ritterthum ein Ende.

Welter.

37. Eine alte Burg.

Vor 500 Jahren sah es in unserem Vaterlande anders aus als jetzt. Damals gab es eine Menge kleiner und großer Herrschaften, auch viele freie Städte, und alle hatten vielmals Streit mit einander. Manchmal wurde ein solcher Streit durch den Kaiser oder ein Schiedsgericht geschlichtet, am öftersten aber geschah es, daß der Handel mit den Waffen in der Hand ausgefochten wurde. Diese Art zu prozessieren sagte unseren Vorfahren am meisten zu; denn sie waren ein sehr kriegerisches Volk und liebten das ernste Waffenhandwerk. Daher fehlte es auch an großen und kleinen Kriegen sehr selten, und eben darum mußten unsere Vorfahren für sichere Wohnungen sorgen, wenn sie nicht alle Augenblicke Hab und Gut, Leib und Leben verlieren wollten. Darum wurden die Städte mit ungemein festen Mauern, starken Türmen und tiefen Gräben umgeben, und da es damals noch kein Pulver und keine Kanonen gab, so war eine Stadt fast nicht zu erobern; wir haben auch wirklich nur wenige Beispiele, daß eine Stadt in die Hände des Feindes fiel. Die adeligen Herrschaften aber, die nicht innerhalb der Stadtmauern wohnten, bauten sich feste Häuser, in welchen sie sicher wohnten, und wo die Bauern zur Kriegszeit eine Zuflucht fanden. Ein solches festes Haus hieß eine Burg, ein Schloß, und deren gab es viel mehr, als man gewöhnlich glaubt. Wenige nur stehen noch, andere liegen längst in Trümmern, und viele sind ganz verschwunden. Eine solche Burg stand auf einem Felsen, auf einem Berggipfel, auf einer schroffen Anhöhe oder auf einem Hügel, selten auf ebenem Lande, und dann war sie mit tiefen Gräben und Teichen umschlossen. Die ältesten Burgen waren nur Türme, bis 80 Fuß hoch, ins Viereck gebaut, dessen Seiten 30 bis 40 Fuß, selten viel mehr maßen. Die Mauern waren aus massiven Steinen aufgeführt, die gewöhnlich nicht glatt zugehauen wurden, sondern man begnügte sich, die obere und untere Fläche glatt zu meißeln und ließ der Außenseite eine bauchige Wölbung. Die Dicke der Mauern wechselte von 8 bis 10 Fuß.

Ein solcher Burgturm hatte kein Thor, sondern nur eine Thür, groß genug um einen Mann einzulassen, und selbst die Thür war nicht zu ebener Erde, sondern in einer Höhe von 15 bis 40 Fuß angebracht. Außen führte eine hölzerne Treppe hinauf, die leicht hinweggenommen werden konnte. Im untern Stockwerke war die Küche, wo in großen Wandschränken die Mägde ihre Schlafstellen hatten. Im zweiten Stocke war die Wohnung und Schlafstätte der Herrschaft; den ganzen dritten Stock nahm der Saal ein, wo Gäste bewirtet wurden, wo die Waffen, die Beute des Krieges und der Jagd an den Wänden herum prangten. Zu oberst auf der Zinne hatte der Turmwächter seine Wohnung. Alle diese Räume erhielten ihr Licht durch längliche viereckige Löcher, die sich nach innen beträchtlich erweiterten und gleichsam kleine Zimmer bildeten (Erker). Diese Fensteröffnungen, welche in ältester Zeit durch hölzerne Schiebeladen oder gar nicht geschlossen wurden, waren zugleich die Schießscharten, aus welchen man den Feind mit Pfeilen begrüßte. Von einem Stockwerke in das andere führten anfänglich Leitern oder leiterähnliche hölzerne Stiegen; abgeschlossen wurden sie durch hölzerne Fallthüren. Und in solchen Burgen wohnten in uralter Zeit selbst Könige. Doch lernten die großen Herren allmählich wohnlicher bauen, nachdem sie in ihren Kriegszügen nach dem Morgenlande und Italien die dortigen Bauwerke gesehen hatten. Sie wählten größere Plätze zum Bau; gewöhnlich wurde der große Burgturm mit kleineren Ecktürmen flankiert, in deren einem die steinerne Wendeltreppe bis auf die Dachhöhe zu den Eingängen der Stockwerke führte, während die andern zu Gefängnissen und Vorrathskammern dienten. Vor dem Turme war ein Hof, der Burghof; diesen schlossen starke Ringmauern ein, und oft waren, wie auf dem Hohenzollern, mehrere Burghöfe nach einander. Durch die Ringmauern führten Thore, durch Türme vertheidigt. Ebenso erhoben sich an allen zugänglichen Seiten andere Türme, oft schon an und für sich große Bauwerke. Ein Wartturm beschützte die ausgesetzteste Stelle und diente zugleich, um zur Lust oder Vorsicht weit umher zu schauen. In den Hofräumen, an die Ringmauern angebaut, waren Scheuern, Vorrathshäuser und Stallungen, wo die Knechte schliefen. In den Hofräumen tummelte man die Pferde und übte sich in den Waffen. Neben dem Herrenturme erhob sich wohl ein zweites Haus, das zur Aufnahme zahlreicher Gäste diente und von edlen Dienstmannen bewohnt wurde. Doch blieben auch solche größere und vornehmere Burgen immer enge und unbequeme Wohnungen, und ein mittelmäßiger Bürger und Bauer in unserer Zeit wohnt viel besser, als vor Zeiten die Grafen und Herzöge. Solche Burgen hatten als Hauptzweck Sicherheit vor dem Feinde; sie waren Festungen. Die meisten waren für die damalige Kriegsweise schon durch ihre Lage fast unangreifbar, und kam der Feind nahe, so ließ man Steine hinunterrollen und zerschmetterte ihn. Daher wurden gut gelegene Burgen in der Regel durch Aushungerung erobert. Wassermangel stellte sich in der Regel nicht ein; denn die großen Burgen hatten Brunnen oft von mehreren hundert Fuß Tiefe, die kleineren aber ausgemauerte Behälter, in denen sich der Regen sammelte. Die weniger fest gelegenen Burgen konnten dagegen einem wohl ausgerüsteten Feinde nicht lange widerstehen. Denn dieser erschoß oder verwundete die Mannschaft mit Pfeilen, warf mit großen Maschinen zentnerschwere Steine auf die Burg, schleuderte Feuer hinein, untergrub die Mauern, daß sie einstürzten, oder legte Leitern an und stürmte. Wurde eine Burg mit Sturm erobert und hatten die Sieger Leute verloren, so verschonten sie in der Regel keinen von der ganzen Burgmannschaft, sondern erschlugen alle oder stürzten sie von den Mauern hinunter.

Bumüller und Schuster. Lesebuch.

38. Der Minnegesang.

Auf den alten Heldengesang, welcher die Thaten eines ganzen Volkes aus dem Munde des ganzen Volkes besingt, folgt bei allen Völkern ein Gesang, der statt aus dem Gemüthe des Ganzen aus dem des Einzelnen hervorquillt; es folgt eine Poesie, welche nicht mehr Thaten, sondern Empfindungen und Gefühle, welche Leid und Freude des einzelnen Menschen, des eigenen Herzens besingt. Diese Lyrik im engeren Sinne, — (denn im weitern Sinne kann man auch den Heldengesang mit zur Lyrik zählen, so weit er überhaupt noch Gesang ist, und ihn, zusammen mit dem Liebeslied, den Erzählungen, den „Sagen" nach dem älteren Ausdruck unserer Sprache gegenüber stellen) — ist jedoch von doppelter Art: entweder werden Empfindungen und Gefühle besungen, welche Gemeingut sind, von jedem getheilt werden, die Herzen aller in gleicher Weise bewegt haben und noch bewegen (dies ist das Volkslied); oder es sind die ausschließlichen Erlebnisse eines Einzelnen, welche, wie sie das Herz in mannigfachem Wechsel bewegt haben, nun auch in vielgestaltigen Weisen und tief bewegten Liedern austönen, es sind die Freudentöne des Glücklichen und Fröhlichen, es sind die Wehmuthsklänge eines traurigen, einsamen Herzens, welche nach Theilnahme und Mitgefühl suchen und durch die reine Form, in welche Leid und Freude im Liede gefaßt sind, Theilnahme und Mitgefühl gewinnen. Dies ist die Kunstlyrik, welche, wie das Epos in seinen verschiedenen Gestaltungen und Abstufungen, im Laufe des 13. Jahrhunderts bei den Deutschen sich in einer ungemeinen Fülle der lieblichsten, zartesten, farbenreichsten und duftendsten Blüten entfaltete; es ist die Minnepoesie, der Minnegesang des heitern Frühlings unseres Dichterlebens, welcher in jener reichen, glücklichen Jugendzeit, wie der Nachtigallengesang in einem jungbelaubten Maienwalde, in allen Hainen und auf allen Heiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes aus tausend fröhlichen, tausend sehnenden Herzen seine anmuthigen Lieder erschallen ließ. Es ist die Minne, von der diese Poesie mit Recht als ihrem Hauptgegenstande den Na-

men führt, die Minne der glücklichen Jugendzeit, die aus den Liedern der Minnesänger spricht, die deutsche Minne, d. h. das stille, sehnende Denken an die Geliebte, das süße Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht auszusprechen wagt; und wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach dem Ausdrucke suchen, welcher dem Ausdrucke Minne entspräche, so haben wir auch das Jugendlich-Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und insbesondere das Reine, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als unser Eigenthum.

Unverkennbar, und besonders bei der ersten Bekanntschaft, welche man mit den Minnesängern macht, ungemein anziehend ist die Jugendlichkeit dieser Poesie. Wir sehen das Helldunkel der ersten Jünglingszeit über der Minnepoesie ausgebreitet: von ferne nur wird der Geliebten nachgeschaut; kaum ein stummer Blick wird auf das Antlitz der Minniglichen gewagt, und begegnet ihr Auge dem träumerisch festgehefteten Auge des Liebenden, so sinkt der Blick mädchenhaft verschämt zu Boden, ja heimlich (tougenlich) wird die Geliebte viel lieber und länger angeschaut, als wenn sie es bemerkt; die spiegellichten Augen, der rothe Mund und das innigliche, minnigliche Lächeln des holden Mägdleins begleiten den Sänger überall, und nur einen Gruß, einen freundlichen (lachelîchen) Gruß ersehnt er von der Zarten, die ihm das Herz verwundet; und dann erhebt sich der helle Jubel des liebenden Herzens, wenn im fröhlichen Mai unter der grünen Linde die schönen Kinder zum zierlichen Reigen sich versammeln; dann wird der blöde Träumer hereingerissen in die laute Freude, und die Regel des Ringeltanzes zwingt ihn, ein Paar mit der Geliebten zu bilden. Der Name des Geliebten wird niemals genannt; es ist diese zarte, echt deutsche Zurückhaltung in der ganzen Minnepoesie und Minnesitte der damaligen Zeit eine so feste und unverbrüchliche Anstandsregel, daß wir in der ganzen ungemein großen Anzahl von Minneliedern, welche sämmtlich, wie gar nicht bezweifelt werden kann, wirklichen Herzenszuständen der Sänger ihr Dasein verdanken, auch nicht einmal einen Namen genannt finden; ja die Sänger vermieden es sogar, sich selbst in ihren Ländern all zu kenntlich zu machen, so daß Walther von der Vogelweide nur einmal seine Geliebte Hildegund nennt, um durch die Anspielung auf das damals bekannte Volksepos Walther von Wasichenstein und Hildegund seinen Namen zu verstehen zu geben. Es war eben die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den ersten Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt, die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht. Frühlingsfreude und Sommerlust oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzählige Male wiederholten Anfänge der Minnelieder. Eben dieses innige, bald freudig erregte, bald tief wehmüthige Mitleben mit

der Natur, diese Freude an Laub und Gras und Blumen, Waldvöglein, an den langen lichten Sommertagen und der hellen wonniglichen Sommerzeit, die Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welche sich in einer großen Menge von Minneliedern eben so eindringlich und unschuldig, als zutraulich und lieblich ausspricht und einen der bestimmtesten Charakterzüge dieser Poesie ausmacht, ist allerdings ein jugendlicher Zug, welchen die heutige Dichterwelt bekanntlich zum besondern Ziele ihres Spottes gemacht hat, und den wir in der That in unserer Zeit nur in der früheren Jugend an uns tragen; aber es ist ein für allemal ein wahrer Zug, nicht allein in der stillen Herzengeschichte der kaum der Kindheit entwachsenen Jugend, sondern ein wahrhaftiger Zug unserer nationalen Physiognomie, über den niemand spotten darf, ohne sich selbst ein bedenkliches Urtheil zu sprechen, und es ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört. Und daß unsere Minnepoesie diesen Typus der Naturpoesie so stark ausgeprägt an sich zeigt, gerade dies macht sie zu einer wahrhaften, nationalen Poesie, zu einer Poesie, der man Weichlichkeit und Spielerei nur dann vorwerfen kann, wenn man verkennt, daß sie eben nur die eine Seite unseres Dichterlebens repräsentiert und erst mit dem tiefen Sinne unseres Kunstepos und mit dem mächtigen Heldengesange unserer volksmäßigen Epopöen das Ganze unserer dichterischen Persönlichkeit darstellt. Haben wir aber durch unser Stubenleben unter dem Wust von Papiergeschäften und Bücherweisheit, unter der Last von Gelehrsamkeit und antiken Studien oder durch den Verkehr in den Salons der modernen Sozietät uns gegen diese einfachen und unschuldigen Natureindrücke, gegen unser eigenes deutsches Lebensgefühl abgestumpft, so kann freilich die naive und einfache Minnepoesie kein günstiges Urtheil erwarten. Sie erklingt aus einem frischen, unverkünstelten Jugendherzen und will von einer gleichgestimmten Seele aufgenommen sein. Von einem überreizten, krankhaften Naturgefühl wird hier auch nicht die leiseste Spur gefunden.

Eben so, wie im Vorigen die Minnepoesie mit Recht als eine jugendliche geschildert wurde, hat man sie im besten Sinne, und mit Recht, eine frauenhafte Poesie genannt. Und in der That, in dem verborgenen Blühen dieser innerlichen, dieser Herzensliebe, wie sie im Minneliede sich darstellt, in dem stillen Glanze, der über den ganzen Minnesang ausgebreitet ist, dem ruhigen Fürsichsein, welches alles Heraustreten aus den gezogenen engen Schranken, alle Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit vermeidet, welches, so wenig es sich auch vernehmen läßt, doch schon zu viel gesagt, gleichsam zu viel gedacht zu haben fürchtet, spricht sich die Zartheit und Reinheit des Frauensinnes, die Zartheit, Reinheit und Innigkeit der Frauenliebe oft mit überraschender Wahrheit, bis zum Rührenden aus. Gar

manche dieser Lieder könnten geradezu statt von Männern von Frauen gedichtet gelten, und wir müssen ohne Frage die Existenz der Minnepoesie dem überwiegenden Einflusse des weiblichen Geschlechtes und nicht allein im allgemeinen der mildernden, versöhnenden und veredelnden, sondern auch im besonderen der poetischen Einwirkung desselben auf die damalige Zeit zuschreiben. Jene Einwirkung ist bei den Deutschen immer vorhanden gewesen und fehlt keinem Volke ganz, wenn sie gleich nirgends so bestimmt und eingreifend hervortritt, wie bei dem auf das Familienleben angewiesenen deutschen Volke; diese aber, die poetische Einwirkung der Frauen, trat damals zuerst und eben darum mit größter Stärke, Fülle und Reinheit in das Leben ein. Es ist unzählige Male wiederholt worden — und die Wahrheit büßt durch die Wiederholung nicht ein — die moderne Welt des Occidents unterscheide sich wesentlich dadurch von der antiken, daß in ihr die Frauen die ideale und poetische Seite der Gesellschaft bildeten. War auch hierzu die Grundlage bereits in den ältesten Zuständen, in dem sanctum et providum, dem Heiligen und Ahnungsreichen, was nach Tacitus in dem Wesen der deutschen Frauen lag, gegeben, und waren diese Anfänge durch das Christenthum ausgebildet und vollendet worden, so trat doch eben jetzt, als die deutsche Welt sich vollständig in das Christenthum eingelebt hatte, dieses Heilige und Ahnungsreiche des weiblichen Geschlechts, es trat die zarte Scheu vor der innigen Tiefe und unberührbaren Reinheit des weiblichen Gemüthes, die Ehrerbietung gegen die edlere und höhere Seite der menschlichen Natur, die in dem reinen Weibe sich offenbart, zuerst in das volle Bewußtsein der christlichen Völker des Abendlandes und vor allem des deutschen Volkes ein und gleich allem Neuen, mit einer Stärke, die das ganze Leben erfüllte und beherrschte: es war die Huldigung, welche die abendländische Welt seitdem bis jetzt den Frauen darbringt, damals ein wahrer Frauencultus, welcher mit der ritterlichen Zucht und Ehre, mit der feinen Sitte und edlen Zier des Ritterthums auf der einen und mit der Innigkeit und Lebendigkeit des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens auf der andern Seite aufs genaueste verbunden war. Wie wir uns nun in jeden Gegenstand unserer Achtung, Verehrung und Liebe hineinleben und nach dem Grade unserer Verehrung auch dessen Wesen in unsere eigene Natur aufnehmen, so wurde auch in der Zeit des Frauencultus die Poesie frauenhaft — niemals hat sich die Männerwelt inniger und tiefer in die Gedanken und Gefühlswelt der Frauen eingelebt, niemals sich für alle poetischen Motive stärker von der Frauenwelt inspirieren lassen, als in der letzten Hälfte des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts. Von den Conflicten des Liebelebens, die wir in unserer heutigen Poesie fast für unerläßlich halten — von leichtem Flattersinn, von Eifersucht, von Untreue, von gebrochenen Schwüren, die aber doch nur durch die Männerwelt und ihre Flatterhaftigkeit in diese Poesie eingeführt sind, weiß die Minnepoesie ganz und gar nichts, sie sehnet sich nur und hofft, sie blühet still für sich und ist treu, unverbrüchlich treu, weil sie nicht anders kann.

Dieser Grundcharakter unserer Minnepoesie ist es denn nun auch, der sie von der wenig älteren und meist gleichzeitigen südfranzösischen Liebespoesie, von den Dichtungen der Troubadours durchaus und völlig abscheidet oder vielmehr sie derselben geradezu entgegensetzt. Die Poesie der Troubadours ist eine durch und durch männliche Liebespoesie, ist die Dichtung eines südlichen, unruhigen, glühenden Männergeschlechts, in welchem eben die Züge, welche in der deutschen Minnepoesie gar nicht vorkommen, der Leichtsinn, die Untreue, die Eifersucht, die Trennung, das Wiederversöhnen unter Zweifeln und Vorwürfen und das Wiedertrennen, mit einem Worte die heftige aus sich selbst herausgehende und sich rücksichtslos bloß gebende Leidenschaft — gerade die Hauptsache ausmachen, welcher dagegen die charakteristische Physiognomie unserer Liebesdichtungen, die stille Milde, das Sehnen und Hoffen, die Bescheidenheit und Zurückhaltung gänzlich fehlt. Es ist darum an ein Entlehnen des deutschen Minnegesangs von der Troubadourpoesie, von dem man viel zu erzählen wußte, ehe man die eine und die andere Dichtungsart gehörig kannte, auch nicht im entferntesten zu denken; Minne und Minnegesang sind nichts Romantisches, sondern eben etwas ganz und gar Deutsches. Etwas anderes ist es, wenn es sich um die allgemeine Inspiration handelt, welche für diesen Zweig der Dichtung von Frankreich aus und nach Deutschland übergegangen ist; diese mögen wir zugeben, wiewohl wir auch dafür nur die allgemeine nahe liegende Vermuthung, keine Beweise vorzubringen haben.

Eine andere Eigenthümlichkeit, welche an dem Minnegesange ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist das Melodische und Klangvolle desselben. Die Minnelieder sind nicht zum Lesen bestimmt, auch niemals in ihrer Blütezeit weder mit dem Munde noch mit den Augen gelesen, sie sind nur gesungen worden, gesungen in Begleitung der Saiteninstrumente, der Zither oder Geige; gesungen zunächst von dem Dichter selbst, bald in dem glänzenden Kreise zuhörender edler Frauen und Jungfrauen, unter denen seine Erwählte sich befand, bald zum fröhlichen, zierlichen Reigentanze. Und so ist denn auch diese ganze Poesie in ihrer klangreichen vollen Sprache, in ihren zierlichen Reimgebäuden, ihren bald kurz abgebrochenen, in einer Reihe von Schlagreimen bestehenden, bald langgezogenen Zeilen, selbst nichts anderes als Gesang und Musik, dem Liede der Feld- und Waldsänger, dem Lerchentriller und Nachtigallenschlag vergleichbar; und Nachtigallen nannten sich die Dichter selbst: ein Grundton, eine Grundmelodie geht durch den Schlag aller dieser Frühlingssänger hindurch, aber jedes einzelne Vöglein moduliert die Töne und Sätze seines Gesanges wieder anders. — Wir pflegen die Italiener um ihre melodische Sprache und um die musikalische Haltung ihrer Verse zu beneiden, und, die Sache von unserer

heutigen kalten und stumpfen Sprache aus angesehen, mit Recht; — wir werden sie nicht mehr beneiden, wenn wir die Klänge des Minnegesanges uns bekannt und vertraut gemacht haben, denn melodischer und klangreicher ist vielleicht kaum jemals und kaum irgendwo gedichtet und gesungen worden, als im Anfange des 13. Jahrhunderts in Deutschland.

Nicht ganz ausschließlich sind die Lieder der Minnesänger der irdischen Minne gewidmet, wenn gleich diese in Verbindung mit der Naturfreude den Hauptgegenstand der Dichtung ausmacht: es fehlt nicht an schönen, begeisterten Liedern der himmlischen Minne, an Lobliedern für die heilige Jungfrau, an Liedern, welche in begeisterten Tönen die Kreuzfahrer preisen, und an eigentlichen geistlichen Liedern, die der frommen Betrachtung der göttlichen Weisheit und Werke gewidmet sind. Manche dieser Dichtungen gehen noch einen Schritt weiter und besingen oft in sehr ernsten und eindringlichen Tönen die Lage der weltlichen Dinge, Kaiser und Reich und Lehnsmannen, Papst und Kirche und Geistlichkeit, die Sitten und den Lauf der Welt und die Eitelkeit alles zeitlichen Lebens. Sie gehen hiermit in das didaktische Gebiet über. Es ist darum der Gesang wie das Leben der ritterlichen Dichter des 13. Jahrhunderts schon sonst eingetheilt worden in Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst, als die drei Kreise, in denen ihr ganzes Dasein beschlossen war und sich in aller Fülle, Kraft und Innigkeit offenbarte.

Bei weitem die meisten dieser Dichter sind ritterlichen Standes, und ihre Kunst ist eine höfische Kunst, die in den höheren Kreisen des Lebens auf den Burgen der Fürsten, Grafen und Edlen geübt wurde, während das Volk, wenn es auch dieser Art von Poesie nicht ganz fern stand, doch verhältnißmäßig geringeren Theil an derselben hatte und sich vorzugsweise an dem alten Heldengesange der fahrenden Leute, der blinden Volkssänger ergötzte. Darin aber hatte der Minnegesang doch mit dem Volksgesange etwas Gemeinsames, daß, wie schon bemerkt, die Lieder der Minnesänger auch nur gesungen, nicht aufgeschrieben und gelesen wurden, vielmehr durch die mündliche Tradition des lebendigen Gesanges sich fortpflanzten; die meisten ritterlichen Dichter, wie Wolfram v. Eschenbach selbst, konnten weder lesen noch schreiben, und Ulrich von Liechtenstein mußte ein Brieflein seiner Geliebten wochenlang in der Tasche mit sich herumtragen, weil er eben keinen Schreiber zur Hand hatte, der es ihm hätte vorlesen können. Manche Dichter hatten auch einen Knaben oder Jüngling in ihren Diensten — ihr Singerlein genannt — den sie ihre Lieder und Weisen lehrten und zuweilen auch an die Geliebte absandten, um ihr im Namen des Senders dessen Lieder vorzusingen. Erst späterhin, als die schönste Zeit des Minnegesangs bereits im Erlöschen war, sorgte man für Aufzeichnung der von einzelnen Sängern erhaltenen Lieder und brachte sie in große Liedersammlungen, gewissermaßen Anthologien, von denen die vollständigste

durch eine glückliche Fügung des Schicksals aus der Schweiz — Zürich ist ihre eigentliche Heimat und der Name, unter dem sie bekannt ist, die Manessische Liederhandschrift — erst nach Heidelberg, dann aber nach Paris gerieth, wo sie mit ihren glänzenden Miniaturen, welche Bild und Wappen der einzelnen ritterlichen Sänger darstellen, jetzt eines der besten Schaugerichte im Handschriftensaal der großen Bibliothek ausmacht. Aelter ist die ehedem dem Kloster Weingarten gehörige, jetzt zu Stuttgart befindliche, sowie die Heidelberger Liederhandschrift. Beide sind in der neuesten Zeit, die erstere auch mit Nachahmung ihres Bilderschmuckes, diplomatisch treu abgedruckt worden.

Man ersieht aus diesen Sammlungen, welche offenbar nur das Beste, am allgemeinsten Gesungene enthalten, wie groß die Anzahl der singenden Ritter jener Zeit muß gewesen sein, aber auch, daß außer den Herren (den Rittern) schon in ziemlich früher Zeit sich Meister, Leute bürgerlichen Standes und Gewerbes, mit der Minnepoesie befaßt haben — ja es erscheint unter den Minnesängern sogar ein Jude, Süßkind mit Namen —, daß also die Verbreitung dieser Kunst schon zeitig eine große Ausdehnung, und mit derselben die Kunst selbst ohne Zweifel eine gewisse, wenn auch nur traditionelle Regel erhalten haben muß, womit denn der Meistergesang schon eingeleitet und vorbereitet ist.

Die Zahl der Minnesänger, von denen uns Lieder erhalten sind, beträgt an einhundert und sechzig.

Nach Vilmar.

39. Noch etwas vom Leben der Ritter.

1. Die Wohnung. „Auf Bergeshöh'n da wohnten die Alten, die Ritter des herrlichen Landes", hat ein begeisterter Neuromantiker gesungen. Es gab aber nicht nur Höhenburgen, sondern auch Wasserburgen, welche in der Ebene lagen und deren Hauptvertheidigungsmittel ein breiter Graben war, den ein benachbarter Fluß oder See mit Wasser speiste. Daß in jener kriegerischen Zeit die Wahl des Bauplatzes hauptsächlich von der Rücksicht auf Vertheidigungsfähigkeit des Ortes abhängig war, versteht sich von selbst. Eine andere Unterscheidung der ritterlich-romantischen Wohnsitze leitet sich von ihrer größeren oder geringeren Ausdehnung, von ihrer reicheren oder einfacheren inneren Einrichtung her. Während nämlich der ärmere ritterschaftliche Adel mit Erbauung und Bewohnung einer kleineren Burg, eines sogenannten Burgstalles sich begnügen mußte, errichteten die reicheren Dynasten geräumige Hofburgen. Das äußerste Mauerwerk einer stattlichen Burg bildeten die sogenannten Zingeln. In einer Oeffnung derselben war der Thoreingang angebracht und zwar neben oder zwischen niederen Türmen, welche zur Vertheidigung desselben dienten. Hatte man dieses äußere Thor passiert, so betrat man den Zwingelhof oder Zwinger, einen freien Raum zwischen den

Zingeln und der innern Mauer. Wirtschaftsgebäude und Ställe umschlossen einen Theil dieses Raumes, welcher deshalb auch der Viehhof hieß. Zwischen dem Zwinger und dem Mauerwerk der eigentlichen Burg lag ein tiefer Graben, welchen man vermittelst einer Zugbrücke (bei Wasserburgen vermittelst einer Schiffbrücke) überschritt, um zu einer Pforte zu gelangen, über welcher die Mauer mit Zinnen (Windbergen) versehen war. Diese hatten ein schmales Dach, unter welchem ein gegen die Burg hin offener Gang hinlief, der die Wer oder auch die Letze hieß. Hinter der Pforte jenseits der Brücke that sich ein hallenartiger Durchgang auf, welcher mit einem von oben herabzulassenden Fallgitter versperrt werden konnte. Hatte man diesen Durchgang hinter sich, so befand man sich meistens unmittelbar in dem von den Umfassungsmauern und den Burggebäuden eingeschlossenen Burghof, welcher in wohlgebauten Burgen mit einem Rasenplatze, einem Brunnen und einer Linde, dem Lieblingsbaume der ritterlichen Romantik, geziert war. Unter den Gebäuden, welche den Burghof einschlossen, nahmen den ersten Rang ein der oder das Palas (palatium, palais), seinem Umfange und seiner Bestimmung nach das eigentliche Herrenhaus, und das Berchfrit (berfredus, befroi), ein hoher Wartturm, der getrennt von den andern Gebäuden an die Mauer angebaut war, dem Burgwart zur Ausschau diente und bei Erstürmung der Burg den Insassen einen Zufluchtsort bot. Das Berchfrit war der Kern der ganzen Burg und wurde für so unumgänglich nothwendig erachtet, daß schwerlich jemals eine ritterliche Behausung ohne eine solche Warte gefunden wurde und daß dagegen oftmals eine ganze Burg nur aus dem Berchfrit und einer mit Letzen und einer Pforte ausgestatteten Ringmauer bestand. Der Palas mit seinen verschiedenen Nebenräumen (Kemenaten, Kammern) war die Fest- und Ehrenlocalität; er nahm in den Ritterburgen die Stelle der Salons in den modernen Palais ein. Auf seine Ausschmückung mit geeignetem Hausrath wurde große Aufmerksamkeit verwendet. Bei feierlichen Anlässen wurden seine Räume mit Teppichen belegt, die Wände mit gewirkten Tapeten (Rückelachen) beschlagen; in der Blütezeit bestreute man den Fußboden täglich mit frischen Blumen, sonst mit frischen Binsen. Längs der Wände zogen sich breite Bänke hin, die mit Matratzen (Kultern) oder Federkissen (Pflumiten) gepolstert waren. Das vom Palas abgesonderte Frauenhaus hieß die Kemenate par excellence. Sie enthielt wenigstens drei abgesonderte Räumlichkeiten: eine Stube, welche der Schauplatz des traulichsten Verkehrs zwischen der Familie war und worin die Herrin schlief, dann ein Gelaß, worin sie mit ihren Dienerinnen weiblicher Handarbeit oblag, endlich eine Mägdeschlafkammer. Außer den bisher genannten Gebäuden, wozu noch Küche, Keller und Vorrathsgaden kamen, durfte einer Burg von irgend welcher Bedeutung auch die Kapelle nicht fehlen, zu deren Bedienung ein eigener „Burgpfaff" angestellt war. Dann sind schließlich auch die Lauben (Louben, Liewen) nicht zu vergessen, da und dort in die Mauern eingelassene

breite und überwölbte Fensternischen mit steinernen Sitzen, von welchen aus die Frauen gern der schönen Aussicht genossen.

2. Hausgeräth und Speisen. Das Hausgeräthe haben wir uns je nach dem Vorschritte der Zeit, dem Reichthum des Burgherrn und dem Geschmack der Burgfrau mehr oder weniger vollständig oder unvollständig, zierlich oder plump zu denken. Das Mobilar war im allgemeinen aus hartem Holze solid gearbeitet. Wir finden Tische, Bänke und Stühle von den verschiedensten Formen, oft mit fleißiger Schnitzarbeit versehen. Arm- und Lehnsessel aus kostbarem Maserholz und mit reicher Polsterung waren insbesondere für vornehme Gäste bestimmt. Kleidertruhen von mancherlei Formen nahmen die Stellen unserer Komoden ein. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Betten gewidmet. Zu dem mächtigen viereckigen Bettgestelle führten eine oder mehrere Stufen empor, und gewöhnlich war es ganz oder wenigstens theilweise von einem sogenannten Himmel überwölbt, an dessen Decke Malereien angebracht wurden und von dessen Rändern Gardinen herabhingen. Das Bett selber bestand aus fünf Stücken, der Kulter (Matratze), dem Pflumit (einem großen Federkissen, welches in Süddeutschland noch jetzt Pfulmen heißt), dem Ohrkissen (einem kleinen Kopfkissen), dem Lailachen oder, wie es hieß, der linken Wat (Leinewand) und dem Deckelachen (Couvertüre). Die Küchen- und Speisegeräthschaften hatten keine von der jetzigen sonderlich abweichende Form, aber der mittelalterliche Esser mußte sich mit Löffel und Messer begnügen, denn Gabeln wurden erst zu Ende des 16. Jahrhunderts gebräuchlich. Die Speisen, wozu Forst und Fluß, dann auch das Feld, der Obst- und Gemüsegarten ihre Beiträge lieferten, waren an gewöhnlichen Tagen einfach zubereitet und bestanden zumeist aus gesalzenem und geräuchertem Fleisch, Kohl und Hülsenfrüchten, bei festlichen Gelegenheiten aber ließ sich die mittelalterliche Kochkunst mit starkgewürzten Leckerbissen und Brühen, mit Confitüren und künstlich geformtem Backwerk sehen. Während der Mahlzeit war der Tisch mit einem Tuche bedeckt, vor dem Essen und manchmal auch wiederholt während desselben wurde Handwasser in Becken sammt Handtüchern herumgereicht. Mitten auf dem Tische stand das Salzfaß, und um dasselbe her waren Brote in verschiedener Laibform gelegt. Nationales Getränk für die Aermeren blieb der altdeutsche Gerstensaft, dessen Zubereitung im Verlaufe der Zeit mancherlei Verbesserungen erfuhr. Die Reicheren zogen den Wein vor, der jedoch selten rein, sondern mit der Zuthat von allerlei Würzwerk genossen wurde. Besonders guten Ruf hatte neben den aus dem Süden eingeführten Weinen der „kühle Klosterwein", denn die Mönche, welche sich von dem christlichen Spiritualismus keineswegs abhalten ließen, ihre Sitze in den fettesten Gründen und an den sonnigsten Bergabhängen aufzuschlagen, gaben sich mit der Weinkultur die anerkennungswertheste Mühe. Die altgermanischen Trinkhörner waren allmählich Bechern aus Zinn und Holz gewichen, und an die Stelle dieser traten in den höfischen Zeiten in den vermög-

lichen Häusern zierlich oder abenteuerlich geformte Trinkgefäße aus Gold, Silber und Krystall. Von der Trinkluft der ritterlichen Zeit legen insbesondere die Humpen, welche 1½ bis 2 Maß faßten, Zeugniß ab. Der Luxus verfiel bald auch auf die Erfindung der Schenktische, indem der Vorrath von kostbaren Tafelaufsätzen aller Art, von Kannen, Pokalen und Bechern, welche ein gutes Haus aufzuweisen hatte, auf einem neben der speisebesetzten Tafel angebrachten treppenförmigen Gestelle (Tresur) zur Schau gestellt wurde. Eine hübsche Sitte war es, die Tafel mit Blumen zu bestreuen und solche, besonders Rosen, über dem Speisetische aufzuhängen, woher die Redensart sub rosa stammt. Oft waren auch die Häupter der Gäste mit Blumenkränzen geschmückt. Hauptmahlzeiten wurden täglich zwei gehalten, das Frühmahl und das Nachtessen. Beide hießen anfangs Imbiz, doch wurde dieser Name mehr für das Morgenessen stehend. Eine Ergänzung zu diesen beiden Mahlzeiten bildete der sogenannte Schlaftrunk, den man zu sich nahm, bevor man schlafen ging, und der aus Wein bestand, wozu man Obst genoß. Die spätere Zeit wußte dann diesen Schlaftrunk durch allerlei künstliche Zuthaten zu erhöhen. Die Eintheilung von Tag und Nacht regelte sich nach den beiden Hauptmahlzeiten. Die Stunden vom Nachtessen bis zur Frühmesse galten für die Nacht, die zwischen dem Frühmahl und dem Nachtmahl inneliegende Zeit für den Tag, welcher den Geschäften, der Jagd, den Waffenübungen der Männer, den Haus- und Handarbeiten der Frauen gewidmet war, während die Nachtzeit außer dem Schlaf auch noch dem Anhören von Lectüre und Musik, der geselligen Plauderei, dem Würfel- und Schachspiel (Schachzabelspiel) und der Tanzfreude Raum gewährte.

3. Die Erziehung. Für die Ausbildung des jungen Geschlechts geschah manches, nach unseren Begriffen jedoch wenig genug. Bei Knaben wurde, falls sie sich nicht dem geistlichen Stande widmen sollten, auf geistige Cultur wenig gesehen. Man ließ es im allgemeinen genug sein, wenn die heranwachsenden Jünglinge das Credo, das Paternoster, die Beichtformel, die Turnierregeln und allenfalls einige Pferde- und Hundekur-Recepte inne hatten. Lesen und Schreiben waren ja clericale Künste, um welche sich auch der vollkommenste Ritter nicht zu kümmern brauchte und welche er sogar verachten durfte. Verstanden doch selbst große mittelalterliche Dichter, wie z. B. Wolfram von Eschenbach dieselben nicht zu üben. Die Erziehung der männlichen Jugend hatte als Hauptziel die Tüchtigkeit im Waidwerk, dessen beliebteste und geehrteste Branche die Falkenjagd war, und im Kriegswesen, daneben aber auch Fertigkeit in den Bräuchen ritterlichen Gesellschaftslebens, in der höfischen Umgangssprache, wohl auch in der Handhabung der Harfe und Rotte (einem zwischen Harfe und Fiedel in der Mitte stehenden Saiteninstrumente), denn es ist mehrfach bezeugt, daß bei Banketten Gesang und Saitenspiel der Reihe nach unter den Gästen umgingen. Die weibliche Erziehung ging vor allem auf die Aneignung tüchtiger Kenntnisse in Haushaltsgeschäften

und Handarbeiten aus. Die ganze Führung des Haushalts, die Besorgung von Küche und Keller nicht nur, sondern auch der Kleiderkammer lag der Hausfrau ob, und namentlich mußte die letztere ihren fortwährenden Fleiß in Anspruch nehmen, wie auch die erhöhte Kleiderpracht der Entwickelung weiblicher Geschicklichkeit im Weben, Sticken und Schneidern einen mächtigen Sporn gab. Fürstentöchter wurden gewöhnlich einer Erzieherin (Meisterin) übergeben und waren während ihrer Lehrjahre meist von einer Schar gleichaltriger Mädchen aus den besten Töchtern des Landes umgeben, die den Unterricht in weiblichen Fertigkeiten und in der Anstandslehre mit genossen. Wer von den Reicheren seine Töchter nicht so bei Hofe unterbringen konnte, gab sie in die Frauenklöster zur Erziehung, welche sich freilich fast durchgehends auf die Beibringung mechanischer Geschicklichkeit in feineren weiblichen Arbeiten oder der Kenntniß der Gebetformeln, einiger biblischen Geschichten und vieler Heiligenlegenden beschränkte. Daß jedoch in den Frauenklöstern da und dort ein größerer Bildungstrieb, ein mehr wissenschaftlicher Sinn sich regte, der dann auch in den Schülerinnen Keime treiben mußte, beweist die Nonne Roswitha. Auch ist ausgemacht, daß viele Frauen der mittelalterlichen Gesellschaft in feiner und geistreicher Weise bedeutende Gesprächsstoffe zu behandeln wußten, daß sie nicht nur Vocal- und Instrumentalmusik anmuthig zu üben verstanden, sondern daß sie auch in der Kunst des Lesens und Schreibens den Männern weit überlegen waren und für die Werke zeitgenössischer Dichtung lebhaftes Interesse und zartes Verständniß zeigten. Mehrere der alten Dichter äußern ausdrücklich, daß sie auf Leserinnen rechneten, und wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß auf den Putztischen vieler Burgfrauen Liederbüchlein und Rittergedichte in zierlicher Handschrift zu sehen waren, wenn gleich nicht so häufig und zahlreich wie die Albums und Miniaturausgaben auf den Tischen der modernen Damenwelt. Da das Pergament zum gewöhnlichen Gebrauch zu kostbar war, so schrieb man mit Griffeln von Glas, Holz oder edlem Metall auf Wachstafeln. Besondere Gewandtheit entwickelten die mittelalterlichen Schreiberinnen im Fache der Liebesbriefe, und es ist spaßhaft zu hören, wie der Empfänger von einem so süßen Brieflein dasselbe tagelang ungelesen und unbeantwortet mit sich herum tragen muß, weil er seinen Schreiber, der es entziffern und die Antwort aufsetzen soll, gerade nicht bei der Hand hat.

4. Die Gastfreundschaft. Der Reisende war damals geradezu genöthigt, das Gastrecht in Anspruch zu nehmen. Oeffentliche Herbergen existierten nur in den Städten, und wo solche etwa da und dort auf dem Lande vorkamen, mochten sie mit ihrem Schmutz und kärglichen Speisevorrath für höfische Gäste nicht sehr einladend sein, abgesehen davon, daß schon die geringe Sicherheit dessen, was man damals eine Straße nannte, es rathsam machte, eine feste Burg zum Nachtquartier zu wählen. Von den bequemen Beförderungsmitteln unserer Tage hatte jene Zeit gar keine Vorstellung. Man reiste nur

zu Pferde, Damen wie Herren, und bloß mit eigenen Pferden, woraus sich ergab, daß man nur kleine Tagemärsche machte. Nur ganz vornehme Frauen erscheinen schon in jener und noch früherer Zeit auf Reisen zu Wagen, deren plumpe Construction und Langsamkeit man sich leicht vergegenwärtigen kann. Die winterliche Schlittenbahn mochte ein beweglicheres Beförderungsmittel schaffen. Waren doch schon im 15. Jahrhundert Schlittenlustfahrten üblich. — Die höfische Zeit fügte zu der altgermanischen Gastfreiheit artige und trauliche Formen. Wenn der Gast im Burghofe vom Rosse gestiegen, wurde er in der Ehrenhalle begrüßt. Hierauf entledigte man ihn der schweren Rüstung, welche auf Reisen schlechterdings getragen werden mußte, und reichte ihm aus der Kleiderkammer einen frischen reinlichen Anzug. Dann wurde ihm ein Labetrunk geboten und ein Bad bereitet. Nachdem er dasselbe genossen, verfügte er sich in den Kreis der Familie, wo inzwischen die Abendmahlzeit gerüstet worden war. Hier wurde ihm der Ehrenplatz dem Sitze des Wirtes gegenüber eingeräumt. An seine Seite setzte sich die Burgfrau oder ein Edelfräulein, um ihm die Speisen vorzulegen und vorzuschneiden und den Becher zu kredenzen. Des Abends wurde er zur Ruhe in seine Kemenate geführt.

Nach Scherr's Culturgeschichte.

40. Die Städte nach Entstehung, Wesen und Bedeutung.

Als unsere Vorfahren anfingen, ihre bis dahin zerstreut liegenden Einzelsitze näher bei einander zu bauen, entstanden daraus Ortschaften, welche da, wo gewisse Verhältnisse hinzu traten, bald zu Städten wurden. Das erstere mag schon zur Zeit der Geburt Christi geschehen sein. Den nächsten Anlaß zur Stadtbildung gab das Bedürfniß größerer Sicherheit gegen feindlichen Ueberfall, als ein offener Ort ihn gewähren konnte. Und solche Ueberfälle hatte Deutschland von den Normannen, Slaven &c. vielfältig zu erleiden. An dazu geeigneten Punkten errichtete man feste Häuser, Burgen, mit Schutzwerken umgeben, entweder für sich allein oder in Verbindung mit schon vorhandenen Ortschaften, die man dann gleichfalls mit Schutzwehren, Pfahlwerken, Wällen, Gräben, Mauern und Türmen versah. Wo eine Burg das erste Bauwerk war, entstanden unter ihrem Schutze bald weitere Anbauten. Die Ortschaft bildete sich und ward ebenfalls befestigt. An allen solchen Orten entstand bald ein größeres Gemeindewesen, bürgerlicher Geschäftsbetrieb entwickelte und mehrte sich, und damit war die Grundlage der künftigen Stadt gegeben. Auch einzelne Herrensitze und größere ländliche Orte im Innern des Landes suchten sich gegen feindliche Streifzüge durch Befestigungen zu schützen, und aus solchen festen Villen sind ebenfalls mitunter Städte geworden. Einen ferneren Anlaß zur Städtebildung gaben die schon früh entstandenen Bischofssitze, so wie die kaiserlichen Villen (Pfalzen). Die Bischofssitze umgaben sich bald

mit ansehnlichen Bauwerken zur Aufnahme der ihnen anhängigen Anstalten und Personen. Hieraus folgte ein Zuzug von Gewerbetreibenden und aus dem allen die Nothwendigkeit eines Schutzes, der Schließung und Befestigung des Ortes. Diese Ortschaften erwuchsen besonders rasch zu Städten. Aus rein natürlichen, örtlichen Verhältnissen endlich, bei Zunahme der bürgerlichen Beschäftigungsweisen, Schifffahrt, Handel, Handwerke, entstanden größere Ortschaften auch an solchen Punkten, welche ihrer Belegenheit nach ein frisches Gedeihen des sogenannten Nahrungsbetriebes in Aussicht stellen konnten und nachher wirklich beförderten. Bequeme Landeplätze an den Flüssen, günstige Punkte an den Heerstraßen, Grenzscheiden, wo ein friedliches Verkehrsleben der Nachbarn thunlich war, sind hier die Vorbedingungen zur Ortschafts- und Städtebildung gewesen.

Der Uebergang aus der Ortschaftsqualität in die einer Stadt vollzog sich theilweise aus rein natürlichen Anlässen, wenn die Ortschaft einen gewissen Umfang und Bedeutung erlangt hatte; als vollendet kann derselbe indes nur dann angesehen werden, nachdem gewisse juristische Momente, die Verleihung bestimmter Rechte durch den obersten Landesherrn, hinzugekommen waren. Zu dem Wesen einer Stadt gehörte von alters her zunächst also die Geschlossenheit, Befestigung des Ortes. Sie entstand aus dem Bedürfnisse der allgemeinen Sicherheit und wohl mehrentheils von innen heraus. Zwar sollten, wie auch das alte Sachsenrecht es vorschreibt, feste Orte nicht ohne Genehmigung des Landesherrn gebaut werden, allein das Bedürfniß der Selbsthülfe war so dringend, der Schutz von oben so schwach, daß wohl nur in seltenen Fällen die Erlaubniß, Wälle und Gräben zu ziehen, vorher eingeholt worden ist. Ein rechtliches Erforderniß für die Stadtqualität ist die Befestigung eines Ortes nie gewesen, aber ein so natürliches und unabweisbares, daß man in alter Zeit keine Stadt ohne Befestigung sich denken konnte. Die Befestigung gehört demnach zum Wesen einer Stadt und fällt nicht selten mit der Verleihung des Stadtrechts zusammen. Der Betrieb von Handel und Handwerken ging gleichfalls aus natürlichen Bedürfnissen hervor. Er ward schon geübt zum Zweck der ersten Anbauten, bei Entstehung einer Ortschaft, und erweiterte sich mit ihrer Ausdehnung. Die Förderung des Gewerbebetriebes entsprach eben so sehr dem Vortheile des Landesherrn, wie dem der Ortschaft, und wenn den Betriebsorten hierauf bezügliche Rechte und Freiheiten ertheilt worden sind, so kann dieses kaum für mehr als eine Bestätigung der von innen heraus gebildeten Zustände angesehen werden. Es erscheint deshalb der Besitz des Betriebs von Handel und Handwerken als selbstverständlich für den Begriff einer Stadt und bildet kein juristisches Erforderniß. Nur der zunftmäßige Betrieb gewisser Gewerbe, die Befugniß, Nichtangehörige der Zunft davon auszuschließen, floß aus der Verleihung des Stadtrechts. Das Münzrecht, Stapelrecht, Zollfreiheit, Zollrecht &c. sind keine juristischen Erfordernisse für Stadtqualität, wenn gleich ihr Besitz einen

Anhaltspunkt abgiebt für die Beurtheilung der Bedeutung der Stadt. Es sind dies alles nur zufällige, freilich aus den landesherrlichen Rechten übertragene Zuständigkeiten, die von den Städten immer durch Dienste oder bare Geldzahlungen erworben worden sind. — Konnte nun auch ein Ort durch natürliche Entwickelung äußerlich zu städtischer Bedeutung herangewachsen sein, wie solche ja auch mancher Flecken besitzt, so bedurfte er doch noch des Erwerbes gewisser Rechte, um eine Stadt im juristischen Sinne zu sein. Diese Rechte, als ein Ausfluß der höchsten landesherrlichen Gewalt, konnten nur von den Kaisern ertheilt werden. Sie betrafen das Marktrecht, die Stadtgerichtsbarkeit und die Freiung oder Immunität. Das Marktrecht, ein ausschließlich städtisches Recht, ist nicht zu verwechseln mit dem auch an Flecken ertheilten Jahrmarktrecht, das auch ein Territorialherr verleihen konnte. Das städtische Marktrecht war die Befugniß freien Handels überhaupt und der Abhaltung beständiger Wochenmärkte in der Stadt, verbunden mit der Marktfreiheit, d. h. dem Rechtsschutze der Handeltreibenden für sich und ihre Waren auf der Heerstraße, dem Genusse des Geleites und der Sicherung gegen Arrest während der Marktzeit. Wohl mag auch ein derartiger Marktverkehr in den großen Ortschaften von selbst sich gebildet haben, aber das juristische Recht hatte doch schon in jenen Zeiten keinen bloß nominellen Werth, und das Wichtigste war, daß es in genauer Verbindung mit den übrigen genannten Rechten stand, indem die Verleihung der Gerichtsbarkeit im Marktorte eine nothwendige Folge der Ertheilung des Marktrechtes wurde, schon deshalb, um Marktstreitigkeiten auf der Stelle entscheiden zu können. Hier zeigt sich die auf den ersten Blick befremdende Erscheinung, daß diese Rechte regelmäßig nicht der Ortsgemeinde, sondern dem unter dem Kaiser stehenden Landesherrn (Territorialherrn), welcher dieselben für den Ort nachsuchte, gegeben worden sind. Gleichwohl ward der Ort dadurch zur Stadt, und die Früchte der Verleihung fielen ihm zu; die Rechte des Landesherrn selbst wurden bald zu städtischen. Der Landesherr setzte ein eigenes Stadtgericht ein, indem er einen Vogt in die Stadt schickte, welcher seine Gerechtsame wahrzunehmen hatte und unter Zuziehung städtischer Schöffen das Gericht hielt. Dies war die städtische Vogtei. Die Immunität oder Freiung war ebenfalls eine nothwendige Folge der Veränderung, welche durch Verleihung des Marktrechts und Einsetzung einer Vogtei entstanden war, und begriff in sich eine Enthebung der Stadtbewohner von der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen, des auswärtstagenden Land-, Cent-, Femrichters. Im Besitze eines eigenen Gerichts lag die Exemtion (Befreiung) von fremden Gerichten sehr nahe. Die Stadt zählte nun zu den Immunitäten oder geschlossenen Gerichtsbezirken, und dem Grafen oder Bannrichter blieb nur die Vollziehung der Todesurtheile, ein Recht, welches bald nur noch dahin verstanden wurde, daß der Bannrichter nur dann einzutreten habe, wenn die Stadt oder der Städteherr nicht mächtig genug dazu seien, womit dann auch grund-

sätzlich der Blutbann auf diese übergegangen war. Endlich bewirkte die Erlangung aller dieser Rechte auch eine Ausscheidung der Stadt von der Gauverfassung, namentlich dem Heerbanne des Gaugrafen. Die Stadt bekam nicht nur die Pflicht, sich selbst zu vertheidigen, sondern auch das Recht der unmittelbaren Berufung zur Heeresfolge. Sie stellten entweder Mannschaften oder zahlten den Heeresschilling. Diese kaiserlichen, später auch wohl von dem Landesherrn gegebenen und häufig bestätigten Privilegien bilden den juristischen Inbegriff des Stadt- oder Weichbildrechts. Ueber den Ursprung des Namens Weichbild, Weichbildsrecht weichen die Ansichten auseinander. Das Wahrscheinlichste ist Folgendes. Ein Wyk, Ort, war die Stadt schon immer gewesen. Mit der abgesonderten Gerichtsbarkeit des Wyks entstand das Wykrecht. Und da man das Haus oder den Ort, wo Gericht gehalten wurde, mit einem beliebig gewählten Sinnbilde zu bezeichnen pflegte, so ging der Begriff Wykbild auf die ganze Ortschaft über. Es ist deshalb das Weichbild der Inbegriff der Stadt sammt ihrem territorialen Zubehör und Weichbildsrecht das in diesem Bezirke gültige Recht. Wenn bisher eines nothwendigen Erfordernisses für städtische Qualität eines Ortes, des Besitzes eines Verwaltungsorganes für die Stadtangelegenheiten nicht gedacht worden, so ist solches als selbstverständlich vorausgesetzt. Eine eigene Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten hatten auch die ländlichen Orte. Eine weitere Ausbildung des Gemeindevorstandes mußte mit dem Wachsen des Ortes, dem Erwerb vieler und wichtiger Rechte und Pflichten von selbst eintreten. Die Art, wie diese Ausbildung geschehen, ist überall verschieden. Anfangs mochte der Vogt noch an vielem die Hand mit haben, bis er, hier früher dort später, zurückgedrängt und sein Amt schließlich beseitigt wurde.

Die Wichtigkeit der Städte, zunächst für die Vertheidigung des Landes, veranlaßte gutentheils deren Entstehung und Wachsthum. Besonders dem Kaiser Heinrich dem Vogelsteller hat das Bürgerthum viel zu danken, wenn auch nicht nachweisbar ist, wie weit Heinrichs Anordnung, daß der neunte Mann vom Lande in die Städte ziehen und hier für die Uebrigen einen Zufluchtsort bei Kriegszeiten bereit halten solle, zur Ausführung gekommen sein mag. — Die ersten Bewohner der Städte waren ursprünglich theils Freie, theils Unfreie gewesen. Wo die Städte mehr aus sich selbst heraus sich bildeten, mag mehr das Erste, wo sie aus einem höhern Willen hervorgingen, mehr das Letzte der Fall gewesen sein. Besonders die Handwerke wurden in erster Zeit von Unfreien betrieben. Die Sicherheit, welche die Städte gewährten, die vermehrte Gelegenheit zum Erwerbe waren mächtige Anziehungsmittel und trugen sehr viel zum raschen Aufschwung derselben bei. Vorzüglich aber waren die Städte ein gesuchter Zufluchtsort für Freie, die kein Grundeigenthum besaßen, und für bedrängte Unfreie. Zwar sollten Unfreie nicht ohne Wissen und Wollen ihrer Herren aufgenommen werden, aber man

half ihnen gern durch, und vielenorts konnten sie von den Herren nicht mehr zurückverlangt werden, wenn sie Jahr und Tag in der Stadt sich aufgehalten hatten. Hieraus entstanden viele Streitfälle und eine Abgeneigtheit der größeren Landsassen gegen die Städte, wozu noch später andere Gründe kamen. — Auch aus den Adelsgeschlechtern zogen manche Personen in die Städte. Sie bildeten das *Patriziat*, dem bald ein wesentlicher Theil des Stadtregiments zufiel. Doch errangen auch Bürgerliche, besonders aus den Gilden der Kaufleute, diese Stellung. Sie wurden dann den adeligen Geschlechtern gleich geachtet, und *alle* trachteten dahin, das Stadtregiment in diesen, nun allgemein *Patriziergeschlechter* benannten Familien erblich zu machen. Mit dem Wachsthum des Ansehens der Handwerker, deren Machtsteigerung durch die Verbindung zu Zünften, entstand bei diesen das Verlangen nach einer Theilnahme am Stadtregimente, welches hier zu blutigen Kämpfen führte, dort auf friedlichem Wege sich vermittelte, überall aber im Laufe der Zeit und oft erst nach vielfachen Wechselfällen mehr oder weniger zur Geltung gelangte. Nicht so bestimmt ist die Stellung der sogenannten *Pfahlbürger*. Im allgemeinen waren es Leute, die irgend welches Vortheils halber eine Verwandtschaft mit der Stadt suchten. Sie trugen nicht alle Lasten der Stadt und nahmen nicht an allen städtischen Rechten theil. Solche Schutzverwandte wohnten bald innerhalb der Stadt, bald außerhalb des Gebiets derselben, gewöhnlich aber in dem Weichbilde (hinter den Pfählen, die dasselbe begrenzten); daher wohl der allen gemeinsame Name *Pfahlbürger*. Da sie nicht vollberechtigt waren, knüpfte sich bald an diese Benennung der Begriff einer gewissen Geringschätzung. *Spießbürger* waren diejenigen Bürger, welche der Stadt nicht mit voller Rüstung, sondern nur mit einem Spieße bewaffnet dienten, die geringen Handwerker. Nachdem das Feuergewehr aufgekommen war, hatte jener sehr an Brauchbarkeit, ihr Träger an Ansehen verloren. So sind die Namen Pfahlbürger und Spießbürger mit der Zeit zu Schimpfworten geworden. — Eine besondere Bedeutung erlangten die Städte bald als politisches Gewicht gegen die großen Reichsvasallen, und in dieser Hinsicht leisteten sie den Kaisern große Dienste. Sie haben dafür den Haß der Lehnsmannen vielfältig erfahren müssen, während die Kaiser oft genug es ihnen schlechten Dank wußten und ihnen nur zu oft den Schutz versagten, auf den sie gerechten Anspruch hatten. — Unter den deutschen Kaisern war eine *Aristokratie* ihrer Beamten, der Herzöge, Grafen, Bischöfe ꝛc. entstanden, die das Reich mit Auflösung bedrohte. Die großen Würdenträger, welche ihr Amt im Namen und Auftrage des Kaisers verwalten sollten, waren thatsächlich zu Regenten geworden und nahmen mehr den Vortheil ihres Hauses als den des Reiches wahr. Das Reich kam darüber in Gefahr zu zerfallen; da brachten die Städte ein neues Element in dasselbe, das Bürgerthum, wodurch den Sondergewalten eine Schranke gesetzt, das Bewußtsein der Reichseinheit gehoben wurde. Das Stadtbürgerthum war aller-

dings auch kein eigentliches Staatsbürgerthum; dennoch trug es viel dazu bei, den Trennungsgelüsten der großen Vasallen entgegenzuwirken. Denn wenn auch die Städte ebenfalls nach einer freieren Stellung im Reiche, nach einer gewissen Reichsunmittelbarkeit strebten, (wonach sie in Rechtssachen nur unter dem Kaiser oder dessen Hofrichter, später dem Reichskammergerichte standen, nur zu Reichssteuern verpflichtet waren), so fehlte hier doch die *Dynastie* (oder das Haus des Territorialherrn), und wie republikanisch die Gestaltung im Innern hier und da auch sein mochte, ein Abfall vom Reiche stand bei ihnen nicht zu befürchten.

Stader Archiv v. 1869.

41. Wie die Deutschen vor tausend Jahren und später ihre Städte bauten.

Vor der Zeit Heinrichs I. wohnten die Deutschen an vielen Stellen noch zerstreut; es gab noch keine Thore, um Räuber oder Feinde von dem Orte abzuwehren, und da jedes Haus für sich allein dastand, oft weit entfernt vom nächsten Nachbar, so konnte niemand seine Nachbarn zu Hülfe rufen, wenn er angegriffen oder beraubt wurde. Da hatten freilich die räuberischen Normannen und wilden Ungarn leichtes Spiel. So einfach es auch scheint, so kostete es doch dem König Heinrich viel Mühe, die Sachsen zu überzeugen, daß sie am bequemsten, angenehmsten und sichersten in einer festen Stadt wohnen würden. Doch gewöhnten sich nach und nach die Leute daran, und man dachte nun darüber nach, in welcher Ordnung die Häuser der Städte am besten erbaut würden. Alle, die den König zu bedienen oder ihm in seinen Regierungsgeschäften zu helfen hatten, sollten ihre Häuser in der Nähe seines Palastes haben, die Priester und Prediger wieder ganz nahe bei der Kirche, die Schullehrer aber neben der Schule. Der Müller baute seine Mühle an einen Bach oder an einen Fluß; es waren in jenen Zeiten allgemein Wassermühlen im Gebrauch, die Windmühlen wurden erst im 12. Jahrhundert erfunden. Auch die Färber wohnten am Wasser, da sie ja dasselbe zu ihrem Geschäfte gebrauchen. Dann waren die Schneider und Schuhmacher angewiesen, in eigene Straßen zu ziehen. Gebrauchte nun jemand Schuhe, so wußte er, daß sein und seiner Freunde Schuster alle mit einander in der Straße wohnten, die den Namen Schuhmachergäßchen bekam; da brauchten sie nicht lange hin und her zu suchen. Die Lohgerber wieder mußten in eine recht entlegene Straße ziehen, denn wenn der Lohgerber die Thierhäute durch zerstoßene Baumrinde reinigt, so giebt das einen sehr üblen Geruch, weshalb alle, die nicht Lohgerber waren, es vermieden, in die Straße zu ziehen, welche den Namen Gerbergasse führte. Auch das Kupfergäßchen und die Schmiedestraße wurden gemieden, denn dort wohnten die lärmenden, hämmernden Schmiede; die sollten nur da pochen und klappern, wo sie die andern Leute nicht in ihren ruhigen Beschäfti-

gungen stören könnten. So ist klar, wie viele Straßen entstanden und woher noch heute viele ihrer Namen kommen. Es sind viele der letzteren ganz so geblieben, wie sie in alten Zeiten waren, aber die Menschen haben seitdem neue Häuser gebaut, neue Beschäftigungen ergriffen, sie sind hierhin und dorthin gezogen, und oft wohnen heutzutage in der Mühlgasse keine Müller, in der Gerbergasse keine Gerber mehr.

Es wurden auch öffentliche Plätze angeordnet, wohin sich die Bürger begaben, um über ihre Angelegenheiten zu berathen, so lange nämlich die Stadt noch kein Stadt- oder Rathhaus besaß, wo später alles verhandelt und besorgt wurde, was zum Wohl der Einwohner nöthig war. Noch heute sind viele der Rathhäuser aus dem Mittelalter der Stolz der ältesten deutschen Städte, wie z. B. der Römer in Frankfurt, die Rathhäuser in Münster und Leipzig u. a. Diejenigen Bürger aber, welche nicht zu dem Rathe der Stadt gehörten, gingen in späterer Zeit nach dem Raths- oder Burgkeller zum Bier oder zum Wein, um dort mit ihren Nachbarn oder Zunftgenossen sich zu unterhalten oder über die Angelegenheiten der Stadt zu schwatzen. In noch späterer Zeit baute man geräumige Säle, wo große Feste und Feierlichkeiten stattfinden konnten, dann große Räume, Kaufhäuser, die zu Frucht- oder Warenspeichern dienten, ferner Krankenhäuser rc. Wie die Deutschen ihre schönen gothischen Kirchen und Dome bauten, werden wir später sehen.

Schon die ältesten Städte Deutschlands waren von festen Mauern umschlossen; schwere und oft mit starken Eisenplatten beschlagene Thore führten aus der Stadt ins Freie. Rings um die Stadtmauern waren tiefe Gräben gezogen, in welche man nicht selten aus nahen Flüssen und Teichen Wasser hineinleiten konnte, so daß es dann unmöglich war, dicht an die Mauern heranzukommen. Auf Brücken, die man aufziehen oder herunterlassen konnte, Zugbrücken genannt, spazierte man über die Stadtgräben hinweg vor die Stadt und in dieselbe hinein. Auf den festen und hohen Mauern der Städte und über den Stadtthoren erhoben sich Türme, von welchen man die Gegend weit hinaus überschauen konnte. Monate lang widerstanden diese festen Städte den Feinden, doch war die Tapferkeit wehrhafter Bürger ihr bester Schutz.

Die ältesten deutschen Städte sind meist an einem größeren oder kleineren Flusse erbaut; so z. B. liegt Hamburg an der Elbe, Wien an der Donau, Frankfurt am Main, Köln am Rhein, Lübeck an der Trave. Es ist natürlich, daß in allen Städten, deren Flüsse in das Meer sich ergießen, wie die Elbe in die Nordsee oder die Trave in die Ostsee, sich sehr bald ein lebhafter Handel bildete.

C. Vogel. (Deutsche Geschichten. Otto Spamer.)

42. Wie die Deutschen vor achthundert Jahren und später lebten.

Es ist schon früher erzählt, daß es in uralten Zeiten in Deutschland anfänglich weder Schuster noch Schneider gab, weil es damals überhaupt niemand einfiel, ein besonderes Handwerk oder Gewerbe zu treiben. Selbst die vornehmsten und reichsten Leute hatten und trugen nur das, was ihre Frauen, Diener und Knechte machen konnten. Unter den sächsischen Königen war das schon anders geworden. Als Heinrich I., der Städtegründer, verlangte, daß viele seiner Unterthanen in seinen neuen Städten leben sollten, da konnten sie doch nicht länger die oft weit entfernten Felder bebauen, und so griffen sie zu den verschiedenartigsten Beschäftigungen. Manche lernten Schuhe, andere Kleider machen oder gerbten Leder, andere webten Leinwand oder Tuch oder schmiedeten Waffen, und da ein jeder bald einsah, daß er am schnellsten und wohlfeilsten arbeite, wenn er immer nur bei einer Arbeit bliebe, so gelangten die geschicktesten Leute zu immer größerer Fertigkeit. Bald merkten sich die Nachbarn solche geschickte Arbeitsleute und so hieß es bald: das ist ein Schuster, ein Schneider, ein Weber, ein Tischler, ein Schmied, die haben schon viele gute Schuhe, schöne Kleider und Webereien, tüchtige Waffen und haltbare Geräthschaften gemacht, und da sie darin geschickter sind als wir und andere, so sollen sie fortan für uns arbeiten, und das mit ihrer Hände Arbeit bewirken, was wir nicht können, also unsere Handwerker sein. Die Handwerker wurden nun immer geschickter und arbeiteten also einer für den andern und alle wieder für die reichen Leute ihrer Stadt, die den Handel trieben, oder für die vornehmen Leute, die mit dem Könige in den Krieg zogen.

Aber auch für die Ackerbauer mußten die Handwerker arbeiten; denn die hatten gerade genug zu thun, wenn sie ihr Land gut bestellen wollten; die gaben gern dem Handwerker für seine Schuhe oder sein Tuch etwas von ihrem überflüssigen Korn. Dieses Korn mahlte der Müller, und der Bäcker, der es dem Müller abnahm, gab diesem gebackenes Brot dafür zurück. Gegen feinere Bäckereien lieferte später der Weber, wenn er nicht selbst buck, wieder dem Bäcker Leinwand zu Hemden, wenn die Frau Bäckerin nicht selber spann und das Garn zu weben verstand. — Den Verkehr, welcher aus solchen Geschäften entsteht, nennt man Tauschgeschäft, Tauschhandel.

Einige Zeit nachher wurde auch ein Tag in der Woche festgesetzt, da man auf dem Marktplatz kaufen und verkaufen konnte, und später kamen zu diesen Wochenmärkten noch die Jahrmärkte und Messen. Und wie jetzt zu unsern Messen außer den Kaufleuten der verschiedensten Theile von Deutschland noch Polen, Griechen und viele andere fremde Handelsleute herbeikommen, so kamen schon damals zeitweilig Fremde, um ihre Waren bei uns zu verkaufen und dafür deutsche Erzeugnisse mitzunehmen.

Um dieselbe Zeit wurden die ersten Bergwerke in Deutschland

angelegt. Man fand, daß im Harz und anderen Bergen tief unter der Erde allerlei gutes Metall stecke, z. B. Kupfer, Blei und Silber, und daß man, wenn man sich die Mühe geben wolle, es auszugraben, man reicher werden und viel besser leben könne. Und wirklich wurden aus dem Kupfer bald Pfennige, aus dem Silber Groschen gemacht oder geprägt, wie man es nennt, und da hatten die Menschen nun Geld, alle Dinge zu bezahlen; man konnte einkaufen und verkaufen. Natürlich ist es viel leichter, Handel zu treiben, wenn man Geld hat, als wenn man bloß Sachen tauscht, und so wurden die Städte immer wohlhabender, und es hieß bald, in Deutschland blühe der Handel.*)

Bald ließen sich auch fremde und einheimische Künstler in den deutschen Städten nieder. So wie die Handwerker alle nützlichen Dinge arbeiten, so macht der Künstler die schönen, zierlichen und kunstreichen, und wir achten und lieben die Kunst sehr, weil sie uns durch

*) Die obige Darstellung, welche wir ihrer Frische wegen unverändert geben, ist nicht genau. Die Sache liegt so. Als die Römer die Deutschen kennen lernten, trieben diese mit ihren Produkten nur Tauschhandel, Geld kannten sie noch nicht. Die Franken sollen unter den deutschen Völkern die ersten gewesen sein, welche Geld prägen ließen; sie rechneten und münzten nach der Weise der Römer; denn ein Pfund Silber hielt 20 Solidi und 1 Solidus 40 Denarii. Aus Solidi ist der deutsche Name Schilling entstanden, und aus den Denarii sind die Pfennige hervorgegangen, weswegen das Zeichen für Pfennige auch jetzt noch ₰ ist; wenn die Schillinge aus Gold geprägt wurden, hießen sie Gülden oder Gulden. Als der fränkische König um 500 Christ geworden war, ließ er als äußeres Zeichen für sein Christenthum ein Kreuz auf die Münzen schlagen; diese Münzen wurden Kreuzer genannt, und der Name hat sich für deutsche Münzen erhalten bis auf unsere Zeit. Pipin verordnete Münzmeister im Reiche, und Karl der Große nahm die Münze in seinen Palast, damit er sie unter genauer Aufsicht behalten könne. Nachdem man im Jahre 972 Silber im Rammelsberge bei Goslar entdeckt hatte, ließ man das Silber zu Blechmünzen verarbeiten. Solche Münzen waren schon längere Zeit bei andern Völkern im Gebrauch gewesen; sie hatten nur ein Gepräge, welches durchgeschlagen, also an der einen Seite hohl, an der andern Seite erhaben war. Später ließ man auch dickere Münzen prägen, welche zum Unterschiede von den Blechmünzen Dickpfennige, Grosse und Grote genannt wurden. Aus dem Worte Grosse ist der deutsche Münzname Groschen entstanden. Das Recht, Münzen zu prägen, blieb nicht lange ein ausschließliches Recht des deutschen Kaisers, sondern alle kleinen Staaten und namentlich die Reichsstädte maßten sich dieses Recht an, so daß eine unendliche Verschiedenheit der Münzen in Deutschland entstand, verschieden an Gestalt und Größe, aber auch verschieden an innerem Werth. Bei dieser Sitte des allgemeinen Prägens ließ der Graf Schlick zu Joachimsthal in Böhmen eine Art Güldengroschen prägen mit dem Bildniß eines doppeltgeschwänzten Löwen; diese Münze wurde unter dem Namen „Joachimsthaler" oder kurzweg „Thaler" bald allgemein beliebt, und so ließen andere deutsche Regierungen auch solche Thaler prägen, welche aber wieder sehr verschieden an Werth waren. In der bald herrschenden Münzverwirrung in Deutschland sah man sich nun genöthigt, ein allgemeines Maß für die Werthgehalte der Münzen anzunehmen, um wenigstens einen Faden zu haben, woran man sich in dem allgemeinen Wirrsal zurecht finden konnte. Dazu nahm man die kölnische Mark fein Silber, und so wurden alle deutschen Münzstätten genöthigt, in irgend einem bestimmten Verhältnisse zu dieser Mark auszuprägen. In diesem Jahrhundert prägten z. B. deutsche Staaten $11\frac{1}{3}$, 12, $13\frac{1}{3}$, 14 und 16 Thaler aus der kölnischen Mark fein, wonach die verschiedenen, bisherigen Münzfüße in Deutschland zu bemessen sind. Eine große Herabsenkung im Werth erlitten die

Musik und schöne Bilder oft große Freude bereitet. Die Sänger und Zitherspieler, die aus Italien kamen, wurden auch unter den sächsischen Königen sehr gern gehört, und die Kirchen und Klöster füllten sich immer mehr mit Bildern und Schnitzereien in Holz, Stein und Elfenbein, die jeder so gern ansah, wie wir noch heute unsre schönen Bilder und Bildhauereien gern betrachten. Natürlich waren die Künstler zu Heinrichs Zeiten noch nicht so geschickt, aber zu allen guten und löblichen Dingen muß einmal der Anfang gemacht werden. Auch gab es hier und dort Schulen, in welchen die Knaben besonders fleißig Latein lernen mußten.

Weite Wälder bedeckten damals noch immer unser Vaterland, viel, viel größer als jetzt. Dort lebten ganze Rudel Wildschweine, die kamen zur Nachtzeit hervor, zerwühlten die Felder der Landleute und brachen in die Gärten ein. Im finstern Walde wohnten auch noch wilde Katzen und Luchse, Wölfe und Bären. Diese schlichen sich an die Herden der Bauern heran, erwürgten die Schafe, zerrissen Kühe und Pferde und drangen in die Meierhöfe, wenn sie der Hunger quälte. Manches arme Kind ist damals von wilden Thieren zerfleischt worden, das vielleicht eben nur zur Hausthür hinausschaute oder das, wie Rothkäppchen im Märchen, zur Großmutter gehen wollte. Der Landmann konnte sich oft kaum der fürchterlichen Raubthiere erwehren. Er hatte kein Schießgewehr wie heutzutage. Er verstand es auch nicht immer, Schwert und Spieß geschickt zu regieren. Das war Sache der vornehmen Herren. Ritter und Herzöge mußten schon als Knaben sich einüben im Fechten mit Schwert und Spieß. Sie mußten lernen mit Jagdhunden und Pferden umgehen, und es kam darauf an, daß sie körperlich recht stark und kräftig wurden. Aus jener Zeit, da die Jagd in hohen Ehren stand und das nöthigste Geschäft war, entstammen eine Menge unserer Rufnamen. Nicht selten nannte ein Vater bei der Taufe den einen Knaben Wolfgang, den andern Wolfram ꝛc. Er hoffte, seine Söhne würden später den blutrünstigen Wolf wie die andern wilden Thiere rüstig bekämpfen. Deswegen brauchten auch die vornehmen Knaben nicht viel auf der Schulbank zu sitzen und Latein zu lernen wie die Mönche; wohl aber mußten sie lernen, wie man mit sichrer Faust dem wüthenden Eber den Speer einbohrt, wie man den Wolf hetzt und den Bär in seiner Höhle abfängt. Da galt es meist einen Kampf — Brust gegen Brust; denn trafen Schwert und Speer des Jägers fehl, so faßten ihn desto sicherer die Zähne und Klauen des Raubthieres. Eine rechte Bärenhetze, wie man einen solchen großen Auszug zur Jagd nannte, das war ein Hauptvergnügen, aber sie brachte auch Nutzen, da das Fell des

Münzen in Folge der Entdeckung von Amerika; denn nachdem von dort ein großer Reichthum an edlen Metallen nach Europa gekommen war, wuchs das Geld zu einer nie gekannten Menge an; es wurde daher werthloser gegen die Waren, so daß die Preise für die Waren um das Zehnfache stiegen. Eine fernere Herabsetzung des Geldes ist auch in Folge der neuentdeckten Goldschätze in Californien und Australien eingetreten. (Nach Kirchmann. Geschichte d. Arb. u. Cult.)

Bären zur Kleidung so wie zur Bereitung von Lagerstätten diente, und ein Bärenschinken selbst heute noch von allen Feinschmeckern als ein vorzügliches Fleisch gepriesen wird.

Waren die Herren den ganzen Tag bei Wind und Wetter durch Wald und Wildniß gestrichen, und kamen sie abends mit den erlegten Ebern, Wölfen und Bären nach Hause, so hatten sie tüchtigen Hunger und Durst. Dann hielten sie manches Gelag und erzählten lange Geschichten von Jagden, Gefahren und ähnlichen Dingen. Das Bier, das sie tranken, war freilich nur dünn und süßlich, der Wein aber desto saurer — trotzdem thaten die Jagdmänner nicht selten hierbei des Guten zu viel. Mancher starke Ritter, der am Tage dem Bären kecklich Stand gehalten hatte, sank am Spätabend auf Stroh oder auf die Bärenhaut, welche den Boden des Gemaches bedeckten.

Die geringen Leute lernen von den Vornehmen am liebsten deren üble Gewohnheiten. Ihre guten Eigenschaften kennen zu lernen, kommt ihnen oft gar nicht in den Sinn. So bemühten sich auch damals viele vom geringeren Volk, es den Herren an vielem Trinken und wüstem, wildem Treiben mindestens gleich zu thun. Machten sie nicht als Kriegsknechte die Fehden oder Kriege der Fürsten und Herren mit, so waren ihrer viele Räuber und Mörder, und da es nur sehr wenig gute Gesetze gab, so fürchteten sie sich gar nicht vor der Strafe, sondern thaten, was man ihnen nicht wehren konnte. Polizei- oder Sicherheitsdiener gab es damals so wenig als Gerichtsämter. Es darf uns also nicht wundern, wenn vor 800 Jahren das Wohlbefinden wie das Verhalten sowohl der vornehmen und reichen Leute als auch der geringen viel zu wünschen übrig ließ, und daß eigentlich nur die fleißigen Bürger in den Städten und die Ackerbauer auf dem Lande so friedlich und ehrbar ihre Geschäfte betrieben, wie es sich gehört.

C. Vogel. (Otto Spamer's deutsche Geschichten.)

43. Wie die Deutschen vor sechs- und siebenhundert Jahren sich kleideten und wie sie wohnten.

Wie die Häuser derjenigen unserer Vorfahren eingerichtet waren, die sich mit Feldbau und Viehzucht beschäftigten, das sehen wir genau an den Wohnungen der Landleute in Westfalen, die sich in den Hauptsachen ziemlich gleich geblieben sind. Besuchst du einen solchen Landmann, so findest du auf seinem Besitzthum gewöhnlich ein einzelnes großes Gebäude mit einem mächtigen Dache. Die Giebelseite steht dir gerade entgegen, links und rechts ist der Hofraum. In der Giebelwand bemerkst du ein mächtiges Thor, so hoch und breit, daß ein beladener Wagen bequem einfahren kann. Du trittst ein und siehst dich in einem großen leeren Raume, der sogenannten Diele oder Deele. Der Fußboden ist festgeschlagene Erde, wie auf unsern Scheuntennen. Von der Decke schauen Strohhalme auf dich herab und deuten dir an, daß dort oben das Getreide aufgespeichert ist. Linkshin laufen die Krippen der Pferde und Kühe. Die Thiere schauen mit den Köpfen herein nach der Diele, auf welcher auch ihre Futtervorräthe liegen.

An der andern Seite der Diele sind die Stuben und Kammern für das Gesinde, und am hintern Ende ist die Wohnung des Herrn und seiner Familie. An der Diele selbst findest du den Herd, auf welchem die Speise gekocht wird. In der Wand, welche die Familienstube von der Diele trennt, sind oft auch Fenster, so daß der Bauer sofort sehen kann, ob sein Vieh hinreichend zu fressen hat, ob die Drescher und das andere Gesinde fleißig sind und ob das Essen bald fertig ist. Auf dem Herde brannte man ehedem nichts weiter als Holz, und deshalb hatte jeder im Rauchfang einige Stäbe befestigt, an denen Schinken, Speckseiten und Würste zum Räuchern aufgehangen wurden.

Als die Deutschen ihre Häuser dicht neben einander bauten und auf diese Weise Städte mit regelmäßigen Straßen bildeten, behielten sie die alte Art der Einrichtung noch lange bei. Sie stellten die Häuser mit ihren Langseiten neben einander und ließen sie mit den breiten Giebeln nach der Straße zu schauen. So findest du es noch jetzt in den alten Städten unseres Vaterlandes vielfach. Auch das mächtige Thor und die große Diele ward beibehalten. Trieb der Besitzer auch als Stadtbewohner noch Landbau und Viehzucht, wie viele es thaten, so ward nichts weiter geändert. Beschäftigte sich der Hausherr aber statt dessen mit dem Handel, war er ein Kaufherr, so ward auch die Hauseinrichtung danach etwas verschieden. Statt der Getreidefuder fuhren die Frachtwagen in die große Einfahrt, und in den Räumen über der Diele wurden statt des Getreides die Warenballen aufgespeichert. Neben der Thoreinfahrt hatte der Hauswächter (Hausmann) sein Stübchen, über diesem die Knechte und Mägde das ihre; auf der andern Seite war der Kaufladen, der sich durch eine halbe Thür oder ein Fester nach der Straße hin öffnete; über demselben war das Stübchen der Handelsgehülfen (Commis). Im obern Geschoß wohnte die Familie des Handelsherrn; ja in solchen Städten, die oft durch Kämpfe und Fehden zwischen den Bürgern selbst beunruhigt wurden, richtete man nicht selten die Hausgiebel zu kleinen Festungswerken ein. Man setzte Ecktürmchen darauf, machte Mauerzacken daran und brachte über dem Eingange hervorstehende Rinnsteine mit Oeffnungen nach unten an, durch welche geschmolzenes, brennendes Pech auf die Feinde herabgegossen werden konnte. Jene Vorsprünge nannte man Pechnasen. In dem großen Einfahrtsraume pflegten auch die Dienstleute sich zu versammeln und zu speisen; dort traf der Hausherr mit ihnen zusammen und gab seine Befehle, dort warteten fremde Boten und wurden daselbst verpflegt und abgefertigt.

Zur Zeit Karl's des Großen und seiner nächsten Nachfolger war noch mancher sogenannte Palast (Pfalz) des Kaisers oder der Grafen und vornehmen Herren nur aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt. Später wurde wenigstens das untere Stockwerk aus Steinen aufgeführt, und nur die oberen Geschosse waren hölzern. Sie ragten

dann nicht selten über das Erdgeschoß vor und bildeten mitunter nach der Straße hin einen förmlichen verdeckten Gang (Laube), der auf Säulen ruhte. Zuletzt baute man die ganzen Gebäude bis zur Zinne aus Stein und deckte auch die Dächer mit Steinen, mit Schieferplatten oder gebrannten Dachziegeln. Als man an das Hauptgebäude Nebenhäuser anfügte, stellte man dieselben gern in Form eines Viereckes zusammen, in dessen Mitte der Hofraum blieb. An dem obern Stock der Hintergebäude lief ein vorstehender Gang (Wallerei, Gallerie) entlang, der halb verdeckt war. Von diesem aus konnte man nach allen Zimmern der Gebäude kommen.

Oefen, wie wir solche jetzt in unsern Zimmern haben, gab es in den Wohnungen unserer Vorfahren vor alters nicht. Im ganzen Hause war gewöhnlich nur ein einziger Kamin; das Zimmer, in welchem er stand, diente als Wohnzimmer und Küche zugleich. Hier saß man bei kaltem Wetter rings um das Herdfeuer und wärmte sich, so gut es gehen wollte. Das Kaminfeuer mußte auch die langen Winterabende erhellen, und wenn man auf andere Weise das Zimmer erleuchten wollte, so nahm man kienige Holzspäne zu Hülfe, die in ein Loch der Mauer geklemmt wurden. Oellampen kannte man anfänglich gar nicht, Talg- und Wachskerzen wurden erst später bei den Reichen gebräuchlich. Die Kaufherren lernten auf ihren Reisen mancherlei Schönes und Bequemes in fernen Ländern kennen und brachten es mit nach Hause. An Rauch und Staub fehlte es natürlich in den Zimmern selbst bei den vornehmen Herren nicht, und ein Arbeiter kann gegenwärtig viel behaglicher sein Stübchen einrichten, als früher die Grafen und Barone es vermochten. Der Fußboden war in den meisten Wohnungen ohne Holzdielen, nur aus festgeschlagenem Lehm oder Estrich bestehend. Um es etwas behaglicher zu haben und das Aufstäuben des Lehmes zu verhüten, bestreute man ihn mit Stroh, und so wie gegenwärtig vor den Festtagen oder wenn ein vornehmer Besuch erwartet wird, die Hausfrau die Zimmer ausfegen und scheuern läßt, so schaffte man früher bei denselben Veranlassungen das alte Stroh hinaus und streute frisches. Man hört gegenwärtig manchmal noch eine Hausfrau, welche einen Strohhalm am Fußboden des Zimmers liegen sieht, aus Scherz sagen: „Es kommt heute Besuch!“ Diese Redeweise stammt noch aus jener Zeit her. — Die Wände der Zimmer waren entweder mit Kalk angestrichen oder mit Holz getäfelt. Tapeten gab es noch nicht. Fürsten und Könige behingen sie bei festlichen Gelegenheiten mit gewebten oder gestickten Teppichen. In Manneshöhe lief ein Gesims oder Brett rings um die Wand, auf dem die Prunkgefäße aufgestellt wurden: metallene Becher, Schüsseln ꝛc. Als Schmuck hingen auch an der Wand die Waffen des Hausherrn: sein Panzer, sein Helm und sein Wappenschild, daneben das Schwert und die Streitaxt. Für die übrigen Kleider hatte man entweder ein besonderes Zimmerchen, oder man verwahrte sie in hölzernen Kisten. Dies war selbst bei den Kaisern Gebrauch, die ja ohnehin viel mit ihrem ganzen Gefolge im Lande hin und her ziehen

mußten und dann ihre Kostbarkeiten auch mit sich führten. Jene Kisten bildeten oft auch im Zimmer gleich die Sitze und wurden häufig durch aufgelegte Decken in Sofa und Schlafstellen umgewandelt. Die Hausfrau hatte bei den Vornehmen wohl ihr besonderes Zimmerchen; dies war aber gewöhnlich sehr klein, und das Bett war nicht selten gänzlich in die dicke Hausmauer eingearbeitet. Reiche Herren hatten zum Empfang der Gäste und zu festlichen Gastmahlen auch eigene Säle eingerichtet, die Gallerien für Musiker enthielten.

Die Hauptpracht suchten unsere Vorfahren in ihren Kleidern. Heutzutage würde es höchst lächerlich erscheinen, wenn ein vornehmer Herr sich in bunte Kleider stecken wollte; man verzeiht es ihm höchstens, wenn ein Amt ihm einen besonderen Anzug zur Pflicht macht, der nicht selten noch aus alter Zeit herstammt. Bei allen Gelegenheiten, bei denen sich jetzt angesehene und wohlhabende Männer feierlich versammeln, erscheinen sie entweder in einfach schwarzer Kleidung, oder sie haben Kleider von einer ähnlichen, nicht auffallenden Farbe. Früher aber wendeten die Leute alle mögliche Sorgfalt darauf, bei öffentlichen Gelegenheiten es einander zuvor zu thun. Die Männer trugen Leibröcke, mit Zacken und Borten besetzt oder mit bunten Figuren gestickt. Zu manchen Zeiten liebte man sehr weite Aermel, die noch einmal aufgeschlitzt und mit Stücken Zeug von ganz anderer Farbe aufgeputzt waren. Zu anderen Zeiten machte man die Beinkleider so umfänglich, daß sie weit aufpauschten; dann wieder die Spitzen der Schuhe so lang, daß sie einen förmlichen Schnabel bildeten. Seide und Seidensammet hatte man anfänglich zwar nicht, sondern mußte sich mit Leinwand und wollenen Stoffen begnügen. Baumwolle war auch wenig bekannt und ward erst später gebräuchlich. Schon in den ältesten Zeiten verstanden es unsere Deutschen, aus Metall allerlei Schmuck und Kriegsrüstungen herzustellen, und hierin suchten in jenen Zeiten, in denen so häufig Kriegsunruhen, Streit und Hader ausbrachen, die Männer einander zu überbieten. Die Frauen suchten es den Männern womöglich zuvor zu thun. Sie waren es ja, welche für jene die Kleider anfertigten, ja oft genug die Zeuge zu denselben webten und das Garn spannen. Sie putzten sich mit gestickten Gewändern und funkelnden Hauben auf die verschiedenste Weise, und je vornehmer eine erscheinen wollte, desto länger machte sie ihren Mantel. Es kam selbst dahin, daß eine oder zwei Diener hinter einer solchen Dame hergehen und den nachschleppenden Mantel tragen mußten.

Männer und Frauen trugen gewöhnlich einen Gürtel. An diesem hing ein Ledertäschchen mit dem Geld oder nöthigen Kleinigkeiten; bei den Männern auf der rechten Seite ein Dolchmesser, bei den Frauen außer dem Schlüsselbund auch wohl der Gebetsrosenkranz. Die Frauen ließen ihr Haar entweder lang herabhängen oder flochten es zu Zöpfen; viele Männer trugen ebenfalls das volle Haar in Locken oder stutzten es so weit ab, daß es ihnen nicht unbequem wurde.

C. Vogel. (Deutsche Geschichten. Otto Spamer.)

44. Ein Abendtanz zur Zeit Maximilians.

....Es ist im Ulmer Rathhaussaal. Den Vordergrund des Bildes nehmen Zuschauer und die Pfeifer, Trommler und Trompeter ein, die, nach dem Ausdruck eines alten Turnierbuches, eins aufblasen. Zu beiden Seiten, mehr dem Hintergrunde zu, steht die tanzlustige Jugend, in reiche, schwere Stoffe gekleidet. In unseren Tagen sieht man bei solchen Gelegenheiten nur zwei Grundfarben, schwarz und weiß, worein sich die Herren und Damen wie in Nacht und Tag gekleidet haben; anders zu jenen Zeiten. Ein überraschender Glanz der Farben strahlt uns aus jenem Bilde entgegen. Das herrlichste Roth, vom brennendsten Scharlach bis zum dunkelsten Purpur, jenes brennende Blau, das uns noch heute an den Gemälden alter Meister frappiert, sind die freudigen Farben ihrer malerisch drapierten Gewänder. Die Mitte der Scene nimmt der eigentliche Tanz ein. Er hat am meisten Aehnlichkeit mit der Polonaise, denn er ist ein Umzug im Saale. Den Zug eröffnen vier Trompeter mit langen Wappenfahnen an den Instrumenten; diesen folgt der Vortänzer und seine Dame; diese Stelle bekleidet nach jedem Tanze wieder ein anderer, und es entschied hierbei nicht die Geschicklichkeit sondern der Rang des Tänzers. Auf diese folgen zwei Fackelträger und dann Paar um Paar der lange Zug der Tanzenden. Die Damen schreiten ehrbar und züchtig einher, die Männer aber setzen ihre Füße wunderlich, wie zu kühnen Sprüngen, einige scheinen auch mit den Absätzen den Takt zu stampfen, wie wir auf jeder Kirchweihe in Schwaben noch heutzutage sehen können.

Hauffs Lichtenstein.

45. Der deutsche Handel vor den Kreuzzügen.

Die Hauptquelle aller städtischen Gewerbe war der Handel. Die alten Deutschen hielten den Handel für ein dem freien Manne unanständiges Geschäft, daher überließen sie ihn bis zu den Zeiten der Karolinger größtentheils den Fremden. Diese waren Italier, besonders Lombarden, Juden, Westfranken und Italiener. Zu der Zeit, als die rheinischen Städte wiederhergestellt und andere gegründet wurden*), war der Handel nicht besonders beträchtlich, und der bedeutendste Handelsartikel bestand in Sklaven, deren Verkauf von der Kirche zuerst beschränkt und dann ganz verboten wurde. Durch die Wiederherstellung und den Neubau der Städte gewann der Handel eine größere Ausbreitung, denn die auswärtigen Kaufleute erhielten sichere Ablageplätze für ihre Waaren. Durch die Priesterschaft und den christlichen Gottesdienst wurde der Handel vorzüglich belebt, daher denn auch an den Domkirchen und Klöstern die wichtigsten Märkte und Handelsniederlagen entstanden.

*) Als die Franken das Christenthum annahmen.

An den hohen Festen und Namenstagen der Heiligen strömte das Volk in großer Menge zu den Dom- und Klosterkirchen, um daselbst dem prunkvollen Gottesdienst beizuwohnen. Dieses benutzten die Kaufleute und stellten an den Vorabenden der Feste und an den Festtagen ihre Waren feil. Die Geistlichen begünstigten diesen Handel aus allen Kräften, weil die dadurch für ihre Stifter und Klöster erwachsenden Vortheile augenscheinlich waren. Sie gestatteten den Kaufleuten, die Waren in den Vorhallen und Seitenschiffen der Kirchen, selbst während des Gottesdienstes, auszustellen und zu verkaufen, und alle Verbote frommer Könige und Päpste gegen diesen Unfug blieben ohne Wirkung. Die Geistlichen waren die stärksten Verbraucher der Handelswaren, da sie, im Besitz großer Güter und Einkünfte, einen größeren Aufwand machten, als die Laien; auch wurden manche Handelsartikel ausschließlich bei dem Gottesdienste gebraucht. Da Fleischspeisen das Hauptnahrungsmittel der Stifts- und Klostergeistlichen ausmachten, so wurde ihnen, in Ermangelung hinreichender Bewegung, der starke Verbrauch der Gewürze unentbehrlich, daher denn auch der Gewürzhandel sehr frühe beträchtlich wurde. Kostbares Räucherwerk, als Bernstein und Weihrauch, dann Wachs zu Kerzen, endlich kostbare Zeuge und Teppiche zur Bekleidung der Altäre waren Bedürfnisse für den Gottesdienst, die aus der Fremde bezogen werden mußten. Endlich brauchten auch die Priester und Mönche ausländische Stoffe, namentlich das Bekram oder Buceranum, aus Garn und feinem Ziegenhaar gewebt, zu ihrer Bekleidung. Getrocknete und gesalzene Fische wurden als Fastenspeisen in großer Menge verbraucht und machten einen Handelsartikel von großer Bedeutung aus. — Mit der Vermehrung des Reichthums der Geistlichkeit vergrößerte sich auch ihr Aufwand und die Pracht in den Kirchen, und nun kamen noch Scharlach, Sammet, kostbare gewebte Teppiche, Gold- und Silberstoffe, künstlich gearbeitete Gefäße von edlen Metallen und Edelsteinen in Gebrauch. Kostbares Pelzwerk war sowohl bei geistlichen als weltlichen Großen zum Putz unentbehrlich, daher eine gesuchte Ware.

Nächst der Geistlichkeit beförderte der Kriegerstand den Handel durch den Verbrauch vieler auswärtigen Waren. Es gehörten dazu Waffen, als Schwerter, Dolche, Lanzen, Pfeile, ferner Lederwerk, als Handschuhe, Beinbekleidung, Zäume, Sättel, Degenkoppeln und alle Gattungen von gegerbtem Leder. Dieses waren die Hauptartikel des Handels schon in den ersten Zeiten nach der Gründung der Städte. Das Bedürfniß darnach war allgemein und stieg mit der Zunahme der Bevölkerung; deshalb hatten die Kaufleute einen ansehnlichen Gewinn. Sie ließen sich nun in den Städten nieder, die sie anfangs nur des Handels wegen besucht hatten, und ihr Wohlstand wurde so anlockend für die Deutschen, daß sie ihren Widerwillen gegen den Handel bekämpften und sich dem Kaufmannsstande widmeten.

Der Handel hat einen so entschiedenen Einfluß auf das Ge-

deihen der deutschen Städte gehabt, daß es hier der rechte Ort zu sein scheint, einiger Städte näher zu erwähnen, die dem Handel ausschließlich ihren Flor zu verdanken haben.

Zu den ältesten deutschen Handelsstädten gehört Bremen, die schon unter Kaiser Otto I. im Jahre 937 für reichsfrei erklärt wurde und das Marktrecht erhielt. Von Kaiser Heinrich II. erlangte sie im Jahre 1003 das Recht, jährlich zwei Messen zu halten, die sehr stark besucht wurden. Bremen trieb während der Kreuzzüge eine lebhafte Schiffahrt nach Palästina und sandte dahin und nach Portugal ganze Flotten. Bremer und Lübecker Seefahrer entdeckten Liefland, veranlaßten daselbst die Einführung des Christenthums und gründeten die ersten Städte. Bremer und Lübecker waren es auch, die in dem Lager vor Accon ein Lager für kranke Wallfahrer und Krieger errichteten, aus welchem im J. 1109 der deutsche Ritterorden hervorging.

Hamburg wurde wahrscheinlich zugleich mit der Burg im Jahre 808 oder dem Bisthum 811 gegründet, unbezweifelt aber besaß diese Stadt schon zu Ottos III. Zeiten das Stapelrecht. Kaiser Friedrich I. verlieh ihr die Zollfreiheit auf der Elbe für ihre eigenen Güter. Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erlangte der Hamburger Handel eine sehr große Ausdehnung.

Lübeck wurde schon im zwölften Jahrhundert die wichtigste Seestadt in ganz Deutschland. Die Grafen von Holstein hatten sie von den Wenden erobert und mit Holländern und Westfalen bevölkert. Heinrich der Löwe entriß sie dem Grafen Adolf von Holstein, erbaute sie, nachdem sie durch einen Brand zerstört worden war, an einer bequemeren Stelle und ertheilte ihr wichtige Freiheiten, die Kaiser Friedrich I. bestätigte, der sie auch im J. 1188 reichsfrei machte. Sie hatte ihren lebhaften Handel vorzüglich der Zollfreiheit zu danken, die bei ihr alle nordischen und östlichen Völker genossen, bei denen sie sich dafür ein gleiches Vorrecht erwarb. Im J. 1176 erhielt sie ein Handelsprivilegium von dem Könige von England und wetteiferte nun mit Köln in dem englischen Handel. Eine zweite Veranlassung des Emporkommens von Lübeck gab die Zerstörung von Bardewik im J. 1189. Bardewik war ein uralte, hochberühmte und sehr reiche Handelsstadt, die unter der Oberherrlichkeit der Herzöge von Sachsen stand. Heinrich der Löwe ließ sich besonders angelegen sein, den Handel von Bardewik zu beschützen, und hemmte sogar deshalb den Handel Lübecks. Nachdem dieser Herzog aber in die Reichsacht verfallen war, verschlossen ihm die Bürger von Bardewik die Thore, als er vor der Stadt erschien, und verhöhnten ihn auf die unanständigste Weise. Er schwur, sich dafür zu rächen, und als er aus seiner Verbannung von England zurückgekehrt war, da erfüllte er seinen Schwur und zerstörte Bardewik von Grund aus. Der größte Theil der Kaufleute dieser Stadt ließ sich nun in Lübeck nieder, welche dadurch schnell zu einer mächtigen Handelsstadt emporblühte. — Kaiser Friedrich ernannte im J. 1182 die Lübecker Rathsherren zu immerwährenden kaiserlichen Räthen und ertheilte ihnen als solchen das Vorrecht, Gold auf ihren Kleidern zu tragen.

Auch Stade war unter Heinrich dem Löwen blühend und gelangte zu einer gewissen Wichtigkeit, bei der sie sich aber nach dem Emporkommen Hamburgs nicht erhalten konnte, obwohl sie mit Freiheiten und Gnadenbriefen überreich versehen war.

Magdeburg, schon zu Karls des Großen Zeiten als eine Handelsstadt von Wichtigkeit bekannt, wurde bald die erste Stapelstadt für den slavischen Handel. Kaiser Otto I. begünstigte sie ganz vorzüglich, erklärte sie für die Hauptstadt aller sächsischen und wendischen Länder und gab ihr im J. 938 und 972 Freibriefe, wodurch sie die ausgedehntesten Vorrechte unter allen deutschen Städten erhielt. Papst Martin stellte Magdeburg unter den besonderen Schutz des heiligen Peter. Kaiser Lothar, der alle ihre von den sächsischen Kaisern erhaltenen Vorrechte bestätigte, machte im J. 1133 ihren Schöffenstuhl zum Obergerichtshof aller östlich deutschen Länder, wodurch ihr Weichbildsrecht das allgemein geltende Hof- und Handelsrecht für Sachsen und die Ostseeprovinzen wurde.

Nächst Magdeburg war Halle an der Saale eine bedeutende Lagerstadt für den slavischen Handel und erhielt deshalb schon unter Karl dem Großen Befestigungen. Bereits im J. 1124 hatte sie eine weltberühmte Messe, und der Bischof Otto von Bamberg kaufte auf derselben, als er nach Pommern ging, um die dortigen Heiden zu bekehren, eine solche Menge kostbarer Waren, als Scharlach, Sammet, gestickte Teppiche, goldene und silberne Gefäße, daß damit dreihundert und fünfzig Wagen beladen wurden. Das in Halle gesottene Salz machte einen wichtigen Handelsartikel aus, welcher nach den nordischen Ländern verführt wurde.

Goslar, von Heinrich I. gegründet, erfreute sich der öftern Anwesenheit der sächsischen und fränkischen Kaiser, die daselbst eine Pfalz besaßen und die Stadt mit großen Freiheiten begabten. Dadurch und durch den Bergbau gelangte Goslar zu einem hohen Wohlstande, gerieth aber, nachdem ihre Schmelzhütten mehrmals zerstört waren und nachdem Kaiser Otto IV. im Jahre 1205 sie erobert und geplündert hatte, in Verfall.

Die Stadt Soest in Westfalen war bereits im zehnten Jahrhundert reich und stark bevölkert und trieb einen lebhaften Handel ins Ausland. Von ihren Handelsverbindungen in fernen Ländern zeugen mannigfaltige Verordnungen, die darauf Bezug nehmen. Im dreizehnten Jahrhundert besaß sie Handelsniederlagen in England und in Riga. Das Soester Stadtrecht aus dem zwölften Jahrhundert hat lange als Richtschnur für andere Städte gegolten.

Die Bewohner von Köln trieben schon zu der Römer Zeiten einen lebhaften Handel; zu christlicher Zeit hat Köln wahrscheinlich unter allen deutschen Städten die älteste Messe gehabt, die um Ostern gehalten und von Kaufleuten aus den entferntesten Ländern besucht wurde. Diese Stadt verschiffte Getreide, Wein, Leinen- und Wollen-

waren und Häute nach den Niederlanden und auch übers Meer. Im elften und zwölften Jahrhundert war ihre Handelsverbindung mit England von großer Bedeutung, wie besonders aus einem Schreiben Königs Johann von 1208 erhellet. Im dreizehnten Jahrhundert sandte Köln ganze Flotten ins Meer. Wie wichtig ihr Handel gewesen ist, ergiebt sich schon daraus, daß alle niederländischen, rheinischen und westfälischen Städte sich des Kölner Maßes und Gewichtes bedienten; die Kölnische Münzwährung galt sogar in vielen ausländischen Handelsörtern.

Durch den Handel sind beinahe alle städtischen Gewerbe gegründet, wenigstens aber belebt worden und in Aufnahme gekommen: unmittelbar und zuerst der Geldwechsel, die Gastwirtschaft, die Rhederei und das Fuhrwesen, mittelbar auch die Handwerke und die Künste.*)

Dr. Rauschnick. Das Bürgerthum und Städtewesen der Deutschen im Mittelalter.

46. Innungen und Zünfte im Mittelalter.

Neben den Geschlechtern oder Patriziern stand die regierte Bürgerschaft, gegliedert in Innungen, in diesen die Männer des besitzenden Mittelstandes als die Herren. Die Innungen waren Genossenschaften derer, welche ähnliche Erwerbsinteressen hatten in Handwerk und Kramhandel, auch sie hatten gemeinsamen heiligen Altar oder Kapelle, um das Wohl ihrer Mitglieder im Jenseits zu fördern, und eine Kasse zur Unterstützung für Kranke und Hülflose und zu ehrlichem Begräbniß.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigstens drei Jahre als Kind lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach Handwerksordnung bei einem andern, der das Handwerk selbständig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Gesellen Brauch und Gesetz. Es war sicher uralt, wir finden es aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert erwähnt.

Einst hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg eines Herrn gesessen, da waren denen von gleichem Gewerb ein oder mehrere Meister gesetzt worden; seit die Handwerker persönliche Freiheit und selbständige Ordnung ihres Handwerkes gewonnen, wurde bei den

*) In der Blüte der Kaiserzeit waren die Handelsstraßen zwar mit manchem Zoll belegt, doch im ganzen ziemlich sicher und von Wegelagern verhältnißmäßig wenig beunruhigt; denn das Raubritterthum in seiner vollsten Entwickelung ist erst eine Erscheinung des 14. und 15. Jahrhunderts. Doch mußte der Kaufmann bewaffnet ziehen, die Waren gingen caravanenweis in größeren Zügen, auf Saumrosse oder große Wagen gepackt, die dann freilich, da keine Chausseen, ja nicht einmal überall Knüppeldämme und roh gepflasterte Straßen vorhanden waren, oft Mühe hatten, vorwärts zu kommen. Bewaffnete Knechte folgten zur Deckung. Eine bequemere Fahrt boten die herrlichen Wasserstraßen, besonders die des Rheines und der Donau. (David Müller.)

meisten Handwerkern „Meister“ allmählich ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorsteher, sondern jedes, der das Handwerk mit Bürgerrecht in selbständigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genossenschaft der Bauhandwerker, welche in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigte, blieb der Name Meister länger ehrende Bezeichnung des obersten Vorstehers, der um 1300 wohl einer aus den Patriziern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung seines Handwerkes zu gehören, nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung bestand aus Männern desselben Handwerks, oft waren mehrere zu einer Brüderschaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Anzug fremder Arbeiter leicht. Da bemühten sich die Innungen zuerst durchzusetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Brüderschaft werden mußte, demnächst, daß die Aufnahme in die Brüderschaft abhängig wurde von den Vorschriften, welche sie für Lehre und Ausübung des Handwerks gesetzt hatten.

Dieselben Genossenschaften hatten seit früher Zeit auch eine militärische Bedeutung, denn der Bürger war verpflichtet, unter dem Banner seiner Innung Kriegsdienst zu leisten, die Knechte, wie es scheint, in leichterer Rüstung, die Bürger auch darin im Gegensatz zu den Geschlechtern, daß sie in der Regel zu Fuß kämpften.

Endlich, jede dieser Innungen war nach deutscher Weise eine Schwurgenossenschaft, deren Mitglieder gelobt hatten, „Liebe und Leid“ mit einander zu tragen, sie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meister waren die Genossen seiner Werkstatt und seines Hofes wieder durch Gelöbniß verbunden. Eine Bürgerschaft, so fest gegliedert, in dem Gefühl des Wohlstandes und physischer Ueberlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen, von der Regierung der Stadt ausgeschlossen zu sein. Die Geschlechter aber gaben Veranlassung zu gerechten Beschwerden, ihr Regiment wurde als hart und parteisüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchst gewissenlos. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreise den Rath, oder der Rath, dessen Mitglieder jährlich wenigstens theilweise wechselten, bestimmte selbst die Nachfolger. Gegen diese alten Schäden, welche überall der Herrschaft regierender Familien anhängen, vereinigten sich die Innungen sämmtlich oder in der Mehrzahl zu Klagen, endlich zu offenem Aufstand. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Rathsstühle umwarf; in den meisten Stadtmauern wechselten wilde Aufstände und erzwungene Theilnahme der Handwerksmeister am Rath, gänzlicher Ausschluß der Geschlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patrizischen Reaction. Aus diesen inneren Kämpfen erwuchs eine gemischte Verfassung, welche den Innungsgenossen eine Theilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung sicherte, den Geschlechtern

doch den Haupttheil der Geschäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Uebergang aus einem Beruf oder Stand in den andern zu hindern. Wer heute Handwerker und Zunftgenosse war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenigen Jahren Reichthum und Bedeutung gewinnen, welche ihn zum Eidam alter Geschlechter machten; und wieder einzelne Geschlechtsgenossen versanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk zurück. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erreichen; dieser Umstand verdarb den Geschlechtern in der Folge das Turnierrecht, aber er sicherte ihm auf Jahrhunderte die Verbindung mit neu angesammeltem Capital und führte unablässig frisches Blut in seine Häuser. Wer das Leben um 1300 und in den nächsten Jahrhunderten mustert, der bemerkt mit Verwunderung, wie schnell — verhältnißmäßig — die Namen der Familien in einer Stadt sich ändern, sie sterben aus oder ziehen weg, und neue Namen treten an ihre Stelle.

Jeder ältere Handwerksmann wußte um 1300, daß sein Handwerk seit Menschengedenken große Veränderungen erfahren hatte. Ueberall größere Kunst und Reichlichkeit des Lebens, neue Handwerke waren entstanden, unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren wohl zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum Nestel- (Heftel-) macher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten sich getrennt, und die Beutler verfertigten Handschuhe und zierliche Ledertaschen für die Frauen und parfümierten sie mit Ambra; die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen, sie verstanden, durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen, sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattierten die Gewänder und schliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine sehr wichtige und ansehnliche Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt; schon damals war Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen gerissenen und geschlitzten Kleider nicht verstand. Sogar die Schuster waren sehr kunstreich geworden, ihr Handwerk war schwierig, sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahnes hinabhingen. Es war Rittertracht, der Rath wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich, die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch die Schuster hatten sich getheilt: wer moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte sich, nicht überall, aber z. B. in Bremen, „Corduaner", die andern hießen schwarze Schuhmacher, sie hatten wieder die Altbüßer von sich ausgeschlossen, diese saßen als kleine Leute in besonderen Stunden bei ihrer Bastelarbeit.

Daß die Handwerker sich stolz in ihrer Kunst fühlten, sah man schon auf der Straße an den Häusern, wo ihre Innungsstuben waren. Denn sie hatten, wie die Geschlechter, ein schönes Wappen drangemalt. Das hatten sie sich selbst gesetzt nach alter Ueberlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schilde führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wilands des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutschen König verliehen worden, weil sie ihm tapfer beigestanden; so sahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn sie wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, welche in den anderen Pranken ein Schwert hielten, und war ihnen vom Kaiser Karl IV. wegen ihres Löwenmuthes zugetheilt worden.

Durch ein eigenes Ceremoniell, die sogenannte Vorsage der Zunft, ist das ganze Leben des Handwerkers in seiner Innung gefestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Gesellen geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meisters. Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksgebrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder thue. Auch der Tagesverkehr des Meisters und seiner Knechte, alle Leistung, ja alle Gunst und Gefälligkeit ist in herkömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen an einander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, so weit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel Hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in die er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vortheile bot, immer künstlicher wurde. Eben so wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwange erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt dem Gescheiten lästig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Privilegierten nicht mehr dem Bedürfniß der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, besserer Schule und freierer Intelligenz auch die höhere Idee der freien Concurrenz und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerkes sind dem Geschlecht der Gegenwart veraltet. Wir aber denken daran, daß sie dem deutschen Handwerksgesellen einst die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Thal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf frem-

der Erde in der Gemeinschaft mit seinen Brüdern so lange zu hämmern, zu messen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unserer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutschen Volke zugemessen, angehämmert und eingenäht waren.

Nach Gustav Freytag.

47. Die Meistersänger.

Wir wissen nicht ganz genau, wann das Institut der Meistersänger und ihrer Zünfte oder Gesellschaften in den Städten entstanden ist; Frauenlob gilt für den Stifter der Mainzer Meistersängerschule als der ältesten, doch ist das fast unzweifelhaft eine Fiction (Erdichtung); so viel ist gewiß, daß sie in der Mitte des 15. Jahrhunderts bereits existierten und gegen das Ende desselben als ein sehr altes, in graue Vorzeit und sagenhaftes Dunkel sich verlierendes Institut gelten. Ihre Sitze waren vorzüglich die süddeutschen Städte, vor allem Mainz, sodann Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Colmar, Ulm und andere auch kleine Orte. Hier schlossen sich theils die Meister eines und desselben Handwerks, wie in Colmar die Schuhmacher, in Ulm die Weber, theils aber, und in den meisten Städten, die gesanglustigen und gesangkundigen Meister aus verschiedenen Handwerken zu einer Sängerzunft zusammen, wiewohl sie nicht für eine eigentliche Zunft, sondern nur für eine (freie) Gesellschaft gelten wollten. Ehrbar, sittlich, streng und fromm übten diese Meister ihre Kunst als eine vorzugsweise heiligen Zwecken gewidmete; ja in den späteren Jahrhunderten, nach der Reformation, durften den Gesängen nur biblische Texte untergelegt werden; und wenn sie dafür auch nicht die Poesie repräsentieren, so repräsentieren sie dafür in desto erfreulicherer Weise das Beste des damaligen socialen Lebens: die strengste Ehrbarkeit, die tiefe ernste Haltung, die stille Genügsamkeit und zufriedene Häuslichkeit, das feste Zusammenhalten und die treue Einigkeit des deutschen Bürgerstandes. Wenn der Handwerksmeister sein Webschifflein in Ruhe gestellt, Ahl und Pechdraht bei Seite gelegt, die Nadel aufgesteckt und die Schere an den Wandhaken gehängt hatte, dann übte er sich in der einsamen Stille seines Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge, und kam dann der Schultag heran, so wurde die mit bunten Schildereien gezierte Schultafel ausgehängt, zur Ankündigung, daß Sonntag nachmittags nach den Gottesdiensten Schule gesungen werden sollte auf dem Rathhause oder, wie zumal späterhin gewöhnlich war, in der Kirche. Es versammelten sich dann die Meister der Sängergesellschaft, die Sänger und Dichter, die Schulfreunde und Schüler derselben und ein großer Kreis von Bürger und Bürgerinnen; die Meister, um ihre neu erfundenen Töne, neue Gedichte in neuer künstlicher Reimverschlingung und künstlicher Weise, die Singer und Dichter, um die Nachdichtungen fremder berühmter Töne, die Schulfreunde und Schüler, um die Gesänge der Meister zu eigener

Uebung hören zu lassen; und tiefes, ehrerbietiges Schweigen herrschte in der oft ungemein zahlreichen Versammlung. Obenan saß der Vorstand der Gesellschaft, das sogenannte Gemerk: der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Verwalter), der Merkmeister und der Kronmeister. Neben dem Merkmeister standen die Merker (ein schon in der späteren Minnepoesie vorkommender Name), d. h. die Kritiker, Richter, welche jeden sorgfältig aufmerkten und am Schlusse des Gesanges das Urtheil über die Sänger sprachen. Der vorzüglichste Sänger der diesmal abgehaltenen Singschule wurde dann von dem Kronmeister mit einem oft recht kostbar gezierten (der Gesellschaft zugehörenden und verbleibenden) Kranze gekrönt, ihm auch wohl ein sogenanntes Kleinod an einer Kette um den Hals gehängt. In manchen bevölkerten und reichen Städten besaß die Meistersängergesellschaft einen sehr ansehnlichen Schatz von Pretiosen (zusammen auch Kleinod genannt), so daß diejenigen Meister, welche früher schon gekrönt worden waren, in jeder Singschule mit ihren Zierden ausgestattet erscheinen konnten. Gekrönt und mit dem Kleinod versehen zu werden, war für den Gekrönten selbst, für Gattin und Kinder, für die ganze zahlreiche Verwandtschaft und für die Zunft selbst, welcher der gekrönte Meister angehörte, die höchste Ehre und Freude. Die vorzüglichsten Gedichte wurden dann in ein großes Buch zusammengeschrieben und dieses von dem Schlüsselmeister sorgfältig aufbewahrt. Das waren die Feierabend- und Feiertagsbeschäftigungen, die Sonnabend- und Sonntagsvergnügungen der Handwerker der Vorzeit, das waren die Erholungen und Freuden der alten Väter des bescheidenen Handwerkes, deren wir uns wahrlich nicht zu schämen haben in ihrer beschränkten Häuslichkeit, ihrer strengen Züchtigkeit und bescheidenen Ehrbarkeit, während der höhere Bürgerstand oft in Genußsucht und Prachtliebe sich verzehrte, der Bauer zum großen Theile in geistiger und physischer Niedrigkeit am Boden lag, die Gelehrten dem Genius und dem Weine dienten, zahllose Müssiggänger und fahrende Leute einer maßlosen Trinksucht fröhnten und die Ritterschaft in blutigen Händeln und rohen Fehden ihr edles Erbtheil vergeudete. — Jahrhunderte lang dauerte die Uebung dieses Meistergesanges; im 16. Jahrhundert war er am lebendigsten, aber auch das siebenzehnte mit seinen dreißigjährigen Kriegsstürmen vermochte ihn nicht zu zerstören; er dauerte bis tief in das 18. Jahrhundert fort; und nachdem er am frühesten in Mainz, der ältesten Heimat, erloschen war, wurde in Nürnberg, der zweiten Heimat, um das Jahr 1770 die letzte Singschule gehalten. Nur in Ulm überdauerte der Meistergesang sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege: noch waren daselbst im Jahre 1830 zwölf alte Singmeister übrig, welche zuweilen noch, nachdem sie erst vom Rathhause aus ihrer „Schaustube", dann auch aus einem anderen städtischen Locale ausgetrieben worden waren, in den Handwerkerherbergen ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen Gedächtnisse, so daß es un-

begreiflich erschien, wie sich die künstlichen Texte und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahre 1839 waren nur noch vier dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, der Schlüsselmeister, der Merkmeister und der Kronmeister, — und diese haben am 21. October 1839 den alten Meistersang feierlich beschlossen und bestattet: ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen."

Die Poesie dieses nunmehr völlig verklungenen Meistergesanges war freilich nicht viel mehr als eine Reimkunst in strengen Formen, nach unverbrüchlichen Regeln, in welchen eine freie Bewegung des dichtenden Geistes kaum möglich war; ja es wurde eben recht handwerksmäßig, auf den Geist der Dichtungen, wenn nur keine „falsche Meinungen" (anstößige, unchristliche, später auch, da die Meistersänger hauptsächlich in evangelischen Städten ihren Sitz hatten, unevangelische Gedanken und Stellen) oder „blinde Meinungen" (Undeutlichkeiten) vorkamen, vielmehr alles recht deutlich, verständig, plan und ordinär gefaßt war, gar nicht, sehr viel aber auf die Worte und Silben gesehen, über die es 32 Strafregeln gab. Der Strophenbau war streng der der alten Minnesänger, der dreitheilige, mitunter bis zur Ungeheuerlichkeit, bis zu 100 Reimen die Strophe ausgedehnt und mit den wunderlichsten Namen bezeichnet; so gab es nicht allein einen blauen und einen rothen Ton, sondern auch eine gelb-Veielein-Weis, eine roth-Nuß blüh Weis, eine gestreift-Safranblümleinweis, eine warme Winterweis und eine englische Zinnweis, eine gelb-Löwenhautweis, eine kurze Affenweis und eine fett-Dachsweis. Am Ende des 17. Jahrhunderts waren solcher verschiedener Bauarten der Singstrophe oder Töne (Weisen) in Nürnberg nicht mehr als zwei hundert zwei und zwanzig in voller Uebung. Als die Anfänger ihrer Kunst verehrten sie eine Zwölfzahl von alten Meistern, zum Theil wirklichen Minnesängern der alten Zeit. Der Inbegriff aller ihrer Regeln und Ordnungen hieß die Tabulatur, und dieses Wort ist uns ja noch jetzt geläufig, um in der Redensart: „Da gehts ganz nach der Tabulatur" auszudrücken, daß es so recht streng und steif regelrecht hergehe. So ging es denn auch wirklich in der Meistergesangs-Poesie her: der Meistergesang war etwas aus aller Entwicklung der Poesie Heraustretendes, mit der Zeit in keinem Contact Stehendes, ausschließlich das Altüberlieferte formell Festhaltendes; darum hat er auch nur als das lang hingedehnte Ende des Minnegesanges, nicht um seiner selbst willen, in der Literärgeschichte Bedeutung; weit wichtiger ist er, wie sich bereits ergeben hat, für die Cultur- und Sittengeschichte.

Vilmar.

Wie gering man auch immer von der Meistersängerkunst denken mag, so muß man doch das Streben dieser ehrsamen Bürger, denen derartige Beschäftigungen in der Regel fern liegen, im hohen Grade achten. Es verräth eine kräftige Natur und einen tüchtigen Sinn, daß Handwerker, die sonst so sehr vom Zunftneide und von kleinlichem Haß beherrscht werden, sich in die Genossenschaft der Sänger aufnehmen ließen und diese dadurch zu einem gemeinsamen Bande der Bürgerschaft machten. Ist es nicht höchst ehrenwerth, daß Gewerbsleute ihre Feierstunden, die gewöhnlich in der Schenke zum Verderben der Häuslichkeit vergeudet werden, einem höheren Streben zuwendeten und nach des Tages Last und Hitze neue Lieder dichteten, neuen Tönen nachsannen oder die alten einübten und alles in große Bücher einschrieben? Wahrlich, diese Sängergesellschaften, deren Zweck jeden Eigennutz, jede Niedrigkeit der Gesinnung ausschloß, die nur durch Freundschaft und gemeinsames Bestreben zusammengehalten wurden, sind ein schöner Beweis von der Tüchtigkeit, dem Gemeingeiste und der kräftigen Anlage des Bürgerstandes der Reichsstädte. Mit edler Hingebung widmeten die Meister der Sängerschulen ihre, wenngleich geringen Kräfte der Ausbildung einer Kunst, die bei aller Steifheit doch für Veredlung der Sprache und für Erhaltung der Sitte und Bildung unter dem Gewerbestande von den segensreichsten Folgen war; mit rührender Aufopferung bildeten sie ohne allen Entgelt Lehrlinge und Schüler mühsam zu gleicher Kunstfertigkeit und Kunstliebe heran und retteten die Poesie aus der Erniedrigung und Verachtung, in die sie bei den Höfen und dem Adel gesunken war. Sie beweisen, daß der Sängerstand der Unterstützung Mächtiger entbehren und selbständig bestehen könne.

Weber.

48. Die Baukunst im Mittelalter.

Der belebende Mittelpunkt, um welchen die ganze reiche Kunstthätigkeit im Mittelalter sich bewegte, waren Kirchen und Klöster. Vor allem galt es dem christlichen Geiste jener Zeit als eine hohe Aufgabe, dem Herrn des Himmels und der Erde, der in unserer Mitte wohnt, ein würdiges Haus zu bauen und darin die Einheit der Christengemeinde in ihrem freien Emporstreben zu Gott sinnbildlich darzustellen. Für diese erhabene Aufgabe wurden alle Kräfte des schaffenden Geistes, der ganze Reichthum einer kühnen Phantasie, die vereinte Thätigkeit von Jahrhunderten und die christliche Liebe von Millionen gläubiger Christen aufgeboten. So entstanden jene herrlichen Dome des Mittelalters, welche durch Großartigkeit des Gedankens, Innigkeit des Gefühls und Pracht der Ausführung die Bewunderung aller späteren Geschlechter weckten.

Man unterscheidet in der christlichen Baukunst des Mittelalters drei Hauptstilarten: den byzantinischen Stil, den romanischen oder Rundbogenstil und den gothischen oder Spitzbogenstil. Die

ersten christlichen Kirchen wurden im römischen Baustile erbaut. Die sogenannte Basilika, eine weite, im Innern getheilte und auf Pfeilern oder Säulen ruhende Halle zu Versammlungen, diente hierbei zur Grundlage. Diesen ältesten kirchlichen Baustil nannte man den byzantinischen, sofern das alte römische Reich zuletzt in Byzanz (Constantinopel) seine Hauptstadt hatte. Als vollendetes Muster desselben galt die vom Kaiser Justinian in Constantinopel erbaute Kirche der göttlichen Weisheit (Sophia). — Unter dem Einflusse der Gothen, Langobarden und Franken im Abendlande entfaltete sich hieraus ein neuer, der sogenannte romanische oder römische Stil. In diesem vervollkommnete sich die flache Decke der Basilika zu einem hohen Gewölbe, der Chor bildete sich aus, und der Turm, der früher als Taufkapelle und Glockenständer von der Kirche gewöhnlich getrennt stand, trat jetzt in die Kirche selbst ein und wurde höher; im übrigen aber wurden noch der altrömische Rundbogen und die altrömischen Säulen beibehalten. — Dieser romanische Baustil erhielt bald mancherlei Abänderungen. Der Rundbogen wurde zum Spitzbogen veredelt, die runde und eben abgeschnittene Säule in den freien Palmenwuchs des Pfeilers, die starre Wand in eine kunstreiche Gliederung von Strebepfeilern, Pfeilerbündeln, die Thüren erweitert und verschönert, die Fenster erhöht und mit reicher Glasmalerei ausgeschmückt, die Türme höher gezogen und vervielfältigt. Diese neue Baukunst stand in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in ihrer schönsten Blüte. Man hat dieselbe wohl die gothische genannt, richtiger aber hätte man sie die deutsche nennen sollen. Denn ihre edelste und erhabenste Gestalt ist von deutschen Meistern ausgegangen. Diese bildeten damals zur Ausführung so bedeutender und kunstreicher Bauten unter dem Namen „Baubrüder" mit ihren Gesellen eine besondere Zunft, hatten in allen bedeutenden Städten, zumal in Straßburg, Wien und Köln, ihre „Hütten" oder Bausitze mit besonderen und kaiserlichen Privilegien, mit eigenen Anordnungen und eigener Gerichtsbarkeit, und verbreiteten ihre kunstreiche Gewerbthätigkeit auch über andere Länder. Der deutsche Eichen- und Buchenwald mit seinen schlank emporstrebenden, unten und oben in einem unendlichen Reichthum ausgebreiteten Zweigen und Stämmen war vielleicht Vorbild und Muster zu ihren Bauten. Wie früher das deutsche Volk in seinen Wäldern seine Gottheiten verehrte, so sollte es jetzt in seinen Säulenhallen den geoffenbarten Gott anbeten. Die Steine selbst sind zu lebendigen Thieren und Blumen umgewandelt. Von innen scheinen große Palmen, zu Säulenbüscheln vereint, ihre Zweige und Blätter in den Kreuzgewölben auszubreiten. Draußen steht der Wald mit den heiligen Wächtern in Nischen und Krystallhöhlen umher. Alle Formen der Thier- und Pflanzenwelt erscheinen hier zum Lobe des Schöpfers neu vereint. Zudem ward die Glasmalerei mit ihren frischen, dauerhaften Farben erfunden, um durch die Fenster der Kirchen nicht bloß sinnliches, sondern auch geistiges Licht erstrahlen zu lassen. Riesenartige, gleichfalls spitzbogig gestaltete

Fenster, geschmückt mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte in Glasmalerei, in reinen theils glühenden, theils gedämpften Farben, geben ein vertrauliches, gemüthliches Helldunkel und verbreiten über den ganzen innern Raum eine sanfte Beleuchtung. — So ging die bildende Kunst in allen ihren Zweigen von der Kirche als ihrer Mutter aus und schritt von einer Stufe zur andern bis zu ihrer höchsten Vollendung. „Der gothische Dom", ein Gedicht von M. von Diepenbrock, bietet hierzu ein anziehendes Bild:

‚Ein Wald von Säulen, schlank wie deutsche Eichen,
Strebt himmelan; es wölben sich die Kronen
Zu hohen Hallen; Pflanzen aller Zonen
Umranken rings den Bau, den wunderreichen.

Die fromme Thierwelt zieht hinein, zum Zeichen,
Sie diene gern den Heilgen, die rings thronen,
Indes, hinausgebannet, die Dämonen
Als Ungethüm' in hartem Dienste keuchen.

Wo sich der dunkle Säulenhain dem Lichte
Erschließet, schaut in glüh'ndem Farbenglanze
Entzückt das Auge himmlische Gesichte.

Sagt: ists ein Zaubergarten dieses Ganze?
Das Paradies ists; wards durch Schuld zunichte,
So weiß die Andacht, wie sie neu es pflanze."

Unter den bewunderungswürdigen Werken dieser Baukunst nimmt der Dom zu Köln die erste Stelle ein. Er ward angelegt im Jahre 1248 unter dem Erzbischofe Konrad von Hochstetten. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Türme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Im Jahre 1832 erwachte neue Begeisterung für dieses Vermächtniß der Väter. Im September dieses Jahres war auch der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen selbst zu Köln anwesend, und die Worte der Erhebung und Ermunterung, die er hier, im Angesichte des Wunderbaues, vor einer ebenso glänzenden wie zahlreichen Versammlung von nah und fern feierlich gesprochen hatte, fanden Widerhall in aller Herzen. Ueberall bildeten sich Vereine; Fürsten und Völker wetteiferten in der Darbringung ihrer Spenden. Bereits hat der Ausbau herrlich wieder begonnen, und wir dürfen wohl hoffen, daß dieser großartige Dom des Christenthums unter dem Segen dessen, zu dessen Ehre er aufgeführt wird, nunmehr ohne Unterbrechung seiner endlichen Vollendung entgegengeführt werden wird. Dem Kölner Dom zunächst an Rang steht der große Münster zu Straßburg, begonnen schon 1015 unter dem Bischofe Werner, sein berühmter Turm erst 1276 durch den großen Meister Erwin von Steinbach in seinem Grundrisse angelegt und endlich im Jahre 1439 durch Johann Hülz von Köln vollendet. Der andere Turm ist nicht aufgeführt. Unter den großen Werken dieser Zeit treten ferner hervor die herrlichen Kirchen von Freiburg im

Breisgau, von Ulm, Erfurt, Marburg, Speier, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Eßlingen, Xanten und besonders die Stephanskirche in Wien. Diese und ähnliche Prachtbauten mit ihren künstlich durchbrochenen hohen Türmen, mit ihren schlanken, himmelanstrebenden Pfeilern, mit ihren reichverzierten Portalen, Kreuzen, Statuen und Fenstern stehen noch jetzt da als sprechende Beweise von dem ernsten und frommen Sinne unserer Vorfahren, die keine Mühe, keine Kosten sparten, wenn es galt, der Religion großartige Tempel zu erbauen. Solche Gebäude waren der Stolz der Bürger, in Aufführung derselben wetteiferte eine Stadt mit der anderen.

Welter.

49. Die Belagerung im Mittelalter.

Der Feind hat die Stadt umringt; die Zelte der Fürsten und Edlen sind aufgeschlagen, und stolz flattern die vielfarbigen Banner auf und neben denselben; der gemeine Krieger aber hat sich aus Brettern, Stroh, Buschwerk und Aesten, wie er den Stoff gerade finden mochte, eine nothdürftige Hütte erbaut. Einzelne Führer reiten gegen die Stadtmauern, um einen schwachen Punkt zu erspähen; sie nehmen sich aber wohl in Acht, auf Schußweite nahe zu kommen; sie wissen gar wohl, was für scharfe Grüße von der Mauer fliegen. Unterdessen rüstet der Anführer alles zur förmlichen Belagerung; mancherlei Sturmzeug hat er auf Heerwagen mitgeführt, und anderes wird an Ort und Stelle gefertigt. Viele tausend Hände zimmern, bohren, nageln u. s. w., von kundigen Werkmeistern geordnet und befehligt.

Wie heutzutage, war es auch in alter Zeit die erste Aufgabe des Belagerers, einen Posten zu fassen, der nahe genug an der Mauer war, um sie beschießen zu können; ohne Blutvergießen wurde er nicht besetzt und nicht behauptet. War dies gelungen, d. h. hatte man sich durch Verpfählungen und Erdaufwürfe, durch Weidengeflechte, Bretter u. dgl. einigermaßen gegen die Ausfälle und Geschosse der Belagerten geschützt, so begann die Aufrichtung der Antwerke oder, wie sie häufiger genannt wurden, der Blyden, Maschinen, welche unsere Vorfahren von den Römern geerbt haben. Zwischen den senkrecht einander gegenüber stehenden Stützen, die aus starkem Eichenholze sein mußten, hing wageähnlich ein langer Balken; an dem einen Ende (dem gegen den Feind gekehrten) war ein mit Blei oder einer Steinlast beschwerter Kasten befestigt; an dem anderen Ende aber wurde mit Ketten oder starken Seilen eine Art Schale oder eiserner Löffel angebracht, in welchen das Geschoß gelegt wurde. Vermittelst einer Vorrichtung am Gestelle wurde das belastete Ende in die Höhe gewunden und so das andere Ende zur Erde herabgesenkt, welches man in dieser Lage mit Ketten oder Seilen festhielt. Nun wurde das Geschoß in die Schale der Schlender gelegt, das eingepflöckte Spannseil durch einen tüchtigen Hammerschlag gelöst, und der beschwerte

Kasten schlug mit Blitzesschnelle herab auf seine Unterlage, die aus Wollsäcken, Rasen u. dgl. bestand, während der andere Arm des Balkens ebenso schnell emporflog und sein Geschoß im Bogenwurfe auf das Ziel schlenderte. Diese Maschinen hatten eigene Namen, und es gab deren, welche 12 Centner schwere Steine warfen. Man zertrümmerte mit ihnen schwächere Mauern oder Zinnen und zerschmetterte die Vertheidiger. Die Belagerten indessen bekämpften die Blyde mit der gleichen Waffe, oder sie suchten dieselbe in einem raschen Ausfalle zu verbrennen oder wenigstens unbrauchbar zu machen. Während die Blyden auf die Mauer spielten, suchten die Schützen eine gedeckte Stellung, um die Vertheidiger mit dem tödtlichen Pfeile erreichen zu können; andere rannten an den Stadtgraben und füllten ihn mit Reisbündeln und ähnlichem Materiale. — Die eigentliche Bestürmung der Festung geschah auf mancherlei Weise, je nach Lage und Beschaffenheit des Bodens und der Werke. Oft trieb der Feind einen unterirdischen Gang in die Stadt und wartete die Nacht oder einen allgemeinen Sturm ab; dann öffnete sich plötzlich der Stollen, und die Krieger stiegen mit wildem Geschrei aus dem Schoße der Erde. So hatte Camillus, der Römer, in uralter Zeit Veji erobert, so drangen Kaiser Friedrichs I. Krieger in das lombardische Allessandria, so untergruben die Türken 1453 die Mauern Konstantinopels. Gewöhnlicher war es jedoch, den Stollen nur bis unter die Grundfesten der Mauer zu treiben; diese stützte man hierauf mit Balken, damit sie die Grabenden nicht erdrücke, füllte dann die Höhle mit Torf und langsam brennenden Stoffen, zündete diese an und wartete, bis die verkohlten Stützbalken von dem Gewichte der Mauer zusammenbrachen; natürlich stürzte die Mauer nach, und die Bresche oder Sturmlücke war geöffnet. Oft entdeckten aber die Belagerten die Mine, sie gruben entgegen und trieben den Feind mit Rauch und Feuer aus seiner Höhle.

Damit hatte aber die Noth der Stadt noch kein Ende; der Feind versuchte es auch mit anderen Werkzeugen: er rückte mit Katzen gegen die Mauer. Dies waren Schirmdächer aus starken eichenen Balken zusammengefügt, und 20 bis 100 Mann hatten Platz unter ihnen. Eine solche Maschine nahte langsam und schwer, auf Rollen von der darunter befindlichen Mannschaft vorwärts geschoben; auf der Mauer der bedrängten Feste lagen indessen große Blöcke bereit (die Kirchen lieferten die Altarquadern), oder man hatte Fässer mit Steinen gefüllt, und diese wurden auf das Ungethüm hinuntergestürzt, daß es knirschte und stöhnte. Aber es wurde nur selten gebrochen, weil es zu feste Eichenrippen hatte. Auch Feuer wollte nicht dagegen helfen, denn die Katze war mit frischem Weidengeflechte überzogen und dies wieder mit ungegerbten Fellen überspannt. Unter der Katze arbeitete der Sturmbock; es war dies ein langer, fester und wuchtiger Balken, vorn mit einem starken spitzigen Eisen versehen, welchem wohl auch die Form eines Widderkopfes gegeben wurde; er hing in Ketten, wurde von den Soldaten im Takte stürmender Lieder oder unter

wildem Kriegsgeschrei in Schwung gesetzt und stieß gegen die Mauer, daß diese zitterte und die stärksten Steine zermalmt wurden. Doch die gewaltigste aller Maschinen war der Turm; er wurde der Höhe der zu bestürmenden Mauer gleich gemacht, weswegen er in Oberdeutschland Ebenhöchin genannt wurde. In den unteren Stöcken arbeiteten Sturmböcke oder auch Soldaten, mit Keilhauen und Brecheisen bewehrt, im oberen standen Bogenschützen und schwerbewaffnete Streiter. Auf Rädern oder Walzen wurde die ungeheure Last gegen die Mauer geschoben, gerade wie man heutzutage Häuser von ihrer Stelle rückt, ohne daß die Bewohner ausziehen. Ist die Maschine trotz aller Anstrengungen der Belagerten dicht an die Mauer gerückt, so ist die Zeit der höchsten Noth gekommen, denn jetzt wird der Feind einen allgemeinen Sturm wagen.

Alle Blyden sind in Thätigkeit und schleudern große Steine (die Gottesäcker der umliegenden Dörfer haben ihre Grabsteine hergeben müssen) auf Mauern oder Häuser, oder werfen Feuerballen, die ein günstiger Wind lodernd dahinträgt, in die Stadt. Den Sternschnuppen ähnlich, fliegen geräuschlos und in langsameren Bogen die Feuerpfeile*). Im Lager braust es wie fernes Windestosen; man hört Waffenklirren und den Ruf der Befehlshaber, Signale von Hörnern und Trompeten. In der Stadt weiß man, was das bedeutet; da ist alles ruhig. Die Schützen haben ihren Posten an den Schießscharten eingenommen; die Werkmeister stehen mit den Gesellen an den Blyden und haben sich ihr Ziel ausersehen; der tödtliche Pfeil liegt auf der Rinne der Katapulte, einer großen Armbrust, die auf einem Gerüste steht und durch eine Maschine gespannt wird; die Männer auf den Mauern haben große Steinhaufen neben sich, und gewaltige Balken ragen über die Brustwehr, zum zerschmetternden Falle bereit gelegt. Auch große Haken, wie man sie bei Feuersbrünsten zum Niederreißen der Wohnungen gebraucht, sind da und dort vertheilt: daneben dampfen Gruben, in welchen Kalk abgelöscht wird, und die Weiber heizen mit unermüdlicher Hast unter Kesseln, in denen Wasser oder Oel sieden soll. Da plötzlich schmettern die Trompeten, die Harsthörner gellen, und himmelan schallt das Schlachtgeschrei des anstürmenden Feindes. Die Ebenhöchinnen und Katzen zerreißen die Mauer, große und kleine Steine, aus Blyden oder aus Männerhänden geschleudert, Bolzen und Pfeile fliegen hin und her. Kühne Feinde nahen unter der Tartsche, einem großen geflochtenen Schilde, der mehrere Mann deckt; andere tragen Sturmleitern herbei und legen sie an, wo die Mauer am schwächsten besetzt scheint. Am gefährlichsten ist der Angriff von der Ebenhöchin; gegen sie werden die schwersten Steine geschleudert, Pechfackeln und Feuerkugeln geworfen; auch Bienenkörbe, mit Linnen umwickelt, damit die zornigen Insekten, wenn sie ihre

---

*) Der Feuerpfeil hatte zwischen Schaft und Spitze eine längliche Kapsel, die mit vielen Spalten durchschnitten war; die Kapsel war mit Brennstoff angefüllt, der, einmal angezündet, nicht mehr erlosch.

Umhüllung los sind, ihren eigenen Rachekrieg gegen die Männer im Streitturm beginnen. Gelingt es, die Fallbrücke zu zerschmettern, welche vom obersten Stockwerke des feindlichen Turmes auf die Mauer niedergelassen wird, so ist die größte Gefahr abgewendet; und wird das oberste Stockwerk vom Feinde gesäubert, so ist der Streitturm verloren, den die Belagerten mit Haken fassen, zerreißen und verbrennen. Gegen Katze und Tartsche wird ebenfalls der Feuerhaken angewendet, um sie umzuwerfen und die Mannschaft mit Steinen und Balken zu zerschmettern. Die aber mit Leitern die Mauer ersteigen oder einander emporhelfen, werden mit jedem möglichen Geschosse begrüßt, mit heißem Kalke und siedendem Wasser, mit allem, was zur Hand ist, und bald stöhnen zerschmetterte und verwundete Männer am Fuße der Mauer.

Mislingt dem Feinde auf diese Weise jeder Versuch, so muß er am Ende vom Sturme ablassen, und er hat nun kein anderes Mittel, als die Stadt auszuhungern, vorausgesetzt, daß er sich selber Lebensmittel zu verschaffen weiß. So mußten z. B. Mailand, Tortona, Faenza, Viterbo, Ancona und andere italienische Städte, nachdem sie der Kriegskunst der Hohenstaufischen Friedriche tapfer und glücklich widerstanden, am Ende, durch Hungersnoth gezwungen, sich ergeben. Hingegen fiel Jerusalem durch Sturm in die Hände der Kreuzfahrer, als den Männern eines Streitturmes gelungen war, die Fallbrücke auf den Mauerkranz niederzulassen; Konstantinopel hingegen nahmen die Kreuzfahrer 1204 durch einen Leitersturm. Indessen wird kaum ein Beispiel angeführt werden können, daß eine etwas bedeutende deutsche Stadt vor der Anwendung des Schießpulvers durch Sturm in Feindeshand gefallen wäre, wenn sie nicht durch Verrath geöffnet wurde, oder wenn nicht innere Zwietracht die Bürger an rüstiger Vertheidigung verhinderte.

Bumüller.

50. Städtebündnisse. Hansa.

Um die Zeit, da Konrad IV. im fernen Neapel ins Grab sank, schlossen die rheinischen Städte Worms, Mainz, Oppenheim und Bingen, auf Betreiben des Mainzer Patriziers Walpod eine Friedenseinigung und bestellten vier Richter aus jeder dieser Stadtgemeinden zur Entscheidung gegenseitiger Streitigkeiten. Dieses Uebereinkommen legte den Grund zu dem rheinischen Städtebund, der im Juli desselben Jahres zum Abschluß kam, indem alle an beiden Ufern des deutschen Stromes gelegenen Städte von Köln und Aachen bis Straßburg und Basel jener Friedenseinigung beitraten. Als Zweck der Verbindung wird die Erhaltung des Landfriedens bei der Unsicherheit der Straßen und der allgemeinen Unordnung und Rechtsverachtung obenan gestellt. Bald traten auch die Erzbischöfe und Bischöfe am Rhein und in der Nachbarschaft und viele Grafen und edle Herren der Friedenseinigung bei, so daß in kurzem der Bund sechzig Mitglieder zählte. Auf dem

Städtetag, der am 6. October in Worms abgehalten ward, traf man zunächst Bestimmungen zur Erhaltung des Landfriedens, zur Bestrafung der Friedensbrecher, zur Beschützung der Wehrlosen, zur Sicherung des Eigenthums, zur Begründung friedlicher Verhältnisse und guten Einvernehmens mit den benachbarten Fürsten und Herren. Regelmäßige Städtetage, viermal im Jahr, mit Bundesgerichten sollten den Frieden und die gemeinsamen Interessen wahren, alle „Pfahlbürger", d. h. die in den Bürgerverband aufgenommenen Landedelleute, die ihren Wohnsitz nicht in der Stadt hatten, sollten beseitigt werden, alle Bundesglieder zur Erhaltung gewaffneter Kriegsmannschaft verpflichtet sein und die Städte abwärts der Mosel fünfzig Kriegsfahrzeuge nebst der zur Bemannung erforderlichen Zahl von Armbrustschützen bereit halten. Bei diesem ersten Abkommen war von der Reichsgewalt keine Rede; so wenig Vertrauen hatte man zu dem obersten Gericht. Aber im nächsten Jahr wurde in Worms ein Hof- und Landtag abgehalten, auf welchem die Abgeordneten des rheinischen Städtebundes in des Königs Gegenwart den aufgerichteten Landfrieden beschworen und jedem sein hergebrachtes Recht zugesichert ward. Zugleich wurde das Strand- und Grundruhrrecht abgeschafft und alle unechten und falschen Münzen verschlagen. Der Reichsjustitiar oder königliche Oberhofrichter Graf Adolf von Waldeck sollte dem Bunde bei Bestrafung aller, die den beschwornen Frieden brechen würden, zur Hand sein. Im nächsten Juni wurden in Gegenwart des Oberhofrichters in Mainz und am 14. October unter König Wilhelms eigenem Vorsitz in Worms neue Städtetage mit gleich günstigen Ergebnissen abgehalten. Es waren Anfänge einer neuen Ordnung der Dinge, gegründet auf der Basis der Selbsthülfe, welcher der König selbst Vorschub leistete.

Noch früher als im Westen und Süden des Reichs waren im Norden einzelne Stadtgemeinden zu Verbänden zusammengetreten, die ihre Kreise immer weiter ausdehnend, zuletzt in dem großen norddeutschen Städtebund, die Hansa genannt, ihre gemeinsame Vereinigung fanden. Wie bei den rheinischen Städten bildeten auch dort Landfriedensverträge gegen Landesherren und Adel, Bündnisse zu gemeinschaftlicher Vertheidigung wider nahe Bedränger, Abkommen über Münze, Seerecht u. dgl. die Grundlagen von Einigungen einzelner Städte; aber bald gingen sie über die engen Grenzen hinaus, indem sie die Wahrung aller gemeinsamen politischen und mercantilen Interessen als Ziel aufstellten. Das erste umfassendere Bündniß wurde im J. 1241 zwischen Lübeck und Hamburg zur Sicherung des wichtigen Binnenverkehrs auf dem Recknitzcanal geschlossen; und wenn man auch mit Unrecht in diesem Bündniß den Ursprung des großen Städtebundes erblicken wollte, der vierzig Jahre später nach dem Vorgange der deutschen Niederlassung in London den gemeinsamen Namen der deutschen Hansa erhielt, so bildete es doch den ersten festen Kern zum Anschluß anderer Handelsstädte der Nord- und Ostsee. Das Wort „Hansa", ursprünglich altflämische Bezeichnung einer Abgabe,

erhielt erst im 14. Jahrhundert die Bedeutung einer Verbindung, deren Mitglieder Beiträge „zu einem gemeinschaftlichen Zweck" entrichteten. Dieser Zweck war Schutz und Sicherheit nach innen und außen: „Erhaltung und Erweiterung der einzeln oder gemeinsam in der Fremde oder von den Landesherren erlangten Freiheiten; Wahrung gesicherter Fahrt zu Lande und zur See; schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesstädten, um jede Einmischung der Landesherren und selbst des Kaisers fern zu halten; endlich Aufrechthaltung der Ruhe im Innern der Städte, Stützung des städtischen Regiments gegen Aufruhr und Neuerung". Ohne kräftigen Schutz gegen äußere Gewaltthätigkeit konnte in diesen barbarischen Zeiten kein Friedenswerk gedeihen. Denn überall stand der Kaufmann in Gefahr, beraubt und beschädigt zu werden. Wie viele Verbote auch von Kaiser und Papst, von einzelnen Fürsten, von Städten gegen die barbarische Sitte des Strandrechts und des Grundruhrrechts ausgingen; die gewaltsame Gewöhnung der Unterthanen dauerte fort. Was nicht auf unversehrtem Fahrzeug den Bestimmungsort erreichte, war unwiederbringlich dem Eigenthümer verloren. Das Schiff, welches an der Klippe zerschellt war, der Frachtkahn, welcher auf den Grund gerathen war, wie das ausgeworfene und angetriebene Gut, der Wagen, welcher mit der Achse die Straße berührt hatte, wie die hinabgefallene Ware — galten als verfallen den Herren und Bewohnern des Landes, jede Bergung, selbst um Lohn, war versagt, das Selbstgeborgene ward den Schiffbrüchigen entrissen. Nicht minder ernste Gefahren erwarteten den Kaufmann am fernen Gestade, auch wenn er mit unversehrtem Schiff und Gut gelandet war. Recht- und schutzlos war er der brutalen Willkür der Fürsten und Großen, endlosen Zollbelästigungen, dem Handelsneid der einheimischen Städte preisgegeben. Starb er in der Fremde, so ward nach altem Brauch sein Gut vom Fürsten des Landes eingezogen und nur aus besonderer Gunst den Erben ganz oder zum Theil verabfolgt. Ward im Lande oder gegen einen Angehörigen des Landes von einem Fremden, dessen Landsmann, Stadt oder Staat eine Unbill verübt, so wurden rücksichtslose Repressalien gegen alle Landsleute des Frevlers, gegen dessen Heimatsland oder gar gegen alle Fremde ergriffen, die Güter mit Beschlag belegt, confisciert, die Personen eingekerkert, erschlagen oder des Landes verwiesen. Keine deutsche Stadt besaß die Macht, solche Misbräuche und Ungerechtigkeiten in der Fremde zu verhüten. Nur zu einem starken Bund vereinigt konnten sie dem Uebel wehren, indem sie sich durch Privilegien oder Sonderrechte sicherten und zum Schutze derselben dauernde Handelsniederlassungen oder Factoreien gründeten und mit tüchtigen, handfesten Leuten besetzten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung waren so einleuchtend, daß sich in kurzer Zeit alle wichtigeren Städte im Gebiete der Nord- und Ostsee und an den einmündenden großen Strömen dem Bunde anschlossen. In raschem Steigen erhebt sich die bürgerliche Macht ohne jede Gunst der Natur an der hafenarmen

Küste. Die massiven Gaben deutscher Gesittung, das Schwert, der schwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft“ der Städte, die strenge Zucht der Kirche verbreiteten sich über die leichtlebigen Völker des Ostens. Die Handelsplätze Scandinaviens wurden deutsch, alle mercantilen Kräfte des Nordens vom deutschen Bürger herrisch ausgebeutet. Der deutsche Kaufmann allein durfte das ungastliche Rußland durchstreifen und begleitete, im schweren Eigenhandel dieser unsicheren Zeiten, selber seine Warenzüge nach dem deutschen Hof von St. Peter in der Handelsrepublik von Nowgorod, dem Markt der köstlichen „Peltereien“ des Nordens. Selbst die Gebiete der slavischen Kleinfürsten in Pommern und Schlesien wurden von deutscher Bildung überherrscht; und auch nach Polen bis Sandomir und Krakau verbreitete sich der Einfluß des deutschen Bürgerthums. Schon um 1285 finden wir Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, Hamburg, Bremen, Wisby, die livländischen und westfriesischen Städte zu einem Seebund vereinigt, der sich in Deutschland, wie in England und Scandinavien Achtung zu verschaffen wußte. Bald trat Lübeck thatsächlich an die Spitze des Bundes. Dort waren zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fast sämmtliche niederdeutsche See- und Binnenstädte zu einer Tagfahrt versammelt, und auch in der Folge hatte die Stadt eine vorherrschende Bedeutung im Bunde. In Lübeck wurden die „Hansatage“ gehalten, und das lübische Recht, welches sie von der westfälischen Stadt Soest hergenommen hatte, galt in allen hanseatischen Seestädten. Bald war die „Hansa“ eine große Genossenschaft, welche sich in Deutschland wie im Ausland Privilegien erwarb, die der Gesammtheit zu Gute kamen. „Der Bund erlangte durch Geld, durch Verwendung von Kaiser und Landesherr, unter kluger Benutzung der Umstände das Recht der freien Niederlassung und des dauernden geschützten Verkehrs im ganzen Lande, völlige Abgabenfreiheit oder doch große Zollbegünstigungen, Befreiung vom Strandrecht und von Repressalien, Grundeigenthum mit Wohnung, Speichern, Landungsplätzen und Kirche; die Befugniß, sich selbst Aelterleute zu wählen, welche die gemeinschaftlichen Anstalten verwalteten, die Genossenschaft nach außen vertraten und unter den Landsleuten nach heimischem Satz und Brauch, wie nach selbstgegebenen Statuten, Recht sprachen.“ Die Niederlassung als solche trieb keine Geschäfte, sie schützte und sicherte nur den Eigenhandel der deutschen Kaufleute in den großen Gebieten, für welche sie den Mittelpunkt bildete. Zur Zeit ihrer Blüte zählte die Hansa siebenundsiebenzig, theils reichsunmittelbare, theils von geistlichen oder weltlichen Fürsten abhängige Stadtgemeinden, von Middelburg und Amsterdam bis Reval und Narwa, von Wisby bis Breslau. Nicht bloß Seestädte, sondern auch Binnenorte, namentlich die alten Gemeinden Westfalens und Niedersachsens, Soest und Münster, Magdeburg, Braunschweig, Salzwedel, waren Mitglieder der großen norddeutschen Kaufmannsgilde. — Neben Lübeck war die nach seinem Vorbilde eingerichtete Elbstadt Hamburg die angesehenste, deren Aufblühen und

Freiheit erst seit der Gründung der Neustadt durch Graf Adolf von Schauenburg 1188 begann. Eine erbliche Vogtei war im Besitz der Gerichtsbarkeit, aber die Ansiedler erhielten große Rechte und Immunitäten, die Friedrich I. mehrte. Ferner gehörten außer den genannten noch der hanseatischen Genossenschaft an: Köln (anfangs Mitglied des rheinischen Bundes), Lüneburg, Bremen, die Wendenstädte Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Wismar, Riga, Reval, Dorpat, Danzig, die deutsche Gemeinde von Krakau u. a. m. Die Hanseaten waren die einzigen Schiffer in den Meeren des Nordens; sie holten ihre Waren an Ort und Stelle. Die erste überseeische Factorei war der Stahlhof in London, wo die deutschen Kaufleute in geschlossenen Gemeinwesen mit strenger Zucht, klösterlicher Ordnung und in ehelosem Stande zusammenlebten, sich nicht mischend mit den Eingeborenen, aber geachtet und unentbehrlich. Sie brachten die Pelze Rußlands, die Heringe und Stockfische Scandinaviens, Korn, Holz und andere Erzeugnisse des Nordens und Südens nach England und errangen sich zahlreiche Privilegien von den Königen, die meistens ihre Schuldner waren. Damals hieß es auf dem Continent: „Wir kaufen von dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen und verkaufen ihm den Fuchsschwanz wieder für einen Gulden.“ Erst unter Elisabeth war das englische Volk so weit vorgeschritten, daß es seinen Handel in die Hände nehmen und seine Lehrmeister entbehren konnte. — Nach Lübeck war Wisby auf der Felseninsel Gothland der wichtigste Mittelpunkt des nordischen Handels. Dort waren schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts die Kaufleute Westfalens und Niedersachsens, später von Livland und Preußen in zahlreichen landsmannschaftlichen Vereinen unter selbstgewählten Vögten versammelt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts verlor die Insel ihre mercantile Bedeutung. Ihre Stellung im nordischen Handel ging dann auf Danzig über. Verödet und vereinsamt weist die Stadt Wisby nur noch in den Marmorruinen ihrer Kirchen und Prachtbauten auf lang entschwundenen Glanz. Der Name Wisby's aber lebt fort in dem über alle seefahrenden Nationen weit verbreiteten Seerecht, der vollständigsten Zusammenstellung nordeuropäischer Seegebräuche, welche um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort entstanden zu sein scheint. Die zweite Factorei war der St. Petershof in der alten Warägerstadt Nowgorod, wo die deutschen Kaufleute in ähnlicher Weise organisiert lebten und die Pelze aus dem Innern Rußlands nach den civilisierten Ländern brachten. Die Herrschaft Nowgorods erstreckte sich vom Ural bis zum Eismeere; eine gute Wasserstraße die Newa hinab und zahlreiche Landwege durch Livland, Kurland, Litthauen führten zur Ostsee. „So zogen in großen Admiralschaften und Karawanen die deutschen Wasserfahrer und Landfahrer nach dem Petershofe.“ Als Iwan III. nach Besiegung der Tataren das russische Reich gestärkt hatte, schloß er auch den St. Petershof und trieb die deutschen Ansiedler fort. — Der große Weltmarkt der damaligen Zeit, wo alle europäischen Nationen ihre geschätzten und privilegierten Factoreien besaßen, die eigent-

liche hohe Schule für den Weltverkehr war Brügge in Flandern, und auch da hatte die deutsche Hansa ihr mächtiges Haus; hierhin wurden alle Erzeugnisse des Nordens zum Verkauf gebracht, und dafür die Waren und Luxusgegenstände, die aus Italien, Spanien und Indien kamen, und die flandrischen und brabantischen Producte nach dem nördlichen Deutschland und Skandinavien ausgeführt. — Ein wichtiges Mitglied waren die drei skandinavischen Reiche, daher der Bund aufs eifrigste beflissen war, hier den Handel ganz in deutsche Hände zu bringen und das Aufkommen einheimischer Kaufleute zu verhindern. In Schweden, besonders in Schonen, waren deutsche Kaufleute in allen Städten eingebürgert; zu Bergen in Norwegen war der wichtigste Stadttheil in den Händen der Deutschen, über dreitausend Kaufleute, Schiffer und Handwerker führten dort ein gewaltthätiges Regiment. Die Kaufleute in den Factoreien waren junge, kräftige Männer, die eng verbunden zusammenlebten, immer bereit, mit dem Schwert ihre Interessen zu wahren; keiner durfte sich in fremdem Lande verheiraten oder Bürgerrechte annehmen. Hundert Jahre dauerte diese höchste Blüte der Hansa, überall hatte sie Monopole und Freihäfen, und nur hanseatischen Schiffen erlaubte sie das Befahren der nordischen Meere. Wenn eine Bundesstadt sich den Anordnungen des Hansatages nicht fügen wollte, so war ein mächtiges Mittel des Zwanges, das sicher traf, der hanseatische Bann oder die „Verhansung“, so gefürchtet wie nur irgend ein Bann oder eine Acht. Zahlreich und siegreich waren die Kriege, die der Bund in seiner mächtigen Zeit führte; der Danziger Seeheld Paul Benecke besiegte die Holländer in mehreren Seeschlachten, und die Könige von Dänemark und Norwegen wurden oft zu schmählichen Friedensbedingungen gezwungen. Noch lange gedachten die Hanseaten des glänzenden Friedens, den die Seestädte mit der dänischen Regierung im Mai 1370 in Stralsund abgeschlossen. In Schweden und Dänemark konnte kein König den Thron besteigen ohne Zustimmung und Bestätigung des Hansatages zu Lübeck. Im 13. und 14. Jahrhundert war die mächtigste Zeit der Hansa, im 15. und 16. verfiel sie allmählich, und der dreißigjährige Krieg war auch ihr Grab. Ihr Verfall wurde durch die allmähliche Erstarkung der übrigen nordischen Mächte, sowie durch Zwietracht untereinander herbeigeführt.

Weber.

51. Wie es in einer Stadt am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts herging.

Damals waren Glasfenster noch selten, denn meistens hatte man Hornfenster, später setzte man sehr kleine, oft trübe Scheiben hinein. Auch gab es noch kein schönes, ebenes Pflaster; hier war ein Loch, und da war ein Loch, jede Köchin warf ihren Kehricht auf die Straße, und niemand trug ihn weg, so daß immer hohe Berge übelriechenden Düngers dalagen. Das war der Gesundheit sehr schädlich. Die Straßen waren eng, und die Häuser standen meist nicht in ge-

raden Reihen, sondern eins vor dem andern her, weil jeder aus seinem Fenster weiter sehen wollte als sein Nachbar. Frühmorgens, wenn bei uns erst die Vögel singen, läuteten bei unseren Vorfahren schon die Glocken, und das Vieh wurde hinaus auf die Weide getrieben. Nun fing es auch an, unten vor den Häusern lebendig zu werden. Da waren verdeckte Gänge, Lauben genannt, in denen saßen die Verkäufer von allerlei Waren, weil sie dort vor Regen, Sonne und Wind geschützt waren, und dorthin drängten sich die Käufer von früh an. Die Geldwechsler hatten Tische auf die Straße gestellt, an denen sie den Reisenden oder fremden Kaufleuten ihre fremden Münzen umwechselten, weil es, ebenso wie heute, vielerlei Geldsorten gab. — Plötzlich entsteht ein gewaltiger Lärm. Alles drängt sich, um es zu erfahren. Da wird ein Mann unter Toben und Schreien ans Wasser geschleppt und dort ohne Barmherzigkeit derb untergetaucht, die Leute aber, die es thun, sagen: „Den haben wir geschöpft; es ist ein Bäcker, er wollte uns betrügen, indem er uns schlechtes, kleines Brot verkaufte; das soll ihm übel bekommen; jetzt mag er sich trocknen.“ — Ein anderes Mal klingelt es Straße auf, Straße ab; es ist der Badewirt. „Das Wasser ist heiß!“ ruft er, „kommt und badet, das Baden ist gesund; das Wasser ist heiß, drum badet geschwind.“ Der Gastwirt ruft seinen Wein aus, der Pastetenbäcker seine Pasteten; sie klingeln auch dazu, und jeder lobt seine Ware, indem er sie laut als die beste und allerbeste ausschreit. — „Platz da!“ rufen auf einmal mehr als zwanzig Stimmen. „Platz da! hier sollen Sachen ohne Topf gekocht werden“. „Was heißt denn aber das wieder in aller Welt?“ wird man fragen. Ja, es heißt, daß ein ganzer Stoß Waren in der Straße aufgetürmt und dort verbrannt wird. Es waren schlechte, gefälschte Waren, man nahm sie dem Kaufmann weg und straft ihn für seine Betrügerei, zum Spott aber nennt man das: „die Sachen ohne Topf kochen“. — Auf einer großen Wage werden Waren gewogen. Sie kommen weit her über die See und gehören den Großhändlern; jetzt werden sie von Aufsehern geprüft, ob ihr Gewicht richtig, ihr Inhalt gut und unverfälscht ist. Erst nachdem das geschehen ist, dürfen die Eigenthümer sie auf ihre Speicher bringen lassen. Diese Speicher sind große Räume, oben dicht unter dem spitzen Dache des Hauses, und weil es mühsam wäre, die schweren Ballen hinaufzutragen, so werden sie an starken Stricken, die an mächtigen Eisenhaken befestigt sind, hinaufgewunden. Solch eine Vorrichtung heißt Krahn, und alle alten Kaufmannshäuser hatten solche Krahne. Die Arbeiter, welche die Waren hinaufzogen, machten eine Art Singsang dazu, wie die Schiffsleute; das half ihnen über die saure Arbeit hinweg, es vermehrte aber auch den Lärm, den zu jener Zeit jeder in den Straßen machen durfte. Dabei gabs ein ewiges Treiben und Drängen in den Läden der Kleinkrämer unter den Lauben und bei den Wechslern an den Tischen. Das war aber noch nicht alles, was auf den Straßen vorging. Da waren Mönche, welche predigten,

Geistliche, welche für den Bischof sammelten, da gabs wirklich Bedürftige und Nothleidende, aber auch freche Bettler, welche laut um Almosen schrieen, fahrende Schüler, die vor den Thüren sangen, Affenführer mit abgerichteten Affen, welche vor jauchzenden Kindern ihre Sprünge machten. Ein liebliches Bild, ein Bild der Menschenliebe, ein Bild echter Wohlthätigkeit erblicken wir vor einem Bürgerhause. Der stattliche Hausherr scheint einen vollen Beutel zu haben und ihn gern zu öffnen. Vielleicht ist heute gerade der Wochentag, an dem die Hausarmen regelmäßig von ihm bedacht werden. Derartige Einrichtungen bestanden damals in ordentlichen Haushaltungen so gut wie heute. Auch die brave Hausmutter hält eine hübsche Portion Brot, Wecken und Semmeln bereit, nach denen das arme Weib auf den Stufen des Hauses, der man die Noth ansieht, mit kummervoller Miene die Hand ausstreckt. Die Brosamen, welche der gefüllten Schürze der gutherzigen Bürgerin entfallen, picken die Täubchen des Hauses sorglich auf. Rasch hat das wackere Paar unter die Nothleidenden vertheilt. — Plötzlich ertönt ein Geschrei: „Auseinander hier!“ Dort unten die Straße soll gesperrt werden, denn des Weges daher kommen die berühmten Schauspieler, die genau vorstellen, wie unser Herr Jesus zwischen zwei Schächern gekreuzigt ward. „Kommt und sehts, ihr Frommen alle!“ Wirklich eilten die Menschen herbei. Sie nannten dies eine biblische Aufführung. — Alle Juden mußten damals in bestimmten, für sie abgetheilten Straßen wohnen und sich den Schutz des Königs durch große Summen Geldes erkaufen, das man Kopfgeld nannte. Ferner mußten sie einen gelben Streifen am Kleide tragen, damit man sie gleich erkenne, wenn sie sich in den Straßen der Christen sehen ließen, denn man hielt sie für schlechter als die Christen und erlaubte sogar bösen Buben, sie an ihren langen Bärten zu zerren, sie laut auf der Straße zu necken und zu quälen.

Damals wurden von Seiten der Obrigkeit die hohen Hauben der Frauen und die langen Schleppen an den Kleidern gemessen, und ließ sich eine Frau auf der Straße sehen, die eine höhere Haube und längere Schleppe trug, so wurde sie unter großem Lärm vor Gericht geführt und bestraft.

Wagen kannte man nur, um Reisen darin machen; in der Stadt aber ritten vornehme Herren und Damen, oft mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern und bewaffneten Leuten, durch die engen Straßen und verursachten nicht selten dadurch Stockungen. Die Männer trugen damals farbige, eng anliegende Kleider und Schuhe mit langen Schnäbeln; was aber weniger schön war, sie trugen stets auch Waffen bei sich; dadurch entstand gar oft Schlägerei, ja nicht selten Mord und Todschlag in den Gassen. — Wollten sich Leute trauen lassen, so zog der Brautzug langsam durch die Straßen, ward jemand begraben, so trugen Männer die Leiche unter Begleitung von Geistlichen und Chorknaben durch diese Hauptstraßen voll ewiger lärmender Unruhe zur letzten Ruhe. Hielt dagegen ein hoher Herr oder

gar ein König seinen Einzug in eine Stadt, so wurde das Leben und Treiben in den Städten bunter als jemals. Die Glocken läuteten, Trompeten und Pauken machten einen Heidenlärm, festlich gekleidete Kinder sangen, und mehrere unter denselben, welche Engel vorstellten, bekränzten den Fürsten und reichten ihm Wein in einem goldenen Becher. Auch aus dem Brunnen floß dann wohl Wein statt des Wassers, und für das Volk wurden ganze Ochsen und Schafe auf offener Straße gebraten und an das Volk vertheilt. Es wurden Puppentheater gespielt und Tänze mit brennenden Fackeln aufgeführt. Das war lustig, aber doch ein gar zu tolles Durcheinander!

Unsere heutigen Straßen sind besser, denn wir gehen ungehindert, wohin wir wollen; es ist gleich, ob wir in Läden hübsche Sachen oder auf dem Markte Eßwaren kaufen. Der Geldwechsler macht seine Geschäfte mit uns auf seinem Comptoir. Wir kennen die Häuser, in denen man badet, auch wo der beste Wein und die besten Pasteten zu haben sind, ohne daß uns jemand mit der Klingel aufruft; unsere betrügerischen Kaufleute werden auch bestraft, aber in aller Stille; Waffen tragen nur unsere Soldaten, wir beten am liebsten in der Kirche oder im stillen Kämmerlein. Wollen wir aber Aufführungen mit ansehen, so gehen wir in unsere Theater, die abends stattfinden, wenn unsere Arbeiten beendet sind. Auch gehen wir bei Tag und bei Nacht ungehindert durch die gut gepflasterten und wohlerleuchteten Straßen. Unsere Vorfahren hatten keine Straßenlaternen, und da geschah nachts im Dunkeln gar großer Unfug. Um dies zu verhüten, zog die sogenannte Scharwache mit Fackeln und Waffen durch die Stadt; an den Ecken der Straßen waren eiserne Haken und Pfannen angebracht, in die man Pechfackeln steckte, und dem ehrsamen Bürger war es befohlen, nie ohne Handlaterne auszugehen. Ferner gehörte es zur guten Sitte, beim Klang der Abendglocke nach Hause zu eilen. Diese wurde schon bei einbrechender Dunkelheit geläutet und galt für alle: für diejenigen, die auf der Bank vor der Thür saßen und einander erzählten, für diejenigen, welche mit ihren Kindern auf dem freien Platze allerlei Spiele spielten; ferner für diejenigen jungen Leute, die sich im Springen, Werfen und Laufen übten, und für diejenigen, welche ihren Abend, oft über die Maßen lustig, in der Weinstube zubrachten. Sie sollten alle nach Hause gehen, ihr Abendessen verzehren, und dann hieß es, wie bei unsern Nachtwächtern: „Löscht das Feuer und das Licht, damit kein Schaden geschicht.“ Gab es dennoch Ruhestörer und Nachtschwärmer, die umherziehen und Musik machen wollten, so wurde ihnen mitgespielt. Die Scharwache kam und steckte sie ohne weiteres ein. Nur in der Adventszeit sang man nachts in den Straßen fromme Lieder, damit alle Menschen sich an das schöne Christfest und seine Bedeutung erinnerten, und damit die Kinder, welche den Gesang halb im Schlafe hörten, von lieben Engeln träumen möchten, die ihnen im Traume erschienen und von der glücklichen Weihnachtszeit erzählten.

C. Vogel. (Deutsche Geschichten. Otto Spamer.)

52. Die Fugger und Welser.

Wie mächtig war ehedem Augsburg durch seinen Reichthum! Im 16. Jahrhundert war der ganze Handel Deutschlands in den Händen der beiden gewaltigen Handelshäuser Augsburgs, der Fugger und Welser, die sogar — damals fast unerhört — Schiffe nach Ostindien sandten, um Gewürze zu holen, mit welchen sie den Alleinhandel hatten, und die damals unsäglich theuer verkauft wurden. Ihr Reichthum machte sie den Kaisern und Fürsten unentbehrlich, und daher mußten diese ihnen Vorrechte und Ländereien einräumen. Die Fugger wurden Grafen; sie wurden Fürsten und wegen ihrer Länder Stände des Reiches. Der Stammvater dieser mächtigen Familie, die noch jetzt als Grafen und Fürsten weitläufige Güter und Herrschaften in Baiern und Württemberg besitzt, war Hans Fugger. Als armer, aber rühriger Webergeselle kam er nach Augsburg, erlangte durch Verheiratung mit einer Bürgerstochter das Bürgerrecht und wurde durch Verfertigung eines wohlgelungenen Meisterstückes in die Weberzunft aufgenommen. Durch Fleiß und Geschicklichkeit, durch einen untadelhaften, ehrbaren Lebenswandel erwarb er sich bald die Zuneigung und Achtung seiner Mitbürger, so daß ihn die Weberzunft sogar zu ihrem Deputierten im Stadtrathe erwählte. Im Jahre 1409 starb er. Die Söhne setzten das Geschäft ihres Vaters mit so viel Glück und Geschick fort, daß sie nur die reichen Fugger genannt wurden. Schon 1448 liehen sie den damaligen Erzherzögen von Oesterreich, dem Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht, bedeutende Geldsummen.

Auch in wohlthätiger Sorge für die Noth der Dürftigen zeichneten sich die Fugger stets aus. So erkauften sie schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in der Jakober-Vorstadt einen großen Platz zur Erbauung der noch bestehenden bekannten „Fuggerei" zu Wohnungen für unbemittelte Bürger.

Unter Karl V. drang der Ruf der Fugger'schen Reichthümer bis in das ferne Spanien, wo das Sprüchwort entstand: „Er ist so reich, wie ein Fugger". Als der Kaiser im Jahre 1535 von seinem Zuge nach Tunis zurückkehrte, beehrte er den Grafen Anton mit einem Besuche und entschuldigte sich gleich beim Eintreten, daß er seine große Schuld noch nicht habe abtragen können. Des andern Morgens fror es den Kaiser, wiewohl es mitten im Juni war; denn er war an Italiens warmes Klima gewöhnt. Da ließ Fugger einige Bündel Zimmet (damals entsetzlich theuer) bringen und in den Kamin werfen, nahm dann die Schuldverschreibung des Kaisers, zeigte sie ihm und zündete damit den Zimmet an. Als Karl später einmal den königlichen Schatz zu Paris besah, sagte er in gerechtem Stolze auf solche Unterthanen: „In Augsburg habe ich einen Leinweber, der das alles mit seinem Gelde bezahlen kann."

Die Familie Welser war eben so reich und angesehen, und ein

Erzherzog von dem alten österreichischen stolzen Fürstenhause wählte sich eine Gemahlin aus derselben. Karl V. mußte die Welser, da er eine neue Anleihe machen wollte, mit der Landschaft Venezuela in Südamerika belehnen.

Heinisch und Ludwig. Lesebuch.

53. Die Nahrung im Mittelalter.

Die Theurungen erreichten im Mittelalter bekanntlich deshalb eine sehr empfindliche Höhe, weil der Austausch der Landesprodukte trotz eines weitverbreiteten Handelsverkehrs doch noch äußerst schwerfällig und unregelmäßig war. Zwar die größeren Städte waren meist ansehnliche Getreidemärkte für die umliegende Landschaft, ja es kam Getreide genug aus einiger Entfernung, z. B. aus Oesterreich die Donau herauf nach Regensburg, aus Polen und Litthauen über Lübeck nach den westlichen Gegenden, aber die Getreidezufuhren waren doch zu wenig regelmäßig und hinreichend, als daß eine auch nur annähernde Ausgleichung des Mangels und des Ueberflusses erzielt worden wäre. Dazu kam, daß der Anbau des Getreides in vielen Ländern, die jetzt wahre Kornkammern sind, ja in Deutschland selbst auf das äußerste durch die Viehzucht beschränkt ward, es fehlte die Massenzufuhr aus Rußland, Ungarn, aus den deutschen Tiefländern, die jetzt den getreideärmeren Hochländern so sehr zu statten kommt. Daher geschah es, daß die Noth in bevölkerten Gegenden sehr hoch steigen konnte, wenn einmal Miswachs in einem weiteren Umkreise geherrscht hatte. Der Rath in Städten suchte zwar dem gänzlichen Brotmangel dadurch vorzubeugen, daß er Korn in Magazinen (Kornhäusern) aufsammelte und es den Bürgern in theuern Zeiten für einen mäßigen Preis ließ, allein wenn diese Quelle versiegt war, und sie versiegte leicht, dann war die Verlegenheit um so größer, weil sich jedermann auf die Unterstützung verlassen hatte. In der Regel brach die Theuerung schnell und furchtbar über die Städte herein. Im Jahre 1313 hatte in Regensburg die Metze Weizen noch 3 bis 4 Pfennige gegolten, im darauf folgenden Jahre stieg der Scheffel Weizen bis auf 5 ℔. Regensburger Pfennige und darüber, ein entsetzlicher Preis, wenn man auch der damals herrschenden Münzverschlechterung wegen das Pfund Pfennige nur zu 3 Thalern veranschlagt. Einige Jahre vorher war der Scheffel Weizen (Passauer Maß) bis auf 11 ℔. zu stehen gekommen. Zu solchen Theurungen bildeten Jahre des Ueberflusses einen grellen Gegensatz. In Regensburg war a. 1290 alles so wohlfeil, daß man einen Scheffel Korn für 1 Schilling 8 Heller, sieben Eier für 1 Heller, acht Heringe für einen Pfennig und eine Henne für 2 Pfennige erhielt. Mit dem Weine war es ebenso. In guten Weinjahren gab es oft einen solchen Ueberfluß, daß man den alten Wein „um Gottes willen" verschenkte, nur um leere Fässer zu bekommen, oder daß man ein leeres Faß gegen ein anderes füllte, oder daß die Trauben an den

Stöcken verdarben, weil man die Fülle derselben nicht zu bewältigen vermochte; in ungünstigen Zeiten war für vieles Geld kein guter Trunk zu haben. Solche Schwankungen in der Lebensweise mußten vielfache Erkrankungen im Gefolge haben. Noch im 15. Jahrhundert wird außerordentlich über die Verheerungen geklagt, welche die Theurungen unter der städtischen Bevölkerung anrichteten. In dem Jahre 1423 und 24 kostete zu Erfurt der Scheffel Korn 12 Goldgulden. Viele Menschen starben vor Hunger. 1438 war schon wieder eine große Theurung. Am S. Martinstag mußte man für ein Brot wie eine Wallnuß groß 3 Pfennige bezahlen und konnte es kaum bekommen. Viele Arme starben Hungers, und noch im nächsten Jahre grassierte eine Seuche, „wen diese überkam, der mußte drei Tage lang schlafen, und wenn er erwachte, so rang er schon mit dem Tode“.

Es ist nicht leicht, den durchschnittlichen Preis der Lebensmittel und andrer zum Leben nothwendigen Dinge für die einzelnen Jahrhunderte oder für das Mittelalter überhaupt festzustellen. Denn sowohl die Maße als die Münzen sind an den einzelnen Orten immer und immer andere, und dieses bunte Durcheinander änderte sich fast mit jedem Jahrzehnt. Dann kommen bei einer Vergleichung früherer Zeiten mit der unsrigen noch viele andere Dinge in Betracht, die auf weitläufige Untersuchungen hinweisen. Wir müßten, wollten wir z. B. den einstigen Werth des Getreides auch nur annähernd richtig bestimmen, eine vollkommene Geschichte des Bergbaues, der Agrikultur, der Bevölkerungsdichtigkeit, ja sogar der Ernährung vor uns haben. Und auch dann würde man aus den Vorarbeiten nicht herauskommen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die mittelalterlichen Preise von den unsrigen nicht allzusehr abweichen, auch schon dann, wenn man den ungleich höhern Werth, den das Geld nothwendig gehabt haben muß, noch gar nicht in Betracht zieht. Der Glanz der „guten alten Zeit“ zerfließt bei näherer Betrachtung. Ein Pfund Rindfleisch kostete 1381 in Basel 2 Pfennige. Aber was war der Pfennig? Der 240. Theil eines mehr oder weniger legierten Pfundes Silber. Zu Karl's d. Gr. Zeit enthielt das Münzpfund 28 Loth feines Silber, repräsentierte also etwa den Werth von 24 Thalern, der Pfennig den von 3 Sgr. Nehmen wir an, daß sich der Münzgehalt bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts um das Sechsfache verringert hatte, so war auch dann noch der Pfennig gleich 6 unserer Kupferpfennige, das Pfund Rindfleisch kostete also in Basel damals 1 Groschen. Da aber der Werth des Geldes überhaupt in jener Zeit doppelt so groß war als jetzt, so kommen jene 2 Pfennige mindestens 2 Groschen gleich. In der Regel wird man sich dem wahren Sachverhalt nähern, wenn man Pfennige mit Groschen, Schilling mit $^1/_3$ Thaler und ein Pfund Pfennige mit 5 Thaler übersetzt. In dieser Weise wollen folgende Preisangaben beurtheilt sein, die sämmtlich der letzten Hälfte des 13. oder der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entnommen sind. In der Regensburger Gegend kostete um 1278 der Scheffel Weizen zwischen 50 und 80, der Scheffel Rogen 40—80, Gerste 60,

Hafer 30—40 Pfennige. Hundert Jahre später (1375) galt in Nürnberg ein Simmer Korn 8 Pfund Heller, 1 Simmer Hafer 5 Pfund*). In demselben Jahre wurde ein Eimer besten Weines auf dem Markte daselbst mit 70—35 Pfd. Heller bezahlt, zwei Jahre vorher hatte er nur 24—12 Pfd. gegolten. In Worms kostete 1291 (in einem rechten Weinjahr) das Fuder Wein nur 10 Schillinge. Einen Hasen kaufte man 1363 für 10 Pfennige. 1289 war sehr wohlfeile Zeit in Erfurt. Da galt ein Maß Wein 3 Heller, der beste 2 Pfennige, ein Maß Bier 1 Pfennig, eine Mandel Eier 1 Pfennig, 1 Pfund Butter auch 2 Pfennige. Die Fleisch- und Brotpreise wurden in den Städten in festen Taxen vom Rath selbst vorgeschrieben. Die Angst vor Uebervortheilung durch die Bäcker und Fleischer muß ziemlich groß gewesen sein, da an manchen Orten die Brottaxen wöchentlich, die Fleischtaxen sogar täglich revidiert wurden. Bei dem Brote änderte sich übrigens nicht der Preis, sondern das Gewicht; nach dem Getreidepreise wurde bestimmt, wieviel ein Pfennigweck Brot wiegen müsse. Furchtbar war die Erbitterung des Volkes gegen einen Bäcker, der zu leichtes Brot buk. In Regensburg wurde er, wie in Straßburg der betrügerische Weinschenk, geschöpft, d. h. in eine mit Wasser gefüllte Grube, den sogenannten Beckensprung, gestoßen. Dann kam es wohl vor, daß der umstehende Pöbel den beschimpften und durchnäßten Bäcker noch einmal in sein unfreiwilliges Bad zurückstieß, wenn er bereits seine Strafe erlitten hatte und dem Schmerze und Hohne zu entrinnen trachtete. — Charakteristisch sind die Löhne. Im Jahre 1290 gab man in Regensburg als Tagelohn 4 Pfennige (mit Kost nur 2 Pfennige), 1379 in Nürnberg $2^1/_6$ Schilling (26 Kreuzer). Ein Nürnberger Söldner erhielt um dieselbe Zeit monatlich 4 Gld. (etwa 16 Gld. 4 Krz.), der Stadtjurist 60, der Stadtarzt 50 Gulden jährlich. Man sieht, die Löhne waren im 14. Jahrh. schon bedeutend gestiegen. Ueber den Werth der Grundstücke giebt es nur in späterer Zeit bestimmte Angaben. Ein hölzernes Haus wurde 1355 in Basel mit 3 Pfd. Pfennigen bezahlt, ein anderes ebendaselbst 1362 mit 35 Gulden, ein drittes 1399 mit 60 Pfd., einen Hof kaufte der deutsche Orden in Worms 1324 für 300 Pfd. Heller. Im 15. Jahrh. stiegen die Preise noch rascher als vorher. Man sieht dies, um nur ein Beispiel anzuführen, an den Löhnen. In Ulm bekam 1425 eine gewöhnliche Magd bis zu 6 Pfund Heller, dazu 6 Ellen Tuch und 1 Schilling zum Weinkauf*), ein Kindermädchen erhielt 2 Pfd. Heller und 4 Ellen Tuch, ein tüchtiger Ackerknecht 12 Pfd. Heller, ein Hausknecht 9 Pfd.

Die Ernährungsweise im Mittelalter ist von der unsrigen nicht allzusehr verschieden. Brot und Fleisch bildeten die Hauptnahrung, als Zukost zum Brot gebrauchte man wie heute Butter und Käse,

---

*) 1 Pfd. Heller = 2 fl. 31 Kr. bair. 100 Nürnberg. Kornsimmer = 143,1 bair. Scheffel.

**) Weinkauf = Mietgeld. Man schloß Verträge damit ab, daß man einander zutrank.

daneben war Schmalz, das man beim Zurichten der Speisen nur ungern entbehrte, ein Hauptstück in jeder Vorrathskammer und ein wichtiger Handelsartikel. Käse war auch als Gericht an sich gebräuchlich und galt als solches für eine Ehrengabe bei festlichen Gelegenheiten. So setzte man in Soest am Abend vor der Hochzeit den Gästen ein Gericht alten Käses vor, und in Ulm verbot der Rath noch 1420 in einer „Ordnung“ den Frauen bei ihren Gastereien „Käs“ als zu großen Luxus. Neben dem Brote hatte man Semmeln aus feinem Weizenmehl; Kuchen, besonders „Fladen“, gaben schon damals den Festtagen einen besonderen Reiz. Der Luxus unserer Conditoreiwaren war dem Mittelalter noch unbekannt, aber die Süßbäcker sorgten auch schon durch Luftbrote, Bretzeln und welsche Backen für das Ergötzen des Gaumens, und die Apotheker verkauften Zuckerdüten mit Ingwer, gebackenem Anis und gebackenem Coriander. — Fleischnahrung spielte eine noch größere Rolle als heute. Die Bürger selbst befleißigten sich, wie noch jetzt die Bewohner unserer kleinen Landstädtchen, der Viehzucht; ihre großen Herden weideten vor den Thoren. In theuren Zeiten aß man mitunter Fleisch ohne Brot, freilich nicht selten auch Fleisch von kranken oder gefallenen Thieren, was Seuchen hervorrief. Auf den Tafeln der ritterlichen Geschlechter prangte noch lange der riesige Braten, der, am Bratspieß bei hellem Feuer geröstet, seit den frühesten Zeiten als echt ritterliches Labsal gegolten hatte; in bescheidenen bürgerlichen Haushaltungen zog er sich etwas in die Enge, Hühnersuppen, Eierspeisen, gebratene Gänse machten ihm hier vielfach den Ehrenplatz streitig. Auch bei den Mahlzeiten, welche die Rathsherren auf dem Rathhause abhielten, traten die letztgenannten Gerichte als Delicatessen fast regelmäßig auf. Eier und Hühner wurden ja den Reichen in die Küchen gezinst, und die Gänsezucht nahm im späteren Mittelalter fortwährend zu. Bedenklich klingen die Verbote gegen krankes finniges Fleisch, spottweise auch jüdisches Fleisch genannt. Finnige Schweine kamen so häufig vor, daß der Verkauf dieser Thiere sorgfältig überwacht werden mußte. Es war eine sonderbare Inconsequenz, daß man trotzdem finniges Fleisch an einem abgelegenen Winkel des Marktes verkaufen ließ. Wild war seit Alters sehr beliebt, Hasen und kleine Vögel, darunter auch Lerchen, wurden auf dem Markte feil geboten, Fische gaben selbst die kleineren Flüsse, deren viele früher zuverlässig bedeutend wasserreicher gewesen sind als jetzt, in Menge. Lachse, Karpfen, Hechte wurden als Gerichte gern verwendet. Störe kamen im Handel häufig vor. In unermeßlicher Menge wurde der Hering, das Fleisch des Meeres, verzehrt. Er war in noch ganz anderem Sinne als jetzt einer der wichtigsten Handelsartikel, und die Heringer, die den Fisch im einzelnen vertrieben, bildeten eine angesehene Zunft. Fleisch, nicht künstlich zubereitet, aber stark gewürzt, bildete den Mittelpunkt der Mahlzeiten; des Zugemüses wird in der Regel nur im großen und ganzen und in Zeiten der Noth gedacht. Erbsen, Linsen, Hirse, auch Kraut, Kohl und Rüben gehörten zwar zu den nothwendigen

Erfordernissen einer bürgerlichen Haushaltung, aber man vermißt die heutige Mannigfaltigkeit der Beigerichte. Was auf den mittelalterlichen Tisch kam, ersieht man nicht undeutlich aus den Rechnungen, welche sich erhalten haben. So wird der Bestand einer Fastnachtsmahlzeit in folgender Weise angegeben: 1½ Pfd. kleine Weinbeeren (10 Schill.), 1½ Loth Safran, 9 Loth Imber, 2 Loth gemengt Gewürz, 1 Loth Nägelein, Zucker für 2 Schill., 7 Pfd. Fisch (5 Schill. 6 Heller), Schmalz und Salz für 25 Schill., Brot ein Pfd. (3 Schill. 8 Heller), Kraut (3 Schill.), Nüsse und Äpfel (3 Schill.), Musmehl (6 Pfennig), Essig (4 Kreuzer).

Manches, was uns heute ganz unentbehrlich geworden ist, war selten oder gar nicht vorhanden, so Reis und Kartoffeln. Letzterer Stelle scheint in den Hütten der Armen das Hafermus (Hafermehl) vertreten zu haben. So ist es ferner eine nicht uninteressante Frage, wie man im Mittelalter ohne die warmen Getränke, welche uns heute so sehr Bedürfniß geworden sind, ohne Kaffee, Thee und Schokolade ausgekommen ist. Daß das Frühmahl, wie heute noch sehr häufig, früher in der Regel aus Suppe bestanden hat, dafür sprechen deutliche Zeugnisse; als Labsal bei festlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindtaufen diente den Frauen Mandelmilch und Mandelmus. Die Männer aber hielten sich an Bier, Meth und Wein. Das Mittelalter ist als trinklustiges Zeitalter berühmt. Die schweren Humpen und Zechtische in den alten Ritterburgen, die Kellereien und Speisesäle der Klöster erzählen uns von endlosen Zechgelagen, bei denen die starken Getränke in mächtigen Fluten durch die rauhen Kehlen der Trinkenden stürmten und im Wettkampf gleichsam mit der Männerkraft an den riesigen Kämpen oft lange vergeblich rüttelten. Auch die Bürger verstanden sich auf einen herzhaften Trunk und hatten die volle Kanne gern in nächster Nähe. Bier- und Weinmangel war ihnen ebenso, ja noch mehr empfindlich als Brotmangel. Dieser große mittelalterliche Durst hing eng zusammen mit der vorwiegenden Fleischnahrung und ganz besonders damit, daß man das Fleisch übermäßig würzte. Pfeffer war ein sehr bedeutender Handelsartikel, Pfeffer mußten die Kaufleute, welche überseeische Waren einführten, als Zoll entrichten, Pfeffer mußten die Juden ihren Schutzherren steuern, ein Pfund Pfeffer wollte in einer mittelalterlichen Haushaltung nicht weit reichen. Kein Wunder, wenn man viel trank! In jeder Stadt gab es Brauereien in Menge, an vielen Orten hatten wie in Erfurt die ansässigen Bürger alle die Braugerichkeit, die Klöster brauten, auf den Dörfern wurde gebraut, und außerdem wurden noch schwere fremde Biere in Masse eingeführt. Das Brauen selbst, die Zeit, in der es geschehen durfte, der Preis des Bieres, das Biermaß, alles wurde von der Obrigkeit und von der trinklustigen Bürgerschaft zugleich auf das strengste überwacht. Wie immer, so gehen auch hierin die Rathsbestimmungen auf das Einzelnste ein. In Ulm sollten die Brauer zum Ausbrennen der Fässer nur Zimmetrinde, Nelken, Wermuth, Wachholder und Meisterwurz gebrauchen,

zum Malz durfte nur Wein, Vesen (Schrot) und Gerste genommen werden. Eine echt mittelalterliche Erscheinung ist der Bierausrufer. Wurde in einem der brauberechtigten Bürgerhäuser „ein Bier aufgethan", dann ritt er durch die Straßen und verkündete das Ereigniß mit lauter Stimme und gewichtiger, lobpreisender Miene. Als Kaiser Rudolf einst bei seiner Anwesenheit in Erfurt die Bierrufer vor seinem Fenster ihre Stimmen erheben hörte, ward er so sehr von fröhlicher Ausgelassenheit ergriffen, daß er einen Krug guten, fetten Erfurter Bieres, Schlung genannt, an dem er sich eben labte, in die Höhe hob und auf die Straße hinaus rief: „Ein gut Bier hat Herr Siegfried von Buttstett aufgethan!" Meth, der Honigtrank, an dem sich schon die alten Recken in der nordischen Königshalle berauschten und der jetzt wohl ganz außer Gebrauch gekommen ist, wurde besonders in bienenreichen Gegenden, wie in Schwaben, in Mittelfranken und in den Heiden Norddeutschlands viel gebraut. Die Methsieder gehörten zu der Förster Amt, weil die Bienenzucht im großen in den Wäldern betrieben wurde. Der Meth behauptete sich immer in einem etwas hohen Preise. So kostete in Regensburg um das Jahr 1387 ein Maß davon 2 Pfennige, er war theurer als Bier und inländischer Wein, denn von ersterem erhielt man für 1 Pfennig 2½ Maß, von letzterem für dasselbe Geld 2 Maß. Der Methverbrauch blieb immer ein beschränkter, dem des Bieres und Weines kam er niemals gleich, ja die Methsiederei zog sich nach und nach immer mehr in die Enge, der hohe Preis des Getränkes mag dazu viel beigetragen haben. In hoher Gunst stand der Wein. Nicht allein in den Rhein- und unteren Donaugegenden, überall von den Alpen bis zur Nordsee ward er von Reich und Arm reichlich genossen. Die Bürger lagen dem Weinbau mit großem Eifer ob, sie legten Rebengärten an, wo sich nur irgend eine sonnige Hügelwand darbot, und wir hören erstaunt Gegenden als weinreich bezeichnen, wo heute keine Traube mehr wächst, so z. B. Bergabhänge im Tauberthal und in Thüringen, die heute nur Wald bedeckt. Der Weinhandel war in voller Blüte. Sehr beliebt war der Elsasser Wein, den die Straßburger aufkauften und nach allen Gegenden verfuhren, neben ihm wird Rheinfall oder Rheinvall (Rheinwein) häufig genannt. Von den edleren Rheinweinen gingen schwere Ladungen den Strom hinab ins Ausland, doch litten auch die deutschen Märkte daran nicht Mangel; neben ihm hatten die Neckar- (Heilbronner-) und Frankenweine einen guten Klang. Ueber Regensburg kam Passauer, österreichischer und Ungarwein in das Reich; über die Alpen, von den Seestädten und aus den Slavenländern zugleich wurden feine romanische und griechische (parische) Weine eingeführt. Die fremden Weine waren natürlich nur für die Reicheren. Bei den Rathsgelagen wurde manche seltene Flasche geleert, welschen Wein schenkte die Stadt hohen Gästen, welche sie bewirtete, Malvasier ließen sich die Rathshauptleute und die städtischen Gesandten nachbringen, aber das Volk ergötzte sich am Landwein. Der Landwein ward daher am meisten begehrt. So schildert uns

der Mönch Faber das Leben und Treiben in Ulm zu seiner Zeit, das ist ganz am Ende des 15. Jahrh., in folgender Weise: „An den Samstagen ist Wochenmarkt, da ist ein Getöse auf den Plätzen von Käufern und Verkäufern, als wenn es Jahrmarkt wäre, insonders aber auf dem Platze, wo der Weinmarkt ist. Da stehen oft 300 Wagen und Karren mit Wein, und ich achte, daß kein zweiter Weinmarkt in Allemannien sei, wo so viel Wein auf den Wagen feil steht und so schnell verkauft ist. Denn vor Mittag ist alles verkauft." Man muß bedenken, daß hier nur von dem Weine die Rede ist, der von dem Lande in die Stadt gebracht wurde. Daneben aber bauten sehr viele Bürger selbst Wein und verzapften ihn im eigenen Hause. Wer ein Faß „anstoßen" wollte, ließ es durch den Weinschreier verkünden. Da kamen Bürger und Fremde und tranken, bis das Faß leer war. Im fröhlichen Ulm war noch ein anderer Gebrauch; die kleinen Wirte, die Heckenwirte, ließen, wenn sie Sonnabends ihren Wein vom Markte heimbrachten, einige Fässer vor dem Keller auf der Straße liegen, zapften sie an und priesen den Vorübergehenden den Wein. Da lagerten oft Männer und Weiber, Eltern und Kinder um das Faß auf offener Straße und zechten. Der Rath wollte es nicht leiden; aber er konnte den Gebrauch nur beschränken, nicht aufheben. An 3 Tagen, zu Michaelis, St. Galli und Martini mußte er die Straßenzeche ganz frei geben. Da gab es fröhliches Getümmel vor den Häusern; die Straßen entlang und auf den freien Plätzen stand, saß und lag das Volk, zechte und jubelte. Die Bürger hatten ein Recht zu trinken. Ihre weltlichen und geistlichen Berather, Rathsherren und Chorherren, Grafen und Aebte, der König und die Bischöfe gingen ihnen darin tapfer voran. Als der kluge Stadtschreiber Johannes in Limburg an der Lahn seine Chronik schrieb, um das Jahr 1380, war ein Bischof zu Mainz, der hieß Burßmann mit Zunamen, darum daß er gern trank. — Auf die Beschaffenheit des jedesmaligen Jahrganges kam mehr an, als heut zu Tage, da man den Wein nicht lange auf dem Lager zu halten verstand. Durch firnen (alten) Wein vermochte man den Miswachs eines Jahres nicht auszugleichen. Daher mußten sich die Trinker auch einmal auf einen sauern Trunk gefaßt machen. A. 1392 war selbst an der Lahn der Wein so sauer, daß er schmeckte wie der Saft von Holzäpfeln. Der Wein hieß Ratzmann, und das Quart wollte nicht gar 3 Heller gelten. Zwei Jahre darauf gab es schon wieder sauern Wein. Dennoch kaufte der Bischof von Trier 100 Fuder für 400 fl. Auch mit der Weinverfälschung war man nicht unbekannt. Man versetzte den Traubensaft mit Waidasche, Kalklauge, Senf, Speck, Bleiweiß, Quecksilber, Vitriol, oder man mengte und wässerte ihn. Derartige Versuche ahndete der Rath aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten mit unnachsichtiger Strenge. Dagegen war es erlaubt, Kräuterweine, die sehr beliebt waren, herzustellen. Auch gebrannte Weine, Branntweine, hatte man gegen das Ende des Mittelalters.

Pfalz. Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter.

54. Noch etwas über das häusliche und öffentliche Leben der Bürger im Mittelalter.

Das häusliche Leben der Bürger in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters mag allerdings nach den gegenwärtigen Begriffen von Anstand und Bequemlichkeit nicht sonderlich ansprechend erscheinen, doch ist gewiß, daß es dem Zwecke des menschlichen Daseins angemessener und auch im ganzen viel genußreicher war als gegenwärtig. Allerdings fehlten damals viele Bequemlichkeiten, durch die wir uns das Leben leicht und angenehm zu machen streben; dafür aber wurden unsere Vorfahren nicht von einer so ungeheueren Menge Bedürfnisse erdrückt als wir, und darum lebten sie freier und sorgenloser. Sie kannten weniger Genüsse, genossen aber mehr als wir, weil ihnen die tausend Rücksichten fremd waren, die uns den Genuß verkümmern. Die Wohnung war gegen Kälte und Hitze wohl verwahret, doch sie ermangelte der verfeinerten Zierlichkeit, die heut zu Tage so unentbehrlich ist. Der ehrsame Hausvater jener Zeit bewohnte mit allen seinen Familiengliedern den Tag über ein gemeinschaftliches Zimmer, was freilich unsern Begriffen von Schicklichkeit zuwider ist, dagegen den Vortheil gewährte, daß der Familienvater Kinder und Gesinde stets unter Augen hatte und auf ihr sittliches Betragen Obacht haben konnte. Der Hausrath war gediegen und überdauerte das Leben des Besitzers; bei Reichen war er kunstvoll und kostbar, doch dem Modewechsel nicht unterworfen, und der Enkel konnte mit den Schränken und Schreinen noch prunken, die der Großvater für schweres Geld angeschafft hatte. Die Kleidung richtete sich in Schnitt und Stoff nach dem Stande des Besitzers. Die Prunkkleider waren in der Regel weit kostbarer als gegenwärtig; da aber der Schnitt nur selten, der Stoff nie dem Modewechsel unterworfen war und eine Prachtkleidung für die Lebensdauer hinreichte, so war der Kleideraufwand so unverhältnißmäßig nicht, obgleich dabei Sammet, Silber, Gold, ja wohl Perlen und Edelsteine nicht gespart wurden. Zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde in Augsburg doch bittere Klage geführt, daß die Bürger von den Burgundern, Franzosen, Spaniern und Ungarn den Schnitt ihrer Kleider nachahmten; bis dahin waren die Rathsherren, obgleich in Sammetmänteln, doch mit hölzernen Schuhen aufs Rathhaus gegangen, wenn es schlechtes Wetter war.

Mit Gold- und Silbergeräth wurde ein großer Luxus getrieben. Jeder Wohlhabende hatte Schränke und Schreine davon voll und bei Gastmählern wurde nicht wenig damit geprunkt. Die Liebhaberei an kostbaren Geräthen trug übrigens viel zur Beförderung des Kunstfleißes bei, denn es wurde gar viel auf die künstliche Form gehalten, und die Silber- und Goldarbeiter lieferten so kunstvolle Stücke, daß sie darin auch gegenwärtig noch nicht übertroffen worden sind. Das Haus- und Familienleben eines Bürgers im Mittelalter hatte bei

aller seiner Einfachheit Reize, um die es von jedem unserer Zeitgenossen mit Recht beneidet wird, der sich in seinen vier Pfählen nicht wohl fühlt. Der Hausvater war alleiniger Herr in seinem Hause und gebot darin unumschränkt; keine fremden Verhältnisse, keine Rücksichten der Mode, keine unaufhörlichen Besuche störten die von ihm festgesetzte Ordnung. Seine Hausfrau, die gebietende Herrin in Küche, Keller und Speisekammer, war nicht weniger streng als er, konnte aber auch die Ordnung leicht erhalten, denn sie verlebte nicht, wie in neueren Zeiten, die größere Hälfte ihrer Zeit außer dem Hause. Kinder und Gesinde wurden in strengem Gehorsam gehalten, dafür standen sie aber auch den Herzen ihrer Eltern und Herren nicht fern. Keine Gastereien, keine Thee- und Spielgesellschaften, keine „Tanzthee's" unterbrachen die Ruhe und Ordnung des Hauses, nur nahe Freunde kamen zu einer Mahlzeit oder zu einem Trinkgelage zusammen, Kaffeevisiten kannte man eben so wenig; und so ist allerdings nicht zu leugnen, daß das Hausleben eines Bürgers selbst von der vornehmeren Klasse, ziemlich einförmig war; doch gerade diese Einförmigkeit, diese Ordnung, diese Ruhe war damals Bedürfniß. Der Mann trieb sein Geschäft mit Eifer und Liebe; es nahm den größten Theil der Tageszeit hin, und die Abendstunden verbrachte er gern im Kreise seiner Familie an der Seite seiner Hausfrau, die am Tage auch in der Wirtschaft vollauf zu thun gehabt hatte. War die Hausfrau vielleicht noch des Abends beschäftigt, so besuchte der Hausvater auch wohl die Trinkstube, doch um die zehnte Abendstunde befand er sich wieder zu Hause, denn für unanständig hätte es gegolten, ohne besondere Veranlassung länger auswärts zu sein. Erziehung und Lebensweise trugen dazu bei, den Menschen genügsamer im Genusse zu machen. Der Bürger wußte weniger als gegenwärtig, aber er handelte mehr. Sehr oft war er gezwungen, zur Vertheidigung seiner Vaterstadt die Waffen zu ergreifen; er mußte häufige und nicht selten gefahrvolle Reisen machen, weil es weder Briefposten noch bequeme Reisegelegenheiten gab. Dann hatte er noch die Mitsorge für die Regierung der Stadt oder wenigstens die seiner Innung oder Zunft. Die Stellung des Bürgers war selbständiger, freier, er nahm innigen und thätigen Antheil an den Angelegenheiten seiner Stadt; seine Sicherheit und sein Wohl verdankte er mit seinen eigenen Kräften, daher konnte und wollte er seine Zeit nicht mit gehaltlosen Vergnügungen vergeuden und nach den geschäftvollen Tagesstunden war die Stille und Ruhe im wirtlichen Hause ihm Bedürfniß. Dennoch war das Leben des Bürgers nicht leer an Vergnügen und Lust. Große Familienfeste, wie besonders Hochzeiten, wurden in öffentlichen dazu bestimmten Gebäuden gegeben, die sich dann mit einer großen Menge Gäste füllten und wobei es denn auch recht hoch herging. Alsdann durfte nichts fehlen, was irgend die Kasse des Gastgebers erschwingen konnte; es herrschte der größeste Ueberfluß an Speisen und Getränken; Musik und Tanz und alles, was die Lust der Gäste erhöhen konnte, war in Fülle, und auch die

Zeit, die solchen Festen gewidmet wurde, ward nicht zu karg zugemessen. Auch an anderen Festen fehlte es nicht. Das Vogelschießen, Schmausereien bei den Abrechnungen in den Zünften oder bei dem Meisterwerden eines Handwerkers, bei dem Freisprechen eines Gesellen, bei den Rathswahlen und bei anderen für die Stadt denkwürdigen Begebenheiten fielen nicht selten vor; dann gab es noch Kirchweihfeste, und auch die Ernte oder Weinlese wurde feierlich begangen. Die Patricier und vornehmen Bürger hatten zu ihren abendlichen Zusammenkünften und auch zu Tänzen und Schmausereien die Trinkstuben, von denen die Gemeinen ausgeschlossen waren. Sobald die Zünfte wohlhabend geworden waren, ahmten sie den vornehmeren Bürgern nach und errichteten ebenfalls Trinkstuben, die für alle Gewerke bestimmt waren, von denen wieder die vornehmen Bürger ausgeschlossen blieben. Außerdem hatte noch in den größeren Städten jede Zunft ein besonderes Zunfthaus, in welchem die Gewerbsgenossen sich in Gewerksangelegenheiten versammelten, dann aber auch in den Abendstunden zum Trinken und zu Schmausereien zusammenkamen.

Im Mittelalter waren auch in den Städten die Stände bei weitem strenger als jetzt von einander getrennt, doch gerade die Trennung machte das Leben mannigfaltig. Der Patricier schied sich vom Kaufmann, der Kaufmann vom Handwerker, der Handwerkerstand zerfiel in die besonderen Zünfte, und in einer Zunft waren wieder Meister und Gesellen scharf von einander getrennt. Alle diese Trennungen hinderten aber nicht ein ruhiges Nebeneinanderleben der verschiedenen Stände, und überdem hatten sie wieder mehrere Vereinigungspunkte, durch die sie sich als Glieder eines Ganzen betrachten mußten. Der Geselle und der Meister gehörten bei einer Arbeit zusammen und konnten einer ohne den anderen nicht bestehen; die verschiedenen Gewerke hatten ein gemeinsames Interesse gegen die Patricier zu vertreten, dann war die Sorge für das Wohl der Stadt allen gemein. Endlich waren auch die Brüderschaften ein Bindungsmittel, welches die Mitglieder der verschiedenen Stände einander näherte und die Gleichen fester unter sich verband. Die Brüderschaften hatten eigentlich nur einen religiösen Zweck; mehrere Bürger, gewöhnlich eines Standes, doch oft auch aus mehreren Ständen, verbanden sich zu einer Gesellschaft, die gewisse religiöse Pflichten übernahm, fromme Stiftungen gründete und besonders bei Begräbnissen die Leichen ihrer Mitglieder zu Grabe begleitete und für sie betete. Nicht leicht war einer Bürger, der nicht einer solchen Brüderschaft angehört hätte. Jeder Bürger stand also in mehrfachen Verhältnissen, bei welchen er mit zu rathen und mit zu wirken hatte. Wie regsam war also schon in dieser Hinsicht das Bürgerleben im Mittelalter, und welche innige Bande waren um jeden geschlungen!

Die Gelegenheit, an dem öffentlichen Leben thätig theil zu nehmen, war in dem Mittelalter häufiger als gegenwärtig; nur wenige, die unausgesetzte Thätigkeit des Einzelnen erfordernde Aemter

waren mit einem Gehalt verbunden, die meisten wurden unentgeltlich verwaltet, daher verstand es sich von selbst, daß sie den Nahrungsgeschäften der Beamten nicht gar zu viel Eintrag thun durften; deshalb waren die öffentlichen Geschäftszweige getheilt, und es nahmen viele theil daran. Daher blieb nicht leicht ein Bürger von einigen Fähigkeiten ohne Amt, und jeder erhielt dadurch Gelegenheit, seine Klugheit zu üben und außerdem die Angelegenheiten des Gemeinwesens genau kennen zu lernen. Im Kriege wie im Frieden mußte der einzelne Bürger zum Wohl und Bestehen des Gemeindewesens, dessen Mitglied er war, mitwirken und zwar nicht allein leidend und durch Steuern und Leistungen, sondern auch handelnd und bestimmend. Der Bürger im Mittelalter stand also ungleich höher als in unsern Zeiten, und wenn auch nicht sprechende Beweise vorlägen, so würde man schon aus den obwaltenden Umständen entnehmen können, daß, wenn in jenen Zeiten der Bürger zwar in Hinsicht wissenschaftlicher Kenntnisse ungemein weit hinter dem Bürger unserer Tage zurückstand, er diesem doch an praktischer Lebensweisheit, an Gewandtheit im Umgange, an Erfahrung und im selbständigen Handeln vielfach überlegen war.

Rauschnick.

55. Die Juden im Mittelalter.

Durch das ganze Mittelalter galten die deutschen Juden als „kaiserliche Kammerknechte", welche gegen eine zu entrichtende Abgabe unter des Kaisers Schutz und Obhut gestellt waren. Und wenn auch dieser „Judenschutz" sammt dem damit verbundenen Einkommen hie und da an einzelne Stadtherren, Gemeinden oder Territorialfürsten überging, so geschah es stets in Folge einer Uebertragung. Der Judenschutz war somit ein kaiserliches Regal, welches wie andere Reichs- und Hoheitsrechte mittelst Belehnung oder Schenkung an andere Reichsstände hingegeben werden konnte. Auch das Recht, „Juden zu halten", wurde als kaiserliches Privilegium verliehen. Doch war bei dem sinkenden Ansehen des Kaiserthums dieser Reichsschutz nicht vermögend, den Judenverfolgungen vorzubeugen, wie aus der öfteren Wiederholung solcher Scenen der Gewaltthat und Bedrückung hervorgeht. Selbst die Päpste sahen sich veranlaßt, durch Ausschreiben und Concilienbeschlüsse von Judenverfolgungen abzumahnen. Der tiefwurzelnde Judenhaß, der in der Stammesverschiedenheit, in dem religiösen Gegensatz, in der strengen nationalen Abgeschlossenheit des semitischen Volkes, mitunter auch in dem Neid und Zorn über die wucherische Ausbeutung der Christen seinen Grund hatte, wurde nicht wenig gesteigert durch die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Volkssage, daß die Juden Christenkinder tödteten und ihr Blut beim Paschafest verwendeten, eine Beschuldigung, die schon im 12. Jahrhundert erhoben wurde und zu vielen Verfolgungen den Anlaß bot. Wie sehr auch manche Härten und Schärfen mittelalterlicher

Denkungsweise mit der Zeit sich milderten, gegen die Juden dauerten Intoleranz, Haß und Verfolgung fort. Nicht nur, daß man ihnen den Erwerb von Grundbesitz verbot, daß sie in keine Zünfte aufgenommen wurden, daß man sie vom Kriegs- und Staatsdienst ausschloß; auch wo ihnen das Niederlassungsrecht gegen hohe Abgaben gewährt wurde, lebten sie in besondere Gassen oder Stadtviertel abgesperrt, mußten sie, wie die Sarazenen in Sicilien und Spanien, besondere Abzeichen tragen und wurden bei verschiedenen Gelegenheiten schwer geschatzt. Nicht selten wurden sie von den Schuldnern mit Gewalt zum Nachlaß gezwungen oder ihre Schuld- und Zinsforderungen für ungültig erklärt. Durch solche Mishandlungen und Zurücksetzungen wurde auch in den Juden ein scharfer Christenhaß erzeugt und genährt, der sich besonders in der rücksichtslosesten Gewinnsucht, in der hartherzigen Ausbeutung der Geldverlegenheit kund gab. Da sie von Ackerbau und Gewerbthätigkeit ausgeschlossen waren, so richtete sich die ganze Schärfe des Judengeistes auf Handel und Wucher. Das kirchliche Verbot der Zinsnahme unter Christen gab die Geldgeschäfte vorzugsweise in ihre Hände, und da rächten sie sich durch Wucher und Zinssteigerung für die Verachtung und den Hohn, für die Bedrückung und Austreibung, für die Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen, denen sie so häufig ausgesetzt waren.

Weber.

56. Deutsche Cultur im Osten.

Unter den Slaven, die sich seit der Völkerwanderung über das Gebiet der Weichsel und Oder, Elbe und Saale verbreitet hatten, ragten die Wenden hervor, welche als Serben von der Saale bis zur Havel, als Lusitzer in der jetzigen Niederlausitz, als Leutizzen an den Odermündungen, als Abodriten (Obotriten) im Mecklenburgischen wohnten. Zwischen den Weichsel- und Odermündungen saßen die Pommern, jenseit der Weichselmündung bis zum Niemen die Borussen (Prussen, Preußen). Karl der Große setzte gegen die Serben, Abodriten, Wilzen und andere wendische Stämme an die Grenze des Sachsenlandes Markgrafen und baute Grenzfesten (wie Magdeburg, Erfurt, Halle 2c.), unter Ludwig dem Frommen gerieth diese Grenzhut gegen diese Wenden in Verfall, bis Heinrich I. der Vogler ihren Raubanfällen Einhalt that und nach Eroberung ihrer Hauptfeste Brennabor (Brandenburg) die alten Sachsenmarken (Ost- und Nordmark) gegen sie wiederherstellte. Als die Wenden in der Ostmark gegen die Strenge und Härte des Markgrafen Gero einen allgemeinen Aufstand erhoben, brachte sie Otto der Große zur Unterwerfung und suchte durch das Christenthum (Einrichtung von Bisthümern zu Brandenburg, Havelberg, Meißen, Zeitz, Merseburg, Magdeburg 2c.) ihr starres Heidenthum zu brechen. Allein sie erhoben sich in einem neuen großen Aufstand, vertilgten alle Spuren des Christenthums zwischen Elbe und Oder und setzten noch anderthalb Jahrhunderte lang mit abwechselndem Glück den Widerstand gegen das Christenthum fort.

Bei den Mähren und Böhmen förderten übrigens in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die beiden eifrigen Glaubensboten Cyrillus und Methodius das Christenthum dadurch, daß sie, obgleich geborene Griechen, das Slavische erlernten, ja sogar das Evangelium ins Slavische übersetzten, um es diesen Heiden in ihrer eigenen Sprache verkündigen zu können. In Böhmen setzte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts das Werk derselben der fromme und muthige Erzbischof Adalbert von Prag fort und brachte das Evangelium auch den Polen. Als er es auch den heidnischen Preußen bringen wollte, erlitt er im Sameland den Märtyrertod (indem er von den Heiden an der Ostsee erschlagen wurde), worauf dann in Preußen die Mission noch 200 Jahre lang ruhte.

Nachdem Markgraf Albrecht (der Bär) von Brandenburg vom hohenstaufischen Kaiser Konrad die Herzogsmacht in diesem Lande bekommen hatte, fühlte er sich berufen, seinen Besitz zunächst gegen die Oder hin auszudehnen. In Verbindung mit Heinrich dem Löwen griff er die Obotriten an, drang in das Land der Pommern ein und brachte es zur Unterwerfung. Seinem erobernden Schwerte aber folgten auch die Segnungen des Christenthums und deutscher Sittenbildung. Nachdem er zur Stärkung des eigenen Glaubens mit seiner Gemahlin eine Wallfahrt ins gelobte Land gemacht hatte, gab er denjenigen Deutschen, die ihm sein Land hatten erkämpfen helfen, die durch die langjährigen Kriege verödeteten Strecken zur Bebauung, und zwar den gemeinen Dienstleuten gegen Zins, den Rittern gegen Verpflichtung zu fernerem Heerdienste. Den wendischen Adel behandelte er auf gleichem Fuße mit dem deutschen, so daß allmählich zwischen beiden Familienverbindungen entstanden und eine wohlbemessene Vermischung des beiderseitigen Volksthums den Wenden die Annahme deutscher Sitte erleichterte. Auch zog er viele Colonisten aus Holland, Seeland, Flandern, Westfalen herbei, um durch sie dem Landbau und dem Gewerbe aufzuhelfen. Diese fleißigen Anbauer trugen das Meiste zum Aufblühen des Landes bei, indem sie durch Austrocknung der Sümpfe und Eindämmung der Gewässer große Strecken fruchtbar machten, mannigfaltige Gewerbe trieben und Dörfer, Marktflecken und Städte gründeten. Unter den damals neu aufgekommenen Städten werden Berlin, Spandau, Stendal, Havelberg, Rheinsberg, Frankfurt a. d. Oder, Küstrin 2c. genannt. Zugleich trug er dadurch, daß er die deutsche Sprache zur Landessprache erhob, viel zur Germanisierung jener slavischen Länderstriche bei. Sein Sohn Otto I., der 1168 zur Regierung kam, erhielt nach dem Sturze Heinrichs des Löwen 1180 eine von Sachsen weniger abhängige Gewalt und von Kaiser Friedrich I. eine Art Lehenshoheit über Pommern. Seine Nachkommen (aus ballenstädtischem Hause) fuhren fort, auch die Uckermark (bis an die Oder

und zum Meer) und die Neumark jenseit der Oder zum brandenburgischen Besitz hinzuzufügen, und gegen das Ende des 13. Jahrhunderts war auch die Ober- und Niederlausitz damit verbunden.

Die Gründung vieler neuen und wichtigen Städte an der nordöstlichen Grenze Deutschlands, in denen deutsches Bürgerthum emporblühte, wurde auch durch die mit Ausbreitung des christlich-germanischen Wesens verbundene Eroberung Preußens durch den deutschen Orden herbeigeführt. Die Preußen, ein lettischer Volksstamm im alten Bernsteinlande, traten erst im 11. Jahrhundert mehr hervor. Lange hatten sie unter ihren Reiks (Fürsten) und Oberpriestern im größten Heidenthume gelebt, und als ihnen der Missionar Adalbert von Prag das Christenthum bringen wollte, widerstanden sie seinen Bekehrungsversuchen, und er fand, wie bereits gesagt, 997 den Märtyrertod bei ihnen. Nachher suchten ihnen die Polenherzöge das Christenthum und mit demselben das Joch ihrer Herrschaft aufzuzwingen, reizten sie aber dadurch zu Haß und verheerenden Raubzügen. Als inzwischen die Liefländer mit Hülfe des Schwertordens bekehrt worden waren, stiftete auf Antrieb des pommerschen Bernhardiner Missionars Christian von Oliva, des nachherigen ersten Bischofs im Preußenland, der Herzog von Marsovien gleichfalls einen geistlichen Ritterorden der Brüder, von Dobrin, um durch denselben die Preußen zu dem gleichen Ziele zu bringen. Da aber dieser Orden im Kampfe mit den Preußen unterlag, so erhielt auf Ansuchen Christians und Konrads und mit Bewilligung Kaiser Friedrichs II. der deutsche Orden, dessen Hochmeister damals der durch Kraft und Staatsklugheit berühmte Hermann von Salza war, jene Bestimmung. Er eroberte in Vereinigung mit dem Schwertorden und mit Unterstützung von Kreuzfahrerzügen binnen 55 Jahren das preußische Land und gewann es für Deutschland durch Anlegung von Städten und Gründung von Kirchen und Klöstern, so wie durch Einführung deutscher Bildung und Sitte. Die erste Anlage des Ordens war Thorn, von wo aus das Kulmerland erobert und Kulm angelegt wurde. Bald folgten Elbing, Marienwerder, Braunsberg und andere Schutzorte. Nach dem Tode des ersten Landmeisters Hermann Balk wurden Ermeland und einige andere Landschaften unterworfen. Allzu harte Behandlung der Widerspenstigen rief einen furchtbaren Aufstand hervor, der die ganze Eroberung in Frage stellte, aber mit polnischer und deutscher Hülfe gedämpft wurde. Nach der Erbauung Memels wurde Sameland erobert und Königsberg gegründet. Ein plötzlicher Aufstand der Sameländer brachte das ganze Ordensland in die Gefahr des Untergangs, und nur der ausharrenden Standhaftigkeit der Ritter hat man es zu danken, daß die christlich-germanische Bildung dort gerettet wurde. Mit der Unterwerfung der noch übrigen Gaue war die Eroberung Preußens im Jahre 1283 vollendet. Die alt einheimische Bevölkerung war während derselben größtentheils aufgerieben worden; aber die Menge der einwandernden Deutschen machte die verödeten Städte schnell wieder aufblühen und deutsche Sprache und Sitte allgemein.

Das Ordensland Preußen hatte eine eigenthümliche Verfassung. An der Stelle des Hochmeisters, der damals noch seinen Sitz in Accon (nachher in Venedig) hatte, gebot der Landmeister, der in wichtigen Angelegenheiten an den Beirath des Ordensmarschalls und der Comthure (d. i. der Vorsteher der Landschaften) gebunden war. In kirchlicher Hinsicht war das Land in 4 Bisthümer (Kulm, Pomesanien, Ermeland und Sameland) getheilt, die in der Folge meist mit Ordensbrüdern besetzt wurden. Die Geistlichkeit hatte indes auf die Politik dieses Ordens keinen Einfluß. Das Volk bestand 1. aus den eingebornen, dem Orden treu gebliebenen Edlen, die außer ihrem Allod noch Lehnsgut vom Orden bekamen, 2. aus zehntfreien Lehnsleuten, 3. aus Zinspflichtigen, 4. aus Leibeigenen. Die deutschen Edlen bildeten den Stand der Landesritter, die deutschen Bürger und Bauern (Ansiedler), die den eigentlichen Kern des Bürgerthums ausmachten, erhielten Grundeigenthum gegen Zins und Zehnten.

Das Ordensland erreichte im Laufe des 14. Jahrhunderts den Gipfel seiner Blüte, sank aber von demselben im 15. Jahrhundert wieder herab. Nachdem nämlich der deutsche Orden seinen Sitz, der zuletzt in Marburg gewesen war, in die prachtvolle Marienburg an der Nogat verlegt hatte (1309), erwarb er durch Kauf sowohl Ostpommern mit der Hauptstadt Danzig als auch Esthland und erreichte unter Winrich von Kniprod den Gipfel der Macht und des Wohlstandes.

Allein die beständigen Kriege mit den wilden Litthauern sowie mit den eroberungssüchtigen Polen hemmten die ruhige Fortentwickelung, und da auch die Zuzüge der Kreuzfahrer aufhörten und der Orden nur auf seine eigene Kraft beschränkt war, diese aber mit dem schwindenden Geiste des Ritterthums mehr und mehr nachließ, und unter den Ordensrittern Stolz und Ueppigkeit, Habsucht und Ungerechtigkeit überhand nahm, so sank die Macht des Ordens. Die blutige Niederlage bei Tannenberg (1410) gegen den mit den Litthauern verbündeten König Jagello von Polen brach seine Kraft. Im Frieden von Thorn 1411 mußte der Orden Samogitien an Polen abtreten. Als hierauf durch das Bestreben des Hochmeisters Reuß von Plauen, Zucht und Ordnung wiederherzustellen, Zwietracht einriß, die sich durch religiöse Gegensätze noch verschärfte, und fortgesetzte Kämpfe mit den Polen hinzukamen, so wurde die Heilung der Gebrechen immer schwerer.

Die wachsende Unzufriedenheit der Ordensstände äußerte sich allmählich in dem Verlangen nach einem Antheil an der Regierung. Die von dem Hochmeister gemachten Zugeständnisse reizten zu weiteren Freiheitsansprüchen, die von den Rittern und Städten in dem sogenannten preußischen Bund gemacht wurden und von dem

Hochmeister bestätigt werden mußten. Die Versuche von Seiten eines der nachfolgenden Hochmeister, jenen Bund aufzulösen, führten zur Verstärkung des Bundes. Dieser warf sich den Polen in die Arme und brachte einen 13jährigen verheerenden Krieg über das Ordensland, der im (zweiten) Frieden von Thorn 1466 mit dem Verluste der Selbständigkeit des Ordens endete. Denn ganz Westpreußen wurde mit Polen vereinigt und verlor alle bürgerlichen Freiheiten; Ostpreußen wurde polnisches Lehen und erhielt Königsberg zum Ordenssitz, während Marienburg verfiel.

Dittmar.

57. Die fahrenden Leute.

Allen Vereinen und Bruderschaften der alten Zeit, welche der Seele Heil oder irdische Vorrechte suchten, und allen gesetzten Menschen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimat, stand gegenüber eine große Gesellschaft von Rechtlosen und Heimatlosen, welche alles entbehrten, was damals Sicherheit und Ehre gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinsamen Thätigkeit der andern mitspielten, misachtet und viel begehrt, als Kinder des Teufels der strengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunstfertigkeit Geistlichen und Laien sehr willkommen, die Lustigmacher und Freudebringer des Volkes, die große Genossenschaft der fahrenden Leute.

Diese Kinder der Landstraße haben eine lange Geschichte, welche mehr Beachtung verdient, als ihr bisjetzt zu theil geworden, denn sie waren durch mehr als ein Jahrtausend die volksthümlichen Bewahrer alter Poesie, der Musik und aller darstellenden Künste.

Auch ihre Geschichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zusammenhang des deutschen Lebens mit dem römischen Alterthum ist. So hatte sich mit zahllosem anderem das verachtete Geschlecht der Gladiatoren, Histrionen und Thymeliker (Fechter, Schauspieler und Sänger) durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenstämme verbreitet. Sie führten den blutigen Vandalenhaufen, die römischen Pantomimen auf; sie standen vor den Hütten des fränkischen Häuptlings und pfiffen und spielten fremdartige Weisen, welche vielleicht einst mit den Orgien asiatischer Götter nach Rom gekommen waren; sie mischten sich unter die gothische Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof strömte, und öffneten dort ihren Kasten, um einen Affen mit rother Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen oder die grotesken Figuren altlateinischer Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Pappus und wie sonst die antiken Väter unserer Hanswürste heißen, der Dorfjugend aufzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdes erboten sich wohl andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfspiel mit scharfen Waffen aufzuführen, mit den Ge-

fahren und Kunstgriffen des römischen Circus; dann schloß sich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenschaftlicher Spannung die Wechselfälle des Kampfes um den Lohn, den die Zuschauer um so mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während sie die Elenden, die so für Geld kämpften, nicht mit größerer Achtung betrachteten, als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutschen Stämme, gewandt, frech, wo möglich in glänzendem Anzuge; doch war solcher Unfug den ernsten Leuten sehr anstößig, und schon im Jahre 554 schritt ein Frankenkönig gegen denselben ein.

An solche fremde Gaukler schloß sich schnell ein zahlreicher deutscher Nachwuchs. Die deutschen Stämme hatten seit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epischen Gesängen und Liedern. Auch diese waren von Hof zu Hof gezogen, sehr willkommen in den großen Blockhäusern der Vornehmen, geehrte Gäste, vertraute Boten, welche oft von ihren Gastfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einst am Herdfeuer von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Riesenwelt und von dem tragischen Untergange der Nibelungen, dann von Attilas Schlachten und den Wundern der südlichen Länder gesungen. Karl der Große sammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutschen Stämme, sein pfäffischer Sohn Ludwig haßte und verachtete sie. Allerdings waren diese Gesänge so voll Heidenthum, daß die Kirche Ursache hatte, in Synodalbeschlüssen gegen sie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeschlecht, welches sie trug, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deshalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedrieger, sie fielen endlich, wenigstens zum Theil, der Klasse jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte sich, das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbschaft aus dem deutschen Heidenthum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutschland feierliche dramatische Umzüge an den großen Festtagen der deutschen Götter. Schon damals scheint die Laune, mit welcher der fromme Germane seine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komische Vermummungen zugesellt zu haben, die Gestalten von Kobolden, Riesen, den greisen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donars und wahrscheinlich das weiße Zauberpferd Wuotans, welche in der ältesten Form dramatischer Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsstreites, gegen einander agierten. Behend fügten die deutschen Gaukler diese deutschen Masken zu den grotesken römischen Figuren, welche sie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Christengemeinden in Deutschland brüllte der Bär des trinklustigen Asen neben dem Begleiter des römischen Weingottes, dem Satyr mit seinen Bockfüßen und Hörnern.

So germanisierte sich schnell das fahrende Geschlecht und glitt

während des ganzen Mittelalters zwischen den abgegrenzten Kreisen des Volkes umher, vor dem Gesetze heimatlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort, das „fahrende und gehrende Volk“ durch wiederholte Dekrete zu beargwöhnen, ja das Recht, an den Sakramenten des Christenthums theil zu nehmen, wurde ihm beschränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten, „Klopffechter um Geld“ zu erschlagen ohne Buße, wie herrenlose Hunde, oder, was beinahe schlimmer war, sie gewährten dem beschädigten fremden Manne nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Messer getroffen, so durfte er nur auf den Schatten, welchen sein Beschädiger an die Wand warf, denselben Schlag oder Stoß thun.

Mit dieser „Unehrlichkeit“ aber contrastierte sehr die Beliebtheit, deren sich die Fahrenden in der Regel erfreuten. Einzeln oder in Banden durchzogen sie das Land, bei großen Hof- und Kirchenfesten strömten sie zu Tausenden zusammen. Dann war ihnen Trank, Speise, Kleider, Geld zu spenden allgemeiner Gebrauch, und wohl war es gerathen, sie gut zu behandeln, denn sie waren als böse Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachsucht, welche durch das Gefühl geschärft werden mochte, daß ihnen solche Rache das beste Mittel sei, sich gefürchtet zu erhalten. Nur selten wagte ein Fürst, wie Kaiser Heinrich II., oder ein frommer Bischof, ihre Banden ohne Lohn von seinen Festen fortzuweisen. Fast überall sind sie bis ins 15. Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menschen gesammelt wird. Sie marschieren mit Dudelsack und Fiedel vor dem bewaffneten Haufen, sie ziehen im Gefolg der Heeres gegen die Slaven, nach Italien, nach Jerusalem, sie blasen und rufen bei jedem Turnier und singen auf der Stelle das Lob der Sieger, sie gaukeln und tanzen mit und ohne Costüm bei großen Mahlzeiten oder schweben auf dem Seil an jeder Messe und machen den Todtensprung in voller Rüstung zwischen zwei Schwertern so fürchterlich, daß schreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie singen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder und erzählen alte Heldensagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauern und in der Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort ist vielleicht der Herr auf einem Kreuzzuge abwesend, und die Frau und das Gesinde hören ängstlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmannes. Heut ist er Erzähler fremder Wundergeschichten und morgen verborgener Bote zwischen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeit lang in den Dienst eines ritterlichen Minnesängers, dessen Minnelieder er mit seinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitschrift thut. Oder er kleidet sich noch auffallender als er sonst pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, setzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adeligen oder Begleiter eines vornehmen Geistlichen.

Von der Ordnung, welche die große Genossenschaft zusammenschloß,

ist uns keine Spur geblieben, wohl aber ist uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meisterschaft und höhere Würde gab. (Pfeiferkönige)

Seit dem dreizehnten Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden besser, das Leben aller Klassen ist frivoler, kecker, rücksichtsloser, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenspiel und Tanz, Gesang und mimischen Darstellungen so allgemein, daß die Kunstfertigen ein ständiges Bedürfniß der Städte und Höfe wurden. Deshalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, sie gesellen sich zu dem Ritterthum als Rufer, Herolde, Lobsänger und Spruchsprecher, sie werden Hausnarren bei den Fürstenhöfen, Pritschmeister in den Städten, Gesellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtsbanden ꝛc. Seitdem theilen sie sich in angenommene und fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienstbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arme, und dieses Symbol der Unfreiheit ist für ihn ein werthvolles Privilegium, welches Schutz gewährt gegen das Mistrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, welche noch heimatlos umherschweifen, wird schlechter; in der Mitte des 15. Jahrhunderts werden sie auf dem Reichstage zu Frankfurt bereits durch kaiserliche Verordnung als Vagabunden bedräut, zumal die Sänger und Spruchsprecher, weil sie geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten, denn sind sie bei den Geistlichen, so singen sie von den Weltlichen, und bei den Weltlichen von den Geistlichen, „welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereicht.“ Endlich kommt den Angesessenen der Ehrgeiz, sich in einer Innung oder nach italienischem Muster in einer Schola zu vereinigen und durch Privilegien bevorzugen zu lassen, so den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen. Die Fürsten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freischießen und anderen großen Festen durch ihre Scheinkämpfe den Fürsten und Bürgern Freude bereiteten. Eins der letzten großen Fechtspiele wurde im Jahre 1741 zu Breslau in Gegenwart Friedrichs des Großen aufgeführt. Die Sänger wußten sich und ihre Possen in die heiligen Spiele der Kirche einzudrängen. Zu den Fahrenden gesellten sich leichtsinnige Kinder der Kirche, vagierende Mönche und Nonnen, fahrende Schüler ꝛc.

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten sich auf den Landstraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volk unheimlicher, unter ihnen die Zigeuner.*)

---

*) Der Raum verbietet, Freytag's schöne Beschreibung der Zigeuner hier wieder zu geben; deshalb nur eine kurze Notiz. „Zigeuner, ein in Asien, Europa, Afrika und Nordamerika herumschweifendes Volk, das aus Indien stammt und in Europa zuerst im 12. Jahrhundert sich zeigte. Sie werden in allen Ländern anders genannt. Der Name Zigeuner, unter dem sie in Deutschland bekannt sind, stammt von Zingari, wie sie in Italien heißen. Sie selbst nennen sich Romanitschel (Menschenkinder), Pharaon oder Sinte. Ihre Anzahl in Europa beträgt vielleicht nicht über 1/4 Mill.; die meisten sind in der Moldau,

Um das Jahr 1500 verlor sich der Name „fahrende Leute“, und viele fröhliche Thätigkeit der besitzlosen Umherschweifenden wurde von dem Makel frei; aber die große Genossenschaft der Gauner erhielt sich in einer gewissen Organisation. Auch ihre Sprache blieb. Das Rothwelsch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehreren Proben die volle Ausbildung eines Gauneridioms. Es besteht zum größten Theile aus hebräischen Wörtern, wie diese von Leuten gebraucht werden, die nicht selbst Juden sind, daneben steht auch ehrliches deutsches Sprachgut, und wieder zweckvolle Erfindung von neuen Ausdrücken, zunächst in dem Bestreben, den wahren Sinn der Rede durch ein täuschendes Bild zu verhüllen: Windfang, der Mantel, Breitfuß, die Gans. Wenige Wörter lassen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehreren bricht die rohe Laune verzweifelter Menschen. Und wie die Sprache waren auch die Praktiken der Gauner schon zu großer Virtuosität ausgebildet. Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almosenvertheilen hatte überall in der Christenheit massenhaftes Bettlerwesen großgezogen, schon in den ersten Jahrhunderten des deutschen Christenthums ist es Klage frommer Geistlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künstlich gemacht waren; sie zogen nackt mit einer Keule, später in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land, sammelten vor jedem Hofe für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerensclaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis sie ein Pfund Wachs, ein silbernes Kreuz und ein Meßgewand zusammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weisen Brief und Siegel vor, ihnen liegen besonders Handtücher für ihren Priester, Garn zum Altartuch und Bruchsilber zu einem Kelch am Herzen; sie schweifen als Epileptische umher und halten Seifenschaum im Munde oder nehmen als Priester in eine fromme Bruderschaft auf, wieder gegen Bruchsilber ꝛc. Wo ein großes Fest gefeiert wurde, strömten auch sie in Scharen zusammen. Es war eine gefährliche Genossenschaft, nicht immer vermochte die Härte der alten Zeit sie zu bändigen. Basel scheint

---

Walachei und in der Türkei. Sie ziehen meist in Banden von 2—300 Köpfen umher, unter dem Befehl eines Hauptmanns und einer Mutter, sie halten sich meist unter freiem Himmel, am liebsten in Wäldern auf und treiben allerlei Beschäftigung, die zu ihrem Wanderleben paßt; die Weiber beschäftigen sich besonders mit Kartenschlagen und Wahrsagen. Zur Nahrung benutzen sie alles, was genießbar ist; das Fleisch aller Thiere, selbst das von gefallenen, ist ihnen willkommen. Die Versuche, sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen, schlugen meistens fehl. Maria Theresia faßte zuerst den Plan, sie zu civilisieren, und es siedelten sich auch wirklich in Galizien, Siebenbürgen und Ungarn einige Horden an, welche Neubauern genannt wurden. Auch Preußen legte zu Friedrichslohra bei Nordhausen eine Erziehungsanstalt für sie an, welche aber 1837 wieder einging. In England gründete man 1827 eine Erziehungsanstalt für Zigeunerkinder in Farnham. In Rußland brachte man 1847 über 12000 Zigeuner in Kronlandgemeinden unter.“ (Universal-Lexikon. Garcke. Naumburg.)

einer ihrer geheimen Sammelplätze gewesen zu sein, sie hatten dort eine Gerichtsstätte, auch das berühmte „Liber vagatorum“ mag in der Nähe entstanden sein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geschrieben, enthält in Gaunersprache eine sorgfältige Aufzählung der Gaunerklassen und ihrer Kunstgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch des Jargons. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luthern so wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der ältesten Drucke von neuem herausgab.

Nach Gustav Freytag.

58. Das Volkslied.

Der Deutsche ist eine liederreiche, singlustige Natur, und wie schweres Ungemach ihn auch betreffen mag, sein frisches Herz erfreut sich stets an Liedern. Auch im Mittelalter begnügte man sich mit dem Meistersange, dessen enge strenge Regeln vielen ein harter Zwang waren, keineswegs; vielmehr blühte neben demselben in ungebundener Freiheit der Volksgesang. Am schönen Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, in Franken, Baiern, Tirol, überhaupt in Oesterreich, finden wir das Volkslied, wie vormals das Minnelied, besonders zu Hause. Man hat diese aus der Brust des Volkes hervorquellenden, meist von unbekannten Verfassern stammenden Lieder in neuerer Zeit gesammelt. Es ist so viel Leben, Frische, Anschaulichkeit, Innigkeit und Tiefe der Empfindung, so viel Musik des Wortes darin, daß man es ihnen gern nachsieht, wenn der Text bisweilen ein wenig ungefüge und im Gebrauche der Jahrhunderte zertrümmert erscheint. Jene Vorzüge haben unsere großen Dichter, wie Göthe, wohl empfunden, die dem Volksliede mit Liebe nachgingen und seinen tiefen Seelenton zu gewinnen suchten. Natürlich ist die Liebe, dieser unversiegbare Quell der Dichtung, sehr reich im Volksliede vertreten, — die glückliche:

Lieblich hat sich gesellet
Mein Herz in kurzer Frist
Zu einer, die mir gefället;
Gott weiß wohl, wer sie ist.

wie die traurige:

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen:
O du allerschönste Zier,
Scheiden, das bringt Grämen!

Neben der Liebe hat der holde Frühling mit seinen Vögeln und Blumen ein nie veraltendes Recht, im Liede gefeiert zu werden:

In diesem grünen Wald
Wollen wir fröhlich singen.
Hört, wie es widerhallt
Und lieblich thut erklingen.

Ach, wie ein Lieblichkeit
Und holdseliges Leben
Die schöne Sommerzeit
Und helle Sonn' thut geben!

Dieweil die Vöglein all
In Luft mit Freuden schweben,
Voraus die Nachtigal
Ihr Stimmlein thut erheben u. s. w.

Eben so wenig fehlt es natürlich in einem Lande, wo es immer viel durstige Brüder gegeben hat, an Zechliedern:

Den liebsten Buhlen, den ich han,
Der liegt beim Wirt im Keller,
Der hat ein hölzin Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.

singt der Dichter Fischart im Volkstone.

Aber auch ein frommer Zug, an Gott und das Unvergängliche mahnend, geht durch diese Lieder; selbst der Vogelsang wird in diesem Sinne gedeutet:

Hört, wie die Wachtel im Grünen schlägt:
Lobet Gott, lobet Gott!

Wie gewaltig ist nicht das Lied auf den Schnitter Tod:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssens nur leiden.
Hüte dich, schöns Blümelein!

Wie oben der Takt des Wachtelschlages nachgeahmt ist, so in hundert andern Liedern die verschiedensten Laute der Natur oder Kunst: das Sausen des Windes, das Rauschen des Baches, das Schallen des Horns im Walde. Und überall sind Text und Melodie in wunderbarer Uebereinstimmung, als ob eins mit dem andern erwachsen sei. Die mannigfaltigsten Wanderlieder, Tanzlieder, Wiegen- und Kinderlieder gehen in bunter Reihe an uns vorüber; Bauer, Winzer, Gärtner, Müller, Hirt, Jäger, Student, Lanzknecht, Reiter, Schiffer, Köhler, Handwerksbursch, Pilger, Mönch, Bettler, sie alle haben ihre Lieder, in denen sie ihre Lust ausjauchzen oder über den Druck des Lebens sich hinwegschwingen. Selbst der arme Schweizerbub, den das Alphorn verlockt hat, seine Fahne zu verlassen, strömt noch sein Leid im Liede aus, bevor er niederkniet, um von den Kugeln der drei Kameraden den Tod zu empfangen. Wer kennt nicht das herzergreifende:

Zu Straßburg auf der Schanz ꝛc.?

Im ganzen ist das deutsche Volkslied — weit mehr als das anderer Völker — dem Innern des Menschen zugewendet; doch fehlt es auch nicht an Liedern, die einen geschichtlichen Inhalt haben, und nicht leicht ist ein Sieg gewonnen oder eine Stadt erstürmt worden, ohne daß nicht ein darauf gedichtetes Lied in Gebrauch gekommen wäre. Hierbei pflegen die Kanonen mit wunderlichen Namen, wie Weckauf, Burlebaus, Katze, Nachtigal, der Teufel und seine Großmutter, eine nicht geringe Rolle zu spielen. Ein altes Lied der Landsknechte, auf die Schlacht von Pavia (1525), von Hoffmann von Fallersleben umgedichtet, preist den wackern Feldhauptmann Frundsberg mit folgenden Worten:

Das Fähnlein auf; die Spieße nieder!
Dem Kaiser Sieg! dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer,
Ihr Landsknecht, drum verkauft es theuer:
So war des Frundsberg erst Gebot.

Da sah man Spieß und Schwerter blitzen,
Wie Sternlein in der blauen Nacht;
Die Kugeln in den Lüften flogen;
Es sprang das Blut wie Regenbogen
Wohl zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag, wie alle Tage,
Das war ein rother, heilger Tag;
Als, fern vom deutschen Vaterlande,
Vor deutschem Muth mit Schmach und Schande
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott, dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren werth.
Du hast dein Völklein wohl geleitet,
Du hast den schönen Sieg bereitet,
Du, Alter, nimm das Königsschwert!

In dem Liede des Luzerner Bürgers Halbsuter: „Von dem Strit ze Sempach“ heißt es von Winkelried:

Hiemitt do tett er fassen
Ein' Arm Spieß' behend:
Den Sinen macht' er ein Gassen;
Sein Leben hatt' ein End'.
He! er hatt' eines Löwen Muth!
Sein mannlich dapfer Sterben
War den vier Waldstetten gut.

Die Dithmarschen singen von der Schlacht bei Hemmingstedt:

Do repen de Dithmarschen averlut:
„Dat schüt nu und nimmermehre!
Darumme willen wi wagen Hals und Gut,
Unde willen dar alle umme sterven,
Ehr dat de Koning von Danemark
So scholde unse schone Land vorderven!“

Aber auch des Gedächtnisses minder würdige Thaten von bekannten Raubrittern, wie die Streiche Eggelin von Gaila's, der mit den Nürnbergern in Fehde lag, und Kunz von Kaufungen's Prinzenraub und Henkertod, sind Gegenstand historischer Lieder geworden.

Nach K. A. Mayer.

59. Die Femgerichte.

Im Mittelalter bestanden durch ganz Deutschland furchtbare, heimliche Gerichte, die grobe Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestraften. Es war gefährlich, sich vor ihnen zu stellen, und noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden. Ihren ersten und vornehmsten Sitz hatten sie in Westfalen, darum hießen sie auch die westfälischen Freigerichte; den Namen Femgerichte hatten sie aber von dem altdeutschen Worte verfemen, das so viel heißt als verbannen, verfluchen.

Jedes solches Gericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzer, die man auch Wissende nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Feme wußten. Solcher Beisitzer mußten wenigstens 14 sein; gemeiniglich waren derer aber viel mehr. Man rechnet, daß in ganz Deutschland über 100000 verbreitet waren, denn in jeder Stadt hielten sich Wissende auf, von denen die Bürger beobachtet wurden. Ihre Sitzungen nannten sie Freidinge. Jeder Freigraf und Freischöppe mußte auf rother Erde, d. h. im Westfälischen, belehrt und beeidigt worden sein. Der Eid, den man ihnen bei ihrer Aufnahme zur Sicherung ihrer Verschwiegenheit abnahm, war furchtbar. „Ich schwöre", mußten sie sprechen, „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist ꝛc." Ein Schöppe, der seinen Eid brach, der sollte der Hände und Augen beraubt und mit herausgerissener Zunge an einem dreifachen Strick, sieben Fuß höher als andere Schelme, gehenkt werden. Sämmtliche Freistühle erkannten den Kaiser als ihr Oberhaupt, machten ihn gleich nach seiner Krönung zu ihrem Mitwissenden und richteten unter kaiserlichem Ansehen. Von Westfalen aus hatten sie sich über ganz Deutschland verbreitet. Freigrafen und Freischöppen erkannten einander an gewissen Zeichen oder einem Losungsworte.

Hatte jemand einen Raub oder Mord begangen, war er sich der Zauberei oder Ketzerei bewußt, so hatte er Ursache genug, vor dem furchtbaren Richterstuhle der Wissenden zu zittern, selbst wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war. Er wurde alsdann von einem der Freischöppen vor dem heimlichen Gerichte angegeben, und wenn dieser mit einem Eide erhärtete, daß das Verbrechen wirklich von ihm begangen worden sei, wurde der Ange-

klagte zur Verantwortung vorgefordert. Die Vorladung geschah aber nicht öffentlich, sondern einer von den Freifrohnen schlich des Nachts ungesehen an die Mauern des Schlosses oder Hauses, wo der Angeklagte wohnte. Zunächst heftete er an die Thür den Vorladungszettel, schlug dann dreimal gewaltig gegen den Pfosten und schnitt aus demselben drei Spänchen aus. Der Geladene mußte sich dann an einem bestimmten Tage an einem gewissen Orte einfinden, der ihm angegeben ward. Hier wartete seiner schon ein Abgeordneter der Feme, der ihn mit verbundenen Augen an den geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Gemeiniglich hielten sie ihre Sitzungen bei Nacht in einem dichten Walde, oder in einer Höhle, oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier saßen sie vermummt bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und tiefe Stille herrschte unter ihnen und rings um sie her. Der Freigraf allein erhob seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und forderte ihn auf, sich zu vertheidigen. Konnte er sich befriedigend verantworten, so wurde er freigesprochen und eben so geheimnißvoll, als er gekommen war, wieder weggeführt. Wurde er aber seiner Schuld überwiesen, so wurde er zum Tode verurtheilt und noch in derselben Stunde, nachdem man ihm Zeit gelassen, seine Seele in einem kurzen Gebete Gott zu empfehlen, mit einem Dolche niedergestoßen oder an einen Baum aufgeknüpft. Gemeiniglich mußte der jüngste Schöppe das Henkeramt verrichten, und alles wurde so geheim gehalten, daß niemand erfuhr, wer der Henker gewesen sei. — Stellte sich der Angeklagte nicht auf das erste Mal, so wurde die Vorladung noch zweimal wiederholt. Blieb er auch das dritte Mal aus, so erfolgte die Verurtheilung, und einige von den Freischöppen erhielten den Auftrag, den Spruch der Richter an ihm zu vollziehen. Von nun an wurde er von unsichtbaren Händen verfolgt bis an seinen Tod. Traf ihn einer von den Schöppen an einem einsamen Orte, so stieß er ihm ohne Umstände ein Messer in die Brust, oder knüpfte ihn, von einigen seiner Gesellen unterstützt, an den nächsten Baum auf. Das blutige Mordgewehr aber wurde neben den Leichnam des Getödteten gelegt oder in die Erde gesteckt, zum Zeichen, daß er nicht unter den Händen eines gemeinen Mörders, sondern von der heiligen Feme verurtheilt, durch die Hand eines Wissenden gefallen sei.

Die Sitzungen der heiligen Feme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten, doch immer erschienen die Wissenden vermummt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhofe des Ortes, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Mit Anbruch des Tages verkündete dann das Läuten aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer furchtbaren Gäste. Alle, welche über 12 Jahre zählten, mußten sich hinaus ins freie Feld begeben und sich in einem großen Kreis niederlassen. Der Freigraf saß mit seinem Schöppen in der Mitte, und vor ihm lagen neue Stricke und ein Degen oder Dolch. — Befand sich nun einer

im Kreise, der im Rufe eines Mordes oder Diebstahls oder eines andern von den schon genannten Verbrechen stand, so trat ein Schöppe zu ihm hin und sagte ihm ins Ohr: „Freund, es ist anderswo eben so gut Brot essen, wie hier." Das heißt: Hast du kein gut Gewissen, so stehe auf und gehe, so lange es noch Zeit ist. Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen, aber sein Vermögen war verfallen. Berührte der Schöppe einen zum dritten Mal mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, daß er des Verbrechens nicht nur verdächtig, sondern ganz überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum aufgeknüpft.

So empfing nun freilich gar mancher Bösewicht, der durch Bestechung oder durch die Verwendung seiner Freunde den Händen der Gerechtigkeit entgangen zu sein glaubte, durch das unbestechliche heimliche Gericht doch den verdienten Lohn; es ist aber leicht einzusehen, wie viele schuldlose Menschen auch aus Feindschaft, Rache, Bosheit von gewissenlosen Feinden fälschlich angegeben und ein Opfer ihrer Tücke wurden. Manche Unglückliche wurden kurzweg zum Tode verurtheilt, und erst nachdem sie aufgeknüpft waren, nahm man sich Zeit, zu untersuchen, ob sie es verdient hatten. Daher ergriff namenlose Angst Weib und Kind, wenn der Mann in der Stille der Nacht das Lager verlassen mußte, sich einzureihen in den geheimnißvollen Kreis, der den verhängnißvollen Freistuhl umgab. Laut weinend klammerte man sich an seine Brust und wurde nicht getröstet durch die Betheuerungen seiner Unschuld. Ach nur zu oft war mit dem ersten Hahnenschrei der Ersehnte noch nicht daheim; nur zu oft gelangte statt seiner die Kunde an, daß er nicht mehr unter den Lebenden sei, oder daß er bereits jenseits der Grenzen weile. Allgemein wünschte man daher die Aufhebung dieser Gerichte; sie erhielten sich aber doch durch das ganze Mittelalter bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Das letzte soll zu Celle im Jahre 1568 gehalten worden sein. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert waren sie am furchtbarsten.

Nach Jerrer.

60. Die Wissenschaften im Mittelalter.

Die eigentlichen Wissenschaften wurden im Mittelalter wenig gepflegt; denn jene einzig auf Thaten gerichteten Menschen taugten nicht zu dem stillen, sitzenden Leben, welches die Wissenschaften erfordern. Die Bemühungen, welche sich Karl der Große um die Beförderung und Aufmunterung wissenschaftlichen Strebens gab, wirkten kaum seine Lebenszeit hindurch. Die Unwissenheit ging so weit, daß die wenigsten Laien lesen und schreiben konnten. Wer aber dieses gelernt hatte, galt schon für einen Gelehrten, und wer sich überdies einige Kenntnisse, besonders in der Mathematik und Naturkunde erworben hatte, der lief Gefahr, als Hexenmeister oder Zauberer verbrannt zu werden. Ueberall sah man Zauberer und Hexen, jeder Unglücksfall wurde

ihnen zugeschrieben. Dieser damals allgemein verbreitete Aberglaube, mit welchem wegen des niederen Bildungsgrades Vornehme und Geringe gleich erfüllt waren, führte sogar zu Hexenprozessen, durch welche viele auf dem Scheiterhaufen das Leben verloren.

Fast nur die Geistlichen waren zu damaliger Zeit in dem Besitze einiger gelehrten Kenntnisse, wie wir dieses bereits früher hörten. Darum bedeutete auch Geistlicher und Gelehrter fast dasselbe. Insbesondere sind die Klöster und Stifte als Rettungsanstalten der Wissenschaften zu betrachten. Die Mönche beschäftigten sich in ihren freien Stunden mit Bücherabschreiben und retteten so manches klassische Werk des Alterthums vom Untergange. Eine Bibliothek galt als besondere Zierde eines jeden Klosters. Auch waren die Klostergeistlichen Lehrer der Jugend. Allein die Einrichtung der mit den Klöstern verbundenen Schulen war noch zu unvollkommen, als daß sie wahre Liebe und echten Eifer für die Wissenschaften hätten erwecken können. Dazu blieb Seltenheit und Theurung der Bücher ein großes Hinderniß der Bildung. Erst durch ausgewanderte Griechen wurde das Studium der klassischen Werke des Alterthums wieder angefacht, zunächst in Italien, von wo aus sich das Licht der neuen Aufklärung bald auch über die benachbarten Länder verbreitete.

Einen besondern Aufschwung nahm die gelehrte Bildung durch die Stiftung der Universitäten oder Hochschulen. Im Laufe des zwölften Jahrhunderts bildeten sich die ersten Universitäten, an welchen damals die europäische Christenheit sich vereinte. So strömten lernbegierige Männer und Jünglinge aus allen Ländern nach Paris, um an der dortigen Hochschule sich in der Theologie auszubilden, und nach Bologna im Kirchenstaate, um sich eine gründliche Rechtskunde anzueignen. Hier waren mehr als zwölftausend Studierende. Die Gesammtheit (Universitas) dieser Studierenden aus ganz Europa bekam große Vorrechte und bildete gleichsam einen Freistaat der Wissenschaft. Sie wählte sich ihr eigenes Oberhaupt (Rector), gab sich ihre eigenen Gesetze (Statuta) und innere Verfassung und hatte ihre eigene Gerichtsbarkeit. Bald erweiterten sich unter besonderer Fürsorge der Päpste die beiden ältesten Hochschulen für Theologie und Rechtswissenschaft in Paris und Bologna in hohe Schulen für alle Hauptzweige des menschlichen Wissens, und das Wort Universität oder Gesammtheit bezeichnete seitdem die Gesammtheit der wissenschaftlichen Fächer, die hier gelehrt wurden. Im Verlaufe der Zeit wurden von Städten, Fürsten und Bischöfen aus ihren Mitteln neue Universitäten gegründet. So entstanden noch im dreizehnten Jahrhundert die berühmten Universitäten zu Oxford und Padua, im vierzehnten zu Rom, Prag, Wien, Pavia, Cambridge, Heidelberg, im fünfzehnten zu Krakau, Leipzig, Löwen, Freiburg, Ingolstadt, Tübingen, Upsala, Kopenhagen und viele andere. Die eigentliche Ausbreitung und Verallgemeinerung der Bildung aber wurde erst später durch die Erfindung der Buchdruckerkunst herbeigeführt.

Welter.

61. Erfindungen am Ausgange des Mittelalters.

Im 14. und 15. Jahrhundert kamen mehrere große Erfindungen in Anwendung, die auf die Umgestaltung der mittelalterlichen Welt von dem wichtigsten Einfluß waren, der Compaß, das Schießpulver und die Buchdruckerkunst. — Die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, war schon frühe verschiedenen Völkern bekannt, aber erst als Flavio Gioja aus Amalfi dieselbe im Anfang des 14. Jahrhunderts auf die Schiffahrt anwandte, kam sie in allgemeinen Gebrauch und war von unberechenbaren Folgen. Denn ohne den Compaß, ohne diesen in einer Kapsel schwebenden Polweiser (Boussole), hätte die Schiffahrt wie bisher auf das Mittelmeer beschränkt und Küstenfahrt bleiben müssen; jetzt wagte man sich auf den Ocean und unternahm weite Entdeckungsreisen. — Ob das Schießpulver den Chinesen, Indern und Arabern bekannt gewesen oder von dem deutschen Mönch Berthold Schwarz aus Freiburg im Breisgau erfunden worden, ist streitig, gewiß aber ist, daß es seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Anwendung kam und auf die Umgestaltung der Schießwaffen eben so erfolgreich gewirkt hat, wie der Compaß auf die Veränderung der Seefahrt. Die Einführung der Schießwaffen, die den Werth des geharnischten Reiters bedeutend herabdrückten, beschleunigte den Untergang des entarteten, von keiner höheren Idee mehr getragenen Ritterthums. An die Stelle des seit der Entkräftung des Lehenswesens machtlos gewordenen ritterlichen Heerbannes trat ein geübtes Fußvolk von bezahlten Söldnerscharen und endlich stehende Heere, durch welche die Fürstengewalt über die losen Feudalzustände siegte. — Auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, die in der geistigen Ausbildung der europäischen Menschheit eine neue Epoche schuf, mochte die im 14. Jahrhundert entstandene und zunächst zur Verfertigung von Spielkarten und Heiligenbildern angewandte Holzschneidekunst nicht ohne Einfluß gewesen sein. Allein die Ehre des Gedankens, eine Anzahl einzelner Buchstaben auf hölzerne Stäbchen einzugraben und zu Wörtern zusammenzusetzen, gebührt dem deutschen Bürger Johann Guttenberg, gebürtig aus Mainz, aber in Straßburg lange wohnhaft. In Verbindung mit dem Mainzer Goldschmied Fust oder Faust, der das zu den Arbeiten nöthige Geld hergab, und mit dem gewandten Bücherabschreiber Peter Schöffer brachte Guttenberg die neue Erfindung bald zu solcher Vollendung, daß schon 1456 eine lateinische Bibel mit großer Vollkommenheit gedruckt werden konnte. Aber dem Erfinder war es nicht vergönnt, den Lohn seiner Anstrengung zu genießen. Faust zerfiel mit ihm, ließ sich durch das Gericht für seine Geldvorschüsse alle Lettern und Geräthschaften zusprechen und führte dann im Verein mit Schöffer, dem er seine Tochter vermählte, das Begonnene zum Ziel. Guttenberg starb vergessen am gebrochenen Herzen. Schöffer, ein fähiger Kopf, erfand die zu den Lettern geeignete Metallmischung und die Druckerschwärze und führte gegossene Lettern ein anstatt der

geschnittenen hölzernen, deren sich Guttenberg bedient hatte. Die anfangs geheim gehaltene Kunst wurde bald überall bekannt, als in dem Kriege, den der Erzbischof Diether mit seinem Mitbewerber Adolf von Nassau führte, Mainz erobert wurde und sich viele Gesellen in andere Länder flüchteten. In kurzem besaßen alle bedeutenden Städte Deutschlands und Italiens Druckerpressen, und durch deutsche Kunstgenossen wurde die neue Erfindung bald allen civilisierten Nationen überbracht. Wurde schon dadurch die Verbreitung der Bücher unter dem für die geistigen Erzeugnisse alter und neuer Zeit so sehr empfänglichen Volke erleichtert, so geschah dies noch mehr seit der Anwendung des Leinen- und Baumwollenpapiers statt des theuren Pergaments. Nun gelangten die Bücher, die bisher nur den Reichen und Vornehmen zugänglich gewesen waren, in jedermanns Hände, und was der Geist erschuf, war nicht mehr Sondergut der bevorzugten Stände, sondern drang ins öffentliche Leben, in die freie Welt. Die geistliche Censur, die bald nachher als natürliche Gegenkraft in Köln, Mainz u. a. O. ins Leben trat und endlich von Rom aus allgemein eingeführt wurde, war nicht vermögend, den neuen Geist, der durch die Buchdruckerkunst über die Welt gekommen, zu unterdrücken. — Auch das durch Kaiser Maximilian in Deutschland begründete Postwesen beförderte durch Erleichterung des schriftlichen und persönlichen Verkehrs den Austausch der Ideen und wirkte zur Begründung der neuen Zeit mit.

Weber's Weltgeschichte.

62. Folgen der Entdeckung Amerikas.

Die neue Welt erhielt seit ihrer Entdeckung nach und nach eine neue Bevölkerung und dadurch eine neue Kultur; aber die Ureinwohner verloren ihre Freiheit und gingen zum Theil zu Grunde, der Sklavenhandel wurde in immer größerem Umfange getrieben. Die in Amerika einwandernden Europäer verpflanzten ihre Sprache, ihre Religion und ihre Sitten dorthin, so daß sich Europa gleichsam in Amerika verjüngte; unter 70 Millionen sind in der neuen Welt jetzt 35 Millionen Weiße. Der Bergbau förderte eine ungeheure Menge edler Metalle zu Tage, das Gold von Peru und das Silber von Mexiko waren lange sprichwörtlich. Zu den einheimischen Pflanzen (Mais, Kartoffeln, Tabak, Kakao, Vanille, Chinarinde) wurden neue eingeführt (Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Reis, Oelbaum), welche vortrefflich gedeihen. Auch die europäischen Hausthiere, Pferde, Rinder, Schafe, verbreiteten sich schnell. Aber die einheimische Bevölkerung, die Indianer, hatten davon geringen Nutzen; sie unterlagen der harten Arbeit und der unmenschlichen Behandlung. Umsonst suchte der edle Bischof Las Casas ihr Leiden zu mildern und schlug endlich vor, die starken Neger als Sklaven nach Amerika einzuführen und statt der Indianer zu gebrauchen. Dadurch wurde dem schändlichen Menschenhandel neue Nahrung gegeben; in drei

Jahrhunderten wurden an 30 Millionen Neger nach Amerika geschleppt. Den vorzüglichsten Gewinn hatten die europäischen Völker. Die Kenntniß der Erde wurde bedeutend erweitert. Eine große Menge werthvoller Erzeugnisse aus Amerika beförderte Handel und Gewerbe; nicht bloß längst bekannte kamen nun in Masse nach Europa, auch neue, wie die Kartoffel, der Mais, der Tabak, wurden hierher verpflanzt. Der Welthandel nahm eine andere Richtung und ging an andere Völker über. Die Spanier, Portugiesen, Engländer und Franzosen erwarben ausgedehnte Kolonien, welche aber zu vielen Handelskriegen Veranlassung gaben. Spanien wurde unter Karl V. das erste Reich und die erste Seemacht; aber schon unter seinem Sohne verfiel es rasch.

Stahlberg.

63. Der Bauernstand.

Die Freiheit und Selbständigkeit der Dörfer, wie wir sie noch in der ersten Zeit der deutschen Kaiser finden, das heitere Leben derselben, wie es z. B. in Oesterreich gedieh, die weise Einrichtung der Schulzendörfer, wie wir sie in Brandenburg im 13. Jahrhundert antreffen*), war am Ausgange des Mittelalters vollständig dahin. Viele Landbewohner hatten sich in die aufblühenden Städte gezogen; die kleinen freien bäuerlichen Grundbesitzer dagegen, die nicht mehr im Stande waren, sich und das Ihrige vor der Grausamkeit und den Plünderungen des trotzigen und übermüthigen Adels zu sichern, gaben sich irgend einem Mächtigeren zu eigen, d. h. sie wurden hörig und empfingen nun Schutz und Schirm von ihrem neuen Herrn. Dies war oft ein Bischof oder ein benachbartes Kloster, in den meisten Fällen aber ein benachbarter größerer Grundbesitzer. In vielen Fällen hatten auch die Fürsten, wenn sie in Geldverlegenheit waren, die Gefälle und Einkünfte ihrer Dörfer dem Adel überweisen müssen; dieser verband gar oft mit solchen rechtlich erworbenen Ansprüchen Gewalt und Unterdrückung. So ward die Bauernschaft fast durch ganz Deutschland hörig und leibeigen. Der Grad der Abhängigkeit war

*) Die Brandenburgischen Marken waren bis zu Ende des 13. Jahrhunderts schon fast ganz deutsch colonisiert. In den Eroberungskriegen, die die Markgrafen geführt, war die alte wendische Bevölkerung sehr zusammengeschmolzen; die wüst gewordenen Länderstrecken, sowie überhaupt ein Theil der Ländereien der Unterthanen fielen den Markgrafen zu, so daß diese beinahe Herren des gesammten Grundes und Bodens waren. Sie zogen nun in dies Land deutsche Colonisten aus Westfalen, Holland, Friesland. Sollte ein Dorf gegründet werden, so vergabten sie 30 bis 40 Hufen (à 30 Morgen) an einen Unternehmer, der Colonisten herbeizog, und der dann in dem neugegründeten Dorfe Vogt oder Schulze ward, die Steuern eintrieb (die jedoch, so lange der Boden urbar zu machen war, erlassen blieben) und die niedere Gerichtsbarkeit übte. Bald füllte sich das Land mit deutschen Bauern, die sich einer fast unbeschränkten Gemeindefreiheit erfreuten und mit deutschem Fleiße das Land unter den Pflug nahmen.

an verschiedenen Stellen sehr verschieden, wurde aber mit der Zeit immer schlimmer. Der Hörige oder Leibeigene hatte Hand- und Spanndienste zu übernehmen, mancherlei Natural- und Geldabgaben zu geben und sonstige Pflichten zu leisten. Starb der Meier oder seine Frau, so wurde ein Theil des Nachlasses unter dem Namen Heergewedde oder Gerade eingezogen; in anderen Gegenden hieß diese Abgabe Baulebung, Besthaupt (d. i. das beste Stück Vieh), Weinkauf u. s. w. Starb der Herr, so mußten ebenfalls Abgaben gezahlt werden; wollte der Bauer sich verheiraten, so mußte er wieder durch eine Abgabe (Bedemund) sich vom Grundherrn die Erlaubniß dazu erkaufen. Ja oft wurde er unter schlechtem oder nichtigem Vorwand „abgemeiert“, d. h. von dem väterlichen Hof vertrieben und dieser mit dem des Gutsherrn vereinigt. Ganze Dörfer wurden in dieser Weise ausgerottet; man nannte das „einen Ort legen“. Besonders häufig übten die Klöster solche Kunst. So sank der Bauernstand in Zustände der Armseligkeit herunter, wie sie bisher noch nie in Deutschland gewesen waren. Der Bauer theilte oder empfand seinerseits am schwersten jedes Ungemach seines Junkers. Der Ritter riß, je unabhängiger er sich zuletzt von dem Landesherrn machte, das Fehderecht an sich, und seitdem tobten kleine Kriege unablässig durch die deutschen Länder. Da aber die Burgen schwer zu erobern waren, so beschädigte man sich gegenseitig die Dörfer, um dem Feinde die Einnahmequellen abzuschneiden, „pochte sie aus“, trieb die Viehherden fort, verderbte die Feldfrüchte, die Wein- und Obsternte, ja ruinierte manchmal sogar die Aecker durch böswilliges Einsäen von Unkraut auf lange Zeiten hinaus. So ging über die „armen Leut“ die ganze Schwere der Zeit, die Lebenslust erstarb, und seit man an den Hussiten die Macht auch des gemeinen Arms wahrgenommen, begannen Groll und Haß, zuletzt geheime Verbindungen unter dem Bauernstande sich zu verbreiten.

Nicht im ganzen Lande ist indes der Bauernstand in den Verfall gerathen, wie wir es eben geschildert haben. An den Ufern des Vierwaldstädter Sees, in welchen aus engem Felsenthal vom schneebedeckten Gotthard her die brausende Reuß sich stürzt, und über dem der Pilatus, der Rigi, der Haken und der Mythenstein, hier umkleidet mit dem Grün der Wiesen und Wälder, dort abgeschrofft in jähen Wänden, emporragen, lebten seit Alters in friedlicher Beschäftigung der Jagd und der Viehzucht in den Landschaften Schwyz, Uri und Unterwalden und den ihnen zugehörigen Höfen Bauern, die entweder an große benachbarte Stifter, wie Wettingen, Einsiedeln, das Frauenmünster zu Zürich zinseten, oder einigen reichen Adelsfamilien, wie den Habsburgern im Aargau, den Attinghausen und anderen unterthänig waren. Frei waren diese Männer, mit Ausnahme des reichsunmittelbaren Uri, ursprünglich nicht, aber schon ihre Lebensweise gewöhnte sie zu kecker Selbständigkeit, und so gewann in ihnen bald ein lebhaftes Freiheitsgefühl Platz, das die Umstände begünstigten. Diese Landschaften erlangten von Friedrich II.

die Reichsunmittelbarkeit; Rudolf von Habsburg vermochte nicht, die Obergewalt wieder zu gewinnen, vielmehr schlossen die Waldstädte 1291 einen ewigen Bund behufs ihrer Freiheit. Auch Albrecht konnte sie nicht wieder unterwerfen; 1309 wurden ihre Rechte unter Heinrich VII. verbrieft. — Aehnlich, wie im Hochgebirge an der Südgrenze Deutschlands, so erhielt sich auch an dem flachen Küstensaume des äußersten Nordrandes unseres Vaterlandes ein Rest altgermanischer bäuerlicher Gemeinfreiheit. Wo die norddeutsche Tiefebene, einst ohne Zweifel Meeresboden, von der stürmischen Nordsee begrenzt wird, liegt, im langen Saume die Küste begleitend, der fette, fruchtbare Streifen des Marschlandes. Vom Meere seit undenklichen Zeiten angespült, bleibt es ein unsicheres Geschenk desselben; immer würde es die wiederkehrende Flut überschwemmen, wenn nicht die Menschenhand künstliche Bollwerke, die sog. Deiche, gegen die See gezogen. Sie bilden einen langen Ring, der ohne Unterbrechung von Texel an bis über die Eider hinausreicht, der sich in die weiten Flußmündungen der Ems, Jade, Weser, Elbe und Eider weit auf beiden Seiten hineinzieht, und welcher, wo ein Fluß oder Bach durchgelassen werden muß, seine künstlich gebauten, vor der Flut sich selbst schließenden Siele hat. Immerwährend dauert hier der Kampf des Menschen gegen das Element; oft nimmt eine Springflut, welche die Dämme übersteigt oder durchbricht, in einem Angriff, was der Mensch seit Jahrhunderten geborgen glaubte; so riß 1287 zuerst der Dollart ein, 1511 der Jadebusen, andere fürchterliche Ueberschwemmungen nicht zu erwähnen. Städte und Dörfer, Tausende von Aeckern und Wiesen mit Menschen und Herden wurden in solchen Zeiten von den Fluten begraben. Langsam aber beginnt der Mensch wieder den geduldigen Kampf. Das Meer läßt bei jeder Ebbe den Boden hart an den Küsten mit fruchtbarem Schlamm bedeckt zurück, und wenn sich mit diesem der Schlamm, den die mündenden Süßwasser-Flüsse absetzen, mischt, so entsteht eine fette Erde, der sog. Schlick; allmählich erhöht sich dieser Grund, der nur seltener, zuletzt gar nicht mehr von der gewöhnlichen Flut überschwemmt wird; es erscheint dann auf ihm als erste Begrünung der sonderbare Krückfuß (salicornia herbacea), später die blau blühende Sulte (aster tripolium), zuletzt der saftreiche, kleine Queller oder Andel (Glyceria maritima). Nun weiß der Mensch, daß es Zeit ist, zu erwerben; es wird durch einen neuen Deich dies Gebiet zum Lande gezogen, und ein Streif fruchtbarer Marsch ist gewonnen, ein Polder eingedämmt. Auch diese Kämpfe des Menschen gehören zur Geschichte und sind gewiß nicht minder anziehend und edler, als die er mit dem Schwert in der Hand gegen seines Gleichen führt. In einen solchen Kampf war seit uralten Zeiten das Volk der Friesen gestellt. Sie sind ein den Niederdeutschen nah verwandter Volksstamm und bewohnen die Küsten der Nordsee von der jütischen Halbinsel bis zur Mündung des Rheines, nur daß an der Mündung der Elbe und Weser die Reihe unterbrochen ist. Man unterscheidet zunächst die

Nordfriesen, welche die inselreichen Küsten Schleswigs und Holsteins inne haben, und zu denen auch die Bevölkerung der ehemaligen schleswigschen, jetzt leider englischen Insel Helgoland gehört. Das Land Kehdingen und ebenso das Land Hadeln mit ihrer sächsischen Bevölkerung trennen seit uralter Zeit diese nordfriesischen Gebiete von den übrigen Friesenländern. Man unterschied hier früher drei Abtheilungen. Ostfriesland reichte von der Mündung der Weser bis zur Laveke, einem Flüßchen in der Nähe der Stadt Groningen, umfaßte also die Küstenlandschaften von Oldenburg, die heutige Provinz Ostfriesland und die holländische Provinz Groningen; Mittelfriesland reichte von da bis zur Mündung des Zuydersees und Westfriesland bis zum Sinkfal, einem zugedeichten Meerbusen an der Mündung der Westerschelde. Früh schon hatten die Friesen sich den Franken unterworfen, und Karl der Große erlangte sogar von ihnen Heeresfolge in seinen Kämpfen gegen die Sachsen. Allein unter seinen schwachen Nachfolgern kam das Land der Friesen, durch unzugängliche Moore und einsame Heiden von dem übrigen Deutschland getrennt, außer Verbindung mit dem deutschen Reiche und bildete eine Art Republik, die sich von den Mündungen des Rheins bis zur Weser ausdehnte. Dieser weite Strich zerfiel in sieben Unterabtheilungen, die sog. sieben Seeländer, von denen fünf wesentlich im Gebiet der jetzigen Niederlande lagen, der sechste und siebente aber Ostfriesland und die oldenburgischen Marschen umfaßten. Die Verhältnisse dieser Republik gewähren uns etwa dasselbe Bild, wie es uns das Sachsenvolk vor der Eroberung Karls des Großen zeigt. Wie Abgeordnete der drei Sachsenstämme zu Markloh, so kamen zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten die Abgeordneten der sieben friesischen Seelande jährlich in der Pfingstwoche an dem Upstallsbome zusammen. Unweit Rahe, eine halbe Stunde südwärts von Aurich, erblickt man einen etwas erhöhten, länglichen Rasenplatz, kaum 20 Schritte lang, halb so breit, ringsum von Kornfeldern umgeben, mit niedrigem Weidengestrüpp eingefaßt. Hier fanden unter dem Schutz dreier hoher Eichen, deren noch vor zweihundert Jahren sichtbare letzte Reste jetzt völlig verschwunden sind, mehrere hundert Jahre lang jene Versammlungen statt. Wir besitzen noch heute die Gesetze, welche dort gegeben wurden. Bis zum Ausgange des Mittelalters erfreute sich das Land hauptsächlich, wie es scheint, durch den Einfluß des nur selten getrübten innern Friedens, aber schwere Kämpfe hatte das Volk mit seinen Nachbarn zu bestehen. Jenseits der Ems fiel alles in die Hände der Grafen von Holland und des Bisthums Utrecht, an der untern Weser erwarben die Grafen von Oldenburg und die Erzbischöfe von Bremen die Landesherrschaft. So blieb nur noch das heutige Ostfriesland übrig. Hier erhoben sich nun gegen Ausgang des Mittelalters einzelne begüterte Familien, die ten Brok, Papinga, Ukrena u. a., erbauten feste Plätze, sog. Steenhusen, suchten sich Anhänger und kämpften in blutigen Fehden um die Herrschaft des Landes. Endlich gelang es um 1430 dem

aus Greetsiel stammenden Geschlechte der Cirksena, sich das Ganze zu unterwerfen. Edzard Cirksena war der Gründer dieser Herrschaft, welche endlich dem Lande geordnetere Zustände brachte; sein Nachfolger und Bruder Ulrich trug es im Jahre 1454 dem Kaiser Friedrich III. zu Lehen auf und empfing es aus dessen Händen als Reichsgrafschaft zurück. Im Jahre 1654 erhielten die Grafen die Fürstenwürde. Aber das Land war nicht glücklich. Die Fürsten waren in beständigem Streit mit den Ständen; die reiche Stadt Emden, dem reformierten Bekenntniß zugethan, suchte den lutherischen Fürsten gegenüber eine fast selbständige Stellung einzunehmen. Blutige Kämpfe vernichteten den Wohlstand des Landes. So kam es denn, daß endlich fremde Mächte den Frieden im Lande herstellen mußten. Emden erhielt eine preußische und niederländische Besatzung. Im Jahre 1691 hatte Fürst Christian Eberhard mit dem Kurfürsten Ernst August eine Erbverbrüderung abgeschlossen, aber wenig Jahre darauf gab der deutsche Kaiser dem Hause Brandenburg die Zusicherung, daß im Falle des Aussterbens der Familie Cirksena das Fürstenthum Ostfriesland als erledigtes Reichslehen diesem zufallen solle. Als nun dieser Fall mit dem Tode Karl Edzards eintrat, fiel Ostfriesland 1744 an Preußen und wurde 1815 an Hannover abgetreten. — In den Marschen an der Elbe und Weser wurde die alte Gemeindefreiheit aufrecht erhalten; die Bewohner haben sich lange und heftig gegen die Erzbischöfe von Bremen gewehrt. Schließlich gewannen diese fast überall die Landeshoheit, aber nur an einzelnen Stellen sind adelige Familien eingedrungen. Im Lande Wursten giebt es nicht eine adelige Familie; im Lande Kehdingen und in Osterstade treffen wir zwar Adel, aber dieser ist nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern eingewandert, als die siegreichen Erzbischöfe die Höfe besiegter und erschlagener Bauern den Rittern schenkten, welche ihnen bei der Unterjochung geholfen hatten. Aber auch in diesen Marschen gab es nie Hörige, nie gutspflichtige Meier. Das Land Hadeln fiel freilich nach Heinrichs des Löwen Sturz an das Herzogthum Lauenburg, aber die Einwohner blieben sämmtlich freie Bauern und bewahrten bis auf die neueste Zeit ihre altdeutsche Gemeinfreiheit, theilweise sogar ihre Verfassung. Dagegen sind es in den altsächsischen Bezirken auf der Geest und in den südlichen bergigen Gegenden nur wenige Stellen, welche frei geblieben sind. Am bemerkenswerthesten sind die 14 Dörfer im ehemaligen Amte Ilten, östlich von Hannover, welche das sog. „Große Freie“ bilden. Hier können die Bauern ihren Grundbesitz frei veräußern, hier hatten sie von jeher das Jagdrecht durch das ganze Amt und brauchten keine Jagdscheine; in alten Zeiten, ehe es stehende Heere gab, zogen sie im Falle eines Krieges neben den adeligen Kriegsmannen in besonderer Uniform für ihren Fürsten aus, und noch im siebenjährigen Kriege bildeten sie zwei eigene Freicompagnien; bis in diese Zeit hatten sie auch ihr eigenes Gericht. Bei festlichen Gelegenheiten erschienen sie mit dem Degen an der Seite. Auf dem alten Kirchhofe

in Lehrte kann man noch Denksteine sehen, auf welchen die Gestorbenen in solcher ehrenvollen Tracht dargestellt sind, ganz ähnlich den Darstellungen, wie wir sie auch auf alten Gräbern der freien Bauern im Lande Wursten finden. — Die Nordfriesen unterlagen nach langer tapferer Gegenwehr den Dänen. Die Stedinger an der untern Weser, Hunte und Jade, nicht reine Friesen, sondern sächsisch untermischt, fanden im Kampfe gegen die wider sie vereint ausziehenden Grafen von Brabant, Geldern, Cleve, Oldenburg, Holstein ꝛc. ihren völligen Untergang. (1234.) (Vgl. Nr. 73.) — An der Westküste Holsteins, von der Elbe bis zur Eider, saßen die Dithmarsen, ein sächsischer Stamm. Bei ihnen übte der Erzbischof von Bremen die Grafenrechte, und auf dieses Rechtsverhältniß gestützt, widerstrebten sie im Anfange des 13. Jahrhunderts besonders der Dänenherrschaft. So blieben sie in ihren Gauen und Kirchspielen, unter ihren alten strengen, ehrenhaften Rechten freie Männer, die stets die Waffe, das altsächsische Beil und das kurze Schwert, trotzig gegen jede Ungebühr brauchten. Die Edelleute, die noch im Lande waren, setzten sie mit den Bauern zu gleichem Recht und duldeten auch nur Vögte des Bremer Erzbischofs, wenn diese aus ihrer eigenen Mitte genommen waren. Doch entbrannten auch hier Kämpfe mit den fürstlichen Nachbarn, z. B. 1319 mit den Herzögen von Mecklenburg und von Holstein, 1404 mit dem Herzog von Schleswig, doch blieben die Dithmarsen siegreich. Seit Schleswig-Holstein indes den Dänenkönig Christian I. zum Herrscher gewählt hatte, wuchs die Gefahr für Dithmarsen. Der Kaiser Friedrich III., auch hier (wie überall) deutsche Freiheit, deutsches Recht verrathend, belehnte Christian I. mit Dithmarsen, als „einem herrenlosen, seine Freiheit mißbrauchenden Lande“ (1474). Zwar widerrief der Kaiser später, als ihm sein Vortheil anders rieth, die Belehnung (die Dithmarsen hatten sie nie anerkannt), und Christian I. starb über die unerledigte Frage hin; seine Söhne aber, Johann, König von Dänemark, Schweden und Norwegen, und Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein, unternahmen 1500 einen neuen Eroberungszug in ihr Land, wurden indes bei Hemmingstedt so gründlich geschlagen, daß beide kaum dem Tode entgingen, während die Blüte des dänischen und schleswig-holsteinischen Adels erschlagen ward. Die also herrlich vertheidigte Freiheit bewahrten sie noch in die folgende Zeit hinüber. Erst 1559 erlagen sie, durch Parteiungen zerspalten, von Kaiser und Reich verlassen, endlich doch der holsteinischen und so mittelbar auch der dänischen Herrschaft, doch nicht ohne einen letzten rühmlichen Kampf und nicht ohne die Verbürgung solcher Zustände, wie sie so tapfern freien Männern zukamen. — In Schwaben und in Tirol erhielten sich seit alten Zeiten auch freie Landgemeinden, die nach ihren alten Gaurechten lebten, aber unter dem Vogt eines geistlichen oder weltlichen Herrn standen.

In Gegenden, wo der Bauer hörig oder meierpflichtig war, wurde durch die Kreuzzüge oft einem Einzelnen oder einer Familie

oder einer ganzen Ortschaft Freiheit und Grundbesitz verschafft. Auf Befehl des Papstes mußte jedem Knecht, welcher das Kreuz nahm, um mit in das gelobte Land zu ziehen, von seinem Herrn die Freiheit gegeben werden, und Tausende von ihnen zogen aus und wurden frei. In einem andern Falle schenkte der Herr, ehe er selbst den Kreuzzug antrat, aus Frömmigkeit seinen Knechten die Freiheit, oder er kam nicht zurück, hatte auch keine nahen Erben, und in der Verwirrung des Erbschaftsstreites machten sich viele seiner bisher dienstbaren Leute unabhängig. Am leichtesten konnte ihnen, sowie überhaupt den Unterthanen des Adels, dieses, wie schon angedeutet, gelingen, wenn sie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben sich in deren Schutz und zogen entweder in dieselben oder blieben auf ihrem Erbe, hießen nun Pfahlbürger oder Ausbürger der Stadt, und wenn ihr Herr sie zur Dienstbarkeit zwingen wollte, hatte er es mit der mächtigen Stadt oder gar mit dem ganzen Bunde zu thun, zu welchem sie gehörte. Nun ist nicht zu leugnen, daß gewiß manche Stadt in ihrem bürgerlichen Uebermuthe ihrem adeligen Nachbar Unrecht that, indem sie ohne Rechtsgrund seine Unterthanen gegen ihn in Schutz nahm; allein sie gedachte wohl an das Unrecht, welches ihr der Ritter selbst oder seine Vorfahren zugefügt hatten, denn Unrecht gebiert Unrecht, oder sie war mit ihm in offener Fehde und glaubte, ihm auf alle Weise schaden zu dürfen. Als nun die Herren sich in Gefahr sahen, alle ihre Unterthanen, einen nach dem andern, zu verlieren, gaben sie ihnen lieber selbst unter billigen Bedingungen, gegen leichtere Dienste und bestimmte jährliche Abgaben die Freiheit. Und viele mögen endlich auch wohl von selbst, aus guter Gesinnung und durch die Aufklärung der Zeiten eingesehen haben, daß es sowohl edler als auch selbst vortheilhafter sei, sein Land durch freie Arbeiter bauen zu lassen, welche im Gefühle, daß sie für sich und ihre Nachkommen fleißig sind, alle Kräfte des Geistes und Körpers gebrauchen, als durch Knechte, welche zur Arbeit getrieben werden müssen. Auf solche Weise wurde, besonders in dem Zeitraume, von welchem wir jetzt reden, durch hundert verschiedene, bald leiser, bald offenbarer wirkende Ursachen der Anfang gemacht, den Stand gemeiner freier Landleute, der in manchen Gegenden so sehr zusammengeschmolzen war und der doch die Grundkraft der neueren europäischen Staaten werden sollte, wiederum aufzubauen. Doch ist bei keiner Veränderung mehr als bei dieser der Grundsatz festzuhalten, daß eine solche Umbildung der Grundverhältnisse eines Volkes durchaus nur langsam geschehen kann, so daß erst nach Jahrhunderten die freien Landbauer anfingen, als ein eigener Stand gelten zu können.

Lange wohnte das Gefühl der Erbitterung über das schwere Joch im Stillen in der Brust der Bauern; aber zur Reformationszeit erfolgten ernsthafte Auftritte, die alle bürgerliche Ordnung in Deutschland umzustürzen drohten. Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, 1493, erhob sich eine Menge geringer Leute im Elsaß und verband sich auf gewisse Artikel: alle geistliche Gerichtsbarkeit solle

abgeschafft sein, kein Geistlicher solle eine höhere Pfründe beziehen als 40 Gulden, die Zölle sollen abgeschafft sein worden ꝛc. Diese Eidgenossenschaft, mit dem Abzeichen des **Bundschuhes**, des gemeinen deutschen Bauernschuhes, dehnte sich weit aus. Ebenso bestand in Württemberg eine Verbindung mit dem Namen der **arme Konrad**. Es kam zu mancherlei Unruhen, aber sie wurden nicht bedeutend. Zur Zeit der Reformation aber brach das glimmende Feuer in helle Flammen aus, als der Geist auch von einer andern Seite angeregt und zur Freiheit aufgefordert wurde. Die Dienenden glaubten jetzt zur **Gleichheit** aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu sein, und in Süddeutschland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit so wohlhabenden Schweizer die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerst ein Aufstand aus; die ersten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Bischofs von Augsburg. Es verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Deutschland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernstandes enthielten. „Zuerst sollte den Bauern erlaubt sein, ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Vermischung mit menschlichen Satzungen predigten; in Zukunft sollten sie keinen Zehnten geben als vom Korn; man habe sie bis dahin als Sklaven behandelt, da sie doch durch Christi Blut alle zu freien Leuten geworden seien; sie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sklaverei leben, man erweise ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß sie schuldig seien, es zu thun. Sie hätten sich über viele Dinge zu beschweren; es sollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen und über dasjenige, was sie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein Mehreres auflegen." Wir sehen, das Wort war gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben wird, so werden die Leidenschaften das schwache Wort bald überwältigen und, durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maß mehr kennen. Der Kläger will zugleich Richter in seiner eigenen Sache sein und übt sicher dieselbe Ungerechtigkeit aus, die ihn gedrückt hat. Die versammelten Bauern fingen damit an, daß sie die Schlösser der Adeligen und die reichen Sitze der Geistlichkeit plünderten und verbrannten und viele ihrer Besitzer ermordeten. Bald wuchsen die Haufen zu Heeren an, deren sich drei allein in Schwaben sammelten. Luther, dem sie ihre Artikel zum Gutachten zugesendet hatten, gestand, daß ihre Forderungen gerecht seien, aber er schalt ihr gewaltthätiges Vorgehen sehr und hielt ihnen vor, daß die christliche Freiheit eine geistige sei. Und um die Schuld solcher Ausschweifungen von seiner Lehre abzuwenden, welche auch nur mittelbar dazu mitgewirkt hatte, forderte er die Fürsten selbst auf, das Schwert gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit; denn schon rauchten die Rittersitze und Klöster in Schwaben, Franken, Thüringen, am Rheinstrome und bis

in Lothringen. Der schwäbische Bund, welcher wieder erneuert war, brachte schnell ein Heer zusammen, und unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg trieb dieses bald die verschiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken auseinander. Andere Fürsten halfen. Aber es wurden nun auch von der Seite der Sieger die empörendsten Grausamkeiten verübt. Der Bischof von Würzburg ließ sie zu Hunderten an Bäume hängen, der Markgraf von Kulmbach, dem seine Bauern gesagt, sie wollten ihn nicht mehr mit Augen sehen, ließ ihrer 59 die Augen ausstechen und sie dann unter seiner Tafel das Brot auflesen. — In Thüringen zeigte sich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeistes in etwas anderer, doch verwandter Art; sie paarte sich mit religiöser Schwärmerei. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer gewesen war, rühmte sich besonderer göttlichen Offenbarungen, durch welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit viel klarer kund geworden sei, als Luther sie kenne und lehre: „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht, und alles Regiment müsse nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarungen geführt werden; der Fürsten, der Obrigkeiten, des Adels, der Priester bedürfe es nicht; und der Unterschied zwischen Armen und Reichen sei ein unchristlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich sein.“ Solcher Lehren wegen war Münzer aus Sachsen verwiesen und nach Mühlhausen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit absetzen, sich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menschen und die Gütergemeinschaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten seinen Anhang und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen waren in Gefahr; in Süddeutschland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Flut zusammenströmen. Da vereinigten sich auf Luthers Zureden der Kurfürst und Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig gegen die Aufrührer, und ein Theil ihres Heeres traf auf sie bei Frankenhausen in Thüringen am 15. Mai 1525. Die Fürsten, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließen ihnen Verzeihung versprechen, wenn sie zur Ordnung zurückkehren und ihre Anführer ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigene Gefahr von sich abzuwenden, benutzte die Erscheinung eines Regenbogens zur neuen Begeisterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott sende. Wüthend stachen sie den Abgeordneten des Kurfürsten nieder und bereiteten sich in ihrer Wagenburg zur wüthendsten Gegenwehr; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Muth gebrochen, die Scharen der Engel, die Münzer versprochen, erschienen nicht, er selbst war einer der ersten, welche die Flucht ergriffen, und die Hälfte seiner Schar fiel durchs Schwert. Er hatte sich in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses verborgen, ward aber hervorgezogen und ent-

hauptet; er starb ohne Muth. So waren die furchtbaren Bewegungen schnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfassung Deutschlands umstürzen konnten, wenn die aufgeregten Kräfte von großen Männern geleitet worden wären. Sie hatten viel Blut gekostet; man rechnet mehr als 100000 Bauern, welche in diesen Unruhen ums Leben gekommen. Der unterste Stand hatte sein Los eher verschlimmert als verbessert. Doch erstarkte derselbe im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts wieder und wurde wohlhabend und stark. Es lag im Interesse von Fürsten und Herren, ihn, als den zahlenden, den Nährstand, zu schonen, und außerdem brachte der lange Frieden in einem so fruchtbaren Lande wie Deutschland seinen unausbleiblichen Segen. So war der Bauer, obwohl er frohnden und zahlen mußte, doch wohlhabend, mäßig unterrichtet und von der protestantischen Kirchen- und Schulzucht im ganzen heilsam gelenkt. Er hatte seinen hübschen Hausrath, seine Sparpfennige in der Truhe, reichliches Vieh auf der Weide und im Stall. Es sind zwei Jahrhunderte vergangen, ehe der Culturzustand der Dörfer die Höhe wieder gewann, die er beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges hatte. Der Krieg vernichtete diese ganze Blüte; denn derselbe fiel mit seiner Hauptschwere auf den Bauernstand. Die Dörfer lagen in Asche, der Viehstand ging ein, das Feld verwuchs und ward stellenweis wieder zu Wald, die Leichen blieben unbegraben, die Dorfhunde rotteten sich zusammen wie Herden Raubthiere — und zu dem Elende des Krieges kamen die unausbleiblichen Folgen des Hungers und der Pest. In der zweiten Hälfte des Krieges weigerte sich ein schwedischer General, sein Heer von Pommern nach Süddeutschland zu führen, weil durch die dazwischen liegende Oede sein Verlust größer sein würde, als durch die blutigste Niederlage. In einzelnen Gegenden, wie in Schlesien, Thüringen, Mecklenburg, hatte der Krieg besonders grausam gehaust. Beim Friedensschluß standen in der Grafschaft Ruppin (32 □Meilen) noch vier Dörfer, in der Priegnitz (57 □Meilen) war nur noch ein einziger Prediger übrig; in der Grafschaft Henneberg waren 15 Procent der Familien, 66 Procent der Wohnungen untergegangen. Noch heutzutage bezeichnen Namen von Feldmarken, einzelne übrig gebliebene Gehöfte, hier und da sogar noch Kirchtrümmer die Stätten, wo einst blühende Dörfer gestanden. — Von den meisten war nach dem Kriege nur noch die Kirche und auch diese oft mehr nur wie eine Ruine vorhanden. Es war die fromme ausdauernde Landgeistlichkeit, die um diese den Keim einer Gemeinde wieder ansammelte, im Bunde mit der landesherrlichen Gewalt, die die Gemeinden nicht untergehen lassen durfte und das geistliche Amt mit aller Macht einer nun ganz unumschränkten Autorität unterstützte. Aber es dauerte lange, ehe die Verwilderung, die vom Heer aus in diesen Stand gedrungen war, dem ernsten Fleiß und der altvererbten Sittigkeit wieder wich.

Nach Kohlrausch, Guthe u. Müller.

64. Erhebung Friedrich's zur Kurwürde und zum Reichserzkammermeister.

Der Papst Johann XXIII. war nur in der Hoffnung nach Kostnitz gekommen, mit Hülfe der zahlreich von ihm mitgebrachten italienischen Bischöfe von der Kirchenversammlung als Haupt der Christenheit anerkannt zu werden. Da aber in der Versammlung sich die Ansicht mehr und mehr geltend machte, daß Friede in der Kirche nicht eher zu erwarten sei, bis nicht die gleichzeitigen Päpste ihrer Würde entsagt hätten, so dachte Johann an Flucht, um sich wenigstens so lange wie möglich in seinem angemaßten Rechte zu erhalten. Es gelang ihm, ein Einverständniß mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich zu erzielen. Während eines Ritterspieles, das die Aufmerksamkeit der weltlichen und geistlichen Herren in Anspruch nahm, ritt er in Verkleidung eines Reiterknechts, mit der Armbrust in der Hand, zu einem Stadtthor hinaus und entwich nach Schaffhausen, wohin ihm der Herzog von Oesterreich noch an demselben Abend folgte.

Kaum wurde die Flucht Johann's in Kostnitz bekannt, so waren Schrecken und Entrüstung allgemein. Man konnte sich der ärgsten Dinge von dem ränkesüchtigen und dabei äußerst schlauen Manne versehen, ja es war die vollständige Vereitelung des Zweckes der Kirchenversammlung zu befürchten, wenn es nicht gelang, ihn zur Rückkehr zu bewegen. In dieser bedenklichen Lage nahm Sigismund wiederum Friedrichs Hülfe in Anspruch. Er erklärte den Herzog von Oesterreich in aller Form für einen Feind des Reichs und bestellte den Burggrafen Friedrich zum Feldhauptmann wider ihn.

Aber schon das erste kriegerische Auftreten Friedrich's gegen den Herzog erschreckte diesen dermaßen, daß er sich unterwarf und den Burggrafen bat, sein Fürsprecher bei dem Kaiser zu sein. Mit dreimaliger Kniebeugung vor Sigismund und dem Gelöbnisse, dem Papste seine Hülfe zu entziehen, war die Sache für ihn abgethan.

Johann hatte indes seine Flucht bis Freiberg fortgesetzt. Dahin begab sich Friedrich in Begleitung von zwei Bischöfen und 300 Reitern. Halb mit Güte, halb mit Gewalt ward nun Johann nach Kostnitz zurückgeführt. Er wurde seiner Würde entsetzt und in den Verwahrsam des Pfalzgrafen Ludwig gegeben. Jetzt erklärte sich der zweite Papst freiwillig zur Abdankung bereit, jedoch unter der Bedingung, daß auch der dritte Papst verzichte, wozu man diesen nun zu bewegen strebte.

Es wurden aber in Kostnitz nicht nur kirchliche, sondern auch weltliche Angelegenheiten verhandelt, da die Anwesenheit so vieler Großen des Reiches dazu eine geeignete Gelegenheit bot. Die wichtigste der von Sigismund vorgenommenen Staatshandlungen war die Erhebung des Burggrafen Friedrich zum Kurfürsten.

Sigismund's Ansehen stand um diese Zeit so fest, daß er dem von ihm langgenährten Wunsche, seinem treuesten fürstlichen Rathgeber und Helfer die Mark erblich zu überlassen, nachgeben konnte, ohne fürchten zu müssen, von seinem Bruder Wenzel, dessen Ansprüche darauf ja noch keineswegs erloschen waren, ernstlich behindert zu werden.

Die brandenburgische Kurwürde ruhete gewissermaßen, und die Ordnung der allgemeinen Angelegenheiten verlangte ihre Besetzung. Für die Uebertragung dieser Würde an Friedrich sprach alles. Er war unter den Fürsten die Hauptstütze des Reiches, der Ordner und Leiter aller wichtigen Staatsangelegenheiten. Wie Großes von ihm in so kurzer Zeit und zwar mit verhältnißmäßig so geringen äußeren Mitteln in der Mark vollbracht worden war, lag vor aller Augen. Jedermann erkannte in ihm das Haupt der weltlichen Fürsten des Reiches. Selbst wenn nicht Dankbarkeit Sigismund an Friedrich gefesselt hätte, schon die Anerkennung seiner Verdienste würde die Wahl zum erledigten Kurfürstenamte auf ihn gelenkt haben.

Wollte nun aber auch Sigismund seine Rechte auf die Mark aufgeben, so war Friedrich des festen Besitzes derselben doch immer noch nicht sicher. Wenzel besaß noch das Recht, die Mark für die Entschädigungssumme von 150000 Gulden an sich bringen zu können. Die Ausübung dieses Rechtes wäre für Friedrich höchst nachtheilig gewesen, da er in den vier Jahren seiner Landeshauptmannschaft schon eine weit größere Summe zum Besten der Mark verwandt hatte, ganz abgesehen davon, daß seine große Mühwaltung völlig unbelohnt geblieben wäre.

Um nun Friedrich zu sichern, erhöhete Sigismund zunächst die Entschädigungssumme auf 400000 Gulden, nach dem heutigen Gelde etwa 1125865 Thaler Gold.

Die Beweggründe Sigismund's zu diesem Schritte sind zum Theile in der diesen Gegenstand behandelnden Urkunde vom 30. April 1415 niedergelegt, und da dieselbe auch zugleich zur Beleuchtung des Charakters Friedrich's dient, so möge einiges aus derselben hier folgen.

Der König bekennt sich darin zu der Pflicht „für das Wohl aller Glieder des Reichs und insonderheit auch für seiner Erblande Nutz und Frommen zu sorgen“. Dann bemerkt er, wie ihm der allmächtige Gott so weite und breite Königreiche, auch der Lande und Leute so viele befohlen habe, daß er überirdischer Kräfte bedürfen würde, um allen würdig vorzustehen. Daher und aus besonderer Liebe zu dem Kurfürstenthume Brandenburg, damit dies Land wohl regiert, und nachdem es Jahre lang in Unfrieden gestanden, der Wohlthaten des Friedens und der rechtlichen Ordnung wieder theilhaftig werde, sei von ihm schon früher der Burggraf Friedrich dazu berufen, die Bürde der Herrschaft dieses Landes zu übernehmen und zwar „aus eigener Bewegung, in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht, Festigkeit und sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich geziert habe.“

„Da sich nun aber seitdem,“ fährt die Urkunde fort, „unsere Sorgen und Arbeiten in Betreff der heiligen Kirche, des heiligen Reiches und des Gemeinwohls überhaupt, so vermehret haben, daß wir nicht daran denken können, selbst in die Mark zu ziehen und dem Lande vorzustehen; da wir ferner dem heiligen Reiche zu Ehren dringend wünschen müssen und wollen, daß die Zahl der sieben Kurfürsten darum, weil wir die Würde eines römischen Königs neben der brandenburgischen Kurwürde inne haben, nicht gemindert, vielmehr wieder vollständig erfüllt werde, auch die der Mark anklebende Würde der Kur und des Erzkammermeisters nicht veralte und außer Gebrauch komme; da nun ferner auch landkundig ist, wie mit Hülfe des allmächtigen Gottes gedachter Friedrich durch seine Vernunft, mit seiner Arbeit, Macht und Wagniß, so wie auch mit großen Aufwendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die genannte Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, namentlich Raub- und andere Unthaten dermaßen unterdrückt und ausgerottet hat, daß wir, so wie auch alle Einwohner der Mark, wovon wir wohl unterrichtet, dadurch sehr zufriedengestellt sind; da es uns auch billig zu sein dünkt, daß wir ihm für solche seine Arbeit uns dankbar erweisen, und daß ihm der gemachte Kostenaufwand wieder erstattet werde; ingleichen in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns lange Zeit fleißig und unverdrossen gethan, täglich thut und fortan noch thun soll und kann; sowie endlich in der Absicht, daß der Friede und die Besserung, welche die Mark und deren Bewohner in den Zeiten seiner Hauptmannschaft durch Gott und des gedachten Friedrich's Arbeit, Redlichkeit und Macht gewonnen, erhalten bleibe und zunehme, und die Mark nicht unsere Abwesenheit entgelte; so haben wir mit wohlbedachtem Muth und mit gutem Rathe der Mehrzahl der Kurfürsten des Reiches, auch vieler anderer Fürsten, Grafen, Edlen und Getreuen, dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die gedachte Mark und Kurfürstenthum mit der Kur und dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen andern Würden und Rechten gnädiglich gegeben.“

Weiterhin wird in der Urkunde die schon bezeichnete Erhöhung der Entschädigungssumme festgestellt, und endlich entbindet Sigismund die Einwohner der Mark von ihren ihm geschworenen Eiden und verweist sie auf Friedrich als auf ihren neuen Erbherrn hin.

Die Möglichkeit des Rückganges der Mark an das luxemburgische Geschlecht bestand noch, indes die Ausführbarkeit war sehr erschwert, fast unmöglich gemacht. Einmal war die für diesen Fall zu zahlende Geldsumme so groß, daß nicht zu ersehen war, wie Wenzel eine solche würde herbeischaffen können, fürs andere waren Sigismund und Wenzel ohne männliche Erben. (Vollkommene Sicherheit des Erbbesitzes der Mark für die Hohenzollern trat freilich erst nach dem Tode Wenzel's und Sigismund's ein.)

So sehr nun aber auch Friedrich in Kostnitz von den Reichsangelegenheiten in Anspruch genommen war, so beschäftigte ihn daneben doch fortwährend die Sorge für die Mark. Der Widerstand in derselben war im großen niedergeworfen worden, doch loderte bald hier bald da die Flamme des Aufruhrs wieder empor und fortwährende Wachsamkeit war nöthig. Der flüchtige Dietrich von Quitzow hatte bei den jungen Herzögen von Stettin, die am Kremmer Damme mit den Waffen in der Hand der Macht Friedrich's entgegengetreten waren, Aufnahme und Unterstützung gefunden. Von hier aus war er mit einer Schar in die Mark eingefallen und hatte die Stadt Nauen fast gänzlich in Asche gelegt. Vergeblich hoffte er indes auf den Anschluß des übrigen, früher aufsässigen Adels, was ihn nun mit um so größerem Grimme gegen Friedrich erfüllte. Indem er seine Schar fortwährend vergrößerte, gelang es ihm endlich, die Herzöge zur Theilnahme an einem neuen Verwüstungszuge in die Mark zu bewegen. Friedrich's Gemahlin, der zunächst die Sorge über die Mark anvertraut war, wandte sich an die Herzöge von Sachsen und Mecklenburg, die ihr Zuzug versprachen. Mehr aber noch als deren Zusage wirkte auf die Herzöge von Stettin das Eintreffen der Nachricht, daß Sigismund über sie die Reichsacht verhängt habe. Sie suchten um Aufschub nach und versprachen, Dietrich von Quitzow aus ihrem Lande zu verweisen. Letzteres geschah. Doch der rastlose Empörer suchte sich in Mecklenburg Anhang zu verschaffen und bedrohte die Mark jetzt von dort aus.

Da kehrte Friedrich zurück. Es war am 18. October 1415, als er in Begleitung seiner Gemahlin und einer Gesandtschaft Sigismund's in Berlin einzog und in dem „Hohen Hause“ (es stand auf der Stelle des heutigen Lagerhauses) abstieg. Er war feierlich empfangen worden, und es wurde ihm hier die Erbhuldigung von den Ständen geleistet. Danach bereiste er das Land und nahm in verschiedenen Städten ebenfalls die Huldigungen entgegen. Ueberall jauchzte man dem Befreier aus schweren Nöthen freudig zu — er hatte das Herz des Volkes gewonnen. Bewegt durch die ihm so vielfach gezeigte Anhänglichkeit, beschloß er, den in Ungnade gefallenen Rittern jetzt schon Verzeihung angedeihen zu lassen. Kaspar Gans von Putlitz, der seit zwei Jahren gefangen gehalten worden war, ward freigelassen, Richard von Rochow erhielt das Erbe seiner Väter, das Schloß Golzow, Gebhard von Alvensleben den Pfandbesitz von Gardelegen zurück. Sie gelobten, ihrem jetzigen Herrn allezeit treu und gewärtig zu sein.

Aus dem Mecklenburgischen, wo Dietrich von Quitzow auch ausgewiesen ward, floh dieser zu dem Herzoge Erich von Braunschweig.

Nachdem Friedrich mit den Herzögen von Mecklenburg-Stargardt und mit denen von Schwerin Frieden geschlossen und die Reichsacht gegen die Herzöge von Stettin (sie hatten ihren Einfall in die Mark durch Abtretung eines Theils der Uckermark — gegen Pfandzahlung — gebüßt) als erloschen erklärt worden war, machte er sich wieder

auf die Reise nach Kostnitz, wo immer noch die Kirchenversammlung tagte.

Friedrich war bereits, wie schon erzählt worden ist, im Besitze der Kurwürde; nur die förmliche Belehnung hatte noch nicht stattgefunden.

Diese Belehnung sollte jetzt vor sich gehen, und es war zu dieser feierlichen Handlung der 18. April 1417 festgesetzt worden.

Die Chronik von Gebhard enthält eine Schilderung des Vorganges, die höchst anziehend ist, und die deshalb in ihren wesentlichen Theilen hier folgen möge:

„Am 18. April, da empfing der hochwürdige Herr, Herr Burggraf Friedrich von Nürnberg, Fürst, in der achten Stunde vor dem Imbiß sein Kurfürstenthum in der Mark Brandenburg an dem obern Markte zu Kostnitz. An demselben Markte war gezimmert an das hohe Haus (genannt zu dem Hafen) eine fast weit und breite Steege uff (eine Freitreppe) über das Gewölbe bis an die Stiegen und vor den Stiegen eine Ebene (ein ebener Raum), da wohl vierzig Mann mochten stehen. Die Ebene war oben verdeckt mit großen und schönen goldenen Tüchern, alles hoch empor. Und gegen der Mauer hing ein weit schön großes güldenes Tuch. Wenn einer von der Erde auf sie sah, so wähnte er, es brenne alles vom Golde. Und auf der Ebene war ein hoher Sessel gemacht mit einem güldenen Kissen und darob ein klein gülden Tuch und hinten an dem Rücken ein lasurblau Tuch mit Gold. Neben dem Sessel waren zwei Stühle gemacht, zu jedweder Seite einer, da wohl auf einem Stuhl vier Mann sitzen mochten, und waren die Stühle ein wenig niedriger als der Sessel des königlichen Stuhls. Und an demselben Tage früh zu des Tages Anfang, da ritten alle die Posauner, die da zu Kostnitz waren, durch die Stadt allenthalben und die Pfeifer. Und ritten alle mit ihnen des Burggrafen Diener und sonst viel Volk aller Herren, die ihm helfen wollten, und die ihm ihre Herren zu Ehren sandten. Und hatte ein jeglicher einen Stecken oder einen Trommel zur Hand, die da wohl eine Elle lang waren, und an ihn jeglichen Stecken war vorn ein rothes Fähnlein von rothem, wullnem Tuch. Und führten zwei köstliche Ritte auf Rossen, der eine ein Panier mit dem Wappen der Markgrafschaft zu Brandenburg, der andere des Burggrafen Schild von Nürnberg. Das Reiten thäten sie an die drei Stunden durch die Stadt. Und an dem dritten Ritte, das war vor der neunten Stunde, da sammelten sie sich zusammen alle Fürsten, Kurfürsten, Herzöge, Grafen, Freien, Ritter und Knechte, die ihm dienen wollten, und ritten für des Burggrafen Herberge auf dem Fischmarkte, vorn an für das Haus, das man nennt das hohe Haus, welches inne hatte Heinrich von Tettenkofen, Bürger zu Kostnitz. Und deren jeglicher war ein Fürst, Herzog, Graf, Ritter oder Knecht, gab man Stecken mit solch rothem, wullnem Fähnlein in die Hand. Und ritten mit ihm also die beiden kleinen Gäßlein aus hin, und durch die Mörder-Gassen und Neuen Gassen und her-

nieder um Sanct-Pauls-Gassen inher an dem oberen Markt. Und man führt die zwei Panier allweg an den Spießen vor ihm. Und ward des reitenden Volks allsoviel, daß sie mußten halten an der Ring-Gassen. Ein Theil mußte die Sicht hinabreiten, ein Theil aber vor Sanct Lorenz. Dennoch waren der Rosse so viel, daß sie Sanct Pauls-Gassen auf ihn haben gedrängt in einander und für Sanct Pauls-Brunnen gesteckt in einander, daß niemand zu Fuß dadurch hinkommen mocht. Und mochten die großen Herrn kaum an dem Markte bleiben vor großem Gedräng. Und alle Häuser und Dächer und alle Gugerlein, die da mochten an dem Markt sein, die waren alle voll Leute, Geistlich und Weltlich, Frauen und Männer, Juden und Jüdinnen und allerlei Leute. In dem allen Gedrang geschah niemand nichts, da niemand getretten, noch sonst niemand betrübt ward. Da nun Burggraf Friedrich von Nürnberg mit den Seinigen und den Panieren an den Markt also kam, da hielt er also still.

Da ging unser Herr, der römische König, her aus in dem Haus zum hohen Hafen und setzte sich mitten in den Sessel.

Und gingen ihm zwei Kardinäle nach und drei Bischöfe, nicht darum, daß er ihn zu dem Lehn bedurfte, sondern sie wollten es durch Wunder schauen (sie wollten Zuschauer sein). Nach diesen ging sein oberster Kanzler. Da sie nun für den König kamen, hieß er einen Kardinal zu einer Seiten neben dem Sessel auf dem Stuhl sitzen, und den andern Kardinal zur andern Seiten, und die Bischöfe hieß er sitzen neben die Kardinäle. Und hieß dem obersten Kanzler stehen hinter dem Kardinal zur rechten Hand. Der hatte einen besiegelten Brief in der Hand mit zwei Insiegeln. Und es hatte der König auf seinem Haupte eine guldene Krone mit eitelm Golde. Und ward angelegt als wie ein Evangelier, der das Evangelium singen will. Und also ward ihm von der Bühne gerufen, auf ihn zu kommen. Da ging des Ersten auf hin Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, und ward angelegt als ein Letzner. Und trug in seiner Hand den Gilgen und das Scepter. Und stund hinter dem Kardinal zu der linken Seite und bot den Gilgen und Scepter hervor. Darnach ging Herzog Rudolf von Sachsen auf hin, und war auch angelegt als ein Letzner. Und hatte ein bloß Schwerdt in seiner Hand, und da er auf hin kam, da stellte er sich hinter den Kardinal zu der rechten Seite oder Hand, zwischen den römischen König oder Kanzler. Und nahm das bloße Schwerdt bei der Handhabe zwischen den Knopf und Gehülz und hob es hoch empor, und steckte die Spitze des Schwerdts in unsers Herrn des Königs Haupt zu allervorderst in die Scheidel. Und hub das Schwert also still, alldieweil man den Brief laß und das Lesen wehret. Und um die Bühne saßen auch ein Kardinal und fünf Erzbischöfe und sonst andere Bischöfe, die hinaufgegangen waren, zuzuschauen.

Darnach ging auch hin der Burggraf Friedrich von Nürnberg und die zwei Ritter mit ihm, die das Panier trugen, einer zu der

einen Seiten, der ander zu der andern Seiten. Und alsbald sie aufhin kamen zu der obersten Sprosse (Treppenstufe); da knieten sie alle drei nieder. Und da hieß der König den Kanzler den Brief lesen, der sagte, was er dem heiligen römischen Reiche verbunden wäre zu thun, und was sein Amt wäre, und wie er wählen sollt, so das Reich besetzt wurd, und was er schwören sollte.

Da nun der Brief gelesen war, sprach der römische König: Herr Kurfürst des heiligen römischen Reichs und lieber Oheim, wollt Ihr das schwören? — Da antwortete Burggraf Friedrich: Mächtiger König, gern! — Also waren die Leute allenthalben nun so züchtig und so still, daß man alles dieses wohl sehen und hören mochte. Und als er nun geschworen hatte, nahm unser Herr der römische König dem Ritter, der das Panier trug, daran war das Wappen Brandenburg, mit dem Speer aus des Ritters Hand und gab das mit seiner Hand in des Burggrafen Friedrich Hand. Darnach nahm er das Scepter, den Apfel mit dem Kreuz, aus Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgrafen bei Rhein, Hand und gab ihn auch dem Burggrafen von Nürnberg. Und darnach nahm er das Panier, da die Wappen an waren von Nürnberg, aus des andern Ritters Hand in seine Hand und gab ihn in Burggraf Friedrich von Nürnbergs Hand. Da das geschah, da nahm erst Herzog Rudolf von Sachsen das bloße Schwerdt aus des Königs Haupt und stund erst auf. Und fingen alle Pfeifer und Posauner an zu pfeifen und zu posaunen, so strenglich, daß niemand sein eigen Wort mochte hören. Da er aber also belohnt wurde, da legte ihm Herzog Rudolf das Schwerdt in den Schooß und nahm es anstatt wieder und steckt es ihm wieder in sein Haupt. Und also ritt männiglich heim und zogen sich wieder ab, und aßen den Imbiß bei dem Burggrafen, die er dann geladen hatte. Und des Tages kamen zu dem Imbisse, die er geladen hatte, unser Herr der römische König, alle Kurfürsten, Herzöge, Grafen, Freyen, Ritter und Knechte, Erzbischöfe, Bischöfe und gelehrte Leute und alle Geistlichkeit ohne die Kardinäle, die aßen mit keinem weltlichen Herren nicht. Des Tages begabte er den Kanzler, des Königs Thorhüter, alle Posauner und Spielleute."

Hiermit hatte Sigismund die Abtretung der Mark an das Geschlecht der Hohenzollern vor aller Welt feierlich anerkannt.

Ferdinand Schmidt.

65. Ursachen der Reformation.

Der Zustand der Kirche war schon seit Jahrhunderten vielfach verworren, und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des christlichen Glaubens und in die Sittlichkeit der Völker eingegriffen. Die Klage über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbesserung „an Haupt und Gliedern" war schon alt. Es ist keiner aus allen Religionsparteien, der die

Geschichte kennt, der nicht wüßte, daß solche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; sie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche, von ehrwürdigen Bischöfen, von gelehrten, wohldenkenden Männern in Staat und Kirche, und dienen spätern Zeiten, wenn sie solche Misbräuche abgethan haben, zu keinem Vorwurfe.

Zur Zeit der großen Spaltung (1378—1414), da mehrere Päpste zugleich sich um den Stuhl Petri stritten, thaten sie einander wechselseitig sammt ihrem ganzen Anhange in den Bann, so daß alle Länder der Christenheit von einem oder dem andern Papste unter dem Banne lagen und die friedlichen und frommen Gemüther nicht wußten, wo sie in Wahrheit den Frieden Christi suchen sollten. In solchen Zeiten, unter solcher Gewalt der Leidenschaften mußte nothwendig die alte, gläubige Ehrfurcht vor dem päpstlichen Namen bedeutend geschwächt werden; die unsichtbaren, unheiligen Bande lösten sich allmählich auf.

Dazu kam eine grenzenlose Unwissenheit des geistlichen Standes, wenigstens in seinen meisten Gliedern, — denn einzelne weise, kenntnißreiche Männer konnten die Finsterniß der größeren Menge nicht erhellen. Und wie aus der Finsterniß des Geistes immer das Laster folgt, welches nur durch das Licht zu verscheuchen ist, so waren auch damals eine Menge Geistlicher von Sünden befleckt, den Guten ein Abscheu, dem Volke ein Aergerniß. Im Jahre 1503, also geraume Zeit, ehe Luther auftrat, schilderte einer der ersten Theologen Deutschlands das Sinken des geistlichen Standes mit starken Zügen. „Das Studium der Gottesgelahrtheit ist verachtet", sagte er, „das Evangelium Christi, wie die herrlichen Schriften der Väter, vernachlässigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und anderen Tugenden, welche selbst die bessern Heiden gepriesen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns und von Jesu Verdiensten ist bei ihnen ein tiefes Stillschweigen. Und solche Leute, die weder Philosophie noch Theologie verstehen, werden zu den höchsten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jammervolle Verfall der christlichen Kirchen, die Verachtung der Geistlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchlose Leben der Geistlichen schreckt gutgesinnte Eltern ab, ihre Söhne diesem Stande zu widmen. Sie setzen die Erforschung der heiligen Schrift gänzlich hinten, verlieren den Geschmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amte und begnügen sich, wenns nur gethan, gesungen und gepredigt und bald wieder aus ist! Mit einem Menschen, der ihnen Geld schuldig ist, reden sie ernsthafter und besonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen sie, anstatt auf Bücher, auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne sich aus der allgemeinen Verachtung im mindesten etwas zu machen. Wie ist es also nur möglich, daß bei solchem Zustande die Laien sie und die Religion irgend achten

können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, sie aber machen ihn breit und lustig."

Daß solche Schilderung nicht zu stark war, sehen wir aus hundert andern, unverdächtigen Zeugnissen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der sie so hart getadelt, beim Papste Julius II. anklagten, so hatte er doch die Wahrheit so sehr auf seiner Seite, daß ihn die päpstlichen Commissarien selbst lossprachen. Völlig einstimmig mit jenen Klagen redet der fromme Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, in einer Synodalrede an seine Geistlichkeit, und wirft ihnen die gröbsten Laster vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verschlimmert werden mußten; und gleich bitter klagt der Bischof Hugo von Constanz, ein Feind übrigens der Lehre Luthers, mit vielen andern katholischen Kirchenvorstehern der damaligen Zeit.

Wie mochte es auch anders sein, da man sich bei Verleihung der geistlichen Stellen Geld zahlen ließ und auf Fähigkeit und innere Würdigkeit wenig geachtet wurde, und da, wie die oben erwähnten Klagen beweisen, die wenigsten Geistlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugnissen, unter den ersten Kirchenvorstehern der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts nicht drei waren, welche die Bibel gelesen hatten; — und daß, als die Walliser einst in jenen Zeiten einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, sich ein einziger Mann fand, der dieses Buch, und zwar nur durchs Gerücht, kannte! — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß sein, da die Menschen von der Quelle christlicher Frömmigkeit und Tugend also abgewendet waren, daß sie kaum ihren Namen kannten!

In Italien und namentlich in Rom war die Unwissenheit in den göttlichen Dingen am schlimmsten. Unter dem sehr gebildeten Papst Leo X. (1513—21) blühten die Künste zwar auf eine glänzende Weise in Rom; allein während sie aus üppigem Boden emporsprossen, erstickten sie die stille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchste, vor ihm konnte der Glaube an die unsichtbare Welt nicht bestehen, und die stille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Gespött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienstes schien man beizubehalten als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten sie bald etwas bloß Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Papstes Hadrian VI. selbst in einer Schrift an seinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522. „Wir wissen", sagte er, „daß in diesem heiligen Sitze schon einige Jahre hindurch viel Verderben gewesen ist, Misbrauch in geistlichen Dingen, so wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit einem Worte, eine Verschlimmerung in allem. Und es ist kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpsten auf die Priester übergegangen ist; daher versprechen wir, so

viel an uns ist, alle Sorgfalt anzuwenden, daß zuerst unser Stuhl, von welchem vielleicht dieses ganze Uebel ausgeflossen ist, umgewandelt werde, damit, so wie das Verderben von da nach unten zugegangen, eben von daher auch die Heilung und die Gesundheit ihren Anfang nehme."

Dieses Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war in Hohen und Niedern schon lange mit solcher Bestimmtheit, daß das Volk schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts den (hundert Jahr vorher verstorbenen) Kaiser Friedrich II. als Reformator der Kirche zurück erwartete. Wie dringend waren die Vorstellungen der Deutschen, Engländer und Franzosen auf den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel! Und im Jahre 1510 übergab der Reichstag zu Augsburg zehn Beschwerden gegen die angemaßten Rechte der Päpste, worin diese Kirchentrennung fast bestimmt vorhergesagt wurde; denn wenn diesen Beschwerden nicht abgeholfen werde, sagte der Reichstag, „so könnte leicht eine Verfolgung über alle Priester, oder, nach dem Beispiele der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römischen Kirche entstehen."

So sehen wir um jene Zeit das alte, ernste Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte gestanden, untergraben durch sich selbst, schwankend, weil es die Achtung der Völter verloren hatte, und in seinen Grundfesten erschüttert, weil die Vorsteher in stolzer Sicherheit dahin lebten und den Geist der Zeiten nicht achteten.

So sehr dies alles schon in die Augen springt, so müssen wir doch wiederum einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tiefern Gründen zu verstehen. Alle die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmähliche Verbesserung gehoben werden mögen, weil sie größtentheils die äußere Gestalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion selbst ein lebendiger, heller, treibender, schaffender Geist gewaltet hätte. Allein ein solcher Geist lebte nicht mehr in der Religionswissenschaft, sondern fing vielmehr an, sich außerhalb derselben zu regen. Nicht nur Unwissenheit, von der wir schon oben geredet, sondern ein ganz verkehrtes Wissen war in den meisten Lehren der Religion; sie setzten einen hohen Werth auf eine gewisse Schulweishe , welche sie Scholastik nannten und die in alter Zeit aus der Vermischung philosophischer Grundsätze mit den Lehren des Christenthums entstanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des Ungelehrtesten ganz klaren und verständlichen Wahrheiten der heiligen Schriften waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet; dieses Wort galt als die Hauptsache; bald fing man an, über den Sinn desselben zu streiten, und derjenige galt als der Gelehrteste, welcher bei solchem Streite am spitzfindigsten reden konnte. So wie es aber immer geschieht, daß der Geist und die Wahrheit verloren gehen, wo man viel Worte macht, so verschwand das milde, einfache und wohlthätige Licht des christlichen Glaubens immer mehr aus der Wissenschaft, welche sie ihre Theologie nannten. Nun aber war schon in dem 15.

Jahrhundert ein neues Zeitalter für die Wissenschaften angebrochen, und eine hellere Ansicht der Welt hatte sich der Gemüther bemeistert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte schon konnte die Scholastik in ihrem geschmacklosen Gewande, mit der Wichtigkeit, die sie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen innern Leerheit, nicht bestehen; die besten Köpfe der Zeit wandten Ernst und Spott an, sie in ihrer Blöße darzustellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, suchten sich nicht etwa dadurch zu retten, was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß sie selbst das Licht in ihrer Wissenschaft aufsuchten und sie in sich selbst läuterten, sondern mit blindem, polterndem Eifer wollten sie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltsam zurückscheuchen, ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden ist. In Deutschland war es vorzüglich Johann Reuchlin (geb. zu Pforzheim 1455), einer der ersten Gelehrten, welche unser Vaterland jemals hervorgebracht hat, eben so kundig der griechischen als der lateinischen und hebräischen Sprache, der das neue Licht der Wissenschaften verbreitete; ein Mann von umfassendem Geiste, daß man von ihm gesagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit, welche damals in der christlichen Welt gefunden wurden, zusammen, und beziehe dieses alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wissens, sondern auf die höchste Erkenntniß, auf die des Menschen, der Natur und Gottes. Auch gegen diesen eiferten viele Theologen mit den größten Leidenschaften, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorsteher so finster gesinnt: der oben genannte Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, hielt es nicht unter seiner Würde, eine Reise von sieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in Freiburg kennen zu lernen, und Johann von Dalberg, Bischof in Worms, legte eine Bibliothek der besten Schriftsteller an und liebte die Wissenschaften so sehr, daß er selbst Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes gestifteten Rheinischen Gelehrtengesellschaft wurde. Allein die Zahl dieser Verständigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thöricht, aus Haß des Lichtes, Gutes und Böses unter einander mengend, ihr eigenes Reich zerstörten.

Dieses sind die vorbereitenden Ursachen der Kirchentrennung, welche schon seit einigen Jahrhunderten gewirkt hatten; die nächste Veranlassung zum Ausbruche geben aber die Misbräuche beim Verkündigen und Spenden des Ablasses.

Die Abgeordneten des römischen Hofes boten in allen Ländern päpstliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Nachlaß der durch Sünden verwirkten Kirchenstrafen erhielt. Solche Ablaßvertheilung war nicht neu. Schon in den älteren Zeiten der Kirche, da diese die öffentlichen Vergehungen durch strenge öffentliche Bußen, Ausschließung vom Gottesdienste, oft auf mehrere Jahre &c. bestrafte, war denen, welche sich durch besondern Eifer in ihren Bußübungen

auszeichneten, durch Ablaß der Bischöfe wohl die Zeit derselben abgekürzt oder die Buße in fromme Werke verwandelt worden. Zur Zeit der Kreuzzüge ertheilten die Päpste allen denen, die sich den Mühen und Gefahren derselben unterziehen wollten, Ablaß von allen Kirchenstrafen, denen sie sich sonst wohl hätten unterwerfen müssen. Später wurde derselbe auch denen ertheilt, die, ohne selbst theilzunehmen, Geld für diese heiligen Unternehmungen herschossen. Nach der Zeit der Kreuzzüge dehnte man den Zweck der Geldspenden auch auf andere fromme Werke, Erbauung von Kirchen, Schulen u. s. w. aus; und als die Gefahr von Seiten der Türken Europa näher rückte, gaben die Türkenkriege häufig Veranlassung zum Ausbieten päpstlicher Ablaßbriefe. Allein so wie auf der einen Seite der verderbliche, der rohen Sinnesweise des Volkes ganz zusagende Irrthum sich einschlich und durch die Ablaßprediger unterhalten wurde, daß der erkaufte Ablaßzettel die Sündenschuld selbst tilge, so zweifelte man auf der andern schon lange, daß die gelösten Gelder nur zu frommen Zwecken verwendet würden. Von Fürsten und Völkern waren Klagen über den Misbrauch der Ablaßertheilung geführt worden, und auf der Kirchenversammlung zu Trient wurde späterhin ein Dekret dagegen erlassen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede ist, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerb trieben."

Um nämlich so viel Gewinn als möglich aus den Ablässen zu ziehen, wurde die Einnahme von ganzen Provinzen an die Meistbietenden verpachtet, welche wiederum Unterpächter anstellten; und alle diese erlaubten sich, um sich zu bereichern, die gröbsten Misbräuche. Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten sie solche Menschen, welche durch Rednerkünste und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverschämtheit mancher unter denselben übersteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die schwersten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und Mord; ja man konnte sogar für zukünftige Sünden schon im voraus das Versprechen des Ablasses erhalten.

Jedes Wort wäre überflüssig, zu beweisen, wie verderblich solcher Misbrauch der Religion auf die Sittlichkeit der Menschen wirken mußte.

Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Leo X. im Jahr 1516 einen neuen Ablaß ausschrieb, um die von seinem Vorgänger Julius II. angefangene Peterskirche in Rom ausbauen zu können; es verbreitete sich allgemein der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, nämlich die ganze Einnahme aus Sachsen und den Ländern bis an die Ostsee, nicht zum Bau der Peterskirche, sondern für des Papstes Schwester bestimmt sei. Dazu erweckten die Ablaßprediger, welche bei dieser Gelegenheit gebraucht wurden, besonders ein gewisser Bernhard Samson, der in der Schweiz, und Johann Tetzel, der in Sachsen umherzog, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Da trat Martin Luther auf!

Kohlrausch.

66. Luther als Kämpfer für christliche Wahrheit und Freiheit.

Als Luther in den Kampf trat, war er ein treuer Sohn der Kirche, gläubig, voll deutscher Ergebenheit gegen Autoritäten. Aber wiederum trug er in sich, was ihn gegen eine starke Einwirkung solcher Autoritäten stärkte, ein festes Verhältniß zu seinem Gott. Er war damals 34 Jahre alt, in der Blüte seiner Kraft, von mittlerer Größe, noch magerem, aber kräftigem Leibe, der neben der kleinen, zarten Gestalt des Melanchthon hoch erschien. In einem Antlitz, dem man Nachtwachen und innere Kämpfe ansah, glühten zwei feurige Augen, deren mächtiger Glanz schwer zu ertragen war. Ein angesehener Mann nicht nur in seinem Orden, sondern auch an den Universitäten, war er doch kein großer Gelehrter, denn er lernte erst im nächsten Jahre bei Melanchthon das Griechische, gleich darauf das Hebräische, besaß keine umfangreiche Buchweisheit und hatte nie den Ehrgeiz gehabt, als lateinischer Dichter zu glänzen. Aber er war erstaunlich belesen in der heil. Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in sich aufgenommen, hatte er mit deutscher Gründlichkeit verarbeitet. Er war ein unermüdlicher Seelsorger seiner Gemeinde, ein eifriger Prediger, ein warmer Freund mit ehrbarer Fröhlichkeit, von sicherer Haltung, höflich und gewandt, im Verkehr voll innerlicher Sicherheit, welche als heitere Laune oft sein Antlitz verklärte. Wohl konnten ihn kleine Ereignisse des Tages bewegen und stören; er war reizbar, er weinte leicht; aber wenn eine große Forderung an ihn herantrat, und er die erste Aufregung seiner Nerven überwunden hatte, die ihn z. B. bei seinem ersten Auftreten auf dem Reichstage zu Worms noch befangen machte, dann war er von einer wundervollen Ruhe und Sicherheit. Er kannte keine Furcht; ja seine Löwennatur fand ein Behagen an den gefährlichsten Lagen. Zufällige Lebensgefahr, in die er gerieth, tückische Nachstellungen seiner Feinde waren ihm kaum der Rede werth. Der Grund solches, man darf sagen, übermenschlichen Heldenmuthes war das feste persönliche Vertrauen zu seinem Gott. Er hatte lange Zeiten, wo er sich das Märtyrium wünschte, lächelnd und innerlich froh, um der Wahrheit und seinem Gott zu dienen.

Die Zeit des Kampfes war doch für ihn eine furchtbare; dicht neben Erhebung und Sieg lagen ihm tödtliche Angst, quälender Zweifel, schreckliche Anfechtung. Er allein mit wenigen gegen die ganze Christenheit in Waffen, immer unversöhnbarer verfeindet mit der gewaltigsten Macht, die doch noch alles in sich schloß, was ihm seit seiner Jugend heilig war! Wenn er doch irrte in einem und dem andern! Er war verantwortlich für jede Seele, die er mit sich fortriß. Und wohin? Was war außerhalb der Kirche? — Untergang, zeitliches und ewiges Verderben. Wenn ihm Gegner und Freunde das Herz mit Vorwürfen und Warnungen zerschnitten, so war doch eine andere Pein ungleich größer: das heimliche Nagen, die Unsicherheit, die er niemand gestehen durfte. Ja, im Gebet fand er Frieden; so oft seine Seele, Gott suchend, in mächtigem Aufschwunge erglühte, kam ihm Fülle der Kraft, Ruhe und Heiterkeit. Aber in den Stunden der Abspannung fühlte er sich befangen, getheilt, im Bann einer anderen Macht, die seinem Gott feind war. Aus der Schrift hatte er gelernt, daß der Teufel gegen den Reinsten arbeitet, ihn zu verderben. Auch auf seinem Pfade lauerten geschäftige Teufel, ihn zu schwächen, zu verlocken, durch ihn unzählige elend zu machen; er sah sie arbeiten in der zornigen Miene des Cardinals, in dem höhnischen Antlitz des Eck, ja in Gedanken seiner eigenen Seele; er wußte, wie mächtig sie in Rom waren. Aus dem dunkelen Schatten seiner Studierstube erhob das Gespenst des Versuchers die Krallenhand gegen seine Vernunft und seinen Glauben, und er raffte sich heftig auf und schrie die Erscheinung an: „Hebe dich, du Schandteufel!“ Da verschwand das Bild. So arbeitete das starke Herz des Mannes in wilder Empörung, jahrelang immer aufs neue. Aber immer erhob er sich als Sieger, die Urkraft seiner gesunden Natur überwand. In langem, oft stundenlangem Gebet glättete sich das stürmische Wogen der Empfindung, sein kräftiger Verstand und sein Gewissen führten ihn jedesmal aus dem Zweifel zur Sicherheit. Als eine gnadenvolle Eingebung seines Gottes empfand er diese Befreiung, und von solchem Augenblicke an war er, der erst so angstvoll gebangt hatte, fest wie Stahl, gleichgültig gegen das Urtheil der Menschen, unerschütterlich, unerbittlich.

Ganz anders erscheint seine Persönlichkeit im Streit mit irdischen Feinden. Hier bewährt er fast immer sichere Ueberlegenheit, am meisten in seinen literarischen Fehden. Riesengroß war die schriftstellerische Thätigkeit, welche er von dieser Zeit entwickelte. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einmal nicht nur der fruchtbarste, sondern auch der größte Volksschriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Ueberzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch keiner zum Volke gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite, ein mächtiger Strom, drangen die Worte ins Volk; ein bildlicher Ausdruck, ein schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervolle, schöpferische Kraft. Mit alles besiegender Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit, man sieht seinem Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens ist über sie ausgegossen. Und solche Gewalt ist nicht am wenigsten sichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt.

So lange er in Wittenberg Mittelpunkt des Kampfes war, hatten sein Wort, seine Feder die große Bewegung der Geister im Süden und Norden beherrscht; aber die Unterbrechung seiner öffentlichen Thätigkeit nach seinem Verschwinden im Thüringer Walde wurde ihr

verhängnißvoll. Jetzt arbeitete sie willkürlich, nach verschiedenen Richtungen, in vielen Köpfen; Wittenberg selbst wurde Tummelplatz der Verwirrung. Gegen den Willen des Kurfürsten kehrte Luther dahin zurück und begann nun einen Heldenkampf gegen alte Freunde und gegen die Folgerungen, welche aus seiner eigenen Lehre geleitet wurden. Uebermenschlich war seine Thätigkeit; er wetterte ohne Aufhören von der Kanzel; in der Zelle flog seine Feder. Es kamen die finsteren Jahre des Bildersturms, der Wiedertäufer, des Bauernkrieges, des leidigen Sakramentstreites. Wie oft erhob sich in dieser Zeit die Gestalt Luthers finster und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllte ihn selbst die Verkehrtheit der Menschen mit banger Sorge um die Zukunft Deutschlands! Denn in einer wilden Zeit, welche mit Feuer und Schwert zu tödten gewohnt war, faßte dieser Deutsche die geistigen Kämpfe so hoch und rein wie kein anderer. Jede Anwendung irdischer Gewalt war ihm tödtlich verhaßt; er selbst wollte nicht behütet sein von seinem Landesherrn, ja er wollte keinen Menschenschutz für seine Lehre. Er focht mit scharfem Kiel gegen seine Feinde, aber der einzige Abschnitt, den er anzündete, war gegen ein Papier; er haßte den Papst wie den Teufel, aber er hatte immer Verträglichkeit und christliche Duldung gegen die Papisten gepredigt; er beargwöhnte manchen, in stillem Bunde mit dem Teufel zu stehen, aber er hat nie eine Hexe gebrannt. In allen katholischen Ländern flammten die Holzstöße über Bekennern des neuen Glaubens. Luther hatte herzliches Mitleid mit dem gedemüthigten Tetzel und schrieb ihm einen Trostbrief. So human war seine Empfindung.

Der Obrigkeit, die Gott eingerichtet hat, gehorsam zu sein, war sein höchster politischer Grundsatz; nur wenn der Dienst seines Gottes gebot, loderte sein Widerspruch auf. Es war ihm beim Abschied von Worms befohlen worden, nicht zu predigen, ihm, der gerade damals für vogelfrei erklärt werden sollte; er ließ sich die Predigt nicht wehren, aber der ehrliche Mann hatte doch Sorge, man könnte ihm das als Ungehorsam auslegen. Seine Auffassung des Reichszusammenhangs war noch ganz alterthümlich und volksmäßig. Wie der Unterthan der Obrigkeit, so hatten die Landesherren und Kurfürsten dem Kaiser Gehorsam zu leisten. An der Person Karls V. nahm er sein Lebenlang menschlichen Antheil, nicht nur in jener ersten Zeit, wo er ihn als das „theure, junge Blut" begrüßte, auch noch spät, als er wohl wußte, daß der spanische Burgunder der deutschen Reformation höchstens politische Duldung gewähre. Noch 1530 war sein Gutachten, daß es dem Kurfürsten Unrecht sei, seinem Kaiser mit den Waffen Widerstand zu leisten; erst 1537 fügte er sich widerstrebend der freieren Ansicht seines Kreises — aber nicht zuerst angreifen dürfe der gefährdete Fürst. So lebendig war in dem Manne aus dem Volke noch die ehrwürdige Tradition von einem festen, wohlgegliederten Bundesstaat in einer Zeit, wo der stolze Bau jener alten Sachsen- und Frankenkaiser bereits so arg zerbröckelt war. Aber in solcher Ergebenheit war keine Spur von sklavischem Sinne; als ihn sein

Landesfürst einst bestimmte, an den Kaiser zu schreiben, sträubte sich sein Wahrheitsgefühl gegen die Anrede: „Allergnädigster Herr"; denn der Kaiser sei ihm nicht gnädig gesinnt. Und in seinem häufigen Verkehr mit Vornehmen war er von einer rücksichtslosen Offenheit, die mehr als einmal den Hofleuten schrecklich wurde. Seinem eigenen Landesherrn hat er in aller Ergebenheit Wahrheiten gesagt, wie sie nur ein großer Charakter aussprechen darf, nur ein gutherziger anzuhören vermag. Auch seine Urtheile über den Adel und die Rechtsgelehrten seiner Zeit waren gerecht und scharf. Dagegen war sein ganzes Herz bei den Unterdrückten; er schalt zuweilen die Bauern, ihre Verstocktheit, ihren Kornwucher, aber er pries auch oft ihren Stand, sah mit herzlichem Mitleid auf ihre Lasten und gedachte wohl, daß er von Haus zu ihnen gehörte.

Philipp Melanchthon sprach in der Schloßkirche zu Wittenberg vor Luthers Leiche: „Ein jeder, der ihn recht erkannt, muß dieses zeugen, daß er ein sehr gütiger Mann gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und liebreich und gar nicht stürmisch, eigensinnig oder zänkisch. Und doch war daneben ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Gebärden, wie in einem solchen Mann sein soll. Sein Herz war treu und ohne Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehr in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem oder boshaftem Gemüth, sondern aus großem Ernst und Eifer für die Wahrheit. Er hatte einen sehr hohen Muth und große Mannheit gezeigt und sich nicht leicht ein kleines Rauschen erschrecken lassen. Nicht ist er durch Dräuen, Gefahr und Schreckniß verzagt worden. — Wir aber sollen ein heilig, ewig Gedächtniß dieses unseres lieben Vaters behalten und ihn aus unserem Herzen nicht lassen".

So war Luther im Kampfe. Weil sich außer ihm keine andere Manneskraft erhob, stark genug, Führer der Nation zu werden, hat das deutsche Volk für Jahrhunderte die Herrschaft auf der Erde verloren. Die Herrschaft der Deutschen im Reich des Geistes aber ruht auf ihm.

Nach G. Freitag.

67. Luthers Bibelübersetzung.

Im 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts hatte die Sprachverwilderung einen ziemlich hohen Grad erreicht, die einzelnen unausgebildeten Mundarten, namentlich die niederdeutschen, waren an die Stelle des schönen, kräftigen Mittelhochdeutschen getreten und hatten Unsicherheit und Willkür in den Ausdruck gebracht. Das erkannte Luther vollkommen klar und faßte den Entschluß, eine deutsche Prosa zu schaffen. Sein natürlicher Takt, sein richtiges Sprachgefühl, seine genaue Bekanntschaft mit dem Volke, mit seiner Denk- und Ausdrucksweise leiteten ihn hierbei, und seine wahrhaft patriotischen Bestrebungen wurden daher vom besten Erfolg gekrönt. „Luther wurde durch seine Bibelübersetzung Stammvater des neuen Sprachbaues."

(Voß.) „Er hat die klassische Büchersprache der Deutschen zuerst fixiert.“ (Herder.)

Luther benutzte als Grundlage seiner Sprache die in der sächsischen Kanzlei übliche hochdeutsche Mundart, damit, wie er selbst sagt, Ober- und Niederländer ihn verstehen möchten. Aber er belebte nicht nur das Vorgefundene neu, sondern wußte es auch zum Ausdruck christlicher Anschauung und Gesinnung, die seine Sprache als der wahre Lebensathem durchdringt, zu beleben. Aus dem reichen Schatze unserer Sprache hob er das Innerlichste und Geistlichste zum Ausdrucke der Religion hervor, so daß bei der Kraft und Tiefe seines von dem göttlichen Geiste durchdrungenen Gemüthes die ganze Herrlichkeit des göttlichen Wortes in seine Uebersetzung überging und auf dem neuen und fremden Boden ein heimatliches Land, ein neues Vaterland wiederfand. So wurde die Bibelsprache zugleich die erste Offenbarung unserer Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, religiösen und poetischen Stärke, so wurde die Bibel der große Nationalschatz der deutschen Literatur, ein Volksbuch, das für die verschiedenen deutschen Volksstämme einen Vereinigungspunkt bildete, wie er bei der Gestaltung der äußerlichen und politischen Verhältnisse in Deutschland nicht gewonnen werden konnte. Aeußerlich trat diese Einigung durch die Neugestaltung einer allgemeinen Schrift- und Büchersprache, der Sprache der Gebildeten, des Hochdeutschen, hervor, einer Sprache, die sich durch grammatische Reinheit, durch Verständlichkeit und Schärfe der Bezeichnung, so wie durch Fülle, Wärme und Innigkeit auszeichnete. Der Religion hatte Luther die Muttersprache für immer erobert; die Predigt, das protestantische Kirchenlied und alle Dichtung, welche damit zusammenhing, mußte deutsch bleiben.

Man sieht es übrigens der Lutherschen Bibelübersetzung kaum an, wie viel Zeit und Mühe auf das Einzelnste verwandt worden ist. Nur das neue Testament und die 5 Bücher Mosis übersetzte Luther auf der Wartburg, die übrigen Bücher des alten Testamentes erschienen erst später, und erst 1534 war die ganze Bibelübersetzung vollendet. Ueber die Schwierigkeiten des Uebersetzungswerkes spricht sich Luther selbst in Briefen an seine Freunde also aus: „Wir arbeiten jetzt“, so schreibt er 1528 an Wencerl Link, „an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigal sollte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kukuk nachsingen.“ Und an einem anderen Orte: „Ich habe mich dessen beflissen, daß ichs rein und klar deutsch geben könnte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tage, 3—4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber,

nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern; läuft einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist.“

Die Luthersche Uebersetzung ist auch vorzüglich darum eine für das Volk berechnete, weil sie die rechte Mitte hält zwischen einer vom Original sich allzu sehr entfernenden Freiheit und einer dem Geiste der Muttersprache zuwiderlaufenden Aengstlichkeit. Wie Luther dies meinte, geht aus folgendem Beispiele hervor: Bei dem Gruße des Engels an Maria bemerkt er, daß er wirklich laute: „Maria voll Gnaden; allein wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab ichs verdeutscht: Du Holdselige! und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das also verdeutschen müssen: Gott grüße dich, liebe Maria; denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unsrer Sprache.“

Luthers Sorgfalt, das Rechte fürs Volk zu treffen, ging ins Unglaubliche. Genau und umständlich erkundigt er sich über die Benennung gewisser Thiere, Raubvögel und Gewürme, die in der Bibel vorkommen. Oft mischte er sich unter die gemeinen Leute, um ihnen ihre Redensarten gleichsam vom Munde abzusehen, und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrath guter volksmäßiger Ausdrücke an die Hand zu geben; denn die „Schloß- und Hofwörter“ könne er nicht gebrauchen. Einst ließ er sich — nach der Erzählung des Mathesius — von einem Fleischer einen Schöps abstechen und sich von ihm den ganzen innern Bau desselben erklären, damit er die richtigen Ausdrücke habe bei der Uebersetzung derjenigen Stellen in der Bibel, welche von dem levitischen Opferdienste, den Eingeweiden der Thiere ꝛc. handeln. So gab sich also Luther die größte Mühe, das werthe Bibelbuch in das Herz des deutschen Volkes zu verpflanzen und es, nach seinem eigenen Ausdrucke, nicht nur zu einem Lesebuche, sondern zu einem Lebensbuche und Lebensworte zu machen.

A. Lüben.

68. Das Hauptverdienst und der deutsche Beruf der Reformation.

Mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 war die Reformation vorläufig zum räumlichen und zum staatsrechtlichen Abschlusse gekommen, zu einem Abschlusse, welcher freilich ein endgültiger

weder sein wollte noch konnte, zumal er keinen der beiden Theile wirklich befriedigte und am wenigsten der protestantischen Sache gerecht wurde, der aber gleichwohl als die reichsverfassungsmäßige Anerkennung einer großen Errungenschaft die höchste Bedeutung hatte. — Diese Errungenschaft aber war die Aufstellung einer Opposition gegen die bisher allmächtige Autorität, der Bruch der kirchlichen Einheit, deren Unnatur nur durch die gehässigsten Schreckmittel des Glaubens möglich geworden war und deren Fortdauer eine gewohnheitsmäßige Knechtschaft der Seelen zur nothwendigen Voraussetzung hatte.

Die Reformation brachte viele wohlthätige Wirkungen hervor, sie förderte die Pflege der Wissenschaft, welcher Freund und Feind sein gelehrtes Rüstzeug entlehnen mußte, sie gründete die deutsche Volksschule, welche früher kaum vorhanden war und zu deren Aufbau die Mittel erst durch die Einziehung von Klöstern, Pfründen, Bisthümern und andern geistlichen Stiftungen gewonnen wurden, sie machte die Religion aus einer Sache der kirchlichen Form zu einer Angelegenheit der Seele, erfüllte das Volk mit einem sittlichen Ernst, der ihm bis dahin fremd gewesen, leistete dem häuslichen Sinn und der Arbeitsamkeit manchen mittelbaren Vorschub und übte nach allen diesen Richtungen hin durch Beispiel und Anregung des Wetteifers auch auf das katholische Deutschland einen heilsamen Einfluß. Das weitaus größte Verdienst der Reformation aber lag, wie gesagt, in dem Abfall selbst und in der damit gegebenen Befreiung ihrer Bekenner von der geist- und seelentödtenden Vormundschaft des Priesterthums. Die Beseitigung der Mittesperson zwischen dem Menschen und Gott, die Abschaffung des beglaubigten Dolmetschers der religiösen Wahrheit und der sittlichen Pflicht war, nächst der Stiftung des Christenthums selbst, die größte befreiende That der Geschichte. So lange die katholische Kirche den Widerschein ihrer eigenen Unfehlbarkeit auf Papst und Bischof und selbst auf den letzten Dorfpfarrer und Bettelmönch warf, so lange selbst der unwissendste und verdorbendste Priester den Stempel der göttlichen Weihe an sich trug und das Seelenheil seiner Beichtkinder in der Hand hatte, so lange war die Gemeinde im eigentlichen Sinne die Herde des Hirten. Für diesen allein gab es eine sittliche Verantwortlichkeit, für jene keine andere Pflicht als den blinden Gehorsam. Um die moralische Zurechnungsfähigkeit zum Gemeingut zu machen, bedurfte es der Zerstörung der Priesterthums, die wiederum bedingt war durch den Sturz des bisherigen Glaubenssystems. Indem die Reformation den Gläubigen auf die Bibel als die einzige Quelle der religiösen Wahrheit verwies, gab sie allen seinen Geistes- und Seelenkräften den mächtigsten Antrieb zur höchsten Selbstentwicklung 2c.

Wenn die Reformation in das vielgespaltene deutsche Leben einen neuen tiefen Riß brachte, so geschah es, weil ein Theil der bestehenden politischen Mächte stark genug war, um der aus der Tiefe des deutschen Geistes hervorgegangenen Bewegung gewaltthätig Schranken zu setzen. Daß der Protestantismus ohne diese Hindernisse, die ihm von den Thronen

Karls und Ferdinands und von den Bischofsstühlen herunter entgegengestellt wurden, wenn das deutsche Volk vielmehr seinem natürlichen Zuge überlassen geblieben wäre, sich Deutschlands eben so vollständig bemächtigt haben würde, wie er sich Dänemarks, Schwedens und Norwegens bemeisterte, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Das Lutherthum, dafür zeugt ein wahrer Ueberfluß von Beweisen, war die nicht bloß dem deutschen, sondern auch dem gesammten germanischen Geiste des sechzehnten Jahrhunderts am meisten entsprechende Form des Christenthums und drang von Island bis nach Siebenbürgen in allen germanischen Ländern durch, deren Bevölkerung es verstand, Herrin ihres eigenen Willens zu sein. So war es denn ohne Frage ein Nationalunglück, daß die Hälfte von Deutschland gewaltsam in kirchlichen Formen zurück gehalten wurde, denen sie innerlich entwachsen; ein noch viel schwereres Unglück würde es jedoch gewesen sein, wenn Deutschland etwa im Namen einer viel mehr scheinbaren als wirklichen politischen Einheit überhaupt darauf verzichtet hätte, den eisernen Ring des bisherigen Kirchenthums zu durchbrechen.

Ohne Abzug blieb der aus der Reformation hervorgehende Gewinn freilich nicht. Der kirchlichen Entwickelung wurden vielfach neue Hemmschuhe angelegt, und nicht in allen Händen wurde die Bibel zum Werkzeug der Geistesbildung und der sittlichen Selbsterziehung. An ihren Früchten jedoch bewährte sich die Reformation darum nicht minder als die Wohlthäterin nicht bloß ihrer Bekenner, sondern des ganzen Menschengeschlechts.

A. L. von Rochau.

69. Der Jesuitenorden.

Der bei der Stiftung des Ordens erstrebte Zweck war bekanntlich die Vertheidigung und Verherrlichung der katholischen Kirche. Eine willenlose Unterwerfung der Mitglieder unter ein Haupt des Ordens, den Ordensgeneral, der wiederum dem Papste Gehorsam schuldig war, sollte die Erreichung des Zweckes sichern. So entstand, wie die Jesuiten es gern nennen, eine militia Jesu, ein immer schlagfertiges, überall vertheiltes und an blinden Gehorsam gewöhntes Heer. In dem zu führenden Kampfe galt jedes Mittel als erlaubt; das Edelste und Gemeinste, das Heiligste und Unheiligste mußte dem Zwecke dienen und erhielt dadurch seine Weihe. Der Orden ging allerdings ein in alle Lebensverhältnisse, bildete aber auch wieder ein scharf gegliedertes und in sich fest geschlossenes Ganze. Er stellte, wo immer er wirkte, einen Staat im Staate dar; der Einzelne hatte kein Vaterland mehr, der Orden mußte es ihm ersetzen. Der Eintritt in die Gesellschaft löste alle Bande der Familie; der Jesuit durfte von seinen nächsten Angehörigen nur sagen: ich hatte Vater und Mutter, ich hatte einen Bruder und eine Schwester. Seine Blüte hatte der Orden in der Mitte des 17. Jahrhunderts, und er konnte auf die errungenen Siege mit Stolz hinblicken, denn, es war ihm

gelungen, das neue geistige Leben, welches sich nach der Reformation regte und seinen Ursprung in dem lautern Evangelium hatte, auf weiten Gebieten völlig zu ersticken und zu unterdrücken.

Der Orden lebte im Kampfe und vom Kampfe, Frieden mußte ihm den Tod bringen. Als daher die Reaction gegen die Reformation nicht mehr alle seine Kräfte in Anspruch nahm, sanken die früher sich selbst verleugnenden Kämpfer zu einer Clique wohlhäbiger Intriguanten herab. Sie hörten auf, eine Stütze des Papstthums zu sein, und erlaubten sich, wenn es das Ordensinteresse forderte, den Päpsten gelegentlich zu opponieren. Schließlich brachten sie durch die Fülle von Haß und Verachtung, die sie auf sich luden, das Papstthum selbst in Gefahr. Ihre Collegien, einst Stätten ernsten Fleißes und strenger Zucht, waren jetzt voll Zuchtlosigkeit und Lasterhaftigkeit. Wenn es früher Sitte gewesen war, beim Eintritt in das Collegium Hab und Gut den Armen zu schenken, so beanspruchte jetzt der Orden den Besitz und häufte so bedeutende Schätze an.

Wer die Schule hat, dem gehört die Zukunft. Die Wahrheit dieses Grundsatzes haben die Jesuiten in ihrer Klugheit nicht allein erkannt, sondern sie sind auch immer bemüht gewesen, nach demselben zu handeln. In ihren zahlreichen Schulen, denen sie ihre besten Kräfte gönnten und in denen Unterricht unentgeltlich ertheilt wurde, besaßen sie ein vorzügliches Mittel, den nachhaltigen Einfluß auf die Einzelnen und die Familien sich zu sichern. Die Organisation der Schulen war für ihre Zwecke berechnet, erlitt im Laufe der Zeit nur unwesentliche Abänderungen und enthielt neben vielem unbedingt Verwerfenswerthen auch manches, was Anerkennung verdient. Durch den gesammten Unterricht und die Erziehung gelang es, die völlige Hingabe des Zöglings an den Orden zu erreichen. Die Jesuiten hatten ein seltenes Geschick, der Jugend den Unterricht angenehm zu machen und durch ihre Lehrmittel das Lernen zu erleichtern. Die in den Anstalten gehandhabte Disciplin war sehr milde; lieber entfernte man einen unverbesserlichen Zögling, als daß man zu strengen und harten Mitteln griff. Ein besonderes Gewicht wurde in den Jesuitenschulen darauf gelegt, einen unbedingten Gehorsam zu erreichen. Der Umstand, daß der Erzieher zugleich Beichtvater war, ermöglichte einen ungewöhnlichen und bleibenden Einfluß auf den Zögling. Was etwa im Beichtstuhl noch verborgen blieb, mußten die Glieder der Anstalt, welche angewiesen waren, sich gegenseitig genau zu beobachten, heimlich den Lehrern berichten. Die Kunst der Spionage und Verstellung wurde in dieser Weise schon früh geübt, um später für den Orden nutzbar gemacht zu werden. Die Individualität des einzelnen Zöglings wußten die Lehrer mit sicherem Blicke zu durchschauen und dann so geschickt auf dieselbe einzuwirken, daß wohl niemand die Anstalt verließ, ohne in seiner geistigen Entwickelung die deutlichsten Spuren der an ihm geübten Thätigkeit an sich zu tragen. Uebrigens würde es eine falsche Auffassung sein, wenn man annehmen wollte, daß in den Collegien der Jesuiten eine finsterer, asketischer Geist gewaltet habe. Sowohl für die Pflege der Gesundheit als auch für Erheiterungen von mancherlei Art wurde Sorge getragen. Auf Wohlanständigkeit und Gewandtheit der Rede und des Benehmens legte man viel Gewicht, da man vorzüglich Schüler aus den besseren Ständen anzulocken strebte. Declamation und Aufführung von Schauspielen betrachtete man als Mittel zur Erheiterung, aber auch zur Erreichung von Gewandtheit und Sicherheit im Auftreten. Die erziehliche Thätigkeit der Jesuiten gründete sich in einer für die Charakterbildung höchst gefährlichen Weise auf Erregung und Benutzung des Ehrgeizes. Die Aemulation (den Wetteifer) zu wecken, wird als die rechte Erziehungskunst bei ihnen gepriesen; der Ehrgeiz galt für alles Thun als die wirksamste Triebfeder. Prämien und besondere Ehrenbezeugungen werden bei allen Anlässen zuerkannt, sogar für die beim Beten bewiesene Andacht. Man trieb die Zöglinge an, mit einander in allen Leistungen zu rivalisieren und sich zum Wettkampf herauszufordern. Den besten Schülern wurde das Recht zuerkannt, für andere Fürbitte zu thun, und ihr Name prangte auf ausgehängten Tafeln mit goldenen Buchstaben. Während der Lohn für Verdienste in besonderen Ehrenplätzen bestand, fehlte es auch nicht an einer Schandbank und der sog. Höllenleiter. Es war den Zöglingen nicht gestattet, den öffentlichen Hinrichtungen beizuwohnen, doch galt die Verbrennung von Ketzern als Glaubensact, bei dem anwesend zu sein als etwas Verdienstliches angesehen wurde.

Jedoch nicht allein die Schule war ein Feld, auf welchem der Orden bei seinem Geschick und seiner Energie große Erfolge erzielte, auch in den Familien wurde es seinen Gliedern nicht schwer, in ihrer Stellung als Beichtväter eine höchst verderbliche Thätigkeit zu entfalten. Als die geistlichen Berather vermochten sie die Herrschaft über die Gewissen an sich zu reißen; hierbei war ihnen die von dem Jesuitenorden sehr ausgebildete Casuistik (Lehre, Gewissensfragen zu entscheiden) außerordentlich dienlich. Ihr Rath war ihren Beichtkindern nicht nur erwünscht, sondern sogar nothwendig, weil sie verstanden hatten, die Gewissen völlig zu verwirren. Statt aus den göttlichen Geboten die festen und unabänderlichen Grundsätze des Handelns abzuleiten und das Bindende derselben für alle Fälle zu behaupten, trieben sie die gefährliche Kunst, durch ihre Sophistik*) und Dialektik**) einen jeden Fall als einen Collisionsfall***) erscheinen zu lassen, der zu allerlei Bedenken nach allen Seiten hin Anlaß gab. So gelang es ihnen, bei allen Rücksichtsnahmen und Erwägungen die Gewissen schwankend zu machen und zu verwirren, so daß schließlich bei jedem Anlaß ihr beichtväterlicher Rath eingeholt werden mußte. Um das Uebel noch zu verschlimmern, erfanden sie verschiedene höchst bedenkliche Lehren. Sie stellten nämlich eine Theorie der

*) Trugweisheit, Spitzfindigkeit.
**) Denkkunst, Disputierkunst.
***) Collisionsfall, wo ein doppeltes Pflichtgebot gedacht, aber nicht zugleich erfüllt werden kann.

probablen Handlungen auf, d. h. solcher Handlungen, von denen man nicht recht sagen könne, ob sie gut oder böse seien, und deren sittliche Beurtheilung von den Aussprüchen angesehener und frommer Ordensväter abhängig sei. Ferner kommt es nach ihrer Behauptung bei allen Handlungen nicht auf die That selbst, sondern auf die Willensrichtung an, woraus dann unschwer der berüchtigte Satz abgeleitet wurde: der Zweck heiligt die Mittel. Hierzu tritt noch, was im besonderen die Wahrhaftigkeit und Treue anbetrifft, die Lehre von dem geistigen Vorbehalt und von dem Doppelsinn der gemachten Aussagen. Kurz, es gab nach der Moral der Jesuiten keine Schandthat und Scheußlichkeit, die nicht unter besonderen Umständen sich entschuldigen ließ, ja sogar zur Pflicht wurde. Bei Behandlung der fraglichen Gegenstände bewegen sich die jesuitischen Moralisten nicht ohne sichtliches Wohlgefallen in einem Schmutze, der berüchtigt genug geworden ist und den Unbefangenen mit Abscheu erfüllen muß. Vertheidiger des Ordens haben eingewendet, daß der Orden als solcher niemals eine so verderbte Moral vertreten habe, allein das Ungenügende einer solchen Entschuldigung läßt sich nicht verkennen, wenn man erwägt, daß jene verderblichen Grundsätze, von den angesehensten Sittenlehrern des Ordens aufgestellt, allgemeine Billigung seiner Glieder fanden und Proteste derselben nur hier und da ganz vereinzelt laut wurden. Welche Verwirrung und Verwüstung die Ausbreitung einer so verderblichen Moral auf sittlichem Gebiete anrichten mußte, welche Handlungen die Jesuiten zu begehen und zu entschuldigen bereit waren, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Schon in der ersten Zeit seines Bestehens hatte der Orden Missionen gegründet, deren Zahl und Ausdehnung nach und nach gewachsen war. Diese Missionen wurden nun Anlaß, daß der Orden sich mit ausgedehnten Handelsgeschäften und einem bedeutenden Gewerbebetrieb befaßte. Er besaß nicht allein Colonien, Schiffe, Warenniederlagen und Fabriken, sondern verschmähte auch nicht, sich mit reinen Geldgeschäften abzugeben, so daß manche Gesandte mit ihren Gehaltsbezügen bei Comptoiren der Jesuiten accreditiert waren. Die günstigen Bedingungen, unter denen der Orden seine kaufmännischen Geschäfte betrieb, verfehlten nicht, auf andere Unternehmungen einen empfindlichen Druck auszuüben. Darum richtete sich der Unwille und Haß der Beeinträchtigten gegen die Gesellschaft Jesu, weil man von ihr am wenigsten eine derartige Schädigung glaubte befürchten zu müssen.

Es ist bekannt, wie der Orden es versucht hat, sich in die Politik einzumischen. Als Beichtväter der Fürsten und Staatsmänner hatten sie eine verhängnißvolle Stelle in Cabinetten, und für eine ganze Periode giebt es wohl kaum irgend welche bedeutendere Staatsactionen, an denen die Jesuiten nicht einen erheblichen Antheil genommen hätten. Sogar in Frankreich, wo ihr Stand ein verhältnißmäßig schwerer war, gelang es ihnen, durch die Beichtväter La Chaise und Le Tellier auf Ludwig XIV. einen großen Einfluß zu

gewinnen. In manche böse Händel waren sie mit verflochten, und bei zahlreichen verbrecherischen Thaten ließ sich die Mitwissenschaft der Jesuiten mehr oder weniger bestimmt nachweisen. Wie gering ihre Achtung vor dem Beichtsiegel war, erfuhr Maria Theresia, als man ihr von Rom aus eine Abschrift ihrer letzten Beichte zusendete, wodurch man ihre Zustimmung zur Aufhebung des Ordens erwirken wollte. Der Ordensgeneral, bei dem alle Fäden zusammenliefen, der für seine Befehle und leisen Winke blinden Gehorsam fand, besaß eine Macht und einen Einfluß, denen nichts gleichkam. Da aber manche heilsame Aenderungen an dem Widerspruche der Jesuiten scheiterten, und ihre Einmischung den Lenkern der Staaten und Völker anfing lästig zu werden, so setzte sich gegen den Orden eine Erbitterung fest, die nur auf einen Anlaß wartete, um in Thaten hervorzutreten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts stand der Orden noch in seiner ganzen Macht da, den Keim des Verderbens trug er jedoch schon in sich. Verschiedene zusammenwirkende Ursachen dienten dazu, dasselbe herbeizuführen. Die Zahl der Ordensglieder war sehr groß; sie mochte etwa 20000 betragen, die über den Erdkreis verstreut waren, als die Jesuiten in dem Gefühle ihrer Kraft in Frankreich den Kampf mit dem Jansenismus aufnahmen. Dieses ist eine von dem Bischofe Jansenius in Ypern herrührende und dem Protestantismus in einigen Stücken verwandte Richtung in der katholischen Kirche. Den Jesuiten gelang es, in Frankreich, wo sich der Jansenismus sehr ausgebreitet hatte, den Sieg über denselben davon zu tragen. Da aber die Jansenisten viel Sympathie bei der Bevölkerung gefunden, so konnte der errungene Sieg nur dazu dienen, das Ansehen der Jesuiten zu mindern und die gegen sie vorhandene Misstimmung zu nähren. Besonders verderblich wurde jedoch für den Orden eine Schrift Pascal's, der den Jansenisten nahe stand. Es sind die berühmten, im Jahre 1656 erschienenen Provinzial-Briefe, in welchen ein geistreicher scharfer Witz sich gegen die Gebrechen des Ordens und vornehmlich gegen seine verderbte Sittenlehre wendet. Pascals Buch, bald die Lieblingslectüre nicht bloß in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern, versetzte den Jesuiten einen fast vernichtenden Schlag, indem er den Orden lächerlich machte, was ja bei den Franzosen der Vernichtung gleichkommt. Die gründlichsten und gelehrtesten Gegenschriften vermochten nicht, die schlimmen Folgen jener Briefe zu tilgen.

Andere Vorgänge ließen erkennen, wie der Orden sich nicht scheute, wenn er sich stark genug fühlte, sich auch gegen die päpstliche Autorität aufzulehnen. Der Orden hatte sowohl auf Malabar wie auch in China seine Missionen; in China hatten Glieder derselben eine besonders angesehene Stellung erlangt, indem sie hohe Ehrenämter bekleideten und als Hofastronomen große Achtung genossen. Im Gefühle ihrer Macht hatten sie sich jedoch Uebergriffe erlaubt, so daß Klage beim Papste geführt wurde und dieser sich veranlaßt sah, im

Jahre 1703 einen Commissarius Namens Tournon zur Untersuchung der Beschwerden abzusenden. Durch ihre Intriguen wußten es nun die heiligen Väter dahin zu bringen, daß Tournon bei seinem Erscheinen nicht nur sehr übel empfangen, sondern auch gefangen gesetzt und so mishandelt wurde, daß dieses seinen Tod herbeiführte. Diese und ähnliche Auflehnungen des Ordens gegen den Papst mußten sein Treiben um so bedenklicher erscheinen lassen und die katholische Welt noch mehr gegen ihn verstimmen.

Ein zwischen Portugal und Spanien im Jahre 1750 abgeschlossener Grenzvertrag führte zu anderen interessanten Aufschlüssen über die stille Wirksamkeit der Jesuiten. Eine von Brasilien aus gegründete Niederlassung in Paraguay hatte sich zu einem völligen Staate ausgebildet. Da alle Fremden durch Wachtposten von den Grenzen fern gehalten wurden, so war die besondere Beschaffenheit, ja die Existenz dieser Niederlassung ziemlich unbekannt geblieben. Um so unangenehmer berührte es die heiligen Väter, daß bei der vorerwähnten Regulierung die Grenzlinie mitten durch den Staat führte und so nicht verborgen blieb, unter welch einem Drucke die Eingebornen seufzten und wie rücksichtslos sie ausgenutzt wurden. Auf heimliche Anreizung der Jesuiten griffen die Indianer zu den Waffen und leisteten einen so energischen Widerstand, daß derselbe erst durch die vereinigte Macht der Spanier und Portugiesen unterdrückt werden konnte. Dieses Ereigniß machte an den betreffenden Höfen einen so ungünstigen Eindruck und veranlaßte sogar eine Vorstellung bei dem Papste, die diesen zu bewegen versuchte, den Jesuiten sowohl allen Handel als auch jede Einmischung in politische Händel zu untersagen.

Die Habsucht der Ordensmitglieder bekundete sich bei einem weiteren Anlasse in so auffallender Weise, daß die schon vorhandene Erbitterung gegen die Jesuiten aufs höchste gesteigert wurde. Es ist bereits erwähnt, daß der Orden sehr umfangreiche Handelsgeschäfte betrieb. Besonders war dieses auf den Inseln Martinique und Domingo der Fall, wo es der Betriebsamkeit des Generalprocurators der dortigen Mission, Namens La Valette, gelungen war, sehr vortheilhafte Geschäftsbeziehungen mit französischen Handelshäusern zu unterhalten. Im Jahre 1761 machte La Valette Bankerott, und französische Kaufleute thaten Schritte bei dem Ordensgeneral, um Deckung ihres einige Millionen Francs betragenden Schadens zu erlangen. Als ihre Forderung zurückgewiesen wurde, brachten sie die Klage vor das Parlament, welches erkannte, daß der Orden nur gemeinsames Vermögen besitze und daß die Summe nebst Zinsen den Geschädigten zu ersetzen sei. Die Verhandlungen in diesem Prozesse hatten eine Untersuchung der Verhältnisse des Ordens herbeigeführt, welche zu Ungunsten desselben ausfiel. Das Parlament fand, daß die grundsätzlich anerkannte unumschränkte Herrschaft des Ordensgenerals dem Ansehen der Kirche und des Regenten nachtheilig sei. Eine Anzahl jesuitischer Schriften ließ das Parlament wegen der in ihnen ausgesprochenen unsittlichen Grundsätze durch den Scharfrichter

verbrennen, während es zugleich die Aufnahme neuer Ordensglieder verbot. Der König Ludwig XV. versuchte eine Reformation des Ordens bei dem Papste durchzusetzen, allein die Antwort Clemens XIII. und des Ordensgenerals Ricci war das bekannte „Sint, ut sunt, aut non sint“ (= sie mögen sein [bleiben], wie sie sind, oder sie mögen nicht sein [aufhören]). Solch hartnäckige Weigerung führte 1764 zu der Aufhebung des Ordens in Frankreich. Clemens XIII. ließ es an einer Antwort auf diese Maßregel nicht fehlen, indem er den Orden in einer Bulle nachdrücklich in Schutz nahm und seine Verdienste hervorhob. Die Verkündigung der Bulle wurde jedoch in Frankreich durch einen Parlamentsbeschluß gehindert; übrigens dienten ihre offenbaren Unwahrheiten nur dazu, das Ansehen des Ordens völlig zu untergraben.

Noch energischer als in Frankreich schritt man gegen die Jesuiten in Spanien und Portugal ein. In dem letzteren Staate gab man ihnen die Anstiftung eines Mordanfalles auf den König schuld; man zog ihre Güter ein, setzte die Glieder des Ordens gefangen und erklärte diesen selbst im September 1759 in Portugal für aufgehoben. In Spanien folgte die Auflösung am letzten März 1767. Etwa 5000 Jesuiten wurden ergriffen, auf Schiffe gesetzt und dem Papste zugeführt, der zwar anfangs gegen eine derartige Maßregel protestierte, schließlich aber in der Versorgung der so hart Behandelten nur eine Pflicht der Menschlichkeit erfüllte. Noch in demselben Jahre erfolgte die Verbannung der Jesuiten aus dem Königreiche Neapel und dem Herzogthum Parma. Die Lage des hochbetagten Papstes Clemens XIII. war durch alle diese Maßnahmen eine höchst schwierige geworden. Man behauptet, daß ihn die Umstände zu dem Beschlusse trieben, auf den 3. Februar 1769 ein großes Consistorium zu berufen, um die nöthigen Schritte zu berathen und die Möglichkeit einer Reformation des Ordens zur Sprache zu bringen. In der Nacht vorher starb er jedoch, 76 Jahre alt, an der Apoplexie (am Schlagflusse). Man hat bei seinem plötzlichen Tode wohl von einer Vergiftung geredet, jedoch genügende Beweise für diese Behauptung nicht beigebracht.

Bei der jetzt folgenden Papstwahl theilten sich die Cardinäle in eine jesuitische und eine antijesuitische Partei, die sich während ihres dreimonatlichen Conclaves nicht zu einigen vermochten. Der damals zufällig in Rom anwesende Joseph II. bemühte sich, die Wahl auf eine möglichst freisinnige Persönlichkeit zu lenken. Nach fast 200 Abstimmungen wurde endlich Ganganelli, Sohn eines Arztes und früher Minorit, gewählt. Er war seit 10 Jahren Cardinal, hatte aber nie eine einflußreiche Stellung gewonnen, da er in den entbrannten Kämpfen immer zur Nachgiebigkeit gerathen und eine Reformation des Ordens empfohlen hatte. Man hat behauptet, daß er vor seiner Wahl die Aufhebung des Ordens zugesagt habe, was jedoch keineswegs erweislich ist. Ganganelli nahm den Namen Clemens XIV. an. Bisher hatte er still dem Studium gelebt und galt allgemein als

gütig und wohlthätig; diese Eigenschaften bewährte er auch nach Besteigung des päpstlichen Stuhles. Seine echte Humanität, sein Wohlwollen und sein Geschmack lassen ihn aus der Reihe der übrigen Päpste sehr vortheilhaft hervorleuchten. Seine Briefe, welche später gesammelt und herausgegeben wurden, sind Beweise seines edlen Sinnes; doch kann nicht verschwiegen werden, daß manche Stimmen diese Sammlung für unecht oder doch für gefälscht erklären.

Natürlich erwartete man von dem neuen Papste bei der augenblicklichen Sachlage entscheidende Schritte. Diese erfolgten jedoch nicht. Er zögerte, schwieg und mochte auf eintretende günstige Umstände rechnen, die ihm Schonung des Ordens, der so lange eine Stütze des Papstthums gewesen, ermöglichen sollten. Sein Verhalten war ein eigenthümliches und ließ die verschiedensten Deutungen zu. Niemand konnte sich rühmen, Einfluß auf Clemens gewonnen zu haben; Vertraute zog er nicht zu Rathe, er wurde um so weniger verstanden und durchschaut, als er alles Wichtige selbst arbeitete. Frankreich gegenüber erklärte er, daß er sich nicht in der Lage befinde, einen Orden, der unter neunzehn seiner Vorgänger in Segen bestanden habe, nunmehr aufzuheben. Gleichzeitig aber ließ er keine Jesuiten vor sich und versuchte eine Aussöhnung mit den feindlichen Mächten herbeizuführen. Diese gelang ihm nur mit Portugal, während Frankreich und Spanien ihre Forderung der Aufhebung des Ordens nicht fallen ließen.

Endlich konnte sich Clemens nicht verhehlen, daß ihm sein Zögern nichts nütze, und daß durch die Hartnäckigkeit seiner Vorgänger der Kampf gegen den Orden den Charakter eines Kampfes gegen das Papstthum selbst angenommen habe. So entschloß sich denn der Papst, das schwere schmerzliche Opfer zu bringen, und die bisher so vortheilhaft benutzte Stütze preiszugeben. Clemens wußte seinem langen Zögern jetzt den Anschein eines bedächtigen Ueberlegens und gewissenhafter Erwägung zu verleihen. Unter der Hand wendete er sich an die verschiedenen Mächte, als ob er von ihnen zu hören wünsche, wie sie die Aufhebung des Ordens aufnehmen würden. In Wirklichkeit lag ihm daran, sich zu vergewissern, daß der beabsichtigte Schritt als genügend betrachtet werde, um die erwünschte Aussöhnung zu bewirken. Nur Maria Theresia hegte bei ihrer großen Anhänglichkeit an den Orden Bedenken, wurde jedoch durch die Autorität des Papstes über das Bevorstehende beruhigt. Als Clemens zufriedenstellende Antworten erlangt hatte, begann er gegen den Orden in Rom vorzugehen. Zunächst wurde (1772) das in den Händen der Jesuiten befindliche Collegium romanum, dann wurden andere Anstalten, meist nach einer vorausgegangenen Visitation, geschlossen; den in Rom befindlichen, betriebenen Ordensgliedern entzog er die ihnen bisher gewährten Unterstützungen. Der Papst selbst verfaßte alsdann das bekannte Breve Dominus ac redemptor noster, durch welches die Aufhebung des Ordens verfügt wurde. Um sicher zu gehen, unterbreitete er das Schriftstück den Mächten, welche durch dasselbe

befriedigt werden sollten, zur Begutachtung. Nachdem diese sich befriedigt erklärt hatten, erfolgte am 21. Juli 1773 die Unterschrift des Papstes und dann am 16. August desselben Jahres die Publicierung des Breve. Clemens wußte sehr wohl, was er wagte, als er einen so mächtigen und gefährlichen Orden, der damals nicht weniger als 22.589 Mitglieder zählte, die in 24 Provinzen vertheilt waren, für aufgehoben erklärte. „Ich weiß, daß ich damit mein Todesurtheil unterschreibe“, soll er bei der Vollziehung der Unterschrift gegen seine Umgebung geäußert haben. Als Grund der Aufhebung wird in dem Breve angegeben, daß der Orden nicht mehr die reichlichen Früchte und Vortheile bringe, die bei seiner Stiftung beabsichtigt seien. Der Papst erklärt ferner, daß er den Orden ohne gerichtlichen Proceß, lediglich aus der Fülle seiner apostolischen Machtvollkommenheit aufhebe, und weist nach, wie von seinen Vorgängern bei andern Orden ein gleiches Verfahren eingeschlagen sei. Uebrigens wird in dem Breve weder der Kirche noch ihrem sichtbaren Haupte auch nur das Geringste vergeben; ferner wird ersichtlich, daß die Beschuldigungen der öffentlichen Meinung keineswegs die Gründe der Aufhebung des Ordens gewesen sind.

Nach der Verkündigung des Breve ordnete der Papst noch verschiedene Untersuchungen gegen Ordensglieder an, welche sich der Unterschlagung von Geldern ꝛc. schuldig gemacht hatten; der frühere Ordensgeneral Ricci wurde streng bewacht.

Die That des Papstes begrüßte man allenthalben mit Jubel, und seine Freisinnigkeit wurde laut gepriesen. Nur hier und da wurden Befürchtungen geäußert, da das Schulwesen ein empfindlicher Schlag getroffen habe. Clemens überlebte die Aufhebung des Ordens nicht lange. Häufig gingen ihm Warnungen zu, die ihn zur Vorsicht mahnten. Ein Pasquill wurde sogar in den päpstlichen Palast eingeschmuggelt, über welchem die Buchstaben geschrieben standen I. S. S. S. V., was man deutete: In settembre sara sede vacante, d. h. „Im September wird der päpstliche Stuhl erledigt sein“. Diese Prophezeiung traf ein, denn am 22. September 1774 starb Clemens in seinem 69. Lebensjahre. Eine ziemlich umfangreiche Literatur behandelt die Art und Weise seines Todes, denn während derselbe vielfach einer Vergiftung durch seine Feinde zugeschrieben wird, fehlt es auch nicht an einer Anzahl von Schriftstellern, welche eine solche Beschuldigung in Abrede stellen. Die Nachrichten über seine letzte Krankheit, sowie über den Leichenbefund sind mangelhaft, so daß bestimmte Schlüsse sich nicht ziehen lassen. Nichtsdestoweniger wurde sogar das Gift genannt, welches den Tod des Papstes herbeigeführt haben sollte, nämlich die geheimnißvolle, nur in Neapel bereitete Aqua Tofana. Die Berichte über dieses furchtbare, schleichende Gift lauten etwas fabelhaft. Es soll ein farb-, geschmack- und geruchloser Stoff gewesen sein, der keine andern Symptome als ein allgemeines Dahinsiechen bewirkte. Der Tod des Opfers ließ sich angeblich auf den Tag berechnen. Die einzelnen Glieder lösten sich bald nach er-

folgtem Tode vom Körper los, was man auch bei der Bestattung Clemens XIV. bemerkt haben will.

Friedrich der Große gestattete die Bekanntmachung des die Aufhebung betreffenden Breve in seinen Staaten nicht. Seiner Energie hatten die heiligen Väter noch keinerlei Ungelegenheiten zu bereiten gewagt; er würde ihren Widerstand bald gebrochen haben. Für den Augenblick wäre es ihm störend gewesen, ihre Dienste in den Schulen Schlesiens entbehren zu müssen. Nicht ohne Spott erklärte er daher, bei der Besitzergreifung Schlesiens habe er dem Papste versprochen, in Religionssachen alles beim Alten zu lassen; er gedenke auch, was die Jesuiten angehe, sein Versprechen zu halten. Erst unter Friedrich Wilhelm II. erfolgte die Aufhebung des Ordens im preußischen Staate.

Die Auflösung der Gesellschaft Jesu war jedoch nur eine scheinbare gewesen. Das Vermögen des Ordens, so beträchtlich es auch sein mußte, war nachher nirgends zu finden, da man es in Sicherheit gebracht hatte. Die Ordensglieder traten in andere Orden über, so daß die Jesuiten unter den Namen Redemptoristen, Ligurianer und Vincentiner noch ferner ihr Unwesen trieben. Man rechnete, daß im Jahre 1780 noch mindestens 8000 Ordensglieder unter einem geheimen Oberhaupte thätig waren. In Rußland bestand der Orden fort und erfreute sich sogar einer besondern Gunst, die er aber mit Undank lohnte. Er fing damit an, Judenkinder zu rauben und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufzunehmen. Später wagte er Proselytenmacherei in der griechischen Kirche und versuchte sogar, in der Armee in diesem Sinne thätig zu sein. Der Kaiser hatte manchen ihrer Uebergriffe nicht geahndet, als es ihnen jedoch gelang, den Neffen des Cultusministers, Alexander Galizin, zum Uebertritt zu verlocken, wurde dies so übel vermerkt, daß am 1. Januar 1816 ein Verbot des Ordens in Rußland erfolgte.

Dieser Schlag ließ sich jedoch verschmerzen, da günstigere Verhältnisse für den Orden bereits eingetreten waren. Als eine wahre Stütze für Altar und Thron hatte Pius VII. am 7. Aug. 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium den Orden über den ganzen Erdkreis wieder hergestellt. Dieser Schritt erregte allerdings große Verwunderung und viel Unzufriedenheit; von Maßregeln gegen den Orden wurde jedoch um so eher abgesehen, als derselbe nach den gemachten Erfahrungen zunächst mit großer Vorsicht auftrat. Seine Ausbreitung erfolgte sehr rasch, und seine Kühnheit war in stetem Wachsen begriffen. Im Jahre 1856 zählte man 5510, im Jahre 1864 schon 7734 Ordensglieder. Die durch den Reichstag beschlossene und dann vollzogene Austreibung aus dem neuen deutschen Reiche (1872) kann nach obiger Darstellung nur als eine das kirchliche und staatliche Leben fördernde Maßregel begrüßt werden. Die Erfahrung lehrt, daß der Orden seine Grundgedanken nicht zu verleugnen und seine Grundsätze nicht aufzugeben vermag. Wo die Jesuiten ihr Wesen

treiben, werden ernste Sittlichkeit, wahre Frömmigkeit und die Wohlfahrt des Staates in steter Gefahr schweben. Daß irgend ein Papst sich entschließen wird, den Orden zum zweiten Male aufzuheben, steht wohl kaum zu erwarten. Daher müssen wir uns für jetzt der Jesuiten mit allen Kräften zu erwehren suchen und können Gott danken, wenn er uns vor ihrer stillen, verderblichen Thätigkeit in Gnaden bewahrt.

Spicker's „Haus u. Schule". 1873. Nr. 33. 34.

70. Hofleben der Fürstinnen im 16. Jahrhundert.

Wenn wir die Beschäftigungen betrachten, womit sich die Fürstinnen in den stillen Tagen ihres Hoflebens die Stunden zu verkürzen pflegten, so tritt uns hier ein ganz anderes Bild entgegen, als wir es heutiges Tages an den Höfen finden. Mit Lectüre konnten sich damals bei der Seltenheit geeigneter Bücher die Fürstinnen wenig vergnügen, noch weniger gehörte Musik zum Zeitvertreib derselben; wir haben wenigstens in allen den zahlreichen Briefen, worin fürstliche Frauen über ihre Beschäftigungen sprechen, nicht ein einziges Mal der Musik und eben so wenig der Malerei erwähnt gefunden. Ueberhaupt war das Leben der Fürstinnen damals ungleich stiller, einfacher und freudenleerer. Schon die häufige lange Abwesenheit der Fürsten von ihren Höfen, wenn sie auf Reichstagen verweilen mußten oder Kriegsverhältnisse sie beschäftigten oder andere wichtige Angelegenheiten sie von ihren Höfen entfernt hielten, zwang die fürstlichen Frauen mittlerweile zu einem zurückgezogenen, vergnügungslosen Stillleben, dessen Bild nur in den verschiedenen Neigungen derselben oder in äußeren Anlässen seine verschieden wechselnden Farben gewinnt. Ist der Fürst im Kriegsfelde, so nimmt auch die Gattin an Kriegsereignissen lebendigeres Interesse. Die Kurfürstin Hedwig von Brandenburg verräth in ihren Briefen häufig die regste Theilnahme an politischen Welthändeln. Als ihr Gemahl Joachim II. im Jahre 1542 dem Türkenkriege beiwohnte, erzählte sie dem Herzoge von Preußen im großen Eifer von diesem Kriegszuge, aber sie erkundigte sich zugleich auch mit lebhafter Wißbegier, ob es denn wirklich wahr sei, daß sich die Könige von Frankreich und Dänemark mit den Türken gegen den Kaiser verbunden hätten, um dessen Vorhaben in Ungarn durch einen Angriff auf Mailand zu hindern. Wie sich die Fürstin in solcher Weise häufig mit Staatsangelegenheiten beschäftigt, so studiert sich dagegen die Gräfin Elisabeth von Henneberg lange Zeit in die damaligen theologischen, namentlich in die Osiandrischen Streitigkeiten hinein. Da sie aber in diesem Gelehrtenzwist für ihre vom Unglück niedergebeugte Seele keinen Trost findet, so schreibt sie nach und nach ein Gebetbuch zusammen, um in der Beschäftigung mit dem Worte Gottes Linderung ihres Kummers zu suchen. „Da Ew. Liebden mich ermahnt haben", schreibt sie dem Herzog von Preußen, „daß ich heftig im Glauben beten solle wider

Ew. Liebden und meine Feinde, so habe ich eine Zeitlang etliche Collecten aus dem ganzen Psalter, Daniel und Judith, aus dem Mose und Esther, aus dem Buche der Könige, aus den Evangelisten, den Büchern der Maccabäer und aus anderer göttlicher heiliger Schrift zusammengetragen, woraus Ew. Liebden die Angst meines Herzens spüren können, auch wie ich jetzt getrost wider Gottes, meine und aller lieben Christen Feinde bete. Ew. Liebden halten mirs freundlich zu gut, denn vor der Welt, bei den gottlosen Höfen, die Gott nicht erkennen wollen, wird das Beten für Thorheit geachtet."

Andere Fürstinnen — und deren mochten in Deutschland damals viele sein — erscheinen mehr als fürstliche Hausfrauen, die sich selbst mit um die Einzelheiten der fürstlichen Hauswirtschaft bekümmern. Ein schönes Bild davon giebt uns die edle Herzogin Dorothea von Preußen; denn in ihrer unermüdlichen Sorge um das fürstliche Hauswesen mochte sie, die Königstochter, wohl schwerlich von einer andern Fürstin übertroffen werden. Sie macht es sich zur Pflichtsache, auf alle häuslichen Verhältnisse und Bedürfnisse ihres Hofes ein wachsames Auge zu haben. Schreibt ihr der Herzog auf der Reise, sie möge, wie sie pflege, sich den Hofgarten und die Haushaltung fleißig empfohlen sein lassen, so erwidert sie ihm: „Ich erkenne mich zu allem dem schuldig, aber ich kann Ew. Liebden nicht verbergen, daß dieweil Ew. Liebden weggewesen ist, man nicht wohl Haus gehalten hat, wie ich selbst gesehen und mein Hofmeister mich berichtet hat." Befindet sich ihr Gemahl auf einer Reise im Lande, so sorgt sie auf jede Weise, daß es ihm an nichts, was er etwa wünschen könne, fehle. Wir finden, daß sie ihm selbst allerlei Lebensbedürfnisse, frische Butter, wohlschmeckenden Käse, Obst, Pfefferkuchen und dergl. nachschickt, und sie bezeugt dem Herzog ihre herzinnige Freude, wenn er ihr meldet, daß ihm das Zugesandte wohlgeschmeckt habe. Dann wiederum läßt sie ihm reine Hemden und andere Leibwäsche, ja sogar eine vergessene „Nachthaube" nachbringen, weil sie besorgt, er möge sich den Kopf erkälten. Schickt der Herzog aus Krakau dort aufgekauften Wein, Rheinfall und Malvasier nach Königsberg, so trägt er in einem Schreiben der Herzogin auf, doch selbst wohl zuzusehen, daß der Wein nicht verderbe und nicht in fremde Hände komme. Fehlen in der Hauswirtschaft einzelne Bedürfnisse, so sorgt die Fürstin für ihre Herbeischaffung in der Regel selbst. Wir lesen noch, wie sie z. B. der Felicitas Schürstab in Nürnberg aufträgt: sie möge für sie ein Säckchen voll guter Linsen kaufen und ihr von dort zuschicken, „denn", fügt sie hinzu, „solche bei uns allhier fast seltsam sind und wir sie hiesiges Landes nicht wohl bekommen können." Und nachdem sie die Linsen aus Nürnberg erhalten hat, dankt sie der Absenderin äußerst freundlich, bestellt zugleich aber, ihr etwa 300 Ellen von den allerbesten Bettüberzügen zu besorgen, entweder aus Nördlingen oder sonst woher, wo man solche am besten und dicksten mache. Einer Königsbergerin, Hedwig Rautherin, die nach Deutschland reist, giebt sie den

Auftrag mit, ihr draußen zu sechs großen Fürstenbetten und sechs Pfühlen, je auf ein Bette und Pfühl 19 Ellen guten und kleinen allerbesten gestreiften Zwillich anzukaufen und nach Preußen zu schicken. Oft ist es fast spaßhaft, wie sehr sich die Herzogin um allerlei Dinge in der Wirtschaft kümmert. Es wird ihr eine Probe Seife aus Marienburg zugeschickt, und sie meldet darauf, sie wolle es mit dem dortigen Seifensieder einmal versuchen, und wenn es trockene Seife sei, den Stein mit 15 Groschen bezahlen. Bald aber schreibt sie wieder, sie habe die neue Probe des Seifensieders erhalten, und die Seife sei an sich nicht schlecht, weil sie indes der venedischen nicht gleiche, auch an Geruch zu stark sei für ihre und des Herzogs Kleider, so müsse sie für die gehabte Mühe danken. Sie bestellt sich dann die nöthige Seife aus Nürnberg. Auf die Leibwäsche des Herzogs verwendete sie selbst immer die größte Aufmerksamkeit. Sie schickt der Näherin eine Anzahl Hemden und den nöthigen Zwirn dazu, bestimmt selbst die Breite, Weite und Länge der Aermel und Kragen, bittet aber zugleich, die Arbeit möglichst zu fördern, weil es mit den alten Hemden des Herzogs schon sehr auf die Neige gehe. Die Näherin ersucht die Fürstin, ihr die alten einstweilen zur Ausbesserung zuzuschicken; denn, fügt sie hinzu, sie habe ja auch der Herzogin deren Kleider, wenn sie zerrissen gewesen, wieder mit allem Fleiße so zusammengenäht und unterhalten, daß sie dieselben noch jetzt trage; wenn sie das nicht gethan, so würde die Herzogin sie haben ablegen und wohl dreißig Mark für neue geben müssen. Um sich Näherinnen für ihren Hof zu erziehen, gründete die Herzogin eine besondere Anstalt, worin sie eine Anzahl junger Bürgertöchter und Landmädchen von einer geschickten Näherin unterrichten ließ und für Lehrgeld und Kost jährlich 25 Mark zahlte.

Ebenso sorgt die Herzogin selbst gern für die Angelegenheiten der herrschaftlichen Küche. Es fehlte ihr eine tüchtige Köchin; sie kann aus ganz Preußen keine bekommen und schreibt deshalb nach Nürnberg an Felicitas Schürstabin: „Nachdem wir gern eine gute Köchin, die uns für unsern Leib kochen und uns in unserm Gemache aufwarten thäte, haben wollten, so bitten wir mit allen Gnaden, Ihr wollet Euch befleißigen, ob Ihr uns eine gute Köchin überkommen könntet; denn wir einer solchen im Jahre gern zehn Gulden geben wollen, und ob es sich schon um ein paar Gulden höher laufen thäte, läge uns auch nicht viel daran, zudem auch ein gutes Kleid, so gut wirs unsern Jungfrauen in unserem Frauenzimmer zu geben pflegen. Aber das müßtet Ihr von unsertwegen ihr hinwider melden, daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würde, sondern sie müßte still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserm Gemache sein und auf unsern eigenen Leib warten. Hätte sie dann Lust, bei uns hierin zu bleiben und sich alsdann etwa mit der Zeit in andere Wege zu versorgen, so sollte sie dazu von uns mit allerlei Gnaden gefördert werden. Was Ihr also von unseretwegen ihr versprechen und zusagen werdet, das soll ihr allhier durch uns überreicht und gehalten

werden.“ Die Köchin wird besorgt, und zum Zeichen der Dankbarkeit für ihre bisherige Dienstgeflissenheit überschickt die Herzogin der Schürstabin bald nachher einen goldenen Schaupfennig. Auch in diesen Angelegenheiten erstreckt sich die Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Herzogin bis in alle Einzelheiten. Nahet Fastnacht, so bestellt sie selbst zwölf gute Lachse und etliche Schock Neunaugen für den herzoglichen Tisch; ein anderes Mal läßt sie für 20 Gulden Lachs und Neunaugen aus Schleswig kommen. Die Aale, die ihr Hektor von Heßberg besorgt, kommen ihr zu frisch und nicht genug getrocknet zu; sie schreibt ihm daher: „Wenn Ihr wieder Aale, besonders große erhaltet, so wollet sie alsbald ausnehmen, ihnen ganz die Haut abstreifen, sie dann mit Nägelein bestecken, die Haut wieder überziehen und also vollends trocknen lassen.“ Weil sie weiß, daß ihr Gemahl ein Freund von Kabliau ist, so schreibt sie bald dahin, bald dorthin, um sich solchen zuschicken zu lassen. Selbst bis nach Helsingör läßt sie an den dortigen Vogt Jaspar Kapfhengst das Gesuch ergehen: er möge jetzt, da die Zeit nahe, wo man in Dänemark Makrelen fange, ihr solche einkaufen und einsalzen, daneben ihr auch einige Schock Makrelen trocknen lassen. Die Herzogin will nach Memel verreisen; es fällt ihr aber ein, daß in ihrem Garten zu Fischhausen noch Weintrauben hängen, die sie nun nicht genießen kann; sie schreibt daher der Jungfer Röslerin, sie möge die Trauben abnehmen und eine Latwerge daraus machen, jedoch von den weißen und rothen eine besondere und keinen Zucker dazu nehmen. Sie selbst bestellt für die herrschaftliche Küche bei den Amtleuten zu Tapiau und Neidenburg Rinderfleisch, Wildbret u. s. w. Fehlt dieses oder jenes am herzoglichen Tischgeräthe, so ist es ebenfalls die Herzogin, die dafür Sorge trägt. Sie läßt sich z. B. die nöthigen silbernen Trinkgefäße in Nürnberg, die nöthigen Tischmesser nach zugeschickten Mustern in Liegnitz oder Memel verfertigen, und da die ihr zugesandten zu dünn und auch sonst nicht recht passend erscheinen, so schickt sie dieselben zurück und bestimmt aufs genaueste deren Form, Gewicht und Stärke.

J. Voigt.

71. Leben eines deutschen Gutsherrn um 1560.

Ein alter Bau ist sein Wohnsitz, düster, geflickt, unwohnlich, entweder auf wasserarmer Höhe in scharfen Zug des Windes gesetzt oder rings von übelriechendem Grabenschlamm umgeben. Zwar hat schon die dritte Generation vor jener Zeit trübe Scheiben in die kleinen Fenster gefügt*), und große Kachelöfen, die mit Holzkloben

*) Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert werden Glasscheiben, wenigstens in den Städten, allgemein, erst seit dieser Zeit kommt das Behagen der Stube und die Freude am wohnlichen Raum in das Volk. Noch 1546 hielt man es der Erwähnung werth, daß die Schlafkammer in Luthers gräflicher Gastwohnung zu Eisleben durch eingefügte Fenster wohl verwahrt war.

aus dem nahen Walde genährt werden, halten die Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum ist enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltsamen Ueberfall zu vertheidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarstadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine streifende Bande von Mordbrennern oder gegen zuchtloses Kriegsvolk, das auf Rache denkt, weil es vom nächsten Landesherrn um einen Theil des Soldes betrogen wurde. Unwohnlich und unsauber ist das Haus, denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind, zahlreiche Knechte, darunter manch unheimlichen Gesellen mit finstrer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landsknechte, um 1560 schon ruchlose Lohnsoldaten. Von dem Düngerhaufen des kleinen Burghofes tönt das Geschrei zankender Knaben, und um den Herd der Küche nicht weniger mistönend das Hadern der Frauen. Die Kinder des Hauses schießen auf zwischen Pferden, Hunden und dem Gesinde, spärlichen Unterricht finden sie in der Dorfschule, dann hüten wohl die Knaben die Gänse und das Kleinvieh der Mutter*), oder sie ziehen mit den Dorfleuten nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu sammeln, welche zur Winterkost gedörrt werden. Die Schloßfrau selbst ist die Schaffnerin, die erste Köchin und der Arzt des Haushaltes, längst gewöhnt, mit zuchtlosen und wilden Männern zu verkehren, wohl auch den Mishandlungen des trunkenen Gatten zu widerstehen. Sie ist treu, wirtschaftlich, stolz auf Wappen, Goldkette und Goldbrocat des Hauses; sie sieht argwöhnisch auf Gewand und Schmuck der Rathsfrauen in der Stadt, welche Marder und Zobel, sammetne Kleider, Perlen im Haar und Edelsteine im Halsband nicht tragen dürfen. Sicher verklärt auch ihr Liebe und weiche Empfindung in vielen Stunden Antlitz und Gebärde; aber was damals in den Häusern der Edlen, ja an Fürstenhöfen noch als züchtig und dem ehrbaren Weibe als erlaubt galt, das müßte jetzt an der Frau des ehrbaren Handwerkers nicht selten als unanständig verurtheilt werden.

Das Tagesleben des Grundherrn ist ein Wechsel von Müssiggang und wilder Aufregung. Zwar die Jagd ist nicht schlecht. Wo der regellose Axtschlag nicht den Forst verwüstet hat, wachsen die alten Stämme des Waldes noch zum Urwald in einander; noch hört man das Geheul des Waldes in der Mitternacht; mit Spieß und Armbrust ziehen die Jäger aus gegen Raubthier, Hirsch, Reh und Schwein, zu Roß mit Hunden werden die Hasen im Garn erlegt, und sorglich wird auf jeden rohen Waidmannsbrauch gehalten. Aber wer in den eigenen Wald zur Jagd zieht, der mag sich noch gegen andere Feinde waffnen, als gegen Isegrim oder gegen den alten

*) Der kleine Hans von Schweinichen wurde 1560 als Gänsehirt abgesetzt, weil er die Schnäbel aller Gänse durch Hölzchen auseinander gespannt hatte, um sie zur Ordnung zu bringen.

Gebieter des deutschen Laubwaldes, den zottigen Bär. Denn wenig Jagdgründe giebt es, um welche nicht alter Hader mit dem Nachbar oder dem Lehensherrn hängt, Streit über die Grenzen und über das Recht der hohen Jagd. Und außer dem Nachbargrafen, der den Anspruch erhebt, mit Meute und Jagdzeug die Hirsche bis an den Fuß der Schloßmauer zu verfolgen, trotzt dem Junker auch der Bauer aus den nahen Dörfern, er, ein Todfeind der Hirsche und Schweine, die seine Saaten verwüsten, und nicht weniger Feind des Schloßherrn, der ihn schlug, in hartes Gefängniß setzte und verstümmelte, weil er auf der Wildbahn umherschlich. Nicht selten schwirrt im Waldesdunkel ein tückischer Bolzen, der nicht auf ein Wild angelegt war, oder ein gewappneter Haufe bricht in die Lichtung, dann beginnt unter den Menschen selbst die Jagd um Freiheit und Leben.

Ist aber das Wild eingebracht und in dem Schloßhof zerlegt, so folgt das Gelage, endloses Zutrinken, wüstes Geschrei, selten eine Nacht, wo die Gesellschaft ohne Rausch aus einander geht. Das Trinken ist gerade in dieser Zeit ein nationales Leiden geworden, es verdirbt Fürsten und Gutsherren, Bürgern und Landleuten die Manneskraft. Die Gäste bei Jagd und Trunk sind Standesgenossen des Gutsherrn, theils ältere Stegreifjunker, welche hinter dem Becher den Fürsten unendlich fluchen und von Reiterstücken erzählen, die sie im grünen Wald gegen das Krämervolk der Stadt verübt, theils jüngeres Geschlecht, das sich gewöhnt hat, den Nacken vor großen Lehensherren zu beugen, hochmüthig tragen diese das Barett mit vergoldeter Tresse, welches der fürstliche Hof bei einem feierlichen Aufzuge seinen Dienern schenkt.

So geht es durch die Woche, am Sonntage aber ist es Pflicht, in der Dorfkirche den Prediger zu hören; vielleicht eine endlose Predigt aus der Schule des Flavius*), voll Haß gegen die Calvinisten, die Päpstlichen, den Rottengeist Schwenkfeld**) oder selbst gegen den „Mameluckenˮ Melanchthon, ein fanatisches Drohen mit Hölle und Teufel, eine hoffnungsvolle Prophezeiung vom Herannahen des jüngsten Tages, oder wohl gar ein trotziger Angriff auf den Gutsherrn selbst, seinen Hochmuth, seine Völlerei und seine Kargheit gegen den Diener Gottes. — Dürftig und unregelmäßig ist der Verkehr mit der Fremde, neugierig kauft der Gutsherr vom wandernden Händler, was damals eine neue Zeitung hieß, wenige Quartblätter, welche bei besonderer Veranlassung in den Städten gedruckt werden und ungenaue Kunde geben von einer grausamen Schlacht, welche die Söhne des türkischen Kaisers einander lieferten, von einem besessenen Mädchen, oder wie der König durch einen vom Adel durch den Helm gestochen. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bänkelsängers, der im alten Volkston ähnliche Neuigkeiten absingt, darunter das willkommenste, ein Spottgedicht auf einen benachbarten Herrn, wofür

*) lehrte abweichend von der Kirchenlehre über die Erbsünde.
**) wich in der Abendmahlslehre von der Kirche ab.

der Sänger von der Gegenpartei bezahlt und ins Land geschickt wurde. Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn irgend einer Prophezeiung, eine Beschreibung der Augsburger Todtenfeier Kaiser Karls V., oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark. Außerdem dringen noch einzelne theologische oder politische Streitschriften aufs Schloß, und auch der Gutsherr streitet beim Trunk eifrig über das Für und Wider.

Solches Leben, eintönig und arm, trotz zahlreicher Aufregung, wird zuweilen unterbrochen, wenn ein getödteter Mann in der Flur gefunden wird, oder wenn die vom Schlosse ein altes Mütterlein des Dorfes bezüchtigen, Hexerei getrieben zu haben. Dann beginnt ein Rechtsverfahren, im ersten Fall saumselig und gleichgültig, im andern leidenschaftlich, grausam, voll Blutdurst. Und ein Aerger fehlt dem Gutsherrn jener Zeit selten, Processe und Geldverlegenheiten. Sein Vater hatte noch im Krebs und Steigbügel auf der Landstraße das Geld zur Zahlung seiner Schulden gesucht und in der Fehde Rache genommen für sein gekränktes Recht; jetzt erhebt sich widerwärtig über die Willkür und Selbsthülfe des Einzelnen das Recht der neuen Zeit, ein unsicheres, langsames, verkröpftes Recht, das den Mächtigen scheut, den Wohlhabenden nur zu oft begünstigt. Aber schon ist der Proceß um Mein und Dein ein aufregendes Spiel geworden, welches viel Zeit und Geld kostet und den Gutsherrn zum stillen Diener des Juristen der Stadt oder eines reichen Wucherers macht. Noch reitet der Junker im Harnisch mit Lanze und schwerem Faustrohr auf schwerem Ritterpferde, aber er ist nicht mehr übereifrig, im großen Kriege Ruhm und Beute zu suchen. Der bürgerliche Fußknecht mit Spieß und Feuerrohr hat ihm den Rang abgelaufen, auch auf den Pferden sitzen zuweilen leichte Reiter, nicht mehr Söhne und Knechte der adeligen Grundherren, selbst im Turnier wird am liebsten nach Ring und Mohrenkopf gestochen, und wenn ja der Junker gegen einen vornehmen Herrn in die Schranken reitet, so findet er nützlicher, sich durch diesen vom Pferde stechen zu lassen, als ihm mannhaft zu widerstehen*). — Der Bauer muß freilich vieles dulden und vieles liefern. Die Ahnen der Gutsherren haben ihn, auch wo er sonst frei war, zum unfreien Manne herabgedrückt, und was er zinsen muß an Getreide, Frohnden und Geld, verschlingt den größten Theil seiner Arbeit. Und doch frommt das dem Gutsherrn wenig, die Landstraßen sind schlecht und unsicher, ein weites Verfahren der Frucht ist unmöglich, er erhält sich und seinem Haushalt das Leben, aber die baren Ausgaben sind gering, alles ist theurer geworden in der letzten Generation; das neue Geld, das aus Amerika nach Europa herübergefahren wird, sammelt sich in den

*) So läßt sich Georg von Schweinichen 1654 dem Kurfürst August zu Ehren vom Pferde fallen.

großen Handelsstädten, aber es kommt weniger davon auf sein Gut, als er für sich und seine Familie zum standesgemäßen Schmuck gebraucht.

Eigensinnig steht er auf allem, was er für sein Recht hält, und sucht seinen Vortheil bald im Anschluß, bald in Widersetzlichkeit gegen seinen Lehnsherrn. Im Gefolge desselben zieht er auch wohl zu einem Reichstage, er arbeitet eifrig unter den Ständen seiner Landschaft gegen die Auflage neuer Steuern, aber ein warmes und stetes Gefühl für sein Land hat er nicht. Er fühlt sich deutsch nur im Gegensatz zu Italienern und Spaniern, die er haßt, und er sieht mit eigennützigem Interesse auf Frankreich, dessen König die Calvinisten durch die neue Feuerkammer verbrennt, aber deutsche Lutheraner um gutes Geld zu werben weiß. Auch die Landschaft seiner Heimat ist keine politische Einheit, der Staatsbau seines Lehnherrn ist noch ein schwaches Gerüst, seine Treue und Anhänglichkeit sind nur zufällig; dauerhaft und fest ist nur der Egoismus seines Standes, — ein nackter, häßlicher Egoismus, der ihn kaum noch zu verwegener That treibt, nicht einmal zu festem Anschluß an seine Standesgenossen. Nur in einzelnen Stunden adelt ihm das Gefühl einer bevorzugten Stellung die Sprache, Haltung und That; aber seine Bildung, sein Verständniß der Welt, ja sein Pflichtgefühl und seine Redlichkeit sind nicht größer, als jetzt etwa bei einem rohen Fuhrmann oder Roßhändler.

Gustav Freytag.

72. Die fahrenden Schüler.

Thomas Platter (geboren 1499 in Wallis, gestorben als Buchdrucker und Schulrector in Basel) erzählt in seiner Lebensbeschreibung über sein Leben als fahrender Schüler Folgendes: Als ich bei einem Bauer diente und die Kühe hütete, kam meiner Basen eine, hieß Fransy, die wollte mich zu meinem Vetter Herrn Antony Platter thun, daß ich sollte die Schrift lernen; so redeten sie, wenn man einen in die Schule will thun. Da der Bauer meiner Base Meinung hörte, war er übel zufrieden, sprach, ich würde nicht lernen, und setzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: So wenig wird der Bube lernen, als ich den Finger da durch mäg stoßen. Das sah und hörte ich. Sprach die Base: Ach, wer weiß, Gott hat ihm seine Gaben nicht versagt, es mag noch ein Priester aus ihm werden. Sie führte mich also zu dem Herrn, ich war, wenn ichs gedenke, um die neun Jahr oder zehnthalb. Da ging es mir erst übel; denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeschicktes Bauernbüblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich viel Male bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich schrie, wie eine Geiß, die am Messer steckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nicht lange. In derselben Zeit kam einer, der

war mir Geschwisterkind, der war den Schulen nachgezogen gen Ulm und München im Bayernland, derselbe Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Verwandten von mir gesagt, und er verhieß ihnen, er wolle mich mit sich nehmen und in Deutschland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hülfe, der mich schier gar nichts lehrte und aber jämmerlich übel schlug; denn ich hatte eben ein wenig lernen singen das salve und um Eier mit anderen Schülern, die auch in dem Dorfe waren bei dem Pfaffen.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, sollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon Summermatter, war meiner Mutter Bruder, der sollte mein Vogt sein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich in der Hand bis nach Stalden, lugte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. Also zogen wir zum Land hinaus. Da mußte ich für mich heischen (betteln) und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfältigkeit und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimsel nachts in ein Wirtshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen gesehen, und der Mond schien an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre so ein großes Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln scheinen, das waren, so meinte ich, die Augen. Am Morgen sah ich Gänse, deren ich nie welche gesehen hatte; da meinte ich, als sie mich anheiserten, es wäre der Teufel und wollte mich fressen, floh und schrie. Zu Luzern sah ich die ersten Ziegeldächer, da verwunderte ich mich über die rothen Dächer. Darnach kamen wir gen Zürich. Da wartete Paulus auf etliche Gesellen, die wollten mit uns nach Meißen ziehen. Dieweil ging ich heischen, daß ich den Paulum auch schier ernährte, denn wo ich in ein Wirtshaus kam, hörten die Leute mich gern die Walliser Sprache reden und gaben mir gern. Nachdem wir nun bei acht oder neun Wochen auf Gesellschaft gewartet hatten, zogen wir auf Meißen zu, das war mir eine weite Reise, als der ich es nicht gewohnt war, so weit zu ziehen und dazu unterwegs das Essen zu gewinnen; zogen also unser miteinander acht oder neun, drei kleine Schützen, die anderen große Bacchanten, wie man sie nennt, unter welchen ich der kleinste und jüngste Schütze war. Wenn ich nicht wohl gehen konnte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Ruthe oder mit einem Stöcklein, zwickte mich um die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hose an und böse Schuhe. Weiß auch nicht mehr alle Dinge, wie es uns auf der Straße ergangen ist; doch etlicher bin ich eingedenk. Als wir nämlich auf der Reise waren und man denn allerlei redete, sagten die Bacchanten zusammen, wie es in Meißen und Schlesien der Brauch wäre, daß die Schüler dürften Gänse und Enten, auch andere solche Speise rauben, und thäte man ihnen nichts darum, wenn man dem entronnen, dessen das Ding wäre. Eines Tages waren wir nicht weit von einem Dorf, da war ein großer Haufen Gänse

und der Hirte nicht dabei. Da fragte ich meine Gesellen, die Schützen: Wann sind wir in Meißen, daß ich darf Gänse todt werfen? Sprachen sie: Jetzt sind wir darin! Da nahm ich einen Stein, warf eine Gans und traf sie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Ich nahm noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel (denn ich hatte bei den Geißen wohl lernen werfen, daß kein Hirt meines Alters mir über war, konnte desgleichen auch das Hirtenhorn blasen und mit dem Stecken springen, denn in solchen Künsten übte ich mich unter meinen Mithirten). Da lief ich hinzu und erwischte die Gans bei dem Kragen, fuhr mit ihr unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt nachgelaufen und schrie im Dorf: „Der Bub hat mir eine Gans geraubt." Ich und meine Mitschützen flohen, und hingen der Gans die Füße unter meinem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Hellebarden, die sie werfen konnten, liefen uns nach. Da ich sahe, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich sie fallen; vor dem Dorfe sprang ich von dem Wege ab in ein Gesträuch, zwei meiner Gesellen aber liefen der Straße nach, die ereilten zwei Bauern. Da fielen sie nieder auf die Knie, begehrten Gnade, sie hätten ihnen keinen Schaden gethan, und da auch die Bauern sahen, daß sie nicht der waren, der die Gans hatte fallen lassen, gingen sie wieder in das Dorf, nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nachgeeilt waren, war in großen Nöthen und sprach zu mir selbst: Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heute nicht gesegnet! wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen. Wie die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bacchanten im Wirtshaus (denn sie waren voraus in das Wirtshaus gegangen, und wir kamen nachher), vermeinten, sie sollten die Gans bezahlen, es wäre etwa um 2 Batzen zu thun gewesen, weiß aber nicht, ob sie bezahlt haben oder nicht. Wie sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen sei. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch. Sprachen sie, es wäre noch nicht Zeit.

In Naumburg blieben wir etliche Wochen. Wir Schützen gingen in die Stadt, etliche, die singen konnten, sangen, ich aber ging heischen, gingen aber in keine Schule. Das wollten die andern nicht leiden, drohten uns in die Schule zu ziehen. Der Schulmeister entbot auch unsere Bacchanten, sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie fassen. Antony entbot ihm wieder; er möchte nur kommen. Und da etliche Schweizer auch da waren, ließen die uns wissen, auf welchen Tag sie kommen würden, daß sie uns nicht unversehens überfielen. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach. Antony und die andern nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen zu ihnen, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernahmen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbar, der wollte seiner Tochter einen Mann geben. Der hatte einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir nachts drei Gänse und zogen in den andern Theil der Stadt, es war eine Vorstadt, wie auch der Ort war, da wir bisher gewesen waren. Da kamen die Schweizer zu uns, zechten mit einander, und da zog unser Haufe nach Halle in Sachsen und gingen in die Schule zu St. Ulrich. Da sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich mit uns hielten, wurden unserer etliche mit Paulus, meinem Vetter, Raths, von den Bacchanten zu laufen, und zogen nach Dresden. Doch war daselbst keine besonders gute Schule, und auf der Schule in den Habitatzen (Wohnungen, Zellen) voll Mäuse, daß wir sie zur Nacht im Stroh unter uns krabbeln hörten. Brachen auf und zogen auf Breslau zu, mußten viel Hunger unterweges erleiden, also daß wir etliche Tage nichts denn Zwiebeln roh gesalzen aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen, manche Nacht unter heiterem Himmel liegen; denn man wollte uns nirgends bei den Häusern leiden, wie freundlich wir auch um Herberge baten; zuweilen hetzte man die Hunde an uns. Da wir aber gen Breslau in Schlesien kamen, da war alle Fülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zum ersten im Dom zum heiligen Kreuz in die Schule. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dahin. Da waren zwei von Bremgarten, zwei von Mellingen und andere und viele Schwaben, da war kein Unterschied unter Schwaben und Schweizern, sprachen einander zu wie Landsleute, schirmten einander. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren, jegliche eine besondere Schule, durfte kein Schüler in eines andern Pfarre singen gehen oder sie schrien ad idem! ad idem! So liefen dann die Schüler zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind auf einmal in der Stadt, wie man sagte, etliche tausend Bacchanten und Schüler gewesen, die sich alle vom Almosen ernährten. Man sagte auch, daß etlicher 20, 30 sogar und mehr wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentierten (aufwarteten, Essen zubrachten). Ich habe meinen Bacchanten oft eines Abends 5 oder 6 Trachten (Portionen) heim auf die Schule getragen, da sie damals wohnten. Man gab mir auch sehr gern, darum, daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hat die Schweizer sehr lieb, man hatte darum großes Mitleiden mit den Schweizern, daß sie eben zu der Zeit in der großen Mailänder Schlacht*) übel gelitten hatten, daß der gemeine Mann sagte: „Jetzt haben die Schweizer ihr bestes pater noster verloren"; denn vorher meinte man, sie seien schier unüberwindlich.

Blieb also eine Zeitlang da, ward eines Winters dreimal krank, daß

*) Die Schlacht von Marignano (1515), in welcher Franz I. die Schweizer besiegte.

man mich mußte in das Spital führen. Die Schüler hatten ein besonderes Spital und einen eigenen Doktor. Da giebt man auf dem Rathhause von jedem in der Woche 16 Heller, dafür erhält man einen sehr wohl, hat gute Wartung und gutes Bette, aber große Läuse darin, wie Hanfsamen, daß ich viel lieber in der Stube, wie mancher andere auch, auf dem Herde lag, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten sind so voll Läuse, daß es nicht glaublich ist. Ich hätte schier, so oft als man gewollt hätte, drei Läuse mit einander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das dabei vorbeifließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, an eine Staude gehängt und getrocknet, dazwischen den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuse hinein geworfen, zugedeckt mit Erde und ein Kreuz darauf gesteckt. — Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, Bacchanten aber in den Kämmerleinen, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer in den Herrengassen (Patrizierstraßen) am Samstag vor die Häuser spreitet, das trugen etliche an einem Oertlein zusammen auf dem Kirchhofe, lagen darin, wie die Säue in der Streu. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die Nacht Responsoria und anderes mit dem Subcantore. — Bisweilen gingen wir im Sommer nach dem Abendessen in die Bierhäuser, um Bier zu heischen. Da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wissen, so voll geworden bin, daß ich nicht habe wieder zu der Schule können kommen, wenn ich schon nur bei einem Steinwurf weit von der Schule war. Summa: da war Nahrung genug, aber man studierte nicht viel. — In der Schule zu St. Elisabeth lasen allewege zugleich zu derselben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präceptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich dictieren, dann distinguieren, dann construieren, zuletzt exponieren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinwegzogen.

Von dannen zogen unserer 8 wieder hinweg, kamen in Noth, daß wir abermals großen Hunger litten. Da beriethen wir uns, uns einen Tag zu theilen, etliche sollten sich nach Gänsen umschauen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topfe, wir Kleinen aber in die Stadt Neumark (= die jetzige Neustadt, der auf dem rechten Elbufer liegende Stadttheil Dresdens) gehn, die nicht weit davon an der Straße war, und sollten nach Brot und Salz auslugen. Auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammen kommen, ein Lager aufschlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war einen Büchsenschuß von der Stadt ein Brunnen, da wollten wir die Nacht bleiben, aber als man in der Stadt das Feuer gesehen hatte, schoß man zu uns heraus, sie trafen uns jedoch nicht. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wässerlein und Wäldlein, die großen Gesellen hieben Gesträuch ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänse, deren hatten wir zwei, andere rösteten Rüben im Topfe, thaten Kopf und Füße, item die Gedärme hinein, andere machten zwei hölzerne Spieße, fingen an zu braten, und wo es ein wenig roth war, hieben wir es vom Spieße ab und aßen es, also auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnattern, da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tage abgelassen, und sprangen die Fische auf dem Morast. Da nahmen wir Fische, so viel wir in einem Hemd an einem Stecken tragen mochten, und zogen davon bis in ein Dorf; da gaben wir einem Bauern Fische, daß er uns die andern in Bier kochte.

Von Dresden zog Platter nach München, wo er mit Paulus zu einem Seifensieder kam. „Demselben Meister half ich mehr Seifen sieden, denn ich in die Schule ging, und zog mit ihm auf die Dörfer, um Asche zu kaufen. Paulus aber ging in die Pfarrschule zu unserer Frauen, so auch ich, aber selten, allein darum, daß ich mußte auf der Gasse um Brot singen und meinem Bacchanten, dem Paule, präsentieren, das ist Essen zutragen.“ Nach fünf Jahren kam Platter einmal nach Hause; er konnte gut betteln, aber nicht lesen. Nur in Schlettstadt, wohin er kam, als er schon achtzehn Jahre alt war, schien es ihm in der Schule unter Johannes Sapidus recht zuzugehen. Er konnte noch nichts, noch nicht den Donat lesen und mußte sich unter die kleinen Kinder setzen, „war eben wie eine Gluckhenne unter den Küchlein. Zu der Zeit gingen die Studia und Sprachen auf, es war in dem Jahre, wo der Reichstag zu Worms gewesen ist.“ Noch lange dauerte der Kampf um das Leben. Er mußte das Seilerhandwerk lernen, um sich zu erhalten. Er studierte in der Nacht, und als ihm der Drucker Andreas Kratander zu Basel einen Plautus geschenkt hatte, befestigte er die einzelnen Bogen mit einer Holzgabel am Strick, den er drehte, und las während der Arbeit. Später wurde er Corrector, dann Bürger und Drucker, Rector der lateinischen Schule zu Basel. Es war im Jahre 1541, im 42. Lebensjahre, als Platter das Lehramt übernahm, welches er 37 Jahre lang, bis 1578, kräftig verwaltete. Felix Platter, der Sohn, berichtet, sein lieber Vater sei den 26. Januar 1582 jederzeit bei gutem Verstande seliglich verschieden, — seines Alters 83 Jahr.

Karl Schmidt sagt über die fahrenden Schüler: „Es ging dieses Wandern aus der allgemeinen Unruhe hervor, welche die verschiedenen Schichten der Gesellschaft und die verschiedenen deutschen Stämme ergriffen hatte. Ueberall brannte man vor Begierde, höhere Bildung zu erlangen, als sie die Heimat zu gewähren vermochte. So liefen Kinder und Jünglinge in die Welt hinaus, um die Wissenschaft zu suchen, — oft unter den größten Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, ohne gehörige Aufsicht auch an den Schulen, wo sie sich niederließen und wo sie

Obdach und Lager fanden, indes sie unter bestimmten Formen und in gewissen Stadttheilen den Lebensunterhalt, der ihnen von der Schule nicht gereicht ward, erbetteln mußten: — die jüngeren, Schulkinder, von den älteren, Lehrern und Gesellen, auf die Wanderschaft geführt und daselbst verführt. Denn es behandelten die scholares vagantes, Bacchanten, die jüngeren Schüler wie Vasallen: sie waren ihnen mit „Leib und Leben" verpflichtet, mußten „Knappen- und Knechtsdienste" leisten und, wenn ein besserer Erwerb fehlte, durch „Betteln" und „Stehlen" (— dieses Stehlen galt als eine Art Jägerrecht und wurde zum Unterschiede vom gemeinen Diebstahl im Volksmunde „schießen" genannt, weshalb die kleinen Reisenden den Namen „ABC-Schützen" erhielten —) ihren Oberen den nöthigen Unterhalt verschaffen. — Wie wenig aber auch dabei studiert wurde und wie wenig auch diese Schüler überhaupt dem Ideale des Unterrichts und der Erziehung genügten; sie waren doch das Zeichen, daß der Jugendtrieb der Völker des Mittelalters die enge Klosterzelle gesprengt hatte, daß die Strenge, mit welcher die mönchische Zucht die Geister niederdrückte, sich Luft gemacht hatte, daß die Wissenschaft das Bedürfniß fühlte, sich mit dem Leben bekannt zu machen. Es waren die Schulwanderungen ein Hauptmittel, den Unterricht mehrerer und verschiedener Lehrer von Ruf zu hören. Sie waren die Erzeugnisse eines neuen geistigen Lebenstriebes, die Produkte neuer Wissenslust."

73. Der Bauernstand im 16. Jahrhunderte.

Die Reformation brachte den deutschen Bauern keineswegs die Freiheit, welcher sie entgegenharrten. Nur in der Schweiz genossen die Bauern die volle Freiheit, welche sie sich ruhmvoll erkämpft hatten; hier aber gaben sie sich auch einem kläglichen Egoismus hin, spielten die Herren und betrachteten die Bauern anderer Länder, ja den nächsten Nachbar, keineswegs als ihres Gleichen. Am andern Ende von Deutschland erhielten sich die Bauern ebenfalls frei, und in den Marschländern wurden sie wenigstens von ihren Herren geschont, so daß sich hier ein kräftiger Schlag Menschen erhielt; aber diese lebten nur ganz still und von der übrigen Welt abgesondert, ihrer Viehzucht und ihrem Ackerbau in patriarchalischer Einfalt. Die breite Mitte und der ganze Osten Deutschlands war von Sklaven angefüllt, die weder Ehre, noch Reichthum, noch Bildung besaßen, die, was sie arbeiteten, sogleich vom Adel, der Geistlichkeit und der fürstlichen Kammer verschlungen sahen.

Vor Alters, da das Geld noch selten war, gaben die Bauern (außer dem Kirchenzehnten) dem Ritter den natürlichen Zins aus dem Grund und Boden, der ihm gehörte und den er ihnen zu Nutznießung überließ, also vom Acker etwas Getreide, Flachs, Obst, von der Wiese und Viehherde ein Stück Vieh, vom Hause und Herde (Rauchfang) gewöhnlich eine Henne (Rauchhenne), Eier ꝛc. Außer-

dem leistete der Bauer dem Ritter Frohnen, d. h. Hand- und Spanndienste, Handarbeit oder Zufuhr bei Bauten u. s. w. Alle diese Abgaben und Dienste waren noch vor Alters mäßig. Der Ritter bekam, was er brauchte, er brauchte aber noch nicht viel, und es war noch wenig oder gar keine Gelegenheit, Naturalgaben zu verkaufen oder sich von den Bauern statt derselben Geld geben zu lassen. Erst nach und nach stiegen die Bedürfnisse des Adels, und nun lernte derselbe auch, die Abgaben und Dienste des Bauern zu vermehren und zugleich zu Gelde zu machen. Die Bauern empörten sich gegen den ungewohnten Druck, dies lieh aber dem Adel nur den gewünschten Vorwand, sie noch härter zu drücken.

Die Frohnen wurden willkürlich vermehrt. Im sechzehnten Jahrhunderte mußten die brandenburgischen Kurfürsten den Adel desfalls ausdrücklich einschränken und den strengen Befehl ertheilen, daß kein Bauer gezwungen werden sollte, mehr als zwei Tage in der Woche zu frohnen. Am lästigsten wurden die Jagdfrohnen, wobei der Bauer sein eigenes Feld niedertreten mußte, um dem gnädigen Junker den Hirsch jagen zu helfen. Auch zu den lästigsten, ekelhaftesten und wunderlichsten Diensten, die ihnen die Laune des Herrn befahl, z. B. dem Peitschen des Wassers bei Nacht, mußten sich die Bauern hergeben. Ueberdies wurden die Frohnen käuflich, und wer sie nicht persönlich leisten mochte oder konnte, mußte dafür bezahlen.

Die Naturallasten wurden ebenfalls vermehrt nach Raum und Zeit. Jedes Fleckchen Land, jeder Winkel des Hauses mußte unter neuen, oft höchst wunderlichen Namen einen neuen, besonderen Zins bezahlen. Jede Jahreszeit oder jeder Wechsel in den Familien, Hochzeit, Sterben, ein neuer Anbau u. s. w. warf dem Herrn reiche Zinsen ab. Zu dem Besthaupt, d. h. dem besten Stück Vieh, oder Hausgeräth oder Kleid, das dem Herrn beim Tode des Bauern gegeben wurde, kam das Laudemium, häufig 10 Procent vom Capitalwerthe des Gutes, die dem Herrn gegeben werden mußten, wenn das Gut in eine fremde Hand überging, und ein Haufe anderer ähnlicher Gelegenheitsabgaben. — Dazu kam eine Menge neuer Strafen und Strafgelder. Luft und Wasser, Wald, Weide und Jagd waren ehemals frei gewesen. Die Dörfer waren sparsamer, der Raum größer, die Ritter genügsam und meist abwesend. Man dachte damals nicht daran, jedes Fleckchen Raum ängstlich zu bewachen und zu besteuern. Allmählich aber legte der Gutsherr ein großes Gewicht auf den Alleinbesitz der Jagd, Fischerei, Holzung und Weide und verbot dem Bauern jeden Eingriff in seine Rechte bei den grausamsten Strafen. Aber auch die Strafen wurden zu einer Geldquelle gemacht, sofern man sie gegen Bezahlung erließ.

Endlich kam das Borgen dazu. Der Bauer mußte Geld borgen, um gewisse Abgaben und Strafgelder zahlen zu können, und gab Naturalzinsen, die unverschämt gesteigert und verlängert wurden. Dieses schändliche Aussaugungssystem beobachteten auch die herrschenden

Schweizer-Geschlechter gegen ihre bäuerlichen Unterthanen in einem solchen Umfange, daß deshalb eine große Revolution ausbrach. — Da ging den Bauern die alte Kraft aus. In der bittersten Armuth, in elenden Hütten, bei der strengsten Feldarbeit, welche beständig mit Frohnen und Herrendienst abwechselte, und bei dürftiger Kost schrumpften die alten kräftigen Riesengestalten zusammen. In blutigen Kämpfen waren sie entwaffnet worden. Sie zogen nicht einmal mehr mit dem Ritter als Knappen oder Reisige zu Felde. Nur noch mit dem Pfluge lebten sie gleich dem ins Joch gespannten Stiere. Auch die alten Freiheiten und Rechte, die Wahlen ihrer Vorsteher, die Theilnahme an den Volksgerichten hörten gänzlich auf. In diesem verachteten Zustande ehrten sie sich selbst nicht mehr, versanken in den Schmutz der Armuth und brüteten ihr kümmerliches Leben dumpf hin. In protestantischen Staaten geschah etwas für Dorfschulen, aber das dauerte geraume Zeit, bevor das Volk in größerer Anzahl lesen und schreiben konnte, und damit war ihm wenig geholfen. Der Unterricht beschränkte sich außerdem nur auf die nothwendigsten Religionslehren, die dem armen Bauer Trost gewährten und seine Geduld stärkten, aber seine drückende Lage nicht änderten. Dennoch erhielt sich in dem ursprünglich so guten, starken und edlen Volke eine seltene Treuherzigkeit und Redlichkeit, und je tiefer sie standen, desto weniger wurden sie von der Unnatur und den Lastern angesteckt, welche sich der höheren Stände bemeistert hatten, auch schwand ihnen nicht ganz die gesunde Laune, der Mutterwitz und das Gefühl ihres besseren Werthes. In den niederen Hütten des verachteten Bauern erhielten sich die schönen Volkssagen, welche die höheren Stände in läppischer Aefferei der Ausländer vergessen hatten. Hier träumte man noch von der alten Wunderzeit, und das Zarteste und Erhabenste wurde noch kindlich verstanden und geliebt. Fern und vergessen von der sogenannten gebildeten Welt wohnt die schöne Sage noch unter den armen Kindern der Natur. Wo aber die Verachtung und der Druck der höheren Stände die Bauern hart und feindselig berührte, da entlud sich ihr bittrer Witz und Spott in Sprichwörtern, Volksliedern und vor allem in ihrem derben, aber scharftreffenden Eulenspiegel.

Menzel.

74. Gemälde aus dem Schulleben.[1]

1550.

Im Jahr der Gnade eintausend fünfhundert und funfzig am Tage Petri ad cathedram, war freundliches Wetter und lieblicher Sonnenschein über die Ufer der Weser ausgegossen. Es war ein Tag, wie man ihn gern hat, wenn es einmal Winter ist, kalt, aber still und ohne Wind. Am Deiche eines Dorfes in dem Osterstader Gebiete lag ein kleines altes Haus, aus dessen Schornstein eine

Rauchsäule sich langsam und gerade in die Höhe hob, von keinem Lufthauche bewegt. Alles weit umher war mit leichtem Schnee bedeckt. Es war des Morgens um 8 Uhr, als ein alter Mann aus dem Hause trat und mit langsamen Schritten auf den Deich stieg. Als er oben war, hauchte er in die Hände, schlug dieselben dann zur Erwärmung einige Mal kräftig unter die Achseln und schaute umher. Das Oldenburger Land jenseit der Weser war noch in einen leichten Nebel gehüllt, aus dem nur mit Mühe erkennbar der schlanke Kirchturm von Blexum hervortrat. Der Fluß war mit Eisschollen festgefroren, nur in der Ferne sah man einen dunklen Streifen, wo der Strom sich einen engen Weg offen hielt. Kein Schiff war auf demselben zu erblicken; ein paar eingefrorene kleine Fahrzeuge lagen halb auf die Seite gelehnt am diesseitigen Ufer und sahen traurig und müde aus. Der Mann wandte sich dann um und schaute ins Dorf, wo über die Strohdächer der hohe Kirchturm hervorragte, dessen Spitze mit goldenem Hahne geziert weithin leuchtete. Der von der Sonne bestrahlte Schnee blendete den Mann, er hielt die Hand vor die Augen. Es war noch alles still, wenige Leute ließen sich blicken. Der Alte — es war der Küster des Dorfs — benetzte seinen Zeigefinger und hielt ihn einen Augenblick in die Höhe um den leichten Lufthauch zu empfinden, der auf diese Weise bemerkbar wird, um dadurch die wahrscheinliche Richtung des kommenden Windes zu bestimmen. Alle Uferbewohner haben das Bedürfniß, über den Wind Gewißheit zu erlangen. Als er sich diese verschafft hatte, ging er langsam ins Haus zurück; der Schnee knisterte unter seinen Füßen, es war, was man einen klingenden Frost nennt.

Durch die Flur des Hauses, auf welcher eine stattliche Kuh und zwei Schafe einträchtig neben einander lagen, ging er in den Raum, der zugleich Wohnzimmer, Küche und Schulzimmer war. Ein sehr einfaches schmuckloses Gemach! Weiße Wände ohne Verzierungen mit Ausnahme eines hölzernen Kruzifixes! Früher hatten ein paar Heiligenbilder daneben gehangen mit einem Strahlenschein von blitzendem Messingblech um das Haupt; seitdem aber das Dorf sammt Pfarrer und Küster lutherisch geworden war, waren sie von der Wand verschwunden. Das Christusbild war jedoch ein theures Andenken aus des Mannes trüber Jugend, und er hatte es nicht entfernen mögen. Ein Ofen war nicht im Zimmer, denn das war damals ein Luxusgegenstand, den nur vornehme Leute sich erlaubten; ein Kamin vertrat seine Stelle und diente zugleich als Küchenherd. Eine alte Magd saß an demselben und hatte eben das Milchmus fertig, das mit Schwarzbrot und Salz als Morgenimbiß von beiden schweigend am Feuer verzehrt wurde. Auf dem Fensterbrette war mit roher Kunst eine Art Sonnenuhr angefertigt, ein wichtiger Gegenstand für den alten Küster, um die Betglocke zur rechten Zeit ziehen zu können. Leider hatte er den Kummer, daß sein hölzerner Sonnenzeiger gar nicht gut mit dem an der Kirche befindlichen sich in Uebereinstimmung bringen lassen wollte. Der Zeitmesser an der

Kirche war von Stein, mit einer eisernen Nase, und hielt Frost und Hitze tapfer aus, aber das Fensterbrett zog sich bald von der Nässe, bald von der Wärme und war ein stetes kleines Herzeleid für den Küster. Die mit Blei eingefaßten Fensterscheiben waren auch von mangelhafter Durchsichtigkeit, so daß bisweilen Ungewißheit über die Tageszeit nicht zu vermeiden war, die Fensterflügel waren, wie damals in allen Häusern, nicht zu öffnen; zur Einlassung frischer Luft diente ein hölzerner Laden an der Seite des Fensters. Das Glas hatte einen viel zu hohen Werth, um es der Gefahr auszusetzen, in welche ein beweglicher Fensterrahmen es gebracht haben würde.

Nachdem der Küster noch eine Zeitlang mit seiner Magd darüber geplaudert hatte, daß der Frost nicht nachlassen und die Eisblumen an den Fenstern schwerlich bald verschwinden würden, ließen sich leichte und schnelle Schritte vor dem Hause hören. Mehrere Knaben von etwa 12 Jahren traten ins Zimmer, die Wangen von Kälte geröthet, mit den Füßen vor Frost trippelnd, aber heiter und fröhlich. Sie grüßten den Küster und gaben ihm die Hand; er rückte seinen Lehnstuhl ein wenig vom Feuer hinweg und ließ sie sich wärmen. Sie waren gut gekleidet, wenn auch in groben Stoffen, und hatten dicke lederne Schuhe an den Füßen, von denen das Paar zehn Grote kostete. Nach und nach versammelten sich immer mehr Kinder, bis ihrer vielleicht sechzehn waren und damit die Schule vollständig.

Der Küster erhob sich von seinem Stuhle, die unruhig] im Zimmer umherstehenden Kinder wurden still, es ward verkündet, die Schule solle ihren Anfang nehmen. Zwei Bänke, welche bis dahin über einander an der Wand gestanden hatten, wurden von den Knaben mit vielem Geräusch herbeigeschoben und in die Mitte des Zimmers gebracht, die Kinder setzten sich ihrem Alter nach darauf. Es war eine sonderbare Schule, wenn man sie mit den Augen unserer Zeit betrachtet hätte. Kein Mädchen war unter den Kindern, denn niemand dachte daran, daß das weibliche Geschlecht irgend einer Schulunterweisung bedürfe, welche über ein paar von den Müttern erlernte Gebete hinausgehe. Ein Mädchen in eine Schule zu senden, wäre eine unbegreifliche Forderung gewesen in den Ansichten des 16. Jahrhunderts. Es waren daher nur Knaben, welche auf den niedrigen Bänken saßen, aber keiner derselben hatte irgend einen der Gegenstände, welche uns jetzt für den Unterricht unentbehrlich scheinen. Kein Buch war zu sehen, geschweige denn Schreib- oder Rechenmaterial, die Schule begann. Der Küster befahl dem ältesten Knaben zu beten, derselbe stand auf, die andern Kinder falteten die Hände und schauten zur Erde; ein plattdeutsches Morgengebet wurde hergesagt. Während desselben faltete die Magd, welche am Kamin saß und sich mit Nähen beschäftigte, die Hände; ihre Lippen bewegten sich, sie sprach im Stillen das Gebet nach, welches sie durch tägliches Anhören gelernt hatte.

Nach dem Gebete begann der Gesang. Weiter wurde dazumal in den Dorfschulen nichts gelehrt, als Singen und Beten. Der

Küster konnte freilich fertig lesen und mit einiger Geläufigkeit schreiben, aber es wäre ihm sonderbar erschienen, wenn jemand von ihm verlangt hätte, er solle diese hohen Künste seinen Knaben mittheilen, und verwundert würde er gefragt haben, was die Kinder mit diesen Fertigkeiten beginnen sollten. — Es war ein wunderschöner Gesang, welcher die Kinder gelehrt wurde, ein geistliches Lied, das der Küster vor noch nicht langer Zeit von einem befreundeten Amtsbruder empfangen hatte. Elf Lieder waren bis dahin nur in der Schule gelehrt; sie hatten viel Arbeit gekostet: durch mühsames Vorsagen wurden sie erst auswendig gelernt und so lange wiederholt, bis sie im Gedächtniß der Knaben hafteten; dann sang der Lehrer die Melodie vor und suchte sie den Kindern fest einzuprägen. Von den Kindern lernten sie wiederum die Eltern, und so wurde der protestantische Kirchengesang, wenn auch mit vieler Mühe, ermöglicht. Den Gemeinden, welche sich dem gereinigten Evangelio zugewandt hatten, war dieser öffentliche Kirchengesang eine theure Errungenschaft, welche sie mit ganzer Liebe sich aneigneten. Aber derselbe hatte auch einen Klang! Ein Mann aus unserer Zeit hätte nimmer gedacht, daß solch ein Gesang ein kirchliches Lied wäre, so schnell und feurig wurde er ausgeführt. In den Melodien war man nicht wählerisch, man sah auf ihre Volksmäßigkeit und Singbarkeit, aber durchaus nicht auf ihren Ursprung; die noch jetzt gebräuchliche Melodie von „O Welt, ich muß dich lassen“, war ihrem Ursprung nach ein Handwerksburschenlied, welches lautete „Inspruck, ich muß dich lassen 2c.“ Wir wollen die Kirchenlieder absichtlich nicht nennen, deren Melodie „in Herzog Ernsten Ton“ oder „in schwarzbraun Mägdelein Ton“ gesungen wird; manchen könnten die Gesänge dadurch verleidet werden. Man legte den Melodien kirchliche Worte unter und sang sie mit einer Andacht, deren Ernst und Innigkeit uns wunderbar erscheinen würde. Aber man muß bedenken, die protestantische Kirche war damals eine streitende, auf Tod und Leben ringende Kirche, jedes ihrer Lieder war gleichsam ein Schlachtgesang, der rasch und mit Feuer aus dem Herzen kam. Der langsame Gang des jetzigen Chorals wäre einer Zeit wenig angemessen gewesen, welche das Psalmbuch in der Tasche und das Schwert an der Seite hatte, welche ebenso bereit war, den Glaubensfeind leiblich niederzuschlagen, als ihn geistig zu besiegen. Es war ein unglaublicher Trotz in den Menschen jener Zeit; sie suchten keine Größe im Dulden und würden die moderne Theorie des passiven Widerstandes verlacht haben. Sie übten Gewalt oder litten Gewalt, sie waren Sieger oder Besiegte, Herrscher oder Verbannte — ein Drittes gab es für sie nicht. Solch eine Zeit kann in ihren kirchlichen Gesängen kein langsames, sanftes, hinschmelzendes Wesen ertragen. Mit Recht klagte der Bischof von Köln, daß Ein lutherischer Psalm der katholischen Kirche mehr Schaden thue, als hundert lutherische Prediger. Man kann sich die Wirkung eines Gesanges durch ein Beispiel neuerer Zeit versinnlichen, wenn man an die Marseiller Hymne in dem An-

fange der französischen Revolution denkt, von der auch staunenswerthe Erfolge erzählt werden. In neueren Zeiten hat man es versucht, den alten Kirchenton des streitenden Lutherthums in seinem raschen Gange durch den sogenannten rhythmischen Gesang wieder aufzunehmen, es klingt ja auch recht schön, aber unwillkürlich wird man dabei an das Wort des alten derben Voß erinnert: „zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.“

Der Küster hatte eine schöne Stimme. Schon als Jüngling hatte er sich durch dieses Talent ausgezeichnet und dadurch den Grund zu seinem jetzigen Lebensberufe gelegt. Der Pfarrer seines Orts hatte die Begabung an ihm bemerkt und ihn sowohl zur Ausbildung derselben angeregt, als auch mit nothdürftiger wissenschaftlicher Belehrung unterstützt, damit er in den Dienst der Kirche übergehen könne. Er war zu seiner Vervollkommnung, wie gebräuchlich, eine kurze Zeit auf dem erzbischöflichen Seminar in Bremen gewesen, wo der Singmeister in ihm einen talentvollen Schüler gefunden und nach besten Kräften ausgebildet hatte. Bald darauf war er als Küster im Osterstadischen angestellt. Die Stürme der Revolution hatten ihn geistig ergriffen, und dieser große Kampf war auch ihm ein schwerer geworden. Er dachte daran, wie der alte Erzbischof, nachdem er Bremen verlassen, in Verden grollend und murrend saß, seine Freunde zusammenrief, dem eindringenden Unheil zu wehren, und ihrer nicht viel finden konnte. Immer in Geldnoth, ohne kriegerische Mittel, mit der Bürgerschaft in Bremen im gespannten Verhältniß, mit seinem neuerungssüchtigen Domkapitel, wie mit der lauen Ritterschaft in Unfrieden, weilte er ohnmächtig in seinem Palast und mußte eine Lehre sich verbreiten sehen, welche ihm zugleich gehässig und gefährlich war. Anfangs hatte er versucht, das Uebel im Keime zu ersticken und einen Prediger zu St. Rembert in Bremen, der eine Nonne heiratete und Luthers Schriften verbreitete, auf dem Borgfelde lebendig verbrennen lassen, auch einige Bürger in Verden, welche die Fasten gebrochen, auf das Härteste gestraft, aber die rollenden Räder der Reformation zermalmten die ohnmächtigen Hemmungen, welche er dazwischen warf. Die Stände der Provinz waren zu mächtig geworden, verweigerten ihm zu Basdahl die nöthigen Geldmittel, warfen ihm öffentlich in einem Schreiben — ob mit Recht, ist unsicher — einen im Geheimen unsittlichen Lebenswandel vor und verweigerten ihm den Gehorsam, welchen er zu erzwingen nicht im Stande war. Es kam zuletzt dahin, daß sein eigener Bruder dem Domkapitel rieth, ihn abzusetzen und ins Kloster zu stecken, aber es wurde nichts daraus. So mußte er geschehen lassen, was er nicht hindern konnte; es ist schwer, wider den Geist zu kämpfen. Neben dem Kummer, der ihn als katholischen Kirchenfürsten traf, mußte er auch manches andere Herzeleid erleben, welches ihn vielleicht noch bitterer verwundete. Berend von Wersabe zur Marienburg, der so oft an seinem Tische gesessen und fröhliche Stunden beim Becher mit ihm durchlebt hatte, sagte sich zuerst offen von ihm los und hielt

sich zum Panier der neuen Lehre; es war ein Mann, der eine wilde Jugend am erzbischöflichen Hofe verlebt hatte, ein liebenswürdiger Gesellschafter von unzerstörbar fröhlicher Laune, voll Witz und Scherz, unbesiegbar im Trinken, dem kein Becher zu tief war „und wär's bis zum Grund eine Meile“, wie er sagte. Der Erzbischof hatte ihn lieb, und doch war er der Erste, welcher ihn verließ und aus einem lockern Gesellen ein ernster, fester Mann wurde, schweigsam und in sich gekehrt, seines Willens sich bewußt, und als er einmal mit seiner Vergangenheit gebrochen hatte, weder mit Güte noch mit Gewalt zu beugen. Seinem Beispiel waren andere gefolgt und wurden deshalb von denen, die sich unparteiisch nennen, der Undankbarkeit beschuldigt, — ein Vorwurf, leicht auszusprechen und dann schwer zu tragen, wenn er ungerecht sein sollte: das war die Seite im Herzen des alten Küsters, welche so grell ertönte, als er von dem katholischen Wesen sich lossagte. Was hatte der Erzbischof, diese verkörperte Darstellung der Kirchenherrschaft, ihm zu Leide gethan, daß er ihn verließ? Er hatte ihm sein jetziges gutes Brot gegeben und früher so manches freundliche Wort; und das lastete auf seinem Herzen am schwersten. Es war ihm eine Erleichterung und Freude, die Kirchenlehre verlassen zu können, deren Verderbtheit er eingesehen, aber es ward ihm schwer, zugleich einem Manne den Gehorsam aufzukündigen, welcher, wenn auch gegen andere bisweilen hart und ungerecht, von ihm sich Dank verdient hatte.

Aeußerlich hatte die Einführung des gereinigten Evangeliums in dem Wohnorte unseres Küsters gar keine Schwierigkeit, sie brachte nicht einmal viel Unruhe hervor in der Gemeinde. Man denkt sich bisweilen, die Reformation sei mit der Schnelligkeit und zerstörenden Wirkung des Blitzes ins Land gefahren, und in manchen Gegenden war dies auch der Fall, aber in unser Herzogthum kam sie allmählich und ohne äußern Sturm. Das katholische Wesen glitt in das protestantische Leben hinein, und die meisten Landgemeinden sahen nur geringe und ihr Gewissen anfangs wenig berührende Merkzeichen der Veränderung. Aeußerlich blieb das Meiste, wie es gewesen war, der Pastor verrichtete nach wie vor den Altardienst im seidengestickten, golddurchwirkten Meßgewande und bestieg die Kanzel im weißen Chorhemde. In vielen Kirchen wurde allsonntäglich gekniet. Der Küster sang mit seinen Knaben die Responsorien eben so wie früher. Gern aber wurde von den Gemeinden der Kirchengesang, in welchem sie mit thätig waren, aufgenommen, und das schien vielen der bedeutendste Gewinn zu sein. Der Papst wohnte zu fern, als daß die Abwerfung seiner Herrschaft sie besonders hätte berühren können, und die Gewalt des Erzbischofs blieb scheinbar noch lange, wie sie gewesen war, wenn ihr auch nicht mehr Gehorsam geleistet ward, als man eben für gut fand. Daß die Prediger heirateten, schien den Gemeinden nicht nur etwas Natürliches — in dem benachbarten Ostfriesland hatte der Cölibat nie durchgeführt werden können — sondern es war ihnen aus manchen Gründen sehr lieb. In das Innere

des Lutherthums waren die Gemeinden anfänglich gar nicht fähig einzudringen, nur die Belehrung langer Jahre konnte es ihnen möglich machen.

Als der Küster noch auf dem Seminar war, hatte er die tiefe Krankheit des Katholicismus äußerlich gesehen und später, durch die neuen Lehren angeregt, auch in ihrem Wesen erkannt. Mit Eifer gab er sich dem Lutherthum hin, aber diese Bestrebungen hatten ihm viel Herzeleid bereitet.

Der katholische Gottesdienst kann des Gesanges nicht entbehren, daher waren alle Küster zugleich Singlehrer, welche einen kleinen Knabenchor auf die kirchliche Feier einübten. Der Protestantismus mit seinem sichern Tacte und dem klaren Bewußtsein dessen, was er ausstoßen oder in sich aufnehmen mußte, erkannte alsbald, wie wichtig ihm diese Knabenchöre werden konnten, welche er vorfand. Der Jugend gehört die Zukunft. Er machte wirkliche Schüler aus ihnen. Unterrichtsanstalten solcher Arten hatten nur in den Städten existiert, der Protestantismus versetzte sie auch auf die Dörfer. Das ist der Ursprung unserer Landschulen.

Nachdem die Kinder mehrere Male das zu singende Lied hergesagt hatten, begann die wirkliche Ausführung desselben. Es war der schöne ergreifende Gesang, welcher sich leider in unserem (Stader) Liederbuche nicht findet, „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.“ Die Knaben hatten ihn schon geübt, und er wurde mit vieler Sicherheit gesungen. Der alte Küster dachte wohl nicht daran, welch trübe Erinnerungen für seine Heimat sich gerade mit diesem Gesange verbanden. Als einst Ketzerei entstanden sein sollte an beiden Ufern der Weser unter der Regierung des Erzbischofs Gerhard II., hielt derselbe es für das kürzeste Mittel, sie durch Krieg auszurotten — einem thörichten Arzte gleich, der das Uebel dadurch am leichtesten hinwegzuschaffen sucht, daß er den Kranken tödtet. Er ließ einen Kreuzzug gegen die Ketzer predigen, und die landgierige Ritterschaft strömte auf seinen Ruf zusammen, um zur Ehre Gottes und zum Vortheile ihres leeren Beutels die Feinde zu vernichten. Das Heer wandte sich zunächst gegen die Osterstader, und am Tage vor Johannis und Pauli fielen über vierhundert Ketzer in heißer Schlacht. Die Gefangenen wurden verbrannt, viele Weiber und Kinder getödtet. Darauf setzte der Erzbischof mit seinem Heere nach dem entgegengesetzten Ufer der Weser über, wo die andere Hälfte des ketzerischen Stammes wohnte, die Westerstader, oder, wie sie gewöhnlich genannt wurden, die Stedinger. An einem schwülen Sommertage kam es bei Altenesch zum Kampfe, der lange währte, aber zuletzt mit dem Siege des Erzbischofs endete. Sechstausend Stedinger waren gefallen, aber mit unerwarteter Milde wurden die Gefangenen behandelt, Land und Freiheit ihnen wiedergegeben und nur eine geringe Meierpflicht auferlegt. Während der Schlacht, als der Kampf am heißesten war, standen dreißig Mönche auf einem Hügel in der Nähe des Streites, erhoben die Hände zum Himmel und sangen in lateinischer

Sprache das Lied: Mitten wir im Leben sind — ein Lied, gesungen in Herzensangst, in unmittelbarer Nähe des Todes, unter dem Gefühl eigener äußerer Gefahr — das mag geklungen haben! Dieses alte lateinische Kirchenlied (Media in vita etc.) hatte Luther übersetzt, und nun sangen die Kinder des ketzerischen Stammes den Siegessang ihrer Feinde in der Dorfschule — wunderbare Vergeltung!

Als der Küster glaubte, daß die Kinder genug gesungen hätten, ließ er aufhören. Er wandte sich um, nahm langsam einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete einen Wandschrank, in welchem das, was er an werthvoller Habe besaß, verwahrt wurde, und zog ein Buch daraus hervor. Es war Luthers kleiner Katechismus, den der Küster von Johannes Hedderſen empfangen hatte, dem Pastoren zu Büttel, der ein persönlicher Freund Luthers und Bugenhagens und der eifrigste Verbreiter der evangelischen Lehre war. Weil die Knaben nicht lesen konnten, so mußte der Lehrer jeden einzelnen Satz vorsagen, welchen die Schule dann im Chore so lange nachsprach, bis er im Gedächtniß haftete. Auf diese Weise wurde das ganze Buch durchgelernt, und immer wieder von vorn angefangen. Das war eine mühselige, aber nothwendige Arbeit, und der Segen derselben blieb nicht aus. Die Knaben nahmen diese Belehrung in ihre Seele auf, als einen Schatz für ihr ganzes Leben, und ein so mühsam erworbener Gewinn war ihnen theuer und werth. Nachdem ungefähr eine Stunde mit dem Hersagen des Katechismus hingebracht war, sah der Küster nach seinem Sonnenweiser am Fenster. Derselbe zeigte auf elf Uhr, und es wurde Zeit, für den Tag die Schule zu schließen. Nachmittags war kein Unterricht, und länger, als etwa zwei Stunden, durfte die Schule morgens nicht dauern. Wiederum wurde der älteste Knabe aufgefordert zu beten. Er stand auf, die anderen Kinder falteten die Hände, ein Gebet wurde mit großer Schnelligkeit gesprochen, darauf wurden die Bänke an die Wand gestellt, und hinaus stürmte die Jugend, um im elterlichen Hause zur rechten Zeit beim Mittagsbrote anzukommen. Die Magd am Kamine hatte das ihrige auch fertig gemacht und deckte den Tisch für den Küster.

Kösters Sagen und Alterthümer. (Wiedemann.)

75. Der westfälische Frieden (1648) und die Folgen des dreißigjährigen Krieges.

Schon 1641 hatte sich der Kaiser Ferdinand zur Eröffnung der Friedenspräliminarien in Hamburg und zu einer, wenigstens sogenannten, allgemeinen Amnestie verstanden, allein erst 1645 konnte der Friedenscongreß selbst zu Münster und Osnabrück eröffnet werden. Nach unglaublichen Schwierigkeiten (oft über große Kleinigkeiten) brachte der österreichische Graf Trautmannsdorf den sogenannten westfälischen Frieden zu Münster zwischen Ferdinand und Frankreich, zu

Osnabrück zwischen Ferdinand und Schweden zu Stande. Leider waren es zwei nichtdeutsche Kronen, welche den Frieden diktierten und sich dabei auf Deutschlands Kosten wohl bedachten. Frankreich bekam den Elsaß, soweit er Oesterreich gehörte, die Festung Breisach und den Sundgau, damit aber ein offenes Thor nach Deutschland hin; Schweden: Vorpommern nebst der Insel Rügen, einen Theil von Hinterpommern, Wismar, Bremen und Verden nebst dem Recht der Reichsstandschaft; Brandenburg: die säcularisierten (oder weltlich gemachten) Stifte Magdeburg, Halberstadt, Camin und Minden; Mecklenburg: Schwerin und Ratzeburg u. s. w. In Hinsicht der Religion wurde der Augsburgische Religionsfrieden bestätigt und auf die Reformation ausgedehnt, mit völliger Gewissensfreiheit und Gleichheit aller politischen Rechte; wegen der geistlichen Güter und der Religionsübung sollte alles bleiben, wie es im Jahre 1624 als Normaljahr gehalten worden wäre. In Ansehung der andern politischen Verhältnisse wurde festgesetzt, daß eine allgemeine Amnestie und Restitution stattfinden sollte, jedoch nicht in Böhmen, und im pfälzischen Hause nur so, daß Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen und gleich nach Gustav Adolf gestorbenen Friedrich V., die Unter- oder Rheinpfalz zurück und eine achte Kur bekommen, Maximilian von Baiern aber die ehemalige pfälzische Kur und die Oberpfalz behalten sollte. Außerdem wurde den deutschen Ständen die längst geübte Landeshoheit bestätigt, wohin auch das Recht, Bündnisse untereinander und mit Fremden (nur nicht zum Schaden des Reichs) zu schließen, gehörte. Auch die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche und der Niederlande von Spanien wurde förmlich anerkannt. So war ein Krieg beendet, welcher unsägliche Leiden dreißig Jahre lang über Deutschland brachte und gewaltsame Veränderungen herbeiführte, die man vor demselben kaum für möglich gehalten hätte. Fast zwei Drittheile der Einwohner Deutschlands waren zu Grunde gegangen, weniger durch Schlachten, als durch Seuchen, Pest, Hungersnoth, Martern und Verzweiflung. Tausende von Dörfern, Flecken und Städten lagen nieder in Schutt und Asche, und ein sterbender Schwedengeneral konnte weit und breit keinen Geistlichen finden, der ihm das Abendmahl gereicht hätte. Die Felder lagen unangebaut, Handel und Gewerbe stockten, Schulen und Universitäten verwilderten oder gingen ein; dagegen mehrten sich die wilden Thiere und drangen bis in die Städte, wo ausgehungerte Einwohner schon aus todten Hunden und Katzen Leckerbissen gemacht und Eltern die Leichname ihrer Kinder verzehrt hatten. Deutschland wimmelte von Marodeurs, Räubern und Gauern; eine ganze Generation von Menschen entstand, die des Friedens schöne Segnungen nicht kannten; viele konnten, viele wollten keine rechtliche Beschäftigung mehr treiben. Trotz dieser Noth konnten die Fürsten ihre ausgesaugten Unterthanen mit neuen Steuern nicht verschonen, da theils die Kassen auch für die nöthigsten Bedürfnisse geleert waren, theils die fünf Millionen, welche die schwedische Armee zu ihrer letzten Abfindung verlangte,

beim letzten Pfennig bezahlt werden mußten, um diese Krieger nur aus Deutschland zu bringen, theils endlich das stehende Heer, das jetzt jeder Stand des Reiches zu halten anfing, neue große Summen forderte.

Wie wenig war es also gegen diese Opfer, was man in diesem Kriege gewonnen hatte! Dem Auslande war jetzt Thür und Thor nach Deutschland offen; ja Frankreichs und Schwedens (außer der Reichsstandschaft) Einmischung in Deutschlands Angelegenheiten war sogar gesetzlich, da beide Kronen die Gewährleistung des Friedens übernommen hatten. Schöne Länder waren damit verloren gegangen, und Deutschlands Einheit war zerrissen! Die kaiserliche Macht war so sehr beschränkt worden, daß sie fast nur noch in der Idee der Einheit Deutschlands festhielt. Dem Kaiser blieb nichts, als die Oberlehnsherrlichkeit, einige sogenannte Reservate, das Recht der Standeserhöhungen und die oberstrichterliche Gewalt. Uebrigens wurde jetzt die Zahl der Kurfürsten um einen vermehrt, und der Unterschied zwischen reichsunmittelbaren und mittelbaren Ständen, wodurch die Zahl der Fürsten immer mehr vermindert wurde, immer genauer gezogen.

C. v. Rotteck.

Auf anderthalb Jahrhunderte hinaus ward der westfälische Friede die Grundlage der Rechtsverhältnisse der europäischen, besonders der deutschen Länder unter sich. Durch ihn war vorläufig Deutschlands Ohnmacht entschieden. Seit Deutschlands Könige einst den stolzen und mit so viel Blut erkauften und behaupteten Titel der römischen Kaiser erworben, hatte das deutsche Reich und das deutsche Volk für das erste unter den Nationen der Christenheit gegolten. Selbst als die innere Auflösung längst begonnen, im 14. und 15. Jahrhundert, hatte doch die aufsteigende Macht des Hauses Habsburg, aus dem bald allein die Kaiser kamen, diesen Schein einer höchsten Macht noch bestehen lassen. Noch zur Reformationszeit fühlten sich die Deutschen in ihrem vollen Werthe. Jetzt war Sache und Schein dahin. Im Mittelalter waren von Deutschland die wichtigsten Entscheidungen für Europa ausgegangen; jetzt wirkte jede Bewegung Europas auf Deutschland zurück, ward auf Deutschlands Boden ausgekämpft und auf Deutschlands Kosten vertragen. Das Reich ward ein Spott der Völker, bald der Deutschen selbst; weder zum Angriff noch zur Vertheidigung geschickt, altersschwer und krankend, ging es dem Grabe zu. Seine Zeit war vorüber, aber noch nicht das durch die Reformation erneuerte Leben der deutschen Nation, so todtkrank dies auch im Augenblicke war; — es suchte sich nur neue Bahnen und Formen, um wieder zum schönen, kräftigsten Ausdruck zu kommen..... Fassen wir alles zusammen: es war auf allen Gebieten des deutschen Lebens der volle Tod eingetreten, die deutsche Reichsgeschichte war am Ende, und die deutsche Geschichte überhaupt schlösse hier oder hätte nur noch eine traurige Nachperiode, wenn nicht zwei große Lebenselemente ein-

getreten wären. Das eine war der Geist der Reformation, der anfänglich im 16. Jahrhundert als der allein mächtige, den politischen Sinn überragt, fast erdrückt hatte, der dann, in den trüben Zeiten des 17. Jahrhunderts, sich in dem bibelfesten Stande der Bürger und Bauern als ein Geist der Geduld und des Gottvertrauens, der Redlichkeit und Zucht geltend machte und diese trüben Zeiten, wenngleich kümmerlich, aufhellte und überdauerte; der aber endlich im 18. Jahrhundert in der ihm eigenthümlichen Forscherlust und Geistesfreiheit sich wieder erhob und die gesammte Nation, wenngleich nicht ohne manche Verirrungen, auf neue sittlich hohe und geistig bedeutende Lebenswege führte. Das andere war die angeborene, staatenbildende Kraft des altsächsischen Stammes, die in den von demselben ausgegangenen Colonien östlich der Elbe fortlebte. Die Brandenburgischen Marken, jetzt zwar nicht minder gebeugt wie jedes andere Land, doch bald mit einer Reihe von Fürsten beglückt, die sie zu einem Staate im wahren Sinne des Wortes zusammenbildeten, wurden der feste Stamm, an dem das gesammte sich geistig wieder erneuende Deutschland seinen politischen Halt fand.

David Müller.

76. Von den Sitten aus der Zeit vor und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Oft hört man die gute alte Zeit rühmen und über unsere so verdorbene Zeit klagen. Daran thut man Unrecht, und mit rührender Freude lernt man aus der Geschichte, daß die Menschheit mehr im Fortschreiten begriffen ist. Auch der Luxus war in früheren Zeiten oft noch ärger als in den unsrigen, nur daß er jetzt mit besserem Geschmack verbunden ist. Einige Beispiele werden dies beweisen. In einer Kleiderordnung aus Regensburg aus dem Jahre 1485 heißt es: „Die Mannspersonen sollen nicht längere Spitzen an den Schuhen tragen, als zwei Fingerglieder lang.“ Dann kommen auch die ausgeschnittenen Koller und Halstücher der Frauen vor, die sie in kurzer Zeit „ganz über alle Maßen aufgebracht hatten,“ und wird ihnen das Ausschneiden vorn bis zwei Querfinger über dem Halsgrüblein und hinten vom Halsknöchlein vier Zoll herab untersagt. Töchter, so lange sie nicht verheiratet sind, dürfen gar keine Ringe tragen. Keine sollte über acht Röcke haben, gute und böse, und zu ihren geflügelten Röcken dürfen nur drei Paar Aermel, von Sammet, Damascat oder anderer Seide gehören. Ein Perlenrock oder sammetne und gestickte Mäntel oder Koller mußten versteuert werden, und doch durfte keine sie auf dem Gebiete der Stadt tragen.

Aber auch im 16. und 17. Jahrhundert wurde mit Kleidern viel Unsinn getrieben. „Der Kleidung und des Geschmacks“, klagt ein Schriftsteller aus der Zeit Karls V., „ist kein Maß, zu aller Leichtfertigkeit zugerichtet, daß man vor Fürwitz nicht mehr weiß, was man anthun, oder wie man reden, gehen oder einhertreten soll. Alle

Tage steht ein neuer Fund auf.“ Nicht nur Frauen und Jungfrauen trugen sich zu Anfange des 17. Jahrhunderts auf italienische und burgundische Art, mit lang entblößtem Halse, und die meisten vom Adel, wozu sich auch die Doctorfrauen rechneten, hatten sich die Hüften mit ungeheuren Wülsten (dem sogenannten Speck) umgeben. Kaum 30 Jahre, nachdem Elisabeth von England die ersten seidenen Strümpfe getragen hatte, trugen schon die Frauen der braunschweigischen Amtleute dieselben. Mit Mützen, Armbändern und Halsketten wurde ein entsetzlicher Aufwand getrieben, und die Männer machten es nicht besser als die Frauen. Der gemeine Bürger trug sich wie ein Handwerker, dieser wie ein fürstlicher Diener, und kein Bauer war mehr mit inländischem Tuche zufrieden. Daher mußten in den meisten Städten Kleiderordnungen gegeben werden, die den übertriebenen Luxus einschränkten. Die Ketten der Ritter sollten nicht über 400 Goldgulden werth sein. Adelige Frauen sollten nicht mehr als vier seidene Kleider haben und tragen dürfen, nämlich eins von Sammet, die übrigen drei von Damast oder anderem seidenen Zeuge, jedoch ohne Perlen, Gold und Silber, und wenn sie dieselben verbrämen wollten, so möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Silberstoff, aber nur oben herum und nicht über eine halbe Viertelelle breit. Auch sollten sie zwar goldene Hauben tragen dürfen, aber nicht über 40 Gulden an Werth. In der sächsischen Kleiderordnung von 1612 wurde den Frauen der Doctoren erlaubt zu tragen: goldene Ketten, doch nicht über 200 Gulden Werth, goldene Armbänder und Ringe, silberne und vergoldete Leibgürtel, auch Messerscheiden nach ihrem Vermögen, Röcke von Atlas, Damast und dgl. Aber ganz sammetne Kleider wurden ihnen verboten. Auch sollten sie sich der ausländischen Tracht, besonders der großen Eisen und Wülste unter den Röcken und der langentblößten Hälse enthalten. Unter den verbotenen Sachen waren auch kleine silberne oder goldene Degen, die sie in den Haaren trugen. Ein großer Luxus wurde im 16. Jahrhundert mit den ungeheuren Pluderhosen getrieben, welche die Niederländer erfunden hatten, um ihren Tuchfabriken recht vielen Absatz zu verschaffen. Sie gingen vom Gürtel bis auf die Knöchel und waren so weit und in so viele Falten und Fältchen gelegt, daß zu manchem Paare 130 Ellen gebraucht wurden und mancher Edelmann sich dadurch zu Grunde richtete, indem ein Paar mehr kostete, als manches Dorf Einkünfte gab.

So wie mit den Kleidern, so war es auch mit dem Essen und Trinken, besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen, nicht nur bei Fürsten und Herren, sondern auch bei den mittleren und niederen Ständen, und es mußten Gesetze dagegen publiciert werden. In der Hochzeitsordnung der Stadt Münden wurde verordnet, daß bei einer großen Hochzeit nicht mehr als 24 Tische, jeder zu 10 Personen, und bei einer kleinen nur 14 Tische sein sollten. Der Schmaus sollte nicht über drei Stunden dauern. In Sachsen war man strenger. Da durften die Edelleute höchstens 8 Tische sitzen und außer dem

Nachtische nur 12 Gerichte geben. Bei bürgerlichen Hochzeiten sollte der Magistrat die Zahl der Gäste bestimmen, und nur 5 Gerichte wurden erlaubt. Auch war damals noch die pöbelhafte Gewohnheit, seine Gäste möglichst trunken zu machen, und der Wirt glaubte seine Sache am besten gemacht zu haben, von welchem die Gäste taumelnd nach Hause gingen. Dergleichen Roheiten hörten nach dem westfälischen Frieden nach und nach auf. Viel trugen dazu die Reisen bei, welche die Deutschen in fremde Länder jetzt mehr als sonst unternahmen, viel auch die besseren Unterrichtsanstalten, besonders des Mittelstandes, und endlich gewiß auch viel der jetzt häufigere Umgang mit den feineren und geschliffeneren Franzosen. Der französische Hof war die Schule der feinen Sitten. Kamen nun Deutsche dorthin, so schämten sie sich ihrer Plumpheit; sie nahmen die besseren Sitten an und brachten diese mit nach Deutschland zurück, wo sie bald Nachahmer fanden. Auch wurde jetzt den Frauen, die sonst nur auf das Haus angewiesen waren, mehr der Zutritt zu den Gesellschaften der Männer gestattet, und ihre Gegenwart zwang diese, sich anständiger zu betragen und das übermäßige Trinken zu vermeiden. Die niederen Stände aber wurden fleißiger, weil sie nur dadurch den verlorenen Wohlstand wieder erlangen konnten, und zugleich auch nüchterner, bedenklicher und sittlicher. Das war zwar alles schön und gut, aber die guten Deutschen haben von jeher die Sucht gehabt, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse und Thörichte, was sie bei den Ausländern sahen, nachzuahmen, und das geschah nach dem dreißigjährigen Kriege ganz besonders mit dem, was in Frankreich Mode war. Mit den feineren Sitten nahmen die Deutschen auch die französische Geschwätzigkeit und Flüchtigkeit an. Die Vornehmen meinten, ihre Kinder könnten nicht anders als durch Französinnen erzogen werden, und statt Verstand und Herz derselben auszubilden, wurde zu einer guten Erziehung nur Geläufigkeit in der französischen Sprache verlangt, und Geist und Herz der deutschen Kinder wurden durch die fremde Erzieherin schon früh verrenkt. Besonders kam nun ein ganzes Heer von Moden über den Rhein. Die einfache deutsche Kleidung, die zwar oft kostbar, aber der Mode nur wenig unterworfen war, wurde nun verachtet; die Männer ließen sich Röcke (eine Art Frack) machen, wie man sie in Paris trug, Westen mit Schößen, Schuhe mit großen Schnallen, das eigene Haar schnitten sie sich ab, um große Perrücken, die fast den halben Rücken bedeckten, aufzusetzen, streuten Puder und klebten Pomade hinein. Noch ärger trieben es die Frauen. Zum Hohn alles guten Geschmacks trugen sie Kleider mit ungeheuren Reifröcken, schnürten den Leib in feste Schnürbrüste, die ihnen jede Bewegung, ja jeden Athemzug erschwerten, hatten Schuhe mit silbernen Schnäbeln und hohen Absätzen wie Stelzen, mit denen sie keinen Schritt sicher thun konnten, und hinter ihnen her zog eine lange, lange Schleppe nach, die bei ganz Vornehmen von Kindern nachgetragen wurde. Das Haar wurde hoch aufgebunden, mit Puder und Pomade reichlich beschmiert, Wülste wurden dazwischen gelegt, damit es recht hoch hinaufreiche, unzählige

Nadeln zur Befestigung des künstlichen Gebäudes hineingesteckt, und oben darauf klebte oft noch ein winziges Hütchen. Wollte eine so aufgeputzte Figur durch eine Thür gehen, so mußte sie sich nicht nur tief bücken, sondern auch noch den Körper seitwärts biegen, weil sonst die Reifröcke jeden Durchweg unmöglich machten. Diese albernen und geschmacklosen Moden wechselten zwar schnell ab, je nachdem die Pariser es wollten, aber die neue war oft noch thörichter als die vorige, und so blieb es bis auf die neue Zeit, wo endlich seit der französischen Revolution die Deutschen aus ihrem Traum erwachten und zu ihrer Beschämung sahen, daß nicht alles, was aus Frankreich komme, vorzuziehen sei.*)

Die Narrheit, alles Französische schön zu finden, erstreckte sich auch auf die Sprache. Die Vornehmen hielten es für eine Schande, deutsch zu sprechen, und besonders in den adeligen Familien, von denen vielleicht keine Frankreich je gesehen hatte, war es Sitte, sich in französischer Sprache zu unterhalten, und wer dies nicht konnte, bediente sich wenigstens einzelner französischer Wörter. Dadurch geschah es denn, daß eine Anzahl von fremden Ausdrücken in unsere Sprache kam, von denen wir uns erst in der neuesten Zeit, aber noch nicht völlig losgemacht haben. Die Männer ließen sich Monsieur nennen; die Frauen bildeten sich ein, sie wären vornehmer, wenn sie Madame hießen, und die Mädchen wollten nicht mehr Jungfrauen sondern Mademoiselles heißen, und selbst jetzt noch wird es mancher schwer, statt Oncle, Tante, Cousin und Cousine — Oheim, Base, Vetter und Muhme zu sagen, ohne zu bedenken, daß es für uns Deutsche eine Schande sei, fremde Ausdrücke zu borgen, da wir doch unsere eigenen haben.

Nach diesem allen brauchen wir also wahrlich nicht die alte Zeit wieder herbeizuwünschen. Jede Zeit hat ihre Vorzüge, ihre Gebrechen; im ganzen aber ist der Fortschritt zum Besseren nicht zu verkennen.

Nösselt's Weltgeschichte.

77. Die Landsknechte.

Seit dem 13. Jahrhundert ward der Krieg nicht bloß mehr mit dem Aufgebot der Vasallen geführt, die sich von einigen reisigen Knechten begleiten ließen; man nahm Söldner in Dienst, die aus dem Waffenhandwerk eine Lebensaufgabe machten. Dies waren die Landsknechte, gleichsam eine wandernde Kriegszunft. Unter Kaiser Maximilian, der sie besonders begünstigte und beinahe für ihren Schöpfer gilt, und unter Karl V., der sich ihrer in seinen italieni-

---

*) Der Verfasser erinnert sich noch aus seinen Kinderjahren, daß die Damen täglich eine Stunde unter den Händen des Friseurs saßen, und daß manche, die sich alle Woche nur einmal künstlich frisieren ließen, die ganze erste Nacht nach dem Frisieren aufrecht sitzend zubrachten, damit sie noch den folgenden Tag mit der schönen Frisur paradieren und einen Kaffeebesuch machen konnten.

schen Kriegen bediente, standen sie in besonderen Ehren. Jürge von Fronsperg, der Truchseß von Waldburg und Sebastian Schertlin bildeten und übten sie weiter. Dem 30jährigen Kriege liehen sie ihre Kräfte. Sie hatten ihre eigenen Sitten, ihre eigenen Gesetze soldatischer Ehre, ihre eigenen Lieder, ihren freien, kecken und heitern Sinn. Wohl war Roheit und Beutelust bei ihrem wilden fahrenden Leben nicht zu vermeiden — aber der frische ritterliche Geist, wie er im 16. Jahrhundert besonders den Bürger- und Bauernstand erfaßt, herrschte in diesen Scharen, und sie trugen wesentlich dazu bei, daß noch der Ruf deutscher Tapferkeit im Auslande gefürchtet blieb. Nach dem 30jährigen Kriege verlor sich der Name Landsknechte, sie hießen Soldaten. An ihre Stelle traten aber bald die *stehenden Heere* der Fürsten, anfangs durch *Werbung*, später durch *Aushebung* ergänzt. Das erste stehende Heer und zwar aus Landeskindern hatte Gustav Adolf von Schweden. Wir führen im Folgenden nach Karl Seifart einen Landsknecht redend ein und lassen ihn erzählen:

1. *Wie ich, Walter Grünewald, mich unter Herrn Achaz von Heinen Fähnlein stellte!* .. Romdidom! Romdidom! Romdidom! schallte lauter Trommelschlag durch das Fenster, und wie ich hinausschaue, wimmelt die Straße von zusammengelaufenen Kindern, und hoch und stattlich ragt aus dem Haufen ein Fähndrich hervor, gefolgt von vier Trommlern und einer Rotte sauber gekleideter Landsknechte. Als sie Halt machten, erhob der Fähndrich seine mächtige Stimme und lud im Namen des Obersten „jung, rüstig und unbescholten Volk" ein, sich gegen guten Sold und Lohn um die Fähnlein zu sammeln. Dann rückten sie weiter. — — Ein mächtiger Grimm gegen meine und der Stadt Feinde durchwogte meine Brust, und helle, heiße Röthe überflog unter dem Klange der aus weiter Ferne erdröhnenden Kriegstrommel mein Gesicht. — — Nahm mein Geld und ging stracks zum Wandschneider Beinschröter, um eine gute Bekleidung zu kaufen, wählte rothen Sammet und gelbe Seide, auch viel Tuch zu den Hosen und trug es Meister Stenzlern ins Haus, bot ihm auch einen halben Gulden über seinen wohlverdienten Lohn, wenn er mir die Gewandung in wenigen Tagen anfertige. „Spart nichts, Meister Stenzler", sagte ich, „setzt mir auch silberne Posamente auf die Hosen und zieht mir fleißig gelbe Seide durch die Schlitze am Wamms, ein Kriegsmann soll stattlich einhertreten, und ich will keinem nachstehen, für uns Landsknecht ist die Kleiderordnung nicht gemacht, können anthun, was wir wollen, wenn wirs bezahlen." Da lächelte der Meister und meinte, ich solle nicht sorgen, er wisse wohl, was einem frommen Landsknecht zustehe, habe er doch selbst Schwert und Spieß getragen im Lande Italien. — Der Meister hielt Wort, machte mir meine Gewandung zu Dank, und am Tage Dionysi war alles fertig. Da erstand ich auch rothe Strümpfe mit feinem Zwickel, ein Barettlein und Federn, um solche darauf zu nesteln, auch ein Messer, an meinen Gürtel zu stecken, und

schöne, neue Schuh, waren Rosen drauf. Das alles band ich in ein Lailach, trugs nach der Stubenstraßen zum Bader und ließ mich tapfer waschen und zwagen, auch mein vollkraus Haar strählen. Dann that ich meine Kleider an, und als ich so da stund in meinem Schmuck und mir der stattliche Federbusch auf die Stirn fiel, schlug der Meister Bader die Hände zusammen und meinte, einen stattlicheren Mann habe er noch nicht in der Wanne gehabt. Das kitzelte mich gar sehr, gab ihm zu seinem Lohn noch einen Groschen, daß er auf meine glückliche Heerfahrt trinke. Das versprach der Meister. Darauf gürtete ich mein handlich Schwert um, warf den Spieß auf die Achsel und trat vor die Thür. Hörte alsogleich viel Lob von den Leuten und sah sie nach mir ausschauen, wie ich durch die Straßen ging, that aber, als sähe ich nichts, entschlug mich aller weltlichen Gedanken und ging stracks zu St. Jürgen. Da warf ich mich vor unserer lieben Frau auf die Knie, betete mit großer Inbrunst zu Ihr und zu St. Jürgen, dem wir Kriegsleute Schutz befohlen, daß sie Schild und Schirm über mir halten möchten bei der Heerfahrt, und gelobte der Mutter aller Gnaden ein silbern Kreuzlein, St. Jürgen aber zwei Pfund Wachs. Das Gelöbniß habe ich auch ehrlich gelöst, als mich die Heiligen nach Jahr und Tag wieder glücklich heimgeführt und ich von meinen Wunden genesen war; kostete in allem 5 Gulden 10 Mariengroschen.

Wie ich mein Gebet verrichtet hatte und mit gutem, starkem Muth aus der Kirche trat, kommt daher der Profos Herr Feilitz, reichte mir die Faust und sagte, eben habe er dem Obersten den Artikelbrief überbracht. Sollte auf den Dienstag ja zeitig zur Papageienwiese kommen, die Artikel anzuhören und zu beschwören, könne mir gar nicht fehlen, ein Doppelsöldner zu werden. Das that meinem Herzen wohl, und ich ging mit dem Profos auf die Schenke, um einen guten Trunk zu thun. War von der böhmischen Grenze, der Hans Feilitz, und ein Ketzer, aber sonst kein böser Mann, ließ andere mit essen und trinken, wenn er den Sold gehoben. Im landsknechtischen Haufen läuft eben alles mit, Ketzer, Wenden, Zauberer, ja sogar der lange Michael, ein Jud, zog mit uns auf Soltau. Darum weil allerlei Volk mitläuft, kommt auch das greuliche Fluchen und Sakramentieren bei den Kriegsleuten, ein Laster, das immer weiter um sich greift, und hatte ich mich, bei Gottes Marter und Tod! während der Kriegszeit auch so an das himmelverwetterte Fluchen gewöhnt, daß meine Seele fast Schaden daran nahm. Jetzt hab ich das vermaledeiete Sünd- und Schandfluchen mit Gottes Hülfe wieder ziemlich und sittsam abgelegt. Der Feilitz aber blieb bis zu seinem letzten Hauch ein tausendteuflischer Sakramentierer, er biß zu Soltau ins Gras; Gott sei seiner armen verleiteten Seele gnädig, denn obwohl ein Ketzer, war er doch mannhaft und ein guter Spießgesell.

2. *Wie wir unser Regiment aufgerichtet, auch vom Lager, item von allerlei landsknechtischem Thun und Treiben!* Hei! Da flatterten die roth und gelben Fähnlein und glitzerten und blitzerten die Waffen auf der Papageienwiese, daß ich gar auf

eine Zeit der Trennung Leid vergaß und fast frohmüthig wurde. Von Trommeln und Pfeifen, von Heerpauken und Zinken ertönten liebliche Weisen, und Lust und Leben lachte im Antlitz der stattlichen Kriegsleute, die ihrer an dreitausend um den Obersten, Herrn Bartold von Köln, versammelt waren. Als ich auf den Plan trat, lobten ihrer viele meine Ausrüstung und Gewandung, traten auch etliche Stadtkinder vor, die mir freundlich die Hand boten und zum Hauptmann Achaz von Heinen und zum Musterschreiber führten. Alsbald ritt auch der Herr Oberst und Musterherr, ganz im Harnisch und gefolgt von seinen Trabanten, heran, stieg vom Roß und wechselte einige Worte mit dem Hauptmann und Musterschreiber. Drauf ließ er zween Spieße in die Erde stecken neben des Schreibers Tisch und sandte einen Waibel zu mir und den andern Neugeworbenen ab, der uns Mann für Mann vor und durch die aufgerichteten Spieße zu schreiten befahl, denn die Musterung sollte beginnen. Da trat ich allen voran und schritt stolz gehobenen Hauptes, straff und mannlich mit meiner schönen Wehr an dem Obersten und den Hauptleuten vorüber durch die aufgerichteten Spieße, und wie ich hindurch schritt, hörte ich die Herrn unter sich tuscheln; — das war alles zu meinem Lobe. „Halt!“ rief der Hauptmann, und da stand ich fest wie in die Erde gewurzelt und hielt den Spieß grad vor mir in starker Faust. Fragt: Namen und was ich gewesen, obwohl ers schon wußte, worauf ich alles, was er fragte, mit freier starker Stimme aussagte. Das schrieb der Musterschreiber von Wort zu Wort ins Buch. Drauf der Hauptmann: „Walter Grünewald tritt für einen Doppelsöldner ins zweite Blatt, zum vierten Rott, empfängt 8 Gülden vom Pfennigmeister, kann abrücken.“ — Auch das schrieb der Musterschreiber ins Buch, und ich schritt stolz von dannen unter die losen Haufen, während die andern in gleicher Weise zwischen den Spießen gemustert wurden; waren aber nicht viel Doppelsöldner weiter darunter. — Ich ging wohlgemuth zum Zahlkasten des Pfennigmeisters, ließ mir meine 8 Gulden Monatssold zahlen und dünkte mich ganz reich, denn ich besaß köstliche Kleider und Waffen, hatte noch fünzig Gulden von meinem Gelde an meinem Gürtel hängen und war ein angesehener und belobter Doppelsöldner. — Ging, den Spieß achselnd, wie eine Schildwacht auf und ab, als ich mit einem Male einen leisen Schlag fühle, und wie ich mich umschaue, steht Xaver Blendlein vor mir, so seit einem Jahr und darüber ein Landsknecht, früher aber ein Schneider gewesen, schaut zu mir herauf und spricht mit spöttischer Miene, hätte noch keinen guten Schritt, wär ein Neuling und müßt erst einmal so viel Kraut gerochen haben wie er. Das nahm ich übel auf, da ich doch heut bereits von Hauptleuten, Obersten und Waibeln ob meiner Haltung hoch belobt war, und wollte eben meinem Schneiderlein spöttisch entgegnen, als die Trommler und Heerpauker ein Zeichen gaben, daß wir versammelte Landsknecht um den Obersten und die Hauptleute einen Ring schließen und ein „Still“ machen sollten. Da stellten wir uns flugs im Ring, waren

fein still und vernahmen die Ansprache des Obersten, der wieder hoch zu Roß saß und mit mächtiger Stimme anhob: „Liebe, getreue Landsknecht und Kriegsgesellen, guter, ehrlicher Leute Kinder! Es soll der Artikelbrief verlesen und der Eid euch abgenommen werden. Gebt fein Acht und denkt, wenn ihr schwört, an eurer Seelen Seligkeit und eures Leibes Wohlfahrt, auf daß nicht hier der Freimann und dort der Teufel über euch komme! Merkts!“ — Drauf fielen die Trommler und Pfeifer mit uns ein, als wir laut schrieen: „Ja, das wollen wir mit St. Jürgen und Gottes Hülfe!“, und als der Wirbel und Lärm zu Ende war und wieder ein „Still“ zu machen befohlen war, ritt ein Fähndrich als Herold an den Obersten heran und verlas mit lauter Stimme den Artikelbrief, nach welchem wir uns als ehrliche, treue Kriegsleute zu halten hatten.

Als die Artikel verlesen waren, thaten wir Neugeworbene den Eid nach einander in die Hand des Regimentsschultheißen und traten dann, soweit wir zu Achaz Fähnlein gehörten, in einen Sonderring zusammen, auf daß uns die obersten Aemter und auch die kleinen Aemter vorgestellt würden. Da trat der Locotenent, der Proviantmeister, der Quartiermeister, Feldwaibel, Gemeinwaibel und Profos zu uns her und sprachen uns alle in guten Worten an; noch hör ichs wie heut, als Feilitz, der Profos, zu uns herantrat und sein Sprüchlein anhub: „Liebe Landsknecht, thut ihr fein recht, so sind wir freundliche, gute Gesellen mit einander, thut ihr aber nicht recht, so muß ich das vertragen und euch strafen, ja, wohl gar dem Freimann euch überantworten, doch alles in Freundschaft und Vergebung, denn ich muß thun, was meines Amts, denn ich bin der Strafer. Merkts!“ — Drauf hieß uns der Regimentsschultheiß drüben im Bischofskamp hinter der Wagenburg das Lager beziehen und guter Dinge sein bis auf den Abend, uns aber des Balgens, Fluchens, Gotteslästerns und allzugroßen Zutrinkens zu enthalten, worauf wir unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Zinken den Schultheißen, alle Aemter und die ganze Kumpanei hoch leben ließen und über die Brücke hinaus ins Lager zu den Zelten und Hütten einrückten.

Da war allbereit ein lustig Leben. Der Troß der Weiber und Buben kochte und sudelte an den Feuern, daß uns ein lieblicher Duft allüberall in die Nasen zog; dazu boten die „Mercatanten“ fleißig ihr Getränk aus, und gar fleißig ward es unter Singen und Jubilieren angenommen. Einige saßen um große Fässer und ließen keine Kanne lange leer sein, andere saßen bei den Trommeln und dobbelten, daß die Schelmbeinlein (Würfel) schier Wirbel schlugen auf dem Kalbfell, noch andere sangen Schelmenliedlein, und viele rüstige Gesellen übten einander ihre Kunst mit dem langen Schwert oder mit dem Spieß und der Hellebarden.

Ich setzte mich mit unserm Rottmeister, dem alten vielversuchten Staats, und unserem Rott vor das uns angewiesene Zelt und kaufte ein Fäßlein Eimbecksch Bier, dazu lud ich das ganze Rott ein, und das erwarb mir Ansehen und Dank bei den Gesellen. Lobten alle mein

mannlich Gebahren, und der alte Staats meinte, ich sei ein so anstelliger Gesell, als ob ich mich schon in einem Dutzend Heerfahrten versucht hätte.

Wie mich nun das große Lob noch kitzelt und ich aus Lust und Freude darüber eben einen gewaltig tiefen Trunk thue, tritt der verzwerchte Xaver Blendlein aus dem andern Rott zu mir heran, der mich schon nach der Musterung auf der Wiesen hat schrauben wollen, und speiet mir allerlei spöttische Rede entgegen, wäre noch steif wie ein hölzern Herrgott, müsse mir erst was Rechts versuchen, müsse gehänselt werden, wie andere Neugeworbene auch. — Ob solcher Rede schwoll mir der Kamm, und ich schrie ihn mit mächtiger Stimme, während die andern Knechte alle ein scharfes Auge auf uns hatten, an: Versuchen hin! versuchen her! ob ers mal mit mir versuchen wolle im langen Schwert, wenn er mir mit seiner Kunst obsiege und mich wehrlos mache, solle er mich hänseln, so viel er wolle! Auf diese Worte schmunzelten die Gesellen 'und zwinkten einander Augenblinze zu, der Blendlein aber that hochmüthig, zwang sich zum Lachen und meinte, das wäre ja, als ob der Lehrbub den Meister lehren wolle. — „Top!“ rief ich, „bei St. Jürgen! bringt die Schwerter her, wollen doch sehen, wer der Meister ist!“ — „Wohlan denn!“ riefen Staats und die andern Gesellen, „der Walter hat einen guten Muth und muß seiner Sache vertrauen!“

Alsbald schlossen sie einen Ring um mich und den Blendlein, der gar schweigsam wurde, als ich ihm in meiner Länge gegenüberstand; von allen Seiten liefen Knechte herbei, um zu sehen, wie der Handel verlaufen würde. Auch der Profos kam heran, und als ihm unser Vorhaben kund geworden, ermahnte er uns mit guten Worten, als gute Freunde, nach den Regeln der Kunst der Schwerter zu gebrauchen, auf daß keiner wund würde und ein übler Ernst aus dem Schimpf entstehe. Wer böslich und mordlich das Schwert gebrauche und den Gegenmann verwunde, der sei ihm zur Strafe verfallen.

Darauf bot ich nach dem Brauch meinem Blendlein die Hand und gelobte, keine bösliche hintertückische 'Streiche zu führen und nicht mit der Spitze zu stoßen. Blendlein that desgleichen. — Nun brachte der alte Staats die langen Schwerter herbei, musterte sie, ob sie nicht scharf oder schartig waren, und als er sie stumpf und wohlgefügt befunden, nahm er sie mit seinen starken Händen, zum Zeichen, daß er recht gerichtet und die Schwerter wirklich stumpf, vorn bei den Klingen, hob sie mit grad ausgestreckten Armen strak vom Leibe weg und hieß uns zugreifen. Dabei erzitterte seine Stimme, denn die Schwerter waren gar lang und schwer und mit ausgestreckten Armen nicht wohl zu halten. Als nun jeder sein Schwert ergriffen und über dem Kopf hoch geschwungen hatte, sprach Staats: Wohlan denn, liebe fromme Landsknecht, weiset einander eure Kunst mit dem langen Schwert in gutem Schimpf! Schlagt los!

Kaum war das Wort heraus, so schlug mir der Blendlein einen behenden Schwertergang glatt an der Klinge weg bis auf das Kreuz,

meinte meine Fäuste zu erlahmen, aber meine Fäuste waren eisenfest, saßen wie eherne Zangen um den Griff, und Schlag und Widerschlag war eins, daß das Feuer vom Stahl stob, und ehe Blendlein noch zum zweiten Mal ausgehauen, hatte ich schon einen „Radschlag“ gethan, der ihm die halb erhobene Klinge weit zur Seite bog, und gleich im „halben Rad“ hinterdrein schlug ich ihm mit wohlgezieltem Streich das Barettlein vom Haupt, ohne ihm ein Haar zu krümmen. „Potztausend, wie wacker!“ riefen die Knechte und klatschten in die Hände. Das mochte meinem Blendlein wurmen, und er hieb gar wild und ungestüm drei Scheitelrechte nach mir, die ich ruhig auf die Klinge nahm, ihn dann aber blitzschnell und mächtig antrat, Kreuz auf Kreuz schob und ihm das Schwert aus den erlahmten Händen wand.

Wacker! wacker! Walter! Blendlein, hast genug! Der Walter ficht wie ein Meister Marxbruder! riefen die Knechte durcheinander, und der alte Staats und der Profos lachten, daß sie sich die Bäuche hielten. Der Blendlein aber war ganz kleinmüthig geworden, ließ mich auch fürder ungehänselt und ungeschroben, wie die andern, zumal da bald die Zeit kam, welche sie lehrte, daß ich meine Wehr so rüstig im Ernst wie im Schimpf zu brauchen wußte.

3. Wie wir wohlgerüstet auszogen, mit dem Feinde zu streiten! Nach einem guten, friedlichen Schlaf, den wir im Lager gethan, rief früh am andern Morgen die Trommel die ganze Mannschaft zum Ausrücken nach der Papageienwiese wach. Da ordneten wir uns alsbald nach unsern Rotten und Zügen und rückten sammt und sonders bis auf die Wächter und den Troß, die im Lager blieben, auf die Wiese, um allerlei Waffenspiel zu treiben. Ich war überall anstellig und behende, hatte ich doch in dem langen Hinz einen guten Lehrmeister gehabt. Unser Feldwaibel und Lehrmeister, Curd Burghart, hatte mit vielen Neugeworbenen sein schweres Thun. Als er die „gevierte Ordnung“ schließen ließ, da lief der eine bald hie, der andere da, ich aber erntete Lob, weil ich Fuß beim Male hielt. Das Spiel ging durch vierzehn Tage, Tag für Tag, bis alles sich seiner Arme und Beine wohl gebrauchen und hurtig der „Igel“ geschlossen werden konnte. War eine Freude, anzusehen und mitzulaufen, wenn auf des Waibels Befehl die Rotten und Züge mit vorgestreckten Spießen und Hellebarden im windschnellen Lauf einen Stachelring machten und miteins mauerfest dastanden im Igel, der so böse Stacheln hatte, daß auch das wohlgerüstetste Roß nicht ohne seines und des Reuters Schaden heran konnte. Solcher Igel ist uns nachher im Ernst oft von großem Nutz gewesen und wahrte uns gegen die Schwerter der Kürisser.

Abends bezogen wir stets das Lager, hatten gute Kost und Getränk voll auf, war gar ein lustig Leben. Da aber, als die Marterwoche und heilige Zeit heranrückte, sollte sich vielen die Freude in Leid verkehren, und gar mancher, der lustig gelacht, bald blutend auf der Wahlstatt liegen, denn es sollte nun ernstlich zum Schlagen

kommen. War am Tage Palmarum, als unser gnädiger Bischof selbst wohlgerüstet ins Lager ritt, uns einen Ring schließen und verkünden ließ, daß wir des folgenden Montags ausziehen sollten, wurden auch ermahnt, wacker zu streiten und Treue und gute Zucht zu halten. Darauf gab s. fürstliche Gnaden uns, unsern Waffen und Fahnen den Segen und celebrierte vor einem im Felde aufgeschlagenen Altar mit großer Inbrunst das Hochamt, nahmen auch den Leib des Herrn und waren den Abend und die Nacht über fein ruhig im Lager, denn es war aufs ernstlichste alles Spielen, Trinken und Buben untersagt. Früh am Morgen waren wir rüstig zur Hand, als die Trommler, Pfeifer und Trommeter uns wach riefen, brachen das Lager und die Wagenburg ab und rückten sammt und sonders auf die Papageienwiese, woselbst wir die „Arkeley“ (Artillerie) abwarteten. Währte auch nicht lange, so kamen die Büchsenmeister mit dem schweren und leichten Werkzeug von Steuerwald daher. Voran der Burlebaus, der schoß eines Zentners Schwere und ward von 33 Pferden gezogen, dazu führte er einen Troß von 32 Wagen mit 163 Pferden. Als diese gewaltige Karnbüchse vorfuhr, hub das ganze Spiel lauten Lärm an, auch wir schrien laut vor Freuden und schwenkten unsere Hüte und Fahnen, desgleichen die Büchsenmeister, so fast alle alte, versuchte Meister mit langen Bärten waren; der oberste Büchsenmeister war ganz in schwarze Seide gekleidet und hatte seinen Bart mit schönen Perlen durchgeflochten. Darauf fuhr der Umpenplump heran, der schoß 70 Pfund und gebrauchte 25 Pferde und 17 Wagen, drauf die ganzen und halben Nothschlangen, Falkonettlein und Scharpentiner, jedes nach seiner Ordnung. Von den leichten Falkonettlein und Scharpentinern, so nur von einem oder zwei Pferden gezogen wurden, ward unserm Haufen und Fähnlein ein gut Theil zugetheilt, das gab uns guten Muth.

Als wir nun nach Haufen und Rotten für den Zug geordnet waren und s. f. Gnaden sich mit dem Obersten und vielen Trabanten wohlgerüstet an die Spitze gestellt hatten, rückten wir mit vollem Spiel und unter lauten Schelmenliedlein auf die Herzöge, bis vor den Moritzberg, da ward wiederum ein Halt gerufen. Denn hoch oben Krähla zogs im hellen Sonnenschein herauf wie eine stählerne Mauer, und bald sahen wir, daß es Reuter in Krebs- und Stahlhauben waren, und entsetzten uns fast vor ihrer Zahl und Rüstigkeit. Allein es waren unsre guten Freunde, die Geldernschen Reuter, welche uns zur Hülfe heranzogen mit ihrem Führer, Herrn Asche von Cramm. Wir empfingen diese Reuter mit gleichem Jubel und Spiel, wie wir die Büchsenmeister empfangen, und jedes Fähnlein erhielt seinen Reuterzug zugetheilt. Waren sammt und sonders grimme und wohlversuchte Gesellen.

Nun rückten wir in guter Ordnung die Königsstraße entlang bis vor den Nobiskrug, wo wiederum ein Halt gemacht wurde. Hier verordnete der Oberst ein Fähnlein von 400 Mann, 100 Reutern und 4 Scharpentinern, die zogen als die Vorhut mit ihrem Spiel

voran. Herr Achaz von Heinen sollte mit unserem Fähnlein, 200 Reutern und 4 Scharpentinern die Nachhut machen, drum hielten wir am Nobiskrug, bis das schwere Geschütz und der ganze Gewalthaufen mit seinem Troß vorüber war. War eine Lust und Freude, zu sehen, wie stattlich diese Kriegsleute ausschritten und frohen Muth zum Streiten hatten.

Zunächst folgten s. f. Gnaden, dem Herrn Obersten und dessen Trabanten 200 wohlgerüstete Pferde mit Herrn Asche von Cramm; der war ein gewaltiger Held, ganz in Mailänder Rüstung, schaute gar grimmig und verwegen aus. Dann kam Gießelbrechts Fähnlein, war der stärkste Hauf mit 12 Trommlern und 6 Pfeifern. Die Knechte waren schön in braun flanderisch Tuch zumeist gekleidet; ihre Doppelsöldner im zweiten Blatt führten Stahlhauben und Platten um die Brust, ihre Hakenschützen grüne braunschweigische Hüte. Ihnen folgten die Hauptschützen, 500 Mann stark, die außer der Hakenbüchse nur kurze Wehren trugen, ihr Hauptmann war früher Hildesheimischer Bürger und der beste Schütz gewesen, gleich nachdem man die Armbrust abgethan und sich der Feuerröhre gebraucht hatte. War ein alter, viel versuchter Mann und schon mit den Franzosen vor Neapolis gewesen, hieß Just Hinstedt. Drauf kamen die Haaslerschen mit Spießen und Hellebarden, war ein zwar abgerissen, aber versucht Volk, das in dieser Fehde schon viel mit den Saldernschen gestritten hatte. Unter diesen Haaslerschen liefen viele gar barfuß, die hofften sehr auf Sturmsold und Plünderung, damit sie sich sauber und gut landsknechtisch kleiden möchten. In diesem Haufen zogen auch viele Schwarzkünstler, Zauberer, Wenden, Feldscherer und Theriakskrämer, waren böse Gesellen, liebten das Saufen, Spielen und Balgen über die Maßen. Drum folgte ihnen auch gleich auf dem Fuß der grimme Freimann mit der rothen Blutfeder am Hut und dem langen Richtschwert an der rechten Hüfte, desgleichen zwei Strafer mit ihren Steckenknechten und Verstrickern. Darauf kamen wieder stattliche Haufen mit ihren Hakenschützen und Reutern, dann das schwere Geschütz und am Ende der Troß mit seinen Karren, Wagen, Merkatanten, Weibern und Buben. War ein gar bunter, seltsamer Zug, und mußten wir weidlich lachen über ihren Führer, den Bubenwaibel, Henning Roden, der früher Schalksnarr gewesen. War in lauter bunte Fetzen gekleidet, trug grün und gelbe Hosen, in der linken Hand eine Hellebarde, in der rechten aber den „Gleichmacher“, aus gutem Haselholz geschnitten. Damit mußte er oft unter die losen Buben und Weiber schlagen, und zwei Stockknechte halfen ihm bei der ziemlichen Arbeit. Mitten im Troß fuhren in gesperrten Wägelein die Weiber der obersten Aemter und der vornehmen Leute, von Guardareutern begleitet. Als eben der Troß vorüber, gab unser Achaz der Nachhut das Zeichen zum Antreten, und wie nun die Trommeln wirbelten und die Pauker mächtig auf die Kessel schlugen, schritt ich neben dem alten Staats in guter Ordnung und frischen Muthes dahin.

4. Wie wir fochten! Ei, du mein Pankratz! war das eine stille Woche in diesem fünfzehnhundert und neunzehnten Jahr! Daß Gott erbarm, da war an kein Fasten und an keine österliche Zeit zu denken! Nahmen und aßen, was wir aufgreifen konnten, machten den Bauern die Hühnerhöfe leer und trieben Schafe und Rinder zusammen, daß es den Weibern und Buben schier an Pfannen und Töpfen fehlte, wenn wir lagerten und es an ein Kochen und Sudeln ging. An unsers Herrn Nachtmahls-Tage scharmuzierte unsere Vorhut zum ersten Mal mit den Mindenschen Völkern, welche aber hinter den Petershagen zurück sahen, blieben von den Mindenschen etliche todt auf dem Felde. Unsers Herrn Martertag sollte auch dem Kriegsvolk und vielen andern in der Feste ein Pein- und Martertag werden. Denn als wir vor der Feste angelangt waren und einen Ring um die Werke geschlossen hatten, ließ der oberste Büchsenmeister den Umpenplump und den Burlebaus vorfahren und achtete nicht der geringen Schüsse aus Hakenbüchsen und Scharpentinern, womit uns die auf der Burg schaden wollten; trafen uns nicht und keiner wurde wund. Mit einem Male, nachmittags zu zwei Schlägen, denk ich doch, es ist mein letztes, mein Haupt würde zersprengt und die Erde mir unter den Füßen weggezogen, stürzten auch viele Knechte wie todt über einander. Das kam von dem Umpenplump und Burlebaus, die der Büchsenmeister mit eins gegen den Hauptturm hatte abplauzen lassen; gleich darauf spieen auch einige Nothschlangen ihr Feuer gegen die Mauern und Wikhäuser, und war es ein Gekrach, als ob Gott der Herr zürne in tausend Donnerwettern am Tage des Gerichts und die Erde zerkrachen und zerbersten solle.

Gleich nachdem sich der erschreckliche Rauch ein wenig verzogen, sahen wir mit klarem Auge, wie große Steine vom Turm und von den Mauern fielen, und ein jämmerlich Geschrei vom Turm her traf unser Ohr. Da ließ der Büchsenmeister noch einmal schießen, greulicher noch wie zuvor, und dann zum dritten Mal, und noch war das Gedonner nicht verdröhnt, so riefen die Trommeln und Trommeten zum Sturm. — Sturm! Sturm! Sturm! gute Beute dort! heulte es allüberall in den Haufen, hastig löften alle ihre Kniebänder und zogen den Leibgürtel fester an sich, ich stand aus Ungewohnheit noch ganz verdutzt, als mir der Staats einen Stoß gab und schrie: „Eil dich, Maulaff!“, und da war er schon voran, ich aber nun hastig hinterdrein und das ganze Rott; was noch hinterherlief, konnt ich nicht wissen, denn an ein Umsehen war nicht zu denken. Der erste Anrann war unserm Fähnlein, dem Gießelbrechtschen und dem Haaslerschen befohlen worden; die zerlodderten Haaslerschen aber, denen Kleidung Noth that, kamen uns in ihrer Beutegier allen voran, stürzten sich mit großer Furi auf den nicht tiefen Graben und erkletterten schon den Wall, als wir uns anschickten, über den Graben zu setzen. Da fiel manch Mutterkind todt wieder in den Graben zurück, denn der Feind warf große Balken und Steine auf die Stürmer, wollte sich auch mit Schießen wehren, schoß aber drüber hin und traf die,

so weiter im Feld standen. Als wir nun mit großem Geschrei den Wall erstiegen und der herabfallenden Steine wenig achteten, waren die Haaslerschen schon oben, fielen in die Burg, schlugen und stachen alles todt, was vor die Klinge kam, desgleichen wir, stürzten miteins ins Städtlein herab, und da alles zitternd vor uns floh und sich niemand mehr wehrte, brachen wir alsbald die Häuser auf, um zu finden, was der liebe Gott uns an guter Kriegsbeute beschert hatte ....

...... Ein andres Mal brachten uns Freunde gute Zeitung über die Stärke der Feinde. Zwei Stunden von Soltau hatten sie ihr Lager aufgeschlagen und sich mit der Wagenburg verwahrt. Auf diese Kunde hin schritten wir gewaltig und muthig aus und hatten unsere Hauptfahne s. f. Gnaden der Bischof und der Herzog von Lüneburg, die Rennfähnlein hatten der Bastard von Geldern und die Grafen von Schaumburg, Diepholz und Asche von Cramm mit seinen wohlgerüsteten Reutern. Wir Fußknechte waren nach unseren Ordnungen „geviertet“, und unser Fähnlein zog mit den Gießelbrechtschen voran, so daß es nächst den Reutern zum Anrann kommen mußte. Da ermahnten uns s. f. Gnaden und der Herzog von Lüneburg, wacker auf den Feind zu gehen und uns als ehrliche fromme Landsknechte zu halten, auch die Ordnungen nicht zu verlassen. Darauf sprachen wir alle inbrünstig drei Pater noster und drei Ave Maria, und war das dritte Ave noch nicht ganz ausgesprochen, als die Geldernschen Reuter und Asche von Cramm sich mit großer Furi auf den Feind stürzten und mit aller Mannheit ganz mordwüthig drauf schlugen und stachen. Dazu ließen unsere Büchsenmeister die großen Quartierschlangen zwischen die Feinde donnern und knallen; her! her! her! dran! dran! dran! rief ich mit den Amtleuten und unserm ganzen Rott, fällten die langen Spieße und drängten gar mächtig ein auf die stutzigen und verwirrten Haufen. Miteins theilten sie sich und ließen ihre Reuter aus der Nachhut durch, die vermeinten, uns durch groß Geschrei und Geschlag zu schrecken, kamen uns aber nicht an den Leib, denn wie man eine Hand umdreht, hatten wir auf Henning Mönchhausens Anruf und Befehl den „Igel“ gemacht, also daß sich ringsum die langen Speere den Reutern entgegenstreckten und all ihr Grimm umsonst war. Wir lachten hinter unserm festen Stachelring ihres Grimms, und als sie zum dritten Mal vergebens angegriffen und sie eben abreiten, um aufs neue anzusetzen, hei! da wettern ihnen wie ein Donnersturm unsere Geldernschen über die Kappe und treiben sie in den Morast, der hinter der Wagenburg lag. Nun ward uns Luft und Licht, in das feindliche Fußvolk hinein zu schlagen und zu stechen. Gab ein gar greulich Morden und Balgen, und hab ich von da ab nicht mehr gehört und gesehen, was um uns vorging, sondern mit meinem ganzen Grimm über den Feind, eine Mordaxt vom Boden aufgenommen und wie ein wüthiger Eber um mich gehauen, so daß die Feinde ihre langen Spieße, die ich unterlief, gar nicht gebrauchen konnten und entsetzt vor mir wichen.

Hilf! St. Jürgen! rief ich da mit lauter Stimme und stürzte mich auf den fliehenden Fähnrich, einen großen, starken Gesellen, der seine Fahne wie mit eisernen Klammern hielt und sie nicht lassen wollte. Ich aber faßte ihn mit aller Macht um den Leib, fielen zu Boden und wälzten uns mit greulichem Balgen und Schlagen im Staub, bis ich mit raschem Griff mein Messer ziehen und es ihm durch die Kehle stoßen konnte; da ließ er nach, gab mir aber noch in seiner Todesnoth zwei Zwicke mit seinen Zähnen in meine rechte Schulter, die nachher sehr unfährig wurden und mir große Pein machten. Gleichwohl fühlte ich jetzt gar nicht die Zwicke und Wunden, die mir der lange Gesell gegeben, riß ihm die Fahne aus der erlahmenden und erstarrenden Faust, schwang sie hoch über meinem Haupte und rief vor Freuden laut zu St. Jürgen und allen Heiligen. War aber allerorts in unserm Heer lautes Jubeln und Kriegsgeschrei, denn der Feind wandte sich auf allen Seiten zur Flucht, ward im Nachsetzen von unsern Reutern überholt, niedergehauen oder in den Sumpf gejagt, so daß ihrer Tausende die Wahlstatt deckten.

Ein so großer Sieg war seit Menschengedenken nicht gewonnen worden. 4000 deckten die Wahlstatt. Herzog Erich, Herzog Wilhelm und viele vom feindlichen Adel waren gefangen. Auch ward der Herzogen Hauptfahne und alles Geschütz erobert, nämlich zwei große Carthaunen, acht große Schlangen, sechszehn Scharpentiner und sechs Feuermörser, dabei 70 Tonnen Pulver, mit aller Zubehörung und Bereitschaft. Auch wurden an 1000 mit Raubgut beladene Wagen und der Herzoge mit Silbergeschirr beladener Kammerwagen gewonnen, dazu viel Geld, kurz ein so großer Gewinn und glorreicher Sieg war in der ganzen Fehde noch nicht gemacht worden.

5. Von Strafgerichten!.... Gegen Mittag kriegten Profos, Steckenknechte und selbst der Freimann zu thun, denn der Regimentsschultheiß hielt Strafgericht wegen Artikelverletzung, gröblicher Vergehen gegen die Vorgesetzten und wegen muthwillig angelegten Feuers. Da wurden etliche auf eine Zeit in den Troß unter die Buben gestoßen, andere als Schelme ausgerufen und ganz von der Mannschaft ausgethan, ihrer zwei wurden gar dem Freimann überantwortet, und wie sehr sie auch um das Schwert baten, so half es ihnen doch nichts bei dem zornigen Obersten, und der Freimann führte sie nach einer Linde und ließ sie am grünen Baum im Hanf ersaufen. Das schlimmste Strafgericht kam zuletzt, das wurde verhängt über einen Wenden von den Haaslerschen, der überwiesen ward, ganz muthwilligerweise und wider strenges Verbot beim Stürmen Feuer angelegt und dadurch das ganze Heer in groß Ungemach und Schaden gebracht zu haben. Dieser arme Sünder ward ihm zur wohlverdienten Strafe und andern zum Abschen gar durch die Spieße gejagt und jämmerlich zu Tode gestochen.

.... Eines Morgens wurden die Wachen doppelt und vierfach bezogen und alle Geschütze geladen. Darauf riefen die Trommler die ganze Mannschaft, bis auf die Büchsenmeister, welche bei den Stücken

blieben, zum Ausrücken nach dem Anger, der auf Doppelhakenschußweite vom Lager lag. Dort, mitten auf dem Anger, saß allbereit auf einer Brücke vor seinem schwarz ausgeschlagenen Tische der Regimentsschultheiß mit seinen Beisitzern, einem Locotenent, einem Waibel und sechs aus den Gemeinen. Alsbald schlossen wir einen Ring um die Richter, und der Schultheiß erhob sich mit seinen Beisitzern und begann das Gericht zu hegen. Feilitz führte den armen Sünder herbei, und dieser empfing sein Sprüchlein. Sechzehn Rott Knechte standen in einer Gasse inmitten des Ringes und hielten die Spieße aufrecht. Da fragte im Namen Gottes, im Namen des Obersten und im Namen des Schultheißen der Profos die aufgestellten Knechte, ob das Urtheil richtig gefunden sei und ob sies ehrlich vollstrecken wollten. Gleich nach den Worten hoben die aufgestellten Knechte die rechte Hand in die Höhe, als Zeichen, daß sie mit dem Urtheil zufrieden seien und recht richten wollten. Alsbald bedankten sich die Fähndriche beim gemeinen Mann für seinen guten Willen, ehrhaftes Regiment zu stärken, rissen ihre Fähnlein, die dem Brauche nach während der Gerichtssitzung verkehrt in der Erde gesteckt, aus dem Boden und gaben dem Profos das Zeichen. Da führte Feilitz den armen Sünder vor die Gasse, also daß er mit dem Rücken gegen die Sonne gestellt war, gab ihm im Namen der heiligen Dreifaltigkeit drei leichte Streiche auf die Achsel und sprach: „Nun laufe tapfer zu, Gott gnade deiner Seele!“ — Alsogleich schlugen die Trommler ihren Wirbel, die Knechte fällten dem armen Sünder ihre Spieße entgegen, und er lief so wacker hinein, daß er schon inmitten der Gasse jämmerlich zerstochen war und todt niederfiel. — — Eines ehrlichen Begräbnisses ging er verlustig, weil er ein Verräther gewesen, drum hob ihn der Freimann auf mit seinen Knechten und hing ihn an eine alte Weide, den Vögeln zur Speise.

Karl Seifart.

78. Die Hexen.

Niemals grassierte der Aberglaube mehr in Deutschland, als vor und nach dem dreißigjährigen Kriege. So wähnte das Kriegsvolk, es gebe ein Mittel (die sog. Passauer Kunst), sich wider Hieb, Stich und Schuß unverwundbar zu machen; so bereitete man gewisse Tränke, um dadurch Personen, welche man liebte, zur Gegenliebe zu zwingen; so grub man an verrufenen Orten unter allerlei aberwitzigen Sprüchen und Bräuchen nach Schätzen; überall aber zeigte sich als tiefer Grund des Aberglaubens die wilde, unbändige, gemeine Sinnlichkeit. Besonders aber beherrschte damals der entsetzliche Wahn, daß es Hexen und Zauberer gebe, alle Köpfe, und zwar mit einer Macht, welche in der Weltgeschichte beispiellos ist. Bloß das finstere, unheimliche Aussehen einer alten Frau, irgend ein besonderes Merkmal, irgend eine zufällige Rede genügten schon vollauf, um eine solche Unglückliche bei dem abergläubischen Volke als Hexe zu verdächtigen und dem pein-

lichen Gericht zur Folter und zum Feuertode zu übergeben; aber auch Jugend und Schönheit, Untadelhaftigkeit des Wandels, ja selbst der geistliche Stand schützten nicht vor der furchtbarsten Angeberei auf Teufelsbündniß, wenn Neid, Haß, Rachsucht der Ankläger oder Habsucht der Ringer und Scharfrichter als Beweggründe wirkten, um diese oder jene Person dem Verderben zu überliefern. Auch gaben wohl Gefolterte und Verurtheilte aus wahrhaft teuflischer Schadenfreude andere als Genossen eines Verbrechens an, welches gar nicht existierte. Zahllose solche vermeintliche Hexen bekannten unter den Qualen der Folter und im Todesröcheln alles, was man hören wollte: daß sie wirklich mit dem Teufel Verkehr gehabt, daß sie wirklich durch die Luft zum Hexensabbath geritten seien und den höllischen Festen beigewohnt hätten. Ja manche Personen von schwachen Nerven und krankhafter Stimmung hielten sich für besessen und klagten sich selbst aus freien Stücken als Hexen vor Gericht an. Dieser Wahn steckte an wie eine Pest. Da machte man in allen deutschen Ländern auf die Hexen Jagd; es erging ein schauderhaftes Morden von Seiten der Gerichte; das deutsche Volk wüthete gegen sich selbst, gerade als hätte es noch nicht genug gehabt an allen den Wunden, welche ihm der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte. Ueberall brannten Scheiterhaufen und Menschen darauf, als unglückselige Schlachtopfer des Aberglaubens.

Zwar gab es in jener finsteren Zeit auch edle und aufgeklärte Männer, welche den furchtbaren Hexenglauben zu bekämpfen suchten. Zuerst that dies der brabanter Arzt Johannes Wien, dann zwei Geistliche, Cornelius Loos und Adam Tanner, am eifrigsten ein wahrhaft frommer und edler Mann, obwohl Jesuit, Namens Friedrich Spee. Dieser verdienstvolle Geistliche war 1595 zu Kaiserswerth geboren und stammte aus einem adligen Geschlechte. Als Seelsorger mußte er selbst in ein paar Jahren wohl zweihundert vermeintliche Hexen zum Tode vorbereiten und ihnen auf ihrem letzten Gange zum Scheiterhaufen beistehen. Da überzeugte sich Spee von der Unschuld dieser Schlachtopfer, und das Entsetzen über den ungeheuren gerichtlichen Mord, über die Verblendung seiner Zeitgenossen erschütterte den wackern Mann so tief, daß er, noch jung an Jahren, graue Haare bekam. Voll heiligen Eifers suchte er, wo er nur konnte, die Unglücklichen zu retten. Aber diese Versuche waren sehr gefährlich; denn wer sich damals der „Hexen" annahm, der wurde selbst ohne Unterschied des Standes und Charakters als ihr Mitschuldiger angesehen und verdammt; und Spee fand nirgends Gehör, sondern kam fast selbst in Verdacht. Er schrieb nun ein Buch in lateinischer Sprache, betitelt „Cautio criminalis", worin er mit dem größten Scharfsinn und mit der ganzen Wärme seiner Begeisterung bewies, wie unsinnig, rechtswidrig und empörend das grausame Verfahren der Hexenrichter sei, und worin er die entsetzlichen Folgen jenes Aberglaubens in den lebhaftesten Farben schilderte. Dies Buch erschien ohne seinen Namen im Druck, zuerst im Jahre 1631 in

Rinteln, ein Jahr darauf zu Frankfurt am Main. Auch sonst bewies sich Spee als edler Menschenfreund. Er starb, erst vierzig Jahre alt, am 7. August 1635 zu Trier, als Opfer seiner Nächstenliebe, an einem ansteckenden Fieber, das er sich bei unausgesetzter Krankenpflege zugezogen hatte. Ihm folgte später als muthiger Kämpfer für die Sache der Vernunft wider den Hexenglauben kühn und erfolgreich der Leipziger Jurist Christian Thomasius; doch fällt dessen Wirken erst in die letzten Jahre des 17. Jahrhunderts. Uebrigens war es kein Wunder, daß Wahn und Aberglaube im Volke so tief wurzelten; denn die Fürsten und Vornehmen gaben selbst ein schlimmes Beispiel und hielten noch immer steif und fest auf Alchymie und Astrologie, ließen sich von listigen Gaunern, welche sich das Ansehen tiefer Weisheit gaben, betrügen und verschwendeten an diese ihre Schätze und das Geld, welches die Unterthanen im Schweiße des Angesichts erwarben.

Duller und Pierson.

79. Materielle Cultur.

Aller Civilisation Anfang und bleibendes Fundament, der Ackerbau, zeigte sich bei uns in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in raschem Vortritt begriffen. Der geistige Aufschwung, welcher während der Reformationsperiode die ganze Nation erfaßte, blieb auch für die Landwirtschaft nicht unfruchtbar. Wir bemerken bald, daß die höheren Stände derselben mehr Aufmerksamkeit zuwenden als bisher, daß Anfänge einer rationelleren Behandlung von Feld und Wald gemacht werden. Der Bauer galt jetzt auch als Mensch und als solcher als bildungsfähig und bildungsbedürftig. Daher entstanden Volksschulen, die aber in Folge des Bauernkrieges meistens wieder gewaltsam unterdrückt wurden. Der deutsche Bauer sollte jedoch, nachdem er der Leibeigenschaft wieder mit Leib und Seele verfallen, möglichst viel für die Herren produzieren, um die gesteigerten Bedürfnisse der letzteren zu decken, welchen der immer mehr sich belebende Handel zur Verwerthung der Erzeugnisse ihrer Güter reichliche Gelegenheit darbot. Den Grundeigenthümern mußte demnach daran liegen, daß die Arbeit ihrer Hörigen eine recht nutzbare sei, und da die Erfahrung bewies, daß die Pachtwirtschaft viel bessere Resultate lieferte als die Bearbeitung der Felder durch verdrossene Leibeigene, so verwandelte mancher Herr seine leibeigenen Bauern in Zeitpächter oder Erbpächter. Solchen wurde meist auch die Bebauung der fürstlichen Hausgüter oder Domänen und der städtischen Gemeindeländereien überlassen. Anderwärts benützte man Rodung von Forsten und Entsumpfung von Moorgegenden, um zur Anlegung von Colonien besitzloser Bauern Boden zu gewinnen. Bereits erschienen auch landwirtschaftliche Schriften wie die „Sieben Bücher vom Landbau" (1589), und die Gesetze, welche auf die Landwirtschaft Bezug hatten, wurden zu sogenannten Landesordnungen zusammengestellt. Da und

dort nahm sich auch wohl ein Fürst des Ackerbaues und der Obstzucht werkthätig an, wie insbesondere der Kurfürst August von Sachsen, welchen sein Kammerpräsident Thumshirn dabei unterstützte. Indessen konnte sich Deutschlands Ackerbau noch keineswegs mit dem oberitalischen messen, welcher bereits den Kleebau und die Besömmerung des Brachlandes kannte. Auch für die Verbesserung der Viehzucht geschah einiges und zwar das meiste für die Pferdezucht in den fürstlichen Stutereien. Aber alle die auf dem landwirtschaftlichen Gebiete sprossenden Keime des Fortschrittes zertrat der plumpe Fuß der dreißigjährigen Kriegsfurie. Man kann sich leicht vorstellen, wie es zur Zeit des westfälischen Friedens mit dem deutschen Ackerbauwesen bestellt war, wenn man bedenkt, daß damals in vielen, sehr vielen Gegenden unsers unglücklichen Landes mehr Wölfe als Bauern in den Dörfern wohnten. Jedoch die zähe Beharrlichkeit unseres arbeitseifrigen Volkes griff das zerstörte Werk der Cultur von neuem an, und allmählich kleideten sich die mit seinem Schweiße getränkten verödeten Fluren wieder in das grüne Gewand hoffnungsreicher Saaten. Der verarmte Adel mußte, um existieren zu können, dem Landbau Achtsamkeit schenken, und die Noth, die Mutter alles Großen, zwang ihn zu etwas rücksichtsvollerer Behandlung der Bauerschaft. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich die Landwirtschaft wieder bedeutend erholt. In der Pfalz war der Kleebau eingeführt, in Kärnthen schon 1665 die erste Säemaschine erfunden worden. Die Ackerwerkzeuge wurden verbessert und auch in der Viehzucht einige Verbesserungen erwirkt. An eine Förderung, wie sie in späterer Zeit eintrat, war freilich noch nicht zu denken. Der Herrenstand beschäftigte sich noch viel zu viel mit den wilden Thieren, als daß er den zahmen hätte die gehörige Aufmerksamkeit schenken können. Die altgermanische Jagdlust fand noch immer vollauf Befriedigung, und die furchtbare Grausamkeit, womit gegen die Wilderer verfahren wurde, zeigt, wie streng die Aristokratie auf ihrem angemaßten Jagdvorrecht bestand. Herzog Ulrich von Württemberg gebot 1517, daß den Wilderern beide Augen ausgestochen werden sollten, aber den scheußlichsten Frevel dieser Art beging doch wohl ein geistlicher Herr, jener Erzbischof von Salzburg, welcher 1537 einen Bauer, der einen seinem Acker verderblichen Hirsch erlegt hatte, in die Haut des Thieres nähen und von den Hunden zerreißen ließ. Es war auch ein junkerlicher Jagdspaß, ertappte Wilddiebe auf Hirsche binden zu lassen zu entsetzlichem Todesritt. Im 17. Jahrhundert rechnete man zur hohen Jagd: Bären, Edelhirsche, Damhirsche, wilde Schweine, Luchse, Kraniche, Auerhühner, Fasanen und Trappen; zur mittleren: Rehe, Keuler, Bachen, Frischlinge, Wölfe, Brachvögel, Birkhühner und Haselhühner; zur niederen: Füchse, Hasen, Dachse, Biber, Fischottern, Marder, Waldkatzen, Eichhörnchen, Wiesel, Hamster, Schnepfen, Rebhühner, wilde Gänse und Enten, Reiher, Taucher, Möven, Wasserhühner, wilde Tauben, Kibitze, Drosseln, Lerchen. Dieses Verzeichniß giebt einen interessanten Fingerzeig über den damaligen Wildstand. Bären,

Wölfe, Luchse und Biber waren überall noch häufig anzutreffen. Um 1630 fing man binnen drei Jahren über 120 Biber an den Donauufern bei Ulm. Der letzte Bär im eigentlichen Deutschland wurde 1686 in Thüringen erlegt. Die Steinböcke waren um 1680 in den Alpengegenden bereits ausgerottet und wurden nur noch in Thiergärten erhalten. Im 16. Jahrhundert war der Ertrag der Jagdbeute wahrhaft enorm, wenigstens was die Zahl der erlegten Thiere betrifft. Während der Regierung des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich sollen in seinem Lande nahe an 8800000 Stücke Wild getödtet worden sein; der Fürst selbst erlegte mit eigener Hand 208 Bären, 200 Luchse und 3583 Wölfe. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts mußte der Wildstand bedeutend abgenommen haben, weil z. B. in Meißen und Brandenburg damals ein Hirsch 7 Gulden kostete, während ein fetter Ochse nur 5 Gulden galt. Die allgemeinere Verwilderung der Zeit des dreißigjähren Krieges war freilich dem Wilde eben so günstig, wie sie der Landescultur ungünstig war. Sehr üble Folgen hatte sie auch für den Weinbau, der sich im Mittelalter namentlich in den Rheingegenden so gehoben hatte, daß die Ausfuhr die Frankreichs hinter sich ließ. Als der verderbliche Kriegssturm, welcher allein in Württemberg über 40000 Morgen Weinberge verwüstet hatte, vorüber war, griff auch der Winzer wieder zu Hacke und Messer, und es wurden sogar Weingärten in Gegenden angelegt, wo sie jetzt längst wieder verschwunden sind. Neben den Rhein-, Mosel- und Pfälzerweinen hatte besonders der Neckarwein Ruf. Nikodemus Frischlin hat die Vorzüge der verschiedenen Sorten desselben 1575 in einem lateinischen Carmen besungen, welches beweist, daß man schon damals die Tugenden des Elfingers, Heppachers, Beutelbachers, Felbachers und Beinsteiners zu würdigen wußte. Der Mittelpunkt des süddeutschen Weinhandels war damals Ulm, wo im 16. Jahrhundert oft 300 Weinwagen auf den Markt gekommen und zu Anfang des 17. oft an einem Tage 800 Fässer verkauft wurden. Mit der Weinverbesserung ging die Weinverfälschung Hand in Hand. Es mochte noch angehen, wenn zu Hamburg Versüßungsanstalten für die sauren märkischen Weine etabliert waren, allein im südlichen Deutschland wurde die Mischung des Weins mit Obstmost so unverschämt getrieben, daß das Obstmosten mehrmals ganz untersagt ward. Eine noch gefährlichere Concurrenz, als der deutschen Weinproduction aus der Einfuhr fremder, namentlich italischer und ungarischer Weine entstand, kam ihr von Seiten der einheimischen Bierbrauerei, gegen welche die Bevölkerung von Weingegenden ungemein erbittert war. Die wüthendste Bierfeindschaft hegte man natürlich da, wo zwar emsig Wein gebaut wurde, aber nicht eben guter; so z. B. in der Reichsstadt Reutlingen, deren Rath 1697 beschloß, „die Sudelei des Bierbrauens in allweg abzuthun.“ Wie sehr der Obstbau in Ehren stand, ist schon daraus zu ersehen, daß um 1514 schon zu Augsburg das Baumbelzen zu den freien Künsten gerechnet wurde. Für die Emporbringung und Veredelung der Obstcultur haben sich besonders der Kur-

fürst August von Sachsen und der große Kurfürst von Brandenburg' erfolgreiche Mühe gegeben. Im Herzogthum Braunschweig kannte man i. J. 1591 Quitten, Pfirsiche, Pflaumen, Schwarz- und Weichselkirschen, Honig-, Speck- und Muskatellerbirnen, Süß-, Scheiben- und Borsdorferäpfel. Das „Sehr liebreich und auserleßen Obsgarten- und Peltzbuch", welches 1620 zu Nürnberg herauskam, zählt 115 Sorten von Aepfeln, 110 von Birnen, 13 von Kirschen und 19 von Pflaumen.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurde der deutsche Land- und Gartenbau durch Adoption einer Menge fremder Frucht- und Pflanzenarten wesentlich bereichert. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde der asiatische Buchweizen eingeführt. Die Rapscultur brachten die durch Alba vertriebenen Niederländer nach Süddeutschland. Der Anbau des schon zur Zeit Karls des Großen bekannten Krapps wurde namentlich in Schlesien und Böhmen emsig fortgetrieben, dagegen erlitt die besonders in Thüringen blühende Cultur des Waid durch die Einfuhr des Indigo schwere Beeinträchtigung. Den Mais hatte Columbus 1493 nach Europa gebracht; er kam jedoch erst um 1650 nach Süddeutschland, wo er, weil er zunächst aus Italien gebracht, den Namen Wälschkorn erhielt. Von ungleich größerer, von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung war eine andere Gabe Amerikas, die Kartoffel, welche in Deutschland zuerst von dem Botaniker Klusius gepflanzt wurde (1588) und zwar nur als botanische Seltenheit. Ihre Verbreitung als Nährfrucht ging in Deutschland sehr langsam von Statten, denn während in einigen Gegenden schon um 1613 der Anbau der Kartoffeln „gar gemein" war, kamen sie erst um 1640 nach Hessen-Darmstadt, Westfalen und Niedersachsen, nach Braunschweig 1647, nach Berlin 1650, noch später nach Bamberg (1716), in die Pfalz, nach Baden und Schwaben. Im Murgthale wurde der Kartoffelbau erst 1740 eingeführt, in den Dörfern auf und an der Schwäbischen Alp erst um dieselbe Zeit. Der Gebrauch eines dritten amerikanischen Krautes, des Tabaks, soll, was das Rauchen desselben betrifft, zuerst durch die Soldaten Kaiser Karls V. aus den Niederlanden, was das Schnupfen angeht, durch spanische Kriegsvölker im dreißigjährigen Kriege nach Deutschland gebracht worden sein. Der Genuß des Tabaks, welcher das Eigenthümliche hat, daß er ein sinnlicher und dennoch nur ein eingebildeter ist, machte ungeheure Fortschritte. Man rauchte ihn aber zunächst als Heilkraut, welchem ganz abenteuerliche medicinische Kräfte zugeschrieben wurden. In einem Kräuterbuche vom Jahre 1686 heißt es: „Der Tabak macht Niesen und Schlaffen, reinigt den Gaumen und Haupt, vertreibt die Schmerzen und Müdigkeit, stillet das Zahnweh, behütet den Menschen vor der Pest, verjaget die Läuse, heilet den Grind, Brand, alte Geschwüre, Schaden und Wunden." Andere sahen die Sache freilich anders an. Nach dem Vorgange des englischen Königs Jacobs I., der aus Mangel an sonstiger Beschäftigung verschiedene Bücher gegen das Rauchen edierte, wütheten auch in Deutschland Geistlichkeit und Obrigkeiten gegen die

Raucher, und Predigten wurden gehalten, Quartanten wurden geschrieben gegen die, „welche ihren Mund zum Rauchfang des Satans machten." Unter den Pönalmandaten, welche gegen die neue Sitte des „Tabaktrinkens" erschienen, ist besonders das zu Bern 1661 erlassene merkwürdig, weil es in die Tafel der Gebote unmittelbar hinter dem Verbot: Du sollst nicht ehebrechen! das weitere: Du sollst nicht rauchen! einschob. Bald jedoch änderte sich der Ton, denn man hatte herausgefunden, daß der Tabak nicht nur narkotische, sondern auch finanzielle Kräfte enthalte, und deshalb wurde dem Anbau und Genuß des Tabaks von Staatswegen Vorschub geleistet. Bereits um 1630 wurde in Baiern und Thüringen Tabak gebaut, und seine Cultur verbreitete sich 1681 nach Brandenburg, 1697 nach Hessen und in die Pfalz. — Vom Aufgange her, aus dem sonnigen Arabien, kam der Kaffee, welcher ein so treuer Gefährte des Tabaks werden sollte. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts zählte man in Kairo bereits 1000 Kaffeehäuser. Von hier verbreitete sich der Genuß des Kaffees nach Constantinopel, und von da brachte ihn der Gesandte Mohameds IV. an den Hof Ludwigs XIV. Der deutsche Arzt und Reisende Rauwolf hatte in seiner „Aigentlichen Beschreibung der Reiß in die Morgenländer" (1582) seinen Landsleuten zuerst von diesem Getränk erzählt und dann Adam Olearius in der 1647 erschienenen Beschreibung seiner Reise nach Persien vom Chan zu Ardebil gemeldet: „Den Tabak liebte er sehr und sog den Rauch durch lange Röhren, die durch ein Wasserglas laufen, an sich; dazu trank er heißes schwarzes Wasser, Kahawä genannt." Von Frankreich aus, wo 1671 zu Marseille das erste Kaffeehaus errichtet wurde, kam die Sitte des Kaffeetrinkens nach Deutschland und breitete sich, wenn auch nicht ohne Widerstand einzelner Obrigkeiten, rasch aus, so zwar, daß Kaffee und Chocolade bald ein beliebtes Frühstück der Vornehmen ward. Am Brandenburger Hof war der Kaffee bald nach 1670 bekannt. Zu Wien wurde das erste Kaffeehaus eröffnet 1683, zu Regensburg und Nürnberg 1686, zu Hamburg 1687, zu Stuttgart 1712, zu Augsburg 1713. In dem schwäbischen Alpdorf Genkingen trank man zum ersten Male Kaffee 1817, in dem bekannten Hungerjahre, womit ich andeuten will, daß der Kaffee aus einem Luxus der Vornehmen allmählich zu einem jetzt ungeheuer verbreiteten Nahrungsmittel der ärmeren Klassen geworden ist. Ein anderer Fremdling, der aus China stammende Thee, wurde in Deutschland eingeführt durch den brandenburgischen Leibarzt Bontekoe, welcher ein so unmäßiger Verehrer desselben war, daß er 1667 in einer Theetendenzschrift behauptete, um recht gesund zu sein, müsse man täglich 100 bis 200 Tassen Thee trinken. Mit den auswärtigen und überseeischen Pflanzen und Nahrungsstoffen kamen auch eine Menge neuer Heilkräuter nach Deutschland, die dann in botanischen Gärten gepflegt wurden. Einen solchen erhielt Königsberg 1551, Leipzig 1580, Breslau 1587, Heidelberg 1597, Würzburg 1709, Ingolstadt und Hamburg 1710, Wittenberg 1711. In den deutschen Küchengärten wurden am Anfange des

17. Jahrhunderts gepflanzt: Kohl, märkische Rüben, rothe Rüben, Mohrrüben, Rettige, Meerrettige, Kresse, Gurken, Kürbisse, Kartoffeln, Petersilie, Sellerie, Erbsen, Salat, Zwiebeln, Knoblauch, Wirsing, Tabak, Zipollen, Winterendivien, Kopf- und Blumenkohl. Die deutschen Blumengärten damaliger Zeit prangten mit Anemonen, Violen, Hyazinthen, Rosen, Skabiosen, Rosmarin, Lilien, Nelken, Mohn, Thymian, Lavendel, Salbei, Goldlack und Tulipanen. Aus Italien kam die Ziergartenkunst der neueren Zeit. Sie ward in Deutschland zunächst an den fürstlichen Schloßgärten und an den Lustgärten reicher Patrizier in Anwendung gebracht. Hier verdarb jedoch den italienischen Sinn für schöne Formen bald die Nachahmung der Holländer mit ihrer Tulpenmanie, ihrem porcellanenen Schnörkelwerk und ihrer lächerlich putzigen Verschönerung der Natur. Dann kam der französische Gartengeschmack auf mit seinen schnurgeraden Alleen, steif geometrisch gezirkelten Beeten, schattenlosen Boskketten, mythologischen Wasserkünsten und perrückenhaft zugestutzten Taxushecken. Das dauerte bis ins 18. Jahrhundert hinein, wo die naturgemäße englische Gartenkunst in Deutschland Eingang fand. Unter all dem Fremden, was im 16. und 17. Jahrhundert zu uns kam, müssen auch noch die sogenannten Spielthiere erwähnt werden, Lachtauben, Angorakatzen, Goldfische und Kanarienvögel. Die letzteren waren lange Zeit so außerordentlich beliebt, daß von Tyrol aus ein einträglicher Handel damit getrieben wurde. Der „gezähmte Kanari" auf dem Zeigefinger der rechten Hand gehörte zur Toilette der vornehmen Dame, wie zum Sonntagsstaat der Bürgersfrau. So empfingen sie Besuch, und so ließen sie sich malen.

Nach Scherr.

80. Leben und Sitten im sogenannten Zeitalter Ludwigs XIV.

(1648—1740.)

Deutschland lag in jenem Jahrhundert, welches seit dem westfälischen Frieden bis zum Tode Karls VI. verfloß und das Jahrhundert Ludwigs XIV. genannt wird, von dem Schlage, den ihm der dreißigjährige Krieg versetzt hatte, betäubt und von der arglistigen Politik Frankreichs auf allen Seiten umstrickt, in einer schmählichen Ohnmacht und Schwäche darnieder. Während es ihm kaum gelang, das zu erhalten und zu vertheidigen, was ihm die auf den Geist rein weltlicher Despotie gegründete Macht der (in Frankreich, Spanien und Italien nun vorwaltenden) Bourbonen belassen wollte, richtete es sich auch in den Bewegungen seines innern Lebens mehr und mehr nach dem vom französischen Hofe ausgehenden Geist einer unsittlichen, eigensüchtigen, aller Wahrheit und Tugend Hohn bietenden modernen Lebensphilosophie.

Rücksichtslose Willkürherrschaft, üppige Sinnlichkeit, abenteuerlich-liederliche Verschwendung, trügerischer Heuchelschein, eitle Prahlerei und falsche Ruhmsucht wirkten ansteckend auf viele deutsche Fürsten und Herren jener Zeit, die in Ludwig XIV. das Muster eines Herrschers sahen und dasselbe nach Möglichkeit in sich und ihren Umgebungen nachzuahmen strebten. Man fing an, die jungen Prinzen und Junker nach Paris zu schicken, damit sie die Rolle eines Ludwig XIV. spielen lernten, und der deutsche Adel that sein Möglichstes, seine Fürsten in einem Streben zu bestärken, von welchem er nur Vortheile für seinen Stand erwartete.

Die schädlichen Folgen jener Nachahmungssucht zeigten sich bald 1. in der durch den französischen Einfluß genährten Uneinigkeit der ohnedies nur äußerst lose verbundenen Reichsglieder untereinander; 2. in der rücksichtslosen Verletzung der Unterthanenrechte von Seiten vieler Fürsten, welche (gleichwie Ludwig XIV. nur in seiner Person den Staat sah und keinen freien Bürgersinn duldete) auch immer mehr darauf ausgiengen, die Reichsstädte zu unterdrücken, die Landstände zu misachten und die Bürger ihrer alten Freiheiten zu berauben; 3. in der von vielen Höfen ausgehenden Entsittlichung und Erschlaffung des früher viel kräftigeren Volksgeistes und edleren Bürgersinnes; 4. in der Verschwendung und Zerrüttung der Einkommensquellen der Staaten und in der damit zusammenhängenden größeren Bedrückung und völligen Verarmung der Unterthanen.

Der erste Nachahmer Ludwigs war in der Mitte des 17. Jahrhunderts Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen, dessen verschwenderische Hofhaltung einen Bankerott nach sich zog, den die Landstände decken mußten. Noch ärger machte es sein zweiter Nachfolger, Johann Georg IV., unter dessen Erpressungen das Land furchtbar litt; am ärgsten aber trieb es sein Bruder und Nachfolger, der starke August von Sachsen, dessen Feste und Vergnügungen, Lustschlösser und Schatzkammern unermeßliche Summen verschlangen und der, selbst als er um den Preis des Religionswechsels 1697 König von Polen wurde, fort und fort das Mark seines sächsischen Erblandes auf die Befriedigung seines Ehrgeizes und seines eigenen Prunklebens verwandte, ohne je auf die Klagen seiner Unterthanen zu hören.

Ebenso hatte die lange Verbindung des Kurfürsten Max II. Emanuel von Bayern († 1726) mit Frankreich schädlichen Einfluß auf sein Erbland, aus welchem ihm, da er als Statthalter der Niederlande meist in Brüssel lebte, zur Befriedigung seiner dem französischen Geschmacke huldigenden Bedürfnisse, oft dreifache Steuern zugeschickt werden mußten. Ihm ahmte sein Vetter, Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz († 1716) nach, der in Düsseldorf, der Hauptstadt seines jülichischen Erbes, lebte.

Auch der Hof des Kurfürsten von Braunschweig-Hannover blieb nicht hinter dem Zeitgeschmacke zurück, und als Kurfürst Georg 1714

König von England und Hannover dadurch gleichsam eine brittische Provinz ward, so wurde daselbst doch der Hofprunk fortwährend gerade so beibehalten, als ob der Fürst noch anwesend wäre.

Gerade an den kleineren Höfen herrschten oft die größten und sittenverderblichsten Misbräuche, wie unter anderem am württembergischen Hofe, sowohl unter dem Herzog Eberhard Ludwig (1693 bis 1733), dessen verderbliche Regiernng 1717 viele Württemberger zur ersten Auswanderung nach Nordamerika bewog, als auch dem katholischen Herzog Karl Alexander (1733 bis 1737), dessen Günstling, der Jude Süß, das Land auf die ausgesuchteste Weise auspreßte, bis der plötzliche Tod des Fürsten das arme Land von dem Juden, sowie von einer angezettelten Verschwörung zur Katholisierung der protestantischen Einwohner befreite.

Auch die meisten geistlichen Höfe, größere wie kleinere, blieben nicht hinter den weltlichen zurück, ja überboten sie oft noch an Ueppigkeit und Schwelgerei.

Unter den besseren Höfen damaliger Zeit zeichnete sich besonders Brandenburg unter seinem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm († 1688) aus, der sich alle Mühe gab, deutsche Sitte und Ehre aufrecht zu erhalten. Aber sein Sohn, Kurfürst Friedrich III. (als König von Preußen Friedrich I.) stürzte durch seine Prachtliebe das Land in Schulden, und französische Sitten und Moden herrschten in Berlin mehr als anderswo. Nach seinem Tode 1713 stellte jedoch sein Sohn und Nachfolger die eingerissene Finanznoth durch strenge Sparsamkeit wieder ab und suchte die verwelschten Sitten durch deutsche Derbheit in ernsten kirchlichen Sinn zu verbannen.

Auch der kaiserliche Hof zu Wien hielt sich vom französischen Unwesen fern, und Leopold brachte es sogar auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1689 dahin, daß aller und jeder Verkehr mit Frankreich, selbst die Annahme französischer Bedienten verboten sein sollte. An Karls VI. Hofe herrschte zwar viel unnützer und überflüssiger Prunk, aber er war mehr eine Folge der von ihm aus Spanien mitgebrachten steifen und geschmacklosen Etikette, welche übrigens dem unter dem österreichischen Adel und Bürger einreißenden Leichtsinn einigen Damm entgegensetzte.

Dittmar.

81. Der alte Erbfeind.

Ludwig XIV. spielte mit dem armen, im 30jährigen Kriege ausgesogenen Deutschland fast nach Willkür; er wollte nicht nur im Innern Frankreichs Herr sein, er wollte auch Herr sein in Europa. In seinem Uebermuthe ließ er sich eine Uhr machen, in welcher ein künstlicher französischer Hahn bei jedem Stundenschlag krähete; der deutsche Adler aber, welcher auch an der Uhr angebracht war, zitterte bei diesem Krähen jedesmal am ganzen Leibe. Eine große Statue hatte er verfertigen lassen, die ihn selbst darstellte, stehend auf dem

Nacken von vier gefesselten Sklaven, in deren Attributen man den Kaiser, Spanien, Holland und Brandenburg deutlich erkannte. Das deutsche Land Elsaß hatte er bereits, da erklärte er plötzlich, daß er zu alle dem, was er bereits vom heiligen deutschen Reiche erobert habe, auch noch alles das haben müsse, was jemals damit zusammen gehangen, z. B. alle Klöster und Ortschaften, die einmal im Lehensverband oder Erbvertrag mit Elsaß gestanden hätten, wäre dies auch tausend Jahre her. Hatten seine Rechtsgelehrten einen solchen Ort in den Akten aufgefunden, so ließ er sogleich die alten Wappen wegreißen und die Lilien aufpflanzen; dabei steckten seine Soldaten wie Mordbrenner oft ganze Städte und Dörfer in Brand, und während man in Regensburg auf dem deutschen Reichstage darüber berathschlagte, erscholl auf einmal die Nachricht: Straßburg ist französisch. Ludwig hatte die Stadt, als ihre Bürger auf der Frankfurter Messe waren, überrumpelt. Straßburg, dieser Schlüssel von Oberdeutschland, von dem Karl V. noch gesagt hatte, wenn Wien und Straßburg zugleich bedroht wären, so würde er unzweifelhaft zur Rettung von Straßburg hineilen, — dieses wichtige Straßburg war französisch geworden, mitten im Frieden, und der verrätherische Bischof, Wilhelm vom Fürstenberg, hatte den König Ludwig mit dem Gruße Simeons bei seinem Einzuge empfangen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ — Ludwig stellte sogleich viele Franzosen in Straßburg an und ließ es dann auch durch ungeheure Festungswerke uneinnehmbar machen. Er befahl, die deutsche Tracht abzulegen, und namentlich den Frauen, sich streng nach der neuesten französischen Mode zu kleiden, um sie von ihren einfachen deutschen Sitten abzuziehen. Außer jenem Bischof gab es leider der Verräther noch mehrere in Deutschland, selbst unter Gelehrten und Ministern, die der schlaue Ludwig zu bestechen wußte. Soweit war Deutschland herunter gekommen. Den Ministern ließ er namhafte Geschenke zugehen und nannte sie Cousins; die Gelehrten, die in ihren Schriften Frankreich über alles erhoben, begnadigte er mit Pensionen und ließ ihnen schreiben, wenn er auch nicht das Vergnügen habe, ihr Herr zu sein, so gewinne er und die französische Nation doch von jedem Fortschritt der Wissenschaft, und er sei deshalb den Förderern derselben immer verpflichtet. Nicht umsonst schmeichelte Ludwig diesen unpatriotischen Leuten; er wollte sich die römische Kaiserkrone verschaffen, und jene thaten das Ihre redlich dazu, ihn als den ersten Monarchen, den die Welt habe, darzustellen. Dabei verstand er es, den französischen Hof zum blendenden Mittelpunkt des irdischen Glanzes zu machen. Seine Lustschlösser mit den großen Marmortreppen und berühmten Spiegelgallerien, seine Gartenanlagen mit den beschnittenen Alleen und Springbrunnen, seine Hoftrachten, Hoffeste, Hofgebräuche wurden das Musterbild für Europa, namentlich in Deutschland. Alle, auch die kleinsten Reichsritterschaften ahmten ihm rasch und eifrig nach; jeder schuf sich ein Versailles, ein Palais Ludwig's, wie es die Welt vorher nicht ge-

sehen. Auch die kurzen Beinkleider mit dem Frack, die Schuhe mit den seidenen Strümpfen wurden überall eingeführt. Selbst die französischen Perrücken fanden Eingang, die allenfalls die leichten gewandten Franzosen tragen konnten, die sich aber auf den Köpfen der ernsten Deutschen gar übel ausnahmen, und doch zwang die Mode alle Stände, die Perrücken zu nehmen, sogar die Geistlichen; ja so weit verirrte man sich, daß man sogar die Bäume in den Gärten perrückenförmig zuschnitt. Aber nicht nur die Sitten wurden französisch, auch die Sprache ward es. Luther hatte eine so kräftige, schöne deutsche Sprache geschaffen. Man benutzte sie nicht. Um vornehm zu thun, trat man den Franzosen nach, verschnörkelte und verhunzte mit französischen Brocken die reiche, edle deutsche Sprache, und der außerordentliche Aufschwung, den Luther ihr gegeben, vermochte sich nicht zu halten, bis endlich ein Klopstock, Lessing, Göthe, Schiller die deutsche Sprache wieder zu Ehren brachten. Französische Lehrer und Tanzmeister wurden nach Deutschland berufen, um französische Bildung zu lehren; wer Geld hatte, unternahm Reisen nach Paris, um hier im Mittelpunkt der Bildung sich verfeinern und nebenbei sich mit seinem derben deutschen Wesen ausspotten zu lassen von den leichtfüßigen Franzosen. Alles wandte seine Blicke nach Frankreich. Daheim aber verbrannte man Hexen, folterte man die Angeklagten, trieb Geldmacherei und Sterndeuterei.

Unter allen deutschen Fürsten war es der große Kurfürst, der es am schmerzlichsten fühlte, welche Schmach es für Deutschland sei, sich von den Franzosen so herabsetzen zu lassen. Sein Sieg bei Fehrbellin über die gefürchteten Franzosen hob zuerst Preußen in der öffentlichen Meinung. Einer seiner Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., schaffte die Perrücken und die französischen Hofkleider ab. Sein Wahlspruch war: „Ich will nicht französisch sein."

Nach Vehse.

82. Noch ein Blick auf Deutschland im Säculum Ludwigs XIV.*)

Sonst bildete das deutsche Reich den Mittelpunkt der Weltgeschichte; das ist vorüber, jetzt steht es billig zurück. Es hat eine elende Geschichte und ist eigentlich von ihm als solchem wenig zu sagen. Zwar Geschäfte hatte es genug, wenn es sich auf seinen Reichstagen versammelte, — wurde doch schon wochenlang erst darüber gehandelt und gestritten, in welcher Rangordnung die Glieder des Reichstages sitzen sollten, — aber für uns sind sie nicht wichtig. Anno 1663 trat ein Reichstag zu Regensburg zusammen, der so viel zu thun hatte, daß er in vier Jahren noch nicht fertig war. Da fiel man

*) Concretere Darstellung des in Nr. 80 Geschilderten.

darauf — und das ist zu merken — ihn permanent oder bleibend zu machen. Es wurde bestimmt, daß der Kaiser und die Stände immerwährende Gesandte dort haben sollten, welche in ihrem Namen des Reiches Angelegenheiten besorgten. So wurde denn in Regensburg von 1663 bis 1806 beständig Reichstag gehalten, sage 143 Jahre lang. Aber seitdem hat auch — und das ist gleichfalls merkwürdig — kein Kaiser mehr den Reichstag persönlich besucht, und die Fürsten thaten es in der Regel auch nicht mehr. Die Gesandten tagten; weil sie aber bei jedem Handel erst Instructionen von ihren Gebietern daheim erholen mußten, so nahmen die Verhandlungen begreiflich einen noch viel schleppenderen Gang als zuvor. Es wurde immer getagt und — könnte man beinahe sagen — nimmer etwas ausgerichtet. Das deutsche Reich lag in Ohnmacht in jeder Hinsicht. Doch führte es gern noch seinen stolzen Titel „heiliges römisches Reich deutscher Nation", obgleich es vom alten Römerreiche wenig mehr und weite Gebiete deutscher Zunge verloren hatte. Herrlicher noch als zur Zeit der Salier und Hohenstaufen wurde die Kaiserkrönung abgehalten, wiewohl sie bei der jetzigen Machtfülle des Kaisers, d. h. bei dem gänzlichen Machtmangel desselben, auch wie Spott sich ausnahm. Vom 17. Jahrhundert an wurde die Kaiserkrönung übrigens nicht mehr im alten Aachen, sondern in Frankfurt a. M. vollzogen.

Die Zustände in Deutschland waren trübe genug: Zertrennung im Kirchlichen und Politischen, Uebermuth von oben, Noth und Jammer von unten 2c. — Die religiöse Spaltung ist geblieben. Luthers segensreiche Reformation hatte nicht ganz Deutschland überwältigt. Die eine Hälfte war durch die Jesuiten nur desto fester ins römische Wesen gefangen und auch protestantischerseits eine Trennung in Lutheraner und Reformirte vorhanden. Zwar wurden in dieser Zeit Versuche zu kirchlicher Einigung gemacht. Eine Union der beiden protestantischen Parteien lag namentlich den brandenburgisch-preußischen Regenten stark an, welche selbst reformiert, über meist lutherische Unterthanen herrschten; aber alle ihre Bestrebungen schlugen fehl. Auch sogar eine Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten wurde betrieben, insonderheit von der Universität Helmstädt, welche seltsamerweise behauptete, der Unterschied zwischen ihnen beruhe nur auf Misverständniß (!); begreiflich gelang es hier noch weniger. Da zwischen den drei Kirchen ein wesentlicher Unterschied in der Lehre stattfindet, so konnte eine wirkliche Vereinigung nicht anders zu Stande kommen als so, daß jeder Theil in der Lehre etwas nachgab oder daß zwei Theile zur Confession des dritten übertraten. Aber etwas nachgeben wollten wenigstens die Katholiken und Lutheraner nicht, und übertreten zu einer andern wollte keine Partei. Einerseits war es denn bei solchen Umständen ein Glück, daß keine Union bewerkstelligt ward, weil es ja doch eine bloß äußerliche und darum falsche gewesen wäre; andrerseits aber bestand eben die Zerrissenheit des theuern Vaterlandes im Höchsten und Heiligsten fort.

— Noch größer war die politische Zerrissenheit, die Uneinigkeit der mehr als 300 größeren und kleineren Reichsstände unter einander, welche nur noch an einem dünnen Faden zusammenhingen, den sie gelegentlich abschnellten, um sich mit schmählichem Stricke Fremden anzukoppeln. Jemehr sie zunahm, desto mehr mußte Macht und Ansehen des deutschen Reiches nach Außen sinken.

Der zeitliche Wohlstand Deutschlands konnte seit dem dreißigjährigen Kriege keinen rechten Aufschwung gewinnen; ja es ging reißend rückwärts damit. Wo blieben die herrlichen Reichsstädte des 15. Jahrhunderts? Sie hatten ihren glänzenden Wohlstand vornehmlich durch den Handel erworben; aber dieser verfiel in Deutschland immer mehr. Holland und England zogen den Handel im Großen fast ganz an sich. Bremen und Hamburg waren noch immer berühmte Handelsstädte, aber die Binnenstädte, auch das einst so blühende Augsburg und Nürnberg kamen immer weiter herunter. Die Bürgerschaft aber in den nicht reichsfreien Städten und die Landleute verarmten in Folge des Druckes von Seiten ihrer Fürsten und Herren. — Die Unterthanen hatten es furchtbar schlecht. Ihre Gebieter, deren Verschwendung von der Ludwigszeit an immer wachsend fortging, legten ihnen zur Bestreitung ihrer Ausgaben doppelte, ja dreifache Steuern auf, wozu noch die vielen stets vermehrten Frohndienste, auch wohl gewaltsame Beraubungen kamen. Niemand durfte gegen Härte, gegen schreiende Ungerechtigkeit oder sonstige Mishandlung den Mund aufthun. — Das Leben an den deutschen Höfen war mit wenigen Ausnahmen (der brandenburgische nahm sich im ganzen rühmlich aus) zum Entsetzen heillos geworden, und die ihrem Volke vorangehen sollten, auch mit dem Bilde eines edleren Wesens und Wandels, gaben das schlimmste Beispiel. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt uns die deutschen Fürstenhöfe in der ärgsten Verdorbenheit. Die Fürsten mit dem Schwarm ihrer Kavaliere um sie her lebten in unerhörter Ueppigkeit. Sie hielten Feste über Feste, welche Schweiß und Blut ihrer Unterthanen verzehrten. Schwelgerische Tafeln, Weingelage, Theaterbesuch, Reiterstücke, Jagdherrlichkeit 2c., das war ihre Regentenlust und Sorge. Zu ihren Treibjagden wurden ganze Dörfer aufgeboten von jeder Arbeit weg; bei ihren Hetzjagden verfolgte der sausende Reiterzug über Stock und Stein, auch über grünende Saatfelder hinweg das edle Wild, bis es zu Tode gehetzt war. So vergnügten sich die Fürsten, während häufig Günstlinge für sie regierten, oder gar ihre Mätressen, oder gar — Juden.

Schauen wir auf einzelne Höfe hin. Wie sah es am ersten, dem kaiserlichen aus? Karl VI. war ein redlicher, aber unkräftiger Mann. Um seine Person her waltete eine langweilige spanische Förmlichkeit, und unter seinen Augen durfte Sünde und Schande nicht gerade in roher Gestalt auftreten. Aber doch herrschte an seinem Hof eine erstaunliche Verschwendung und grause Unordnung. Er hatte ein ganzes Heer von wohl besoldeten Hofbeamten, und der Aufwand in der

Kaiserburg war ungeheuer; „täglich wurden für das Bad der Kaiserin 12 Eimer Wein verrechnet und zwei Fässer Tockayer zum Erweichen des Brotes für ihre Papageyen.“ Der Wein floß natürlich in den Schlund oder das Geld dafür in den Säckel der Beamten. Diese machten sich Vortheil, wo sie konnten, und trieben Unterschleif vom obersten bis untersten hinab. Außerhalb des kaiserlichen Gesichtskreises tummelte sich auch die offenste Sünde und Schande. — An dem Hofe des Kurfürsten Maximilian II. von Bayern, welcher bis 1726 regierte, ging alles französisch und so liederlich her, daß es seine Gemahlin, eine Tochter Sobieskys, nicht länger ertragen konnte und sich „in die Stille eines katholischen Frommlebens“ zurückzog. Max war zugleich Statthalter der spanischen Niederlande und hielt sich meistens in Brüssel auf, „wo er in einem ewigen Taumel lebte und für seine Mätressen und Pferde, deren letztere er 1200 hielt, ungeheure Summen verschwendete, so daß ihm aus seinem Bayern dreifache Steuern nachgeschickt werden mußten.“ — Sein Nachfolger Karl Albrecht (1726—1746) hielt nebst vielen Mätressen unzählige Hunde, welche besser speisten als seine Bauern, und führte, um sich benöthigtes Geld zu verschaffen, das verderbliche Lottospiel ein. — Unter dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1693—1733) regierte seine Mätresse Grävenitz. Sie verkaufte Aemter, Privilegien, Domänen und alles und ließ bei jeder Gelegenheit um schweres Geld strafen. Der Zustand im Lande wurde so erbärmlich, daß 1717 die erste große Auswanderung der Württemberger nach Amerika erfolgte. Bei ihrem abscheulichen Regiment hatte die Dirne noch die Frechheit, zu verlangen, daß sie ins öffentliche Kirchengebet eingeschlossen würde. Dem widerstand aber doch der Consistorialrath J. Osiander, indem er zu ihr sprach: „Wir beten schon alle Tage für Sie, nämlich in der letzten Bitte des Vaterunsers.“ — Der folgende Herzog, Karl Alexander (1733—39), war schon vor seinem Regierungsantritt katholisch geworden; denn in dieser Zeit traten mehrere protestantische Fürsten zur römischen Kirche über, wo sie leichter mit ihrer Sündenschuld fertig zu werden hofften. Dieser Karl Alexander setzte seinen Hofjuden zum Finanzminister und Regenten des Landes, das derselbe mit den schwersten Steuern belegte und auf die raffinierteste und schamloseste Weise auspreßte. Zum Glück machte der plötzliche Tod des Herzogs Württemberg von dem Juden und von der Gefahr, katholisiert zu werden, frei. — Der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach übertraf, was viel sagen will, an Unzucht jenen August II. von Polen und Sachsen. — Friedrich von Gotha fing den scheußlichen Menschenhandel an, indem er Tausende seiner jungen Landeskinder an den Kaiser (1733) und an die Holländer (1744) zu Soldaten verkaufte. — Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach hieß mit Recht „der wilde Markgraf“. Einst forderte er zu Gunzenhausen der Wache vor seinem Schloß das Gewehr ab. Der Spießbürger gab es ehrerbietig hin. Da ließ ihn der Markgraf als einen „feigen Soldaten“ an den Schweif eines Pferdes

binden und so lange durch die Schwemme reiten, bis er starb. Wo kommt so etwas heutzutage vor?

Die geistlichen Höfe blieben an Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit nicht hinter den weltlichen zurück, überboten sie öfters noch darin. Die Erzbischöfe, Bischöfe, Fürstäbte, diese angeblichen Nachfolger der armen Apostel, fuhren in stolzen Karossen mit sechs Hengsten daher, jagten mit ihren Domherren unter Hörnerklang und Rüdengeheul, Halloh und Hussah in den Forsten, schwelgten daheim auf seidenen Polstern an den leckersten Tafeln. Ihre Keller strotzten von den edelsten Weinen, und darum nannten sie dieselben lästerlich: Gottvaterkeller, Gottsohnkeller, Heiligergeistkeller!! Von ihren weiteren Wollüsten nicht zu reden. — Der Erzbischof Clemens von Köln, Maximilians II. Bruder, schlemmte und praßte wie dieser. Auch in der Fastenzeit wurden 20 Schüsseln vor ihm aufgetragen. Er brachte einen großen Theil seiner Zeit in Frankreich zu, wo er Gemeinheiten beging, über die selbst die Franzosen „erstaunten." — Johann Philipp von Schönborn, Bischof von Würzburg und Bamberg, führte ein wahres Schandleben, gegen das ein Pater Horn zu eifern sich gedrungen fühlte, der dafür im tiefen Kerker 20 Jahre lang bis zu seinem Tode büßte. — Der Erzbischof von Salzburg hatte die prächtigsten Lustschlösser und Lustgärten mit den prächtigsten Wasserkünsten ꝛc.

Das von oben ausgehende ärgerliche Exempel konnte nicht ohne schädliche Wirkung nach abwärts bleiben. Vornämlich wurde der Adel von dem heillosen Leben der Fürsten ergriffen, das er ja großentheils an den Höfen selbst mitmachte. Aber auch dem Bürger- und Bauernstande theilte sich dasselbe schon in etwas mit. Es litt der ehrbare Bürgersinn namentlich in den Residenzstädten bei dem abstumpfenden Anblick der höfischen Ausschweifungen, und das Landvolk wurde vielfach noch durch die Noth wie zur Unredlichkeit so zu einem unordentlichen Wandel verleitet. Uebrigens müssen wir uns im großen und ganzen Gottseligkeit und Ehrbarkeit beim Volke immer noch weit besser vorstellen, als es damit vielfach in unsern Tagen steht. Evangelischerseits fand bei ihm doch noch allgemein treues Festhalten am Worte Gottes statt und außer fleißigem Kirchenbesuch auch regelmäßige häusliche Andacht mit Lesen der heiligen Schrift und anderer trefflicher Erbauungsbücher, deren unsere lutherische Kirche so einen reichen Schatz und Segen hat. In den Städten sang noch der Handwerker geistliche Lieder zu seiner Arbeit, wie auf dem Lande der Bauer hinter dem Pfluge her. Obs auch etwa bei den meisten nicht tiefer ging, es war doch etwas Heiligschönes, Freude am Göttlichen Pflegendes, Gottesfurcht Haltendes. Zeugen von der damaligen bessern Zucht sind unter anderem die Taufbücher, welche in jener Zeit noch wenige uneheliche Geburten enthalten, ferner die frischen, aber saubern Wanderlieder der Handwerksburschen, die heutzutage so entsetzlich unflätig zu reden und zu singen pflegen, und die weitverbreitete Sitte, Gefallene nicht nur im Gotteshause von der ehrbaren Jugend abzusondern, sondern auch von den öffentlichen Vergnügungen derselben auszuschließen. Es war dazumal in den obersten Lebenskreisen eine über die Maßen elende Zeit; aber was wenigstens unser evangelisches Volk betrifft, haben wir immer noch Ursache, uns an ihr zu schämen.

Redenbacher.

83. Leben eines deutschen Gutsherrn um 1660.

Vergleiche Nr. 71.

Ein Jahrhundert ist vergangen, man schreibt das Jahr 1660, seit zwölf Jahren ist der große deutsche Krieg beendigt. Die Mauern des alten Herrenschlosses sind geborsten, oft hat fremdes Kriegsvolk darin gelagert, ihr Feuer hat die Trümmerhaufen geschwärzt, ihre Wuth Speicher und Kisten geleert, allen Hausrath zerschlagen. Jetzt hat der Grundherr aus den Steinen des alten Gebäudes ein neues errichtet, ein kahles Haus mit dicken Mauern, ohne Zierrat. Die großen Fenster sehen herab auf ein ärmliches Dorf, dessen Hütten erst zum Theil aufgebaut sind, und auf eine Flur, die erst seit einigen Jahren wieder in der alten Fruchtordnung bestellt wird. Die Schafherde ist fast ergänzt, aber noch fehlt es an Pferden, die Dorfleute haben gelernt, mit Kühen zu pflügen. Der Schloßherr ernährt nicht mehr Reisige und Ritterpferde, im dürftigen Schuppen steht eine Kutsche, ein ungefüger Kasten in Lederriemen, aber der Stolz der Familie. Noch umschließen Mauer und Graben mit Zugbrücke das Haus, große Schlösser und starkes Eisenwerk schützen die Zugänge, denn noch ist die Gegend unsicher, Zigeuner und Räuberbanden nisten in der Nähe, die Tagesunterhaltung sind Einbrüche und greuliche Mordthaten, die durch Männer mit geschwärztem Gesicht verübt worden. Es ist größere Ruhe und Ordnung im Hause und große Stille im Dorfe. Der Polizeisinn ist mächtig geworden in Deutschland, und der Gutsherr selbst hat ein scharfes Auge auf Kinder, Dienstboten und Bauern. Die Dorfschule ist in traurigem Verfall; aber ein armer Candidat unterrichtet die Kinder des Gutsherrn. Noch geht manche wilde Gestalt im Schloßhofe ein und aus, nicht mehr fahrende Söldner, aber entlassene Soldaten, die in bürgerlichen Dienst getreten sind, als Förster, Gerichtsboten und Trabanten des Landesherrn. Wenn der Hausherr über die Schwelle schreitet, fällt fremdes Haar in großen Locken von seinem Haupte, statt des Ritterschwertes hängt der schlanke Degen an seiner Seite, steif und förmlich sind, wo er repräsentiert, Bewegung und Sprache. Ew. Gnaden nennt ihn der Bürger aus der Stadt, das unverheiratete adlige Frauenzimmer ist „Fräulein" oder „Demoiselle" geworden. Noch trägt die Hausfrau das Schlüsselbund an der Seite, sie ist stark in Recepten und abergläubischen Hausmitteln und leidet an Geistererscheinungen in einem alten Schloßturm, der den Krieg überdauert

hat. Aber schon wird das Spinnrad versteckt, wenn ein Besuch naht, dann wird schnell ein plümerantenes Kleid übergeworfen, der dürftige Familienschatz, silberne Becher und Kannen auf den Tresor gestellt, ein Stallknecht oder Diener, befähigt, Reverenz zu machen, wird in ein Libereykleid gesteckt und in dem Zimmer ein wohlriechender Rauch hervorgebracht. Der besuchende Junker erscheint als à la mode Galan in Tressenkleid und Perrücke und wechselt mit den Frauen vom Hause weitschweifige Complimente, er ist der unterthänige Sklave der tapfern ansehnlichen Damen, rühmt die Tochter als englische Gestalt und Herzensbezwingerin und hört mit unwürdigen Ohren. Aber diese gedrechselten Complimente sind schlechte Tünche über rohen Sitten, noch werden sie durch gemeine Stallwörter und Flüche unterbrochen; und wenn die Complimente ausgegeben sind und die Unterhaltung behaglicher wird, dann richtet sie sich oft auf Dinge, die nicht züchtig sind. Aber auch solches Gespräch ermüdet, bald übt der Wein seine Wirkung, die Lustigkeit wird lärmend, das Ende ist ein „dichter" Rausch auf alte deutsche Manier. Und dazu wird aus Gipspfeifen Tabak geraucht, und ist der Grundherr ein Cavalier von Erziehung, so schnupft er aus silberner Dose. Wieder ist das Waidwerk die männlichste Unterhaltung des Gutsherrn, er führt den letzten Vertilgungskrieg gegen die Wölfe, welche während des Krieges zahlreich und frech geworden sind, und er zeigt unter seinem Jagdzeug Pürschröhre und gezogene Röhre. Aber er steigt nicht mehr als bewaffneter Reitersmann zu Pferde, sein Harnisch ist verrostet, sein Unabhängigkeitssinn ist gebrochen, die Soldaten des Landesherrn führen den Krieg, vielleicht wirbt noch ein jüngerer Sohn des Hauses um eine Fähnrichsstelle in des Kaisers Heer, der Schloßherr selbst fährt zu Hofe als seines durchlauchtigsten Herrn getreuer Diener.

Noch ist er ein gläubiger Mann, der streng auf kirchliche Bräuche hält, er ist gewöhnt, in Arndt's wahrem Christenthum zu lesen, vor der Mahlzeit wird nie das Gebet vergessen, aber schon sieht er auf das theologische Gezänk der Geistlichen mit der Ironie eines Lebemannes herab. Es ist ihm nicht mehr unerhört, mit solchen zu verkehren, welche wenig Glauben haben, er fühlt einen Widerwillen gegen leidenschaftliche Sektirer, aber er ist der katholischen Kirche und den Jesuiten gegenüber sehr wohlwollend. Sein Dorfpfarrer ist devot geworden. In dürftiger Lage unter verwilderten Beichtkindern hat auch dieser von seinem geistlichen Hochmuth verloren, er versucht, sich kümmerlich durch Ackerbau zu nähren, betrachtet es als Ehre, an der Tafel des Gutsherrn zu speisen, und hat dann die Aufgabe, die starken Scherze seines Patrons zu belächeln und die Tagesneuigkeiten christlich zu beleuchten. Bei Festen im Schloß wird ihm wohl die Ehre, ein schwülstiges Gedicht in harten Alexandrinern zu überreichen, worin er Venus, Musen und Grazien auffordert, den Geburtstag der Schloßfrau festlich im Olymp zu begehen. An solchem Tage wird auf dem Schlosse eine Musik gemacht, dann ist die Kniegeige, Viola da Gamba, das modische Instrument.

An Markttagen sendet der Krämer aus der Stadt dem Gutsherrn die Postzeitung, welche mit ihren Beilagen aus mehreren kleinen Blättern besteht; sie geht aus dem Schloß zum Pfarrer, dann wohl zum Schulzen und Förster. Was sonst im Schlosse gelesen wird, sind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tartarischen, römischen oder eines nie dagewesenen Volkes sich mit Perrücke und Schönpflästerchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten, oder Geschichten von Abenteurern und groben Schelmen, vor allem Anekdotenkram, Kuriositäten, Geistererscheinungen, gefundene Schätze, Mordthaten, aber auch schon Erörterungen über Naturereignisse, die ersten Anfänge der Aufklärungsliteratur. Der Grundherr politisiert; er mistraut dem Schweden; er bewundert den seligen Kardinal, Pariser Perrücken, Degen und Complimente. Schon längst hat die Abhängigkeit von französischer Münze und Sitte begonnen; wer von Paris erzählen kann, ist ihm ein geehrter Gast. Er spricht mit Abscheu von dem königsmörderischen Wesen in England*), aber fast mit Gleichgültigkeit von den Türkenkriegen des Kaisers, sofern nicht ein Sproß seiner Familie dabei betheiligt ist. Als Mitglied der Landschaft reist er noch zum Ständetage, aber es sind nur die Privilegien seines Standes, die er in schwacher Widersetzlichkeit gegen die fürstlichen Räthe zu erhalten sucht; er beugt sich antichambrierend und besticht, um seinem Verwandten eine Stelle bei Hofe zu sichern oder ein Amt, welches wenige Kenntnisse fordert. Nur schwer entschließt er sich, einen seiner Söhne das Recht studieren zu lassen, damit dieser einst als fürstlicher Rath das Interesse seiner Familie fördere. Hof, Regierung, Landschaft sind ihm wie Weinfässer, die er ansticht, sich daraus einen Trunk zu holen. Deutschland ist ihm eine unsichere geographische Erscheinung, liebend und hassend denkt er selten daran; auch hat er nichts als seine Familie, den Egoismus seines Standes und die zufälligen Persönlichkeiten, an welche ihn Dienst und Neigung binden. Und wenn man hohe Ansprüche und Selbstgefühl von seinem Wesen abzieht und den Kern desselben vergleichen will mit einem Leben unserer Zeit, so würde jetzt der eigensinnige Zunftmeister einer kleinen Stadt wahrscheinlich mehr Inhalt, Tüchtigkeit und Redlichkeit besitzen als er.

Gustav Freytag.

84. Die deutschen Städte im 16. und 17. Jahrhundert.

Das deutsche Bürgerthum, einst trutzig und gewaltsam, dann in froher Behäbigkeit, Ordnung und Freiheit lebensfroh und kunstliebend, blühte auch durch das ganze 16. Jahrhundert fort. In diesem Jahrhundert entstanden zuerst die eigentlichen Volksschulen. Durch sie wurde die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, unter dem Volke allgemeiner — in Stadt und Land —, und sie mußte es sein, wenn

*) 1649—1660 Republik unter Cromwell.

Bibel, Gesangbuch und Katechismus hinfort die Quelle der religiösen Unterweisung sein sollten. So wurde ein bibelgläubiges ehrenfestes Geschlecht herangebildet. Die Sprache selbst bekam in den herrlichen Kirchenliedern einen neuen Schatz und verjüngte sich in Gedanken wie im Ausdrucke aus dem Quell der göttlichen Offenbarung. Aber nicht nur das niedere Volk hatte Schulen erhalten; es waren eine Reihe Klöster in lateinische Schulen umgeschaffen, und die Städte beeilten sich, aus aufgehobenen Stiftern gleichfalls höhere Bildungsanstalten ins Leben zu rufen. Viele der berühmtesten deutschen Gymnasien, z. B. Schulpforta in Thüringen, das Joachimsthal und graue Kloster in Berlin, das Stift in Tübingen rc. wurzeln in der Reformationszeit. So ward eine gelehrte Bildung ebenfalls allgemein, die in ihrem ersten Aufschwung die Reformation trefflich unterstützte. Mit neuem Glanz blühten die Universitäten auf, so Wittenberg, wo Melanchthon, Deutschlands Lehrer genannt, wirkte; andere wie Jena, Helmstedt, Marburg, Königsberg wurden neu ins Leben gerufen. Durch solche Anstalten erhielt das geistige Leben der Nation einen festeren Grund, als es bisher gehabt. Dazu kam, daß das 16. Jahrhundert nur wenig von Kriegen erschüttert, auch für den Wohlstand und das äußerliche Gedeihen des Volkes höchst ersprießlich war. Es gab in allen größeren Städten eine Menge reicher Bürger, welche ihre Freude hatten an herrlichen Bildwerken, wodurch die großen Maler jener goldenen Zeit (in Italien Raphael, Tizian, Leonardo da Vinci, Correggio, in Deutschland Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Holbein, in den Niederlanden Peter Paul Rubens, Van Dyk, in Spanien Murillo) sich ewigen Nachruhm erworben haben. Die große Menge des Volkes aber erfreute sich an den überaus schönen Holzschnitten, die Albrecht Dürer, der auch in diesem Fache Meister war, in seiner Marktbude selbst zum Verkaufe feilbot. Auch die Gießkunst und Bildhauerei wurden gepflegt, noch weiter als zuvor, und unter den Goldschmieden und Gießern gab es Leute, die es verstanden, aus dem kleinsten wie aus dem größten Stück ihrer Arbeiten ein wahres Kunstwerk zu bilden. Zu diesen Meistern gehörten der Erzgießer Peter Vischer und der Bildschnitzer Veit Stoß, zwei der größten Künstler ihrer Zeit, sowie die Italiener Michel Angelo, welcher Bildhauer, Maler und Baumeister zugleich war, und Benvenuto Cellini, ein Goldschmied und Bildner in Gold und Silber, der noch heute unübertroffen ist. — Also gefördert durch Freude an der Kunst entstanden in allen reicheren Städten kunstreiche Brunnen, religiöse Statuen und Prachtwerke auf den öffentlichen Plätzen. Letztere waren mit öffentlichen Gebäuden, Kirchen und vor allem mit prächtigen Rathshäusern geziert. Letztere, im gothischen Stil ausgeführt, bilden mit ihren Lauben, Gallerien und Säulengängen noch heute die Zierde alter Städte, so in Braunschweig, Lübeck, Aachen, Nürnberg, Köln und anderen Orten. Der Kirchen, Klöster und Kapellen war überall eine große Menge; auch lateinische Schulen schlossen sich frühzeitig an. Die Straßen waren um diese Zeit schon vielfach gepflastert, oft

sogar schon mit frisch rinnenden Wasserleitungen versehen. Die Häuser kehrten meist den Giebel zur Straße und hatten einen weit nach innen vertieften Hof. Waren sie anfangs beim ersten Entstehen der Städte unscheinbar, von Fachwerk, mit sehr einfachem Geräth im Innern, so war im 16. Jahrhundert Pracht und Zierde nicht unbedeutend. Hoch, mit turmartigen Dächern, die mit Läden und Luken durchbrochen waren, stiegen die Häuser auf, denn die großen Böden waren meist auch die Warenspeicher. Die höheren Stockwerke ragten über das oft massive Erdgeschoß ein wenig heraus, zierliche Erker sprangen noch weiter vor; das Gebälk des Hauses prangte mit frommen Sprüchen und Schnitzwerk, die Ecken und Nischen mit Holzbildern, das Eingangsthor mit dem Wappenbilde des Geschlechts. So bot ein solches Haus schon von außen, wie es in die Straßen gleichsam überhing, einen etwas dunkeln, doch zugleich auch ungemein kunstreichen Anblick dar. Den Eintretenden nahm ein großer Hausflur auf, um den Treppen und Gallerien liefen; er diente, wie der ebenfalls von Hintergebäuden umschlossene Hof, in Geschäftshäusern zum Handel und Verkauf; die Wohnzimmer lagen nach hinten hinaus oder in den oberen Stockwerken. So wohnte man beschränkt, doch nicht ohne Zier und Bequemlichkeit. In den Wohnungen reicher Patrizier prangten werthvolle Oelgemälde und sonstige Zier, in den Prunkgemächern aber hingen prachtvolle gewebte Tapeten aus kostbaren Stoffen an den mit reichem Holzschnitzwerk verzierten Wänden. Kostbare Schränke nahmen werthvollen Schmuck aller Art, goldene und silberne Gefäße auf und bargen weiterhin auch manch werthvolles Buch. Um 1440 war bekanntlich die Buchdruckerkunst erfunden; hundert Jahre nachher gab es in allen Theilen Deutschlands und Europas bereits überaus geschickte Buchdrucker, und der Handel mit Büchern war immer bedeutender geworden. Den Büchern zu Liebe lernten gar manche lesen, und wer es erst soweit gebracht und Lust hatte, sich größere Kenntnisse zu erwerben, dem bot sich dazu immer mehr Gelegenheit. Durch Kenntnisse und Bildung gewannen aber alle, der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte. — Mit Kaiser Karl V. gelangten die deutschen Städte und das Bürgerthum zur höchsten Blüte. Wie sein edler Ahnherr Maximilian die vornehmen Bürger von Nürnberg hoch in Ehren hielt, so schenkte Karl reichen Bürgern von Augsburg sein Vertrauen. Vor allen andern ehrte er die Fugger und Welser durch seine Gunst. (Siehe über dieselben Nr. 52.)

In Folge des fröhlichen Blühens und Gedeihens von Gewerbe, Handel und Wandel, von Gelehrsamkeit und Kunst reifte der Geist des Menschen immer mehr heran zur Erkenntniß, und auch die Veredelung des Herzens und die Erwärmung der Gemüther nahm zu, als die Reformation sich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land siegreich weiter verbreitete. Die deutsche Reformation war aber fern davon, die Heiterkeit des Lebens auslöschen zu wollen, vielmehr hatte man für Gesang, Scherz und fröhliche Laune in Luther selbst ein

Vorbild. Und so ist dieses Jahrhundert reicher als irgend ein anderes an Lachen und Witz; Fischarts Spottgedichte wie Hans Sachsens Schwänke und Komödien wirkten neben dem Ernst der Zeiten mit zu demselben großen Ziel des religiösen Glaubens und der Bildung. Noch waren die Städte voll fröhlicher Feste und uralter eigenthümlicher Sitten. Da zogen die Städter mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, ihren Dienern und Ehrenknaben, aus zum fröhlichen Maifeste, unter ihrem Maigrafen, wie dies üblich war in Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt, Hildesheim, Goslar und an vielen anderen Orten; oder aus allen Theilen Deutschlands folgten die wehrhaften alten und jungen Bürger einer Einladung zum Preisschießen. Da zeigte sich die ganze Kraft und Herrlichkeit des Bürgerthums jener Zeit. Im stolzen Anzug schritten einher, wie Fürsten und Herren in Sammet und Seide oder in köstlichem Tuche, mit Federschmuck und goldenem und silbernem Zierrat, die Festgeber der Stadt, voran der Pritschenmeister, der Zieler mit den Zielerstäben, mit Trommler und Pfeifer, sodann Ehrenknaben, hierauf der ehrsame Rath und die wehrhaften Mitglieder der Schützengilde, alle im Festschmuck, die jüngeren Söhne mit Fähnlein, Knaben mit Truhen zum Einsammeln der Bolzen, umgeben von den lebenslustigen Bewohnern der Stadt und Umgegend, die draußen auf der Schießstelle sich anderweitig zu belustigen gedachten, die einen an Spielen, die anderen am Tanz. Und an diesen Festen und Aufzügen mit ihren lustigen Gesellen nahmen im Norden und Süden von Deutschland, am Rhein wie in Flandern und Holland auch die edlen Herren, die benachbarten Fürsten und Herzöge gern theil. Während der ganzen wochenlang dauernden Festtage ward in Altbayern wie am Rhein, in Westfalen wie in Schwaben eine großartige Gastfreundschaft angeboten und angenommen. Die guten Genossen, die sich bei solcher Gelegenheit zusammengefunden, hielten treue Freundschaft ihr Leben lang, und wer gar einen Preisbecher oder eine silberne Schale oder auch nur eine Medaille oder ein anderes Schaustück davon getragen, der ward doppelt in Ehren gehalten. Dem großen Armbrustschießen in Regensburg im Jahre 1586 strömten aus 35 Städten 216 eingeladene fremde Schützen zu, oft von weither, und tausend und abertausend schußgewandte Männer, jung und alt, aus der nächsten Umgegend, belebten Straßen und Schießstätten der freundlichen Donaustadt. — Die Schweizer waren die ersten, welche an Stelle der Armbrust mit ihren Stahlbolzen die Büchse mit der Kugel vorzogen; doch gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts knallt das Feuergewehr auch schon auf vielen Schützenfesten des Reiches. Diese nützlichen Schießübungen wehrhafter Bürger wurden an manchen Orten von den noch prunkhafteren Stadtturnieren der jungen Patriziersöhne verdrängt. Die vornehmen und reichen Einwohner vergnügten sich durch Ringelstechen, sowie in andern ritterlichen Spielen zu Pferde, an Tanz und prachtvollen Aufzügen. Dann trat der Herold an die Stelle des volksthümlichen Ausrufers oder Pritschenmeisters, der freilich die von ihm Auserkorenen nicht wie letzterer mit der Pritsche von Leder oder von gespaltenem klatschendem Holze traktierte, sondern jenen nur nachahmte in wohlgesetzten Reden und, wenn er ein feiner Kopf war, wohl auch in spitzigen Worten. Bei allen Arten von Festen fehlte es überhaupt nicht an Possenreißern, Stegreifdichtern und Narren, hoch und gering, jung und alt; denn die Narretei hat stets bei den guten Deutschen in hohem Ansehen gestanden. — Außer diesen geselligen Zusammenkünften zur Uebung der Manneskraft fehlte es in jenen Zeiten auch nicht an vergnüglichen Fahrten eigner Art und an absonderlichen Beweisen nachbarlicher Freundschaft. Dahin gehört eine aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Rheinfahrt. Am 20. Juni 1576 fuhren vier und fünfzig fröhliche Züricher Bürger mit sechs Spielleuten in einem Tage zu Schiff nach Straßburg, einen Topf voll heißen Hirsebrei mit sich führend. Bei ihrer Ankunft wurden sie von den Straßburgern gar freundlich begrüßt, und sie wiederum warfen Semmelringe unter das Volk. Mit der Fahrt wollten sie ihren Nachbarn beweisen, wie rasch ihnen Hülfe bei der Hand sei, wenn solche noth thue. Der Sprecher der Besucher, Statthalter Thommen, sagt daher:

„Das soll euch weisen, wie den Jungen
Noch nit der Alten Muth gebricht,
Daß wir den stolzen Rhein bezwungen
Und unsern Lauf anher gericht.
Soll weisen euch, wie gut Nachpauren
Auf etlich dreißig Meilen g'schwind,
Zög je ein Feind vor eure Mauern,
Mit Helfershand zu finden sind,
Eh daß ein Brei nur mög' erkalten,
Bevor ein Semmelring wird hart,
Dem stolzen Feind die Glatz zu spalten,
Recht nach der tapfern Vordern Art."

Viele Namen, welche heute noch zu den besten der Stadt Zürich zählen, werden in der alten Chronik als bei dieser Fahrt betheiligt genannt. — Und nun erst die Schmäuse! Da gings himmelhoch her, und was unsere guten Deutschen im Essen und besonders im Trinken leisteten, ist kaum glaublich und wird erst klar, wenn man die Trinkpokale und Hörner aus alten Zeiten sieht.

Hundert Jahre später ist all dieser Reichthum eigenthümlichen Lebens verschwunden. Die anbrechende traurige Zeit meldet sich mit dem beginnenden kirchlichen Hader der verschiedenen Confessionen, welcher, ohne Liebe und ohne Geist geführt, nur gelehrter Roheit die Thür öffnete; sie erscheint ferner in der Ueberhandnahme des römischen Rechts, welches an sich eine Wohlthat war, da es das unbestimmtere deutsche unter die Zucht seiner Schärfe nahm, jetzt aber in Pedanterie und in endlose Schreibereien ausartete, so daß der gemeine Mann seinem ihm gebührenden und ihm verständlichen Recht entfremdet wurde. Dieselbe gelehrte Schwerfälligkeit reißt überall ein, in die spärlichen Kenntnisse der Heilkunst, in das Studium der Phi-

lologie, in die Predigten, ja es treten begabte Dichter auf, die nur lateinisch singen. Dabei klingt gegen Ende des Jahrhunderts durch eine Menge Schriften die Ahnung kommender banger Zeiten, wo nicht gar des Weltendes hindurch. Der große deutsche Krieg tilgt dann alles bis auf die Wurzel aus; gelehrte Bildung, Wohlhabenheit, Heiterkeit des Lebens, deutschen Trotz und Frohsinn, Scherz, Lachen und Saitenspiel. — Den kleineren Städten erging es meist nicht anders als den Dörfern. Größere befestigtere überdauerten wohl. Aber dann waren sie durch Umlagerung oft so erschöpft, durch Hunger und Pest so entvölkert, daß viele Häuser und Straßen in Trümmer liegen blieben, und daß, da die städtischen Steuern fast allein auf den Grundstücken lasteten, kaum ein Eigenthümer Lust hatte, wieder aufzubauen. Berlin hatte nach dem Kriege noch 6000 Einwohner, etwa den vierten Theil seiner früheren Zahl; 200 Häuserstellen lagen wüst, die Häuser selbst waren mit Stroh und Schindeln bedeckt, die ungepflasterten Straßen auf beiden Seiten mit Ställen und Zäunen verunziert; in Prenzlau waren von ehemals 787 Häusern noch 107 bewohnt. Auch in den meisten andern Gegenden sahe es nicht besser aus. Von den Verwüstungen des Krieges nur noch einige Beispiele! Im März 1626 brach in Hannover die Pest aus; auf Schlitten und Wagen brachte man die Todten aus der Stadt; Eltern trugen die Leichen ihrer Kinder auf den Armen zum Friedhofe. Ein volles Jahr wüthete die Krankheit an diesem Orte, und nicht der dritte Theil der Menschen fristete sein Leben. 3000 Leichen wurden in demselben Jahre zu Goslar bestattet. Handel und Gewerbe stockten, die Fluren lagen zertreten, und doch mußte das unglückliche Land den oft ungeheuren Geldforderungen der bewaffneten Gebieter nachkommen, um nur das nackte Leben seiner Kinder zu retten. Beim ersten Herannahen Tillys besetzten die Bürger des Städtchens Dransfeld Mauern und Thore desselben. Dafür ließ Tilly den Ort plündern; Männer und Frauen flohen nach Münden und Göttingen. Sechs Monate lang war die Stadt wie ausgestorben, und als die Bewohner derselben endlich zurückkehrten, mußten sie (1627) das Eisen aus ihren Häusern brechen, um es in Kassel gegen Brot zu vertauschen. In Göttingen waren die Männer nach sechzehnjährigem Kampfe um mehr als die Hälfte verringert worden, 150 Häuser waren niedergerissen, der größere Theil der Stadt stand unbewohnt. Außer dem durch Plünderung und Vernichtung des Handels erlittenen Verluste hatte Göttingen innerhalb vier Jahren in der Vertheidigung gegen die katholischen Heere 600000 ℳ eingebüßt, so daß bei Erhebung der monatlichen Steuern die Thore verschlossen und die Häuser durchsucht werden mußten. Northeim besaß 1637 nur noch 150 Bürger, welche 320 herrenlose Häuser abbrachen, um mit dem Holze derselben sich gegen die Kälte des Winters zu schützen. Noch 12 Jahre nach dem Abschlusse des westfälischen Friedens bestand die Bürgerschaft Verdens nur aus 120 völlig verarmten Familien, während sich 172 wüste Hausstellen in der Stadt befanden. Hildesheim mußte, als es

1632 von Pappenheim eingenommen wurde, eine Brandschatzung von 150000 ℳ bezahlen. Als es diese Summe nicht aufzubringen vermochte, ließ Graf Gronsfeld, welcher nach dem Abzuge Pappenheims in der Stadt zurückblieb, 21 der angesehensten Bürger verhaften und erklärte, daß er 6 der Herren hängen lassen werde, wenn nicht bis zum Abend die bedungene Zahlung geleistet sei. Wiewohl nun der Bürgerschaft bei Leibesstrafe anbefohlen wurde, Gold und Silber, Leinen und Tuch, Zinn und Kupfer, Korn und Speck nach dem Rathhause zu bringen, konnte doch die geschehene Forderung nicht erfüllt werden, jedoch wurde die gethane Drohung nicht vollzogen.

Nach geschlossenem Frieden war der alte Sinn muthiger Selbstständigkeit dahin, und auch hier mußten die landesherrlichen Beamten von oben her befehlen, was früher durch die Selbstverwaltung erreicht worden war. Zunftzwang, sowie die engherzigen Interessen der unter sich durch Verwandtschaft eng verknüpften, vornehmen städtischen Familien begründeten eine Verdumpfung des Lebens, ein Spießbürgerthum, das sich nur zu oft kleinlich und lächerlich darstellte. Das Wiederaufblühen einer Stadt hing von nun an meist von einem Fürstenhause ab; und bald sind es nur die *Residenzen*, die bis in das 19. Jahrhundert allein den Glanz, die Blüte und das Ansehen von echten Städten behaupten. Dann war es eben nur der Hof, der das ganze Leben bestimmte. Von ihm ging die Titelsucht auch auf die unabhängigen Bürger über, die Beamten desselben wurden ein einflußreicher Stand, zu dem man sich kriechend drängte. Das Theater, französisch oder deutsch, war neben den Hoffesten die wichtigste Zerstreuung; die frohen Volksfeste verkümmerten. Das geistesarme, steife und langweilige Aussehen solcher Städte erhielt durch die Garnisonen der stehenden kleinen Heere, die nun allgemein wurden, keine besondere Belebung. Die Baukunst verlor ihre deutsche Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt wurden wenige öffentliche Gebäude, Kirchen, Rathhäuser u. dgl. mehr aufgeführt, nur wo die Noth es erheischte und dann ärmlich genug. Dagegen erhoben sich die fürstlichen Lustschlösser um so zahlreicher und prächtiger, aber auch diese in dem seltsamen (barocken) Zopfstile, der in Italien und Frankreich sich gebildet hatte und von der Geschmacklosigkeit der Zeit Zeugniß gab. Die Bürgerhäuser waren ärmlich und in nüchternster Gradlinigkeit aufgeführt. So sank die Herrlichkeit der Städte. Manche, die aus dem großen Kriege noch ihre Reichsfreiheit oder wenigstens ihre theilweise Unabhängigkeit gerettet hatten, erlagen bald nachher. So ward Braunschweig 1671 von den welfischen Herzögen, Magdeburg von dem großen Kurfürsten, München von seinem Bischof, Erfurt von dem Erzbischof von Mainz bewältigt; kaum erwehrte sich Bremen der schwedischen Bedrängung.

Der deutsche *Handel* war gleichfalls dahin. Noch zur Reformationszeit beherrschten deutsche Kaufleute mit ihrem Gelde den Weltmarkt und ermöglichten durch ihre Anleihen die Kriege Karls V. Aber bereits begann der Handel Europas andere Bahnen zu nehmen;

seit das Mittelmeer nicht mehr der Kreis des Weltverkehrs war, verloren Italien und Deutschland ihre große Bedeutung für den Handel. Die Stelle des Mittelmeeres nahm mit veränderten Verhältnissen der atlantische Ocean ein, seit Amerika entdeckt (1492) und der Seeweg nach Ostindien gefunden war (1498). Nun wurden Lissabon und Antwerpen die wichtigsten Handelsstationen; nicht einmal für den Zwischenhandel war Deutschland mehr so wichtig, denn die seefahrenden Nationen konnten mit den von Westen kommenden Waren alle nordischen Küsten erreichen, die bisher ausschließlich von Deutschland, von der Hansa, versorgt worden waren. Aber Lissabon sank, seit es unter spanische Herrschaft kam, und die Niederlande waren seit ihrer Befreiung von Spanien ein Land für sich, ihr Handel war nicht mehr der Deutschlands, ja er trat demselben geradezu hindernd in den Weg. Zu gleicher Zeit trat England unter der großen Königin Elisabeth (1588 — 1603) den Niederländern ebenbürtig zur Seite. Elisabeth nahm den Kaufleuten der deutschen Hansa ihre Vorrechte auf dem Londoner Markte, und bald waren von hier aus die deutschen Nordseestädte Emden, Bremen, Hamburg überflügelt. So sank die deutsche Hansa, einst der Stolz der nordischen Meere, in Unbedeutendheit. Noch zur Reformationszeit hatte ihr Haupt, die Stadt Lübeck, auf den schwedischen Thron einen neuen König, Gustav Wasa, setzen, und unter ihrem Bürgermeister Jürgen Wullenweber, der durch die Macht der Zünfte das aristokratische Regiment der Stadt gebrochen, noch einmal an eine Unterwerfung der Dänen, Abschaffung des Sundzolles und Ausschließung der Niederländer von der Ostsee denken können. Aber Wullenweber fiel durch seine eigenen Mitbürger und ward als „neuerungssüchtiger Bösewicht“ von einem fernwohnenden Fürsten, Heinrich dem Jüngeren zu Braunschweig, enthauptet; und gerade Gustav Wasa entzog sich der drückenden Handelsherrschaft Lübecks, so daß nun auch das Uebergewicht der Hansa in Skandinavien aufhörte. Je mehr dann Schweden um die Ostsee herum sich ausbreitete, um so mehr ging in den russisch-deutschen Ostseeländern auch aller deutscher Einfluß verloren. Wallensteins Gedanke, die Hansa mit neuer Kriegsfertigkeit unter kaiserlicher Leitung wieder aufzurichten, war großartig, aber weder die Zeit noch die Leute waren dazu angethan, ihn auszuführen. Auch der Binnenhandel erlosch während des Krieges fast ganz. Erst nach dem Friedensschluß erholten sich die Nordseestädte so weit, daß sie mit gewohnter deutscher Emsigkeit unter den handeltreibenden Nationen einen Platz einnahmen, dem aber keine dahinterstehende Macht Schutz gewährte. — Auch die Ostseestädte, Stettin, Stralsund, Rostock, Wismar, stiegen gar bald wieder in ihrem Verkehr und Reichthum, doch meist unter schwedischem Schirm. — So war der Bauer in seinem Wohlstande und Lebensmuth, der Bürger in seiner Freiheit und Unternehmungslust gebrochen.

Nach Brackenhoff, D. Müller und F. Otto.

85. Das Soldatenwesen nach dem dreißigjährigen Kriege.

Der Uebergang vom Söldnerheer zum stehenden machte sich unschwer. Man verlängerte seit dem dreißigjährigen Kriege die Dienstverpflichtung der Söldner, welche sich früher nur auf kurze Frist, oft nur auf einen bestimmten Kriegszug verdungen hatten, immer mehr und mehr, endlich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren. Dabei wurde das Handgeld größer, aber der Sold viel geringer, die Kriegsartikel schärften sich, die Fuchtel begann zu regieren. Eine eigene Menschenklasse, die der Werber, bildete sich, welche kein Mittel scheuten, ihren Auftraggebern Rekruten zu liefern, und einen förmlichen Menschenhandel organisierten. Frankreich ging in Bildung stehender Heere voran, wie denn dort und in den Niederlanden das Meiste für die Ausbildung der modernen Kriegskunst geschah. Ludwigs XIV. militairische Einrichtungen wurden maßgebend, die Festungsbauten seines berühmten Ingenieurs Vauban, mit welchem nur der Niederländer Cohorn wetteifern konnte, waren Vorbilder für ganz Europa. In Deutschland schlossen die stehenden Armeen an den Kern der fürstlichen Leibtrabantencompagnien. Die Bezeichnung Knecht oder Landsknecht kam ab, das Wort Soldat wurde gebräuchlich. In den Türken- und Franzosenkriegen wie in den Feldzügen Karls XII. vergrößerten sich die Heere. Die Waffen wurden bei allen Truppengattungen nach und nach verbessert und handlicher gemacht. Die Infanterie wurde bald durchgehends mit Feuergewehren bewaffnet, so daß nur noch die Subalternoffiziere leichte Partisanen führten. Seit 1680 wurde das Bajonnet allgemein, doch ward es zunächst noch in den Lauf der Muskete gesteckt. Den ersten Rang beim Fußvolk nahmen die Grenadiere ein, welche neben dem Gewehr auch Handgranaten führten. Der Cavallerie wurden als neue Reitergattungen Husaren und Ulanen hinzugefügt. Der Unterschied zwischen Bürgern und Soldaten bildete sich immer schroffer heraus. — Wie schon gesagt, vergrößerten sich die Heere rasch. Im 16. Jahrhundert hatte eine kaiserliche Armee von 25000 Mann für sehr stark gegolten; im Jahre 1673 zählte die Armee, welche Leopold I. unter dem Generalissimus Montecuculi (der den bekannten Ausspruch that, daß zum Kriege drei Dinge nöthig seien: Geld, Geld und wieder Geld) gegen die Franzosen ins Feld stellte, an 50000 Mann, die Reichsvölker ungerechnet. Die Infanterieregimenter waren 2500, die Cavallerieregimenter 900 Mann stark. Nächst Oestreich hielt besonders Preußen eine zahlreiche stehende Armee. Der große Kurfürst (1640—1688), welcher auch den von seinen Nachfolgern leider wieder aufgegebenen ernstlichen Versuch machte, eine deutsche oder wenigstens preußische Kriegsmarine zu schaffen, begründete die Stellung Preußens als Militairmacht. Schon 1656 zählte die brandenburgische Armee vier Generallieutenants und zwölf Generalmajors. Die Armee verbrauchte von den Gesammteinkünften des Landes, welche 2½ Millionen be-

trugen, schon fast die Hälfte. Im Jahre 1689 zählte das Heer eine Trabantengarde, die Grandsmousketairs, ein Leibregiment und außerdem an Cavallerie 7 Regimenter Kürassiere und 5 Regimenter Dragoner, an Infanterie 26 Compagnien Leibgarde und 19 andere Fußregimenter, endlich 798 Artilleristen mit 40 Stücken Geschütz, im ganzen 26858 Mann. Beim Tode des ersten Königs von Preußen (1713) war die Armee 30000 Mann stark. Die Montierung der Truppen war zum Theil prachtvoll. Die Trabantengarde zu Pferde war blau mit Gold uniformiert und trug carmoisinrothe Bandeliere, die Scharlachuniform der Officiere war mit Goldstickerei bedeckt. Die Grandsmousketairs, lauter Edelleute mit Officiersrang, trugen Scharlach mit Gold und Hüte mit braun und weißen Federbüschen. Die Grenadiergarde war blau mit weiß montiert, und die Offiziersmützen bestanden aus Carmoisinsammet. Behrenhorst mag uns den Aufzug einer preußischen Grenadiercompagnie damaliger Zeit beschreiben: „Röcke, Westen und Aufschläge hellblau mit rothem Unterfutter, weit und lang, gelbe Knöpfe darauf. Die Westen gehen bis zum Knie, die Oberröcke sind nur um ein paar Zoll länger, Aufschläge und Aermel von Roquelaurweite. Die Gemeinen tragen den Rock offen, die Schöße aufgehakt, die Ober- und Unterofficiere aber den Rock bis unten zugeknöpft. Alles hat stumpf abgespitzte Beutelmützen von Tuch, vorn weiß, das Hintertheil bei den Gemeinen blau, bei den Officieren roth. Die Ober- und Unterofficiere haben dicke weiße Halstücher, die Gemeinen rothe, vorn in einen Knoten geschlungen. Alles hat Handschuhe. Die Gemeinen haben rothe, die Unterofficiere blaue, die Oberofficiere schwarze Strümpfe. Alles ist mit Flinten, Bajonnetten und Pallaschen mit gelben Handgriffen bewaffnet, Bandeliere der Gemeinen gelb, der Officiere roth, Ringkragen vergoldet." Diese Uniform blieb im wesentlichen bis nach dem siebenjährigen Krieg dieselbe, doch traten später Zopf und Puder hinzu. Der Troß, welcher die Heere zu Ausgang des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts begleitete, war ungeheuer. Namentlich aber schleppten die deutschen Fürstlichkeiten, wenn sie persönlich zu Felde zogen, ein unglaubliches Gerümpel von Menschen und Dingen nach. Als z. B. der römische König Joseph, nachmals der erste Kaiser dieses Namens, 1702 zu der Armee ging, welche Landau belagerte, hatte er ein Gefolge von 230, seine ihn begleitende Gemahlin ein Gefolge von 170 hohen und niederen Bedienten, den militärischen Hofstaat nicht mit gerechnet. Dreiundsechzig Kutschen und vierzehn Kaleschen, auf jeder Station mit 106 Relaispferden bespannt, waren zur Fortschaffung dieses Dienertrosses nöthig, in welchem vom Oberhofmeister bis zum Kesselreiber alle möglichen Chargen vorkamen. Und dann welche Bagage wurde diesem Troß nachgeführt! Man schleppte sogar zwei Geflügelwagen, zwei Ziergartenwagen und sechs Kellerwagen mit Wein von Wien an den Rhein.

Nach Scherr.

86. Die Krönung Josephs des Zweiten.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst, in einer der obersten Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschaueten nunmehr von oben wie in der Vogel-Perspective die Anstalten, die wir tagsvorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen, lag dort der Hafer; hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheueren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen war immer stärker und bewegter, weil die Menge womöglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alledem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten, als Schutzheiligthümer, den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begeben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen, sowie die Zuschauer, in der Kirche, wie wir anderen Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd: ein sehr schöner, schlank gebildeter Herr, dem die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht, als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte.

Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Haus-Ornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. — Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sich der uns vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dome zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein. Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir verlebten, mit kalter Küche fürlieb nehmen. Dagegen war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieses alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit roth- gelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuß wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen, so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkon-Fenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr, so zu sagen, als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er, wie zum Scherz, beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie

in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Auge zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende habe finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zu ging. Wir sahen ihn, so wie den ganzen volkserfüllten Platz, beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur Eine Masse zu sein, die, nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bestätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke, wie sonst, angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, löͤsten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen und durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte

von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte, so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren, wie Menächmen, überein gekleidet. Des Kaisers Haus-Ornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand, wie ein übergreifendes Dach, vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährten doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung, aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestält um der günstigern Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivat-Schreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte sein Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gefäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zum Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erzschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg sein schönes Roß, dem zu beiden Seiten statt der Pistolenhalfter ein paar prächtige mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft, als ein metallner Regen, gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In roheren und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel als es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten, schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal, wie sonst, ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammsammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers, als Siegeszeichen hervorstarrend, zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst preisgegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja, manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und widerschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute womöglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thüre des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedräng war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthür war bewacht; indes gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Haus-Offizianten, den ich anredete, ob er mich nicht hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links unmittelbar an der Thüre, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saales, unmittelbar an den Fenstern saßen, auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saales war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Misverhält-

niß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupte durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saals ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Converte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre, noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich, alles möglichst ins Auge zu fassen; und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht (die kurpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns unsere Vettern begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und misgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasso, ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte — wie man denn schon vorher

über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossiert und, da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniell, wie sein König hinauszusetzen pflege — so ging man doch lieber in das Esterhazysche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, den Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigeren Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

W. v. Göthe.

87. Die Frankfurter Messe im vorigen Jahrhundert.

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche um desto würdiger schienen, als sie die alte Zeit, und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen hinaus; alle Fenster waren besetzt, ohne daß den Tag über was Besonderes vorging; die Menge schien nur da zu sein, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten: denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete sich erst mit sinkender Nacht und wurde mehr geglaubt, als mit Augen gesehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that oder nach Lust das Recht beförderte, wurden die auf die Messen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edlen und unedlen Geschlechts, willkürlich geplagt und geplackt, so daß Fürsten und andere mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsstädter sich selbst und ihrem Gebiete nichts vergeben; sie zogen den Ankömmlingen entgegen; da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden herankommen oder ob sie wohl gar ihren Einzug in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein bei Handels- und Meßgeschäften stattfand, sondern auch wenn hohe Personen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen, sich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, sobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, sich mit seinem Herrn hereinzudrängen begehrte: so waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Verträge deshalb, obgleich stets mit beiderseitigen Vorbehalten, geschlossen

worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten dauernden Zwist endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, weshalb er so lange und oft sehr heftig geführt worden war, beinah für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdessen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an der Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirtet wurden; man zögerte bis gegen Abend und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein, da denn mancher bürgerliche Reiter weder sein Pferd noch sich selbst auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendsten Züge herein, und deswegen war der Andrang dorthin am stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen; weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte; weswegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gesucht wurden.

Eine andere, noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage das Publicum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte dieser Brauch an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen suchten. Der Kaiser, der ihrer bedurfte, ertheilte eine solche Freiheit da, wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußten daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner sein konnte, vor Eintritt der Bartholomäi-Messe gebracht wurden, und zwar des Anstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß späterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowohl die Zollfreiheiten der Städte, als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg diese uralte Vergünstigung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaale, in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte, die von den Parteien Bevollmächtigten unten zur rechten Seite. Der Actuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile

laut vorzulesen; die Bevollmächtigten bitten um Abschrift, appellieren, oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer*) oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue, mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt zehn ausgezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne; Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das genaueste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Gewürze, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wundersam geschlitzt, mit Seide besteppt und bequastet, als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, dessen sich auch wohl der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei gesetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre Zeuge dieser Ceremonie gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen, so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise; die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden; denn sie kamen erst einige Zeit nacheinander, theils damit das Vergnügen des Publicums länger daure, theils auch weil es immer dieselben alterthümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

W. v. Goethe.

88. Leben eines deutschen Gutsherrn um 1760.

Vergleiche Nr. 71 und Nr. 83.

Wieder sind hundert Jahre verflossen, eine leere Zeit, arm an Erhebung und Volkskraft, und doch hat sich vieles geändert. Das Jahr 1760 liegt in der Jugendzeit unserer Großeltern, noch haften

*) „Brummer“ (ital. bombare, brummen).

in unsern Herzen zahlreiche Erinnerungen, und es genügt, einzelnes zu erwähnen. Die kahle Front des Herrenhauses ist umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandstein, auf dem Geländer der großen Freitreppe rundbäuchige Vasen, über der Thür der Hausflur ein plumper Engel, der in geschnörkelter Muschel den lateinischen Wahlspruch des Hauses hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirtschaftshof, auf der andern ein Garten, darin beschnittene Buchenhecken und Obelisken aus Taxus. Die einfach getünchten Zimmer haben fast alle Gipsdecken, und einige sind mit Stuck verziert, auch ist schon Reichthum an Hausrath sichtbar, gute Möbeln von Eichen- und Nußbaumholz, schön gefasert und ausgelegt, von sorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienporträts hängen kleine neue Pastellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsherrn als Schäferin, in der Hand den Stab mit Rosabändern. In der Stube der Hausfrau fehlt nicht der Porzellantisch, auf ihm buntgemalte Kannen, kleine Tassen, Möpse und Liebesgötter aus der neuerfundenen Masse. Jetzt ist die Zucht im Hause durchgebildet, ein herbes, strenges Regiment; Frauen und Dienstboten sprechen leise, die Kinder küssen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt seine Gattin ma chère und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in französischen Phrasen. Das Haupt ist gepudert, die Frauen umgiebt Reifrock und hohe Frisur; heftige Bewegungen, große Leidenschaften stören die Ruhe des Hauses und die gerade Haltung selten. Der Grundherr ist sparsamer geworden, er ist gewöhnt, ein wenig um die Landwirtschaft zu sorgen. Er hat bereits gehört, daß man durch spanische Schafe die Wolle deutscher Herden verbessern will*), und er baut im Brachfeld noch mit Besorgniß die neue Knollenfrucht, welche unendliche Nahrung für Menschen und Vieh geben soll. Es ist ein stilles und einfaches und pedantisches Leben im Hause, die Mutter schüttelt den Kopf über Gellert's schwedische Gräfin, die Tochter liest entzückt in Kleist's Frühling und singt am Clavier vom Veilchen und vom Lamm der Flur, und der Vater trägt die Lieder des Grenadiers in der Tasche. Dem Besuchenden werden Schälchen Kaffee vorgesetzt, noch ist es Brauch, zur dritten und vierten Tasse zu nöthigen; an hohen Festtagen erscheint der anmuthige Trank der Chocolade. Es ist eine harte Zeit, viel wird dem Hausherrn zugemuthet, die Behörden sind die Herren, welche das Land regieren, er hat zu liefern, zu zahlen, ohne daß er irgend gefragt wird. Noch gilt er mehr als der Bürger, aber hoch über ihn hat sich die Majestät seines Souverains erhoben, und vor dem großen Herrn bedeutet auch er sehr wenig, auch hat er zu besorgen daß sich seines ungnädigen Herrn Stock gegen ihn erhebe. Die Schreiber in der Hauptstadt kümmern sich sogar um seine Wirtschaft, sie befehlen ihm, einen Graben zu ziehen, eine

*) Die ersten spanischen Schafe ließ Friedrich der Große zwar schon 1748 kommen, aber erst 1765 begann in Sachsen die Zucht der Electoralschafe. Von ihnen stammt die große Verbesserung unserer Schäfereien.

Mühle zu bauen, ja sie verordnen ihm, Maulbeerbäume zu pflanzen, und senden ihm Eier von Seidenwürmern ins Haus mit der Forderung, daß er die gefräßigen Raupen groß ziehe. Es ist eine freudenleere Zeit, zwischen dem Könige und der Kaiserin brennt der dritte Krieg. Und gerade jetzt geht der Gutsherr mit gerungenen Händen in seiner Stube auf und ab und zieht manchmal das Sacktuch aus der Tasche, seine Thränen abzuwischen. Wie kommt es, daß der steife, trockene Mann so sehr die Fassung verloren hat? Der Brief auf dem Tische meldet ihm doch, daß sein Sohn, Offizier im Heere des Königs, aus blutigem Treffen unversehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König ist in Noth, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er sich grämt, er ist größer, reicher und besser, als irgend einer von seinen Ahnen war. Rauh ist die Zucht seiner Generation, unmild die Sitte, despotisch die Regierung; Bildung und Weltkenntniß des anspruchsvollen Gutsbesitzers sind noch nicht größer, als jetzt Bildung und Kenntnisse eines kleinen Subalternenbeamten, aber schon hat er für sein Leben und Sterben, was ihn zum Manne macht.

Gustav Freytag.

89. Eine deutsche Stadt im vorigen Jahrhundert.

Es ist eine mäßig große Stadt um 1780. Noch stehen die alten Ziegelmauern, Türme nicht nur über den Thoren, auch hie und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Nothdach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet, andere baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer ist geflickt, vorspringende Winkel und Basteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Theil trocken, dann weiden wohl noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Häkchen aufgestellt und spannen friedlich die Tücher daran auf; die gewöhnlichste Farbe ist seit den Pietisten „Pfeffer und Salz“, wie man schon damals sagte, und die alte Lieblingsfarbe des Deutschen, Blau, das nicht mehr aus deutschem Waid, sondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Thoröffnungen hölzerne Bohlenthore, oft zwei hintereinander, sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muß, wenn jemand von außen Einlaß begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgallerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind dürftige Schuppen und Häuser angeleimt.

Im Innern der Stadt stehen die schmucklosen Häuser noch nicht so zahlreich als in früheren Jahrhunderten; noch liegen einzelne wüste

Stellen dazwischen, die meisten aber sind von Honoratioren angekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht ist schon ein Kaffeegarten nach dem Muster des berühmten Leipziger angelegt, dann stehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaststube lehnen am Verschlage des Wirtes die Gipspfeifen der Stammgäste, aber seit kurzem ist neben dem Gips der Maserkopf und der theure Meerschaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarkts werden die Häuser stattlicher; nicht überall sind die alten Lauben erhalten, bedeckte Gänge, welche einst in einem großen Theile Deutschlands durch das Unterstock der Häuser führten, die Gehenden in der Regenzeit schützten und das Leben des Hauses mit der Straße verbanden. An dem massiven Bau des alten Rathshauses sind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwischenmauern verklebt, in den düstern lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben sich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub; in der Rathsstube stehen die steifen Polsterstühle, mit grünem Tuch und Messingnägeln beschlagen, im erhöhten Raum, dessen Schranke die Rathsherren von den Bürgern trennt; alles schmucklos und lange nicht getüncht, alles dürftig und unschön, wie eine unfertige Einrichtung; denn in dem neuen Staate fehlt Geld und Freude, die öffentlichen Gebäude zu schmücken, sie werden vom Bürger als ein nothwendiges Uebel betrachtet, ohne Theilnahme, ohne jedes Selbstgefühl. Noch sehen die Häuser des Marktes zum großen Theil mit spitzem Giebel auf die Straße, und zwischen den Häusern gießen weit vorspringende Dachrinnen ihr Wasser auf das schlechte Pflaster, das aus Feldsteinen kunstlos zusammengesetzt ist. Viele Giebel haben die schöne Gliederung des germanischen Stiles verloren; wer verschönern will, läßt die Dachlinie in Rococoschnörkeln am liebsten geradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häusern stehen einzelne Kirchen oder verlassene Klostergebäude mit Strebepfeilern und Spitzbögen. Gleichgültig sieht das Volk auf diese Ueberreste einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine theure Erinnerung verbunden ist; überall zerstört der nüchterne, verständige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorsorglich hat der Magistrat die leeren Räume des Klosters zu einem Pfarrhaus oder zu Schulstuben eingerichtet, Fenster ausgeschlagen, Gipsdecken gezogen; dann schauen die Knaben von ihrer lateinischen Grammatik verwundert auf die Steinrosetten und die zierliche Arbeit des Meißels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnöthiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgange, durch welchen einst Mönche ernsthaft schritten, werfen sie jetzt aus hölzernen Schüsseln ihren Brummkreisel.

Es ist bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müssen gekehrt werden; Düngerhaufen, welche fünfzig Jahre früher in ansehnlichen Mittelstädten vor den Häusern lagen, seit im Kriege die alte Sauberkeit verschwunden war, sind wieder durch Verordnungen beseitigt, welche die Räthe des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Rathscollegium geschickt haben. Auch der Viehstand der

Stadt hat sich sehr verringert, die Schweine und Rinder, welche noch kurz vor 1700 zwischen den spielenden Kindern im Straßenschmutze sich belustigten, werden streng in Höfen und Hinterhäusern bewahrt, die Landesregierung sieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn sie hat die Thoraccise eingeführt, und ein abgedankter Unteroffizier hält sich, den Rohrstock in der Hand, in der Nähe des Thores auf, um die Karren und Körbe der Landleute zu untersuchen. So hat sich die Viehzucht in die dürftigen Vorstädte und die Vorwerke gezogen; nur in den kleinen Landstädten hilft die Ackernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei thut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird stark vigiliert, der Paß ist dem anspruchslosen Reisenden unentbehrlich; Rathsdiener sind in den Straßen sichtbar und spähen in die Wirtshäuser; zur Nacht wird auch wohl eine Brandwache in die Nähe des Rathhauses postiert, und der Türmer giebt mit Fahne und großem Sprachrohr die Nothzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen stehen an der Seite des Rathshauses unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eisenbeschlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter sind ziemlich wachsam und modest; sie sangen nach dem großen Kriege hier und da anzügliche Reime, so oft sie die Stunden abriefen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf bestanden, daß ihnen Text und Lied geistlich sei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weise fort, fast jeder steht fest in seiner Zunft, sogar die Maler sind zünftig und fertigen als Meisterstück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeschriebener Figuren. In den katholischen Landschaften leben sie von massenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den protestantischen malen sie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, sogar über den Thüren einzelner Handwerker zu sehen sind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am strengsten auf die Rechte der Zunft gehalten; wer nicht nach Handwerksgebrauch in eine Zunft aufgenommen ist, der wird als Bönhase oder Pfuscher mit einem Hasse verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen sucht. Noch wird ernsthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Gesellen freigesprochen, Händel geschlichtet, und die Formel „Mit Gunst", welche jede Rede einleitet, schallt endlos bei allen Zusammenkünften der Gesellen und Meister; aber die alten Wechselreden und Sprüche des Mittelalters sind halb unverständlich geworden, rohe Scherze haben sich eingedrängt, und die Besseren beginnen bereits, nicht viel darauf zu geben. Ja es fehlt nicht mehr an solchen, welche die alte Zunftverfassung für eine Last halten, weil sie ihrem Bestreben, sich zu Fabrikthätigkeit zu erweitern, hartnäckig widersteht, so die großen Tuchmacher und Eisenarbeiter. Und die lustigen Jahresfeste, welche einst Stolz und Freude fast jedes einzelnen Handwerks waren, sie sind fast alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigenthümliche alte Tänze vertragen sich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher

der Einzelne keine größere Furcht hat, als seiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuschvolle weltliche Ergötzlichkeit sündlich sei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel stehen die Studierten und Beamten als Honoratioren der Stadt über der Stadt. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauern herab. Auch der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, hat unter den Honoratioren eine Stellung, zumal der Handel wieder einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen beginnt. Die Mehrzahl der Honorationen aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an, Theologen, Juristen, Aerzten.

Die Stadt hatte wo möglich eine lateinische Schule. Reichten sie so hoch, daß ihre oberen Klassen für die Universität vorbereiteten, dann schieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen sollten. Dieser Art von Schulbildung war es zuzuschreiben, daß die Aufklärung von intelligenten Bürgern so schnell aufgenommen wurde.

Die jüngere Welt betrachtete die schönen Künste nicht mehr als einen angenehmen Zierrat, sondern hoffte von ihrem Einfluß Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit und interessierte sich für Gottscheds, Gellerts und Klopstocks Dichtungen*). Patriotische Männer durchforschten auch wohl die alten Stadturkunden und sammelten an einer Geschichte der Stadt. Größer war das Interesse, welches die Naturwissenschaften, die damals eben zu erblühen begannen, in Anspruch nahmen. Nicht gering ist die Zahl ehrenwerther Zeitschriften, welche die neuen Entdeckungen der Wissenschaft berichteten und sie für die praktischen Interessen nutzbar machten. Eine Bibliothek zusammenzubringen wurde der Stolz des Gebildeten auch in bescheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Michaelis, brachte der Buchhändler von der Leipziger Messe die „Novitäten" mit, welche er dort für Geld gekauft oder gegen Werke seines Verlages eingetauscht hatte. Diese neuen Bücher legte er in seinem Laden zur Ansicht aus, wie es jetzt der Schnittwarenhändler thut. Nun kamen die Kunden und Liebhaber und wählten aus. Zuweilen gab es auch Gelegenheit, neben den neuen Büchern alte zu erwerben. — Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerther Mittelpunkt. Dort wurden bei einem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen, und schon gab es politische Parteien.

Unterdes war dem kleinen Bürgersmann, den Dienstboten und Kindern die Phantasie mit andern Bildern erfüllt, ihnen hielt der

*) Was dagegen damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von anderer Beschaffenheit; es waren flüchtig zusammen geschleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schicksale berichtet wurden.

alte Aberglaube ihr Leben umsponnen. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchthüren zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spritzenhause spukte es, bevor ein Feuer ausbrach; zuweilen wurde die geheimnißvolle Wehklage gehört, eine Variation des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war &c. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelesene Zeitschrift desfalsige schöne Abhandlungen bringt.

Unter den Tagesereignissen ist das interessanteste Ankunft und Abfahrt des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in der Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr langsames unbehilfliches Beförderungsmittel, die Wege sind schlecht, Chausseen fehlen. Nur in den größern Städten gab es ordentliche Gasthäuser. Deshalb kehrte man gern bei Verwandten ein. Der Unsicherheit, rohen Begegnung und unsaubern Herbergen wegen scheute man Fußreisen. Der Reisende wurde von Verwandten und Bekannten mit allerlei Aufträgen bedacht. — Zwischen Nachbarstädten ward ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, bei lebhafterem Verkehr fuhr wohl auch regelmäßig ein Botenwagen hin und her.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren so wohlhabend, daß sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einem ungeschickten Luxus zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte in der Regel seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet und zeigte seinen Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten durch Geräth und Bewirtung. Deshalb waren Gastereien ungemüthliche Staatsactionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde, in nichts unterschied sich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Methode seiner Gesellschaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses, genau bis aufs kleinste stand fest, was anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Complimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, alles hatte seine genau bestimmte Größe und vorgeschriebene Form. Durch diese zahllosen kleinen Regeln erhielt das Leben eine gewisse unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Es war gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, zu purgieren, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Eben so fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes; die massiven Möbeln, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als

Student erstanden, der Klapptisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrerer Generationen. Die Räume des Hauses waren im ganzen schmucklos, die Fußböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Zier als die Reinheit der Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung; die Möbeln, unter denen die Kommode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich, doch war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geschätzt. Die Freude der Hausfrau war kupfernes und zinnernes Geräth. Es wurde damit „Staat“ gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgencollationen, wo kalte Speisen aufgesetzt wurden, zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer; aber bereits wurde neben Zinn das Porzellan aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau selten der offene Porzellantisch mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Gerade damals stand das wunderliche Thier auf der Höhe seines Ansehens. Außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau gerade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt, mit schönen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Gedecken zu besitzen war besondere Freude; auch auf feine Leibwäsche wurde großer Werth gelegt.

Die Kleidung, in welcher man sich vor andern zeigte, galt auch dem ernsten Manne als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farben gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verriethen nicht minder als Perrücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie mußte eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und die Perrücke schwer ohne Hülfe anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte Besuche annahm, die „gute“ Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren ganz

unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahr 1745 bittet ein österreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihülfe eines Buchhändlers seine silberne Taschenuhr, er klagt um 1807, daß damals schon jeder Magister, ja jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldene.

Eigene Kutschen und Pferde hielten außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten und in großen Handelsstädten die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Aerzte gerathen, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen; bedeckte Reitbahnen und Mietpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Da damals die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein fast geschwundenes Transportmittel sehr in Aufnahme gekommen, die Portechaisen; sie wurden fast so häufig gebraucht als jetzt die Droschken; die Träger, durch eine Art Livre kenntlich, hatten ihre bestimmten Stationen und fanden sich ein, wo Adel und Publikum zahlreich erschienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchthüren, am Theater.

Streng war die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich, von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in devoten Formen gefordert, die Gatten der Honoratioren redeten einander in der Regel mit Sie an.

Was sich einer Familie anschloß, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung gesucht und erwartet. Protegieren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflußreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerksamkeit, Gratulation an Geburtstagen, das Carmen bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Die Devotion gegen Höhere war groß; einem Gönner die Hand zu küssen, war guter Ton.

Zumal die Gevatterschaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältniß; der Taufpathe war verpflichtet, später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen, und dies Pietätsverhältniß bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er sein Wohlwollen durch den letzten Willen an den Tag legte.

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung. Zuerst war dies ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte, sich äußernd in Gebet und Verkehr, in Predigt und Dichtung. Damit verband sich eine gewisse Armuth und deshalb Phrasenhaftigkeit der Sprache, ein Aufwand von Reflexion und Selbstbeobachtung, eine ungemeine Herrschaft der Convenienz ꝛc.

In mancher Beziehung verschieden von der obigen Schilderung ist das Bild einer mäßigen Stadt um 1790. Noch stehn die alten Mauern und Thore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menschen und Lastwagen zu enge sind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen, an andern Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben ist mit breitbegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien halten jetzt die Städter ihren diätetischen Spaziergang, athmet das Kindervolk frische Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer sind verschönert, neue, fremde Blüten glänzen zwischen den alten und umgeben das künstliche Fragment einer Säule oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Oelfarbe überzogen ist, hier und da erhebt sich ein Sommerhaus entweder als antiker Tempel oder als Hütte von bemooster Rinde, zur Erinnerung an die unschuldsvollen Urzustände des Menschengeschlechts, in denen die Gefühle so unendlich reiner und der Zwang der Kleider und der Convenienz so viel geringer war.

Aber das Triebwerk der Stadt hat sich über die alten Mauern ausgedehnt; wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken die Vorstädte ihre Häuserreihen weit in die Ebene hinaus. Viele neue Häuser mit rothen Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obstbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat sich die Zahl der Häuser vermehrt; mit breiter Front, Giebel an Giebel gelehnt, stehen sie da, große Fenster, helle Treppen, weite Räume umschließend. Noch sind die Zierrathen ihrer Front von Gyps und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Schattierungen sind fast das einzig Charakteristische und geben den Straßen ein buntes Aussehen. Die Erbauer sind meist Kaufleute und Fabrikanten, welche heraufgekommen sind, jetzt fast überall die vermögenden Leute der Welt.

Die Wunden, welche der siebenjährige Krieg dem Wohlstande der Bürger geschlagen, sind geheilt. Nicht umsonst hat die Polizei seit mehr als fünfzig Jahren ermahnt und befohlen. Der Stadthaushalt ist geordnet, die Anfänge der Armenpflege sind organisiert, Unterstützungskassen, Armenärzte, unentgeltliche Arznei. In den größeren Städten geschah schon viel für Unterstützung der Hilflosen; in Dresden war 1790 der jährliche Umsatz der Armenkasse 50000 Thaler; auch in Berlin, wo schon Friedrich Wilhelm I. für die Armen manches ge-

than hatte, suchte die Regierung mit warmem Herzen zu helfen, — es wurde gerühmt, daß dort mehr geschehe, als irgendwo anders. Aber der warmen Humanität, welche die Gebildeten nach allen Richtungen dem Volke entgegen trugen, fehlte noch sehr die Einsicht, man kam nicht über das Almosengeben heraus, es wurde wenig Jahre später als besondere patriotische That begrüßt, daß der Finanzminister von Struensee den Berliner Armen jährlich einen bedeutenden Theil seines Gehaltes auszahlen ließ. Aber zugleich wurde laut über zunehmende Sittenlosigkeit geklagt, und daß die Zahl der Armen in großem Verhältnisse steige. Man bemerkte mit Schrecken, daß Berlin unter Friedrich II. die einzige Hauptstadt der Welt gewesen sei, in welcher jährlich mehr Menschen geboren wurden als starben, und daß sich das jetzt zu ändern drohe. In Berlin, Leipzig, Dresden sah man keinen Bettler mehr, in preußischen Städten, mit Ausnahme Schlesiens und Westpreußens, überhaupt wenig; aber selbst in den kleinen Orten Kursachsens waren sie noch eine Plage der Reisenden, sie lagen an Gasthöfen und Posthäusern und lauerten auf die ankommenden Fremden.

Ein großer herzerfreuender Fortschritt war aber durch die Anstrengung der Krankenpflege gemacht worden, die völkerverwüstende Pest und andere Seuchen waren, so durfte man annehmen, von den Grenzen Deutschlands ausgesperrt. Noch 1709—11 hatte in Polen die Pest furchtbar gehaust, ja noch um 1770 war dort ein Sterben gewesen, das ganze Dörfer geleert hatte, unsere Heimat war nur wenig geschädigt worden. Aber eine Krankheit verwüstete noch bei Reichen und Armen, die Pocken. Noch war sie ein Leiden Europas, das Scheusal, welches die blühende Jugend am widerwärtigsten heimsuchte, ihr den Tod, Verstümmelung, Verunstaltung brachte. Jedem wurde entscheidend für das ganze Leben, wie er durch die Pocken gekommen. Viel herzbrechendes Unglück ist geschwunden, die Schönheit unserer Frauen ist häufiger und sicherer geworden, die Zahl der Siechen und Hilflosen ist beträchtlich verringert, seit durch Jenner und seine Freunde 1799 zu London die erste öffentliche Impfanstalt angelegt wurde.

Ueberall beginnen in dieser Zeit die Klagen über Mangel an Sparsamkeit und unmäßige Vergnügungslust der arbeitenden Klassen, Klagen, welche in gewiß vielen Fällen berechtigt waren, die aber unvermeidlich immer wieder tönen, wo der größere Wohlstand vieler Einzelner auch in den untern Schichten des Volkes die Bedürfnisse vermehrt. Nur mit Vorsicht darf man daraus auf eine Abnahme der Volkskraft schließen; häufiger ist die erwachende Begehrlichkeit der kleinen Leute das erste unholde Zeichen eines Fortschritts, den sie selbst machen. Im ganzen scheint es damit nicht so arg gewesen zu sein. Das Tabakrauchen freilich war allgemein, es nahm unaufhörlich zu, obgleich Friedrich II. seinen Preußen die Packete durch seinen Stempel vertheuert hatte, der weiße Porzellankopf begann, den Meerschaum zu verdrängen. In Norddeutschland war das Weißbier ein

neumodisches Getränk des Bürgers; ehrbare Meister tadelten kopfschüttelnd, daß ihr Bier schlechter werde, und daß der Verbrauch des Weins auch unter Bürgern übermäßig zunehme. In Sachsen war schon damals das massenhafte Kaffeetrinken auffallend, auch wie dünn und verfälscht der Trank sei, und doch sei er die einzige warme Kost der Armen. Allgemein ist die Klage der Reisenden, welche aus Süddeutschland kommen, daß die gewöhnliche Küche in Preußen, Sachsen, Thüringen schmal und dürftig sei.

Auch die öffentlichen Vergnügungen waren weder besonders zahlreich noch theuer. Immer noch waren Hinrichtungen eine große Angelegenheit, noch wurden die Bilder schwerer Verbrecher in Kupfer gestochen und mit ihrem Lebenslauf, den erbaulichen Betrachtungen der Seelsorge und warnenden Gedichten eifrig gekauft. Ein Seehund, Elefant, das erste Rhinoceros, ein Neger oder Albino, Kamschadale oder Indianer, und was jetzt in unsern Meßbuden nur geringe Beachtung findet, wurde mit Erfolg einzeln auf öffentlichem Platz aufgestellt, ebenfalls durch Bilderbogen und kleine Flugschriften empfohlen. Und allerlei brotlose Künste, ein Mann, der mit abgerichteten Kanarienvögeln umherzog, ein anderer, der durch Handbewegungen ein Schattenspiel hervorzubringen wußte, dazwischen Bauchredner, Feuerfresser und andere fahrende Leute gaben den besten Gesellschaften der Stadt für längere Zeit Unterhaltung. — Die alten festlichen Aufzüge und Schaustellungen der Städter selbst waren überall verkümmert, ihnen war die Zeit der seidenen Strümpfe, des Reifrocks und Puders sehr ungünstig. Die Schaugefechte der Fechterbanden hatten aufgehört, die Schützenfeste waren seit dem großen deutschen Kriege eingeschrumpft; nur einzelne Handwerke, die Fleischer, Fischer, Faßbinder, unternahmen zuweilen einen öffentlichen Aufzug in hergebrachtem Costüm mit altem Ceremoniell und Handwerkszeichen, in seltenen Fällen mit einem alten Tanz. Obenan aber unter den städtischen Belustigungen stand das Theater. Es war die Leidenschaft des Bürgers, die Wandertruppen wurden besser und zahlreicher, größer wurde auch die Zahl der stehenden Bühnen, noch war das Parterre der Hauptraum, in welchem Offiziere oder Studenten und junge Beamte, nicht selten als feindliche Parteien, den Ton angaben. Die Schauderdramen mit Dolch, Gift, Kettengerassel entzückten den Anspruchslosen, die rührenden Familienstücke mit ihren bösen Ministern und rasenden Liebhabern füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der schlechte Geschmack der Stücke und dabei das gute Spiel der Darsteller setzten den Fremden in Erstaunen. Der Einzug einer „Truppe“ in die Stadtmauern war ein Ereigniß von größter Wichtigkeit. — Das gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügen war genügsam, es war der Besuch öffentlicher Kaffeegärten. Bei anspruchsloser Musik und einigen bunten Lampen drängten sich dort Adel, Offiziere, Beamte und Kaufmannschaft. In Leipzig und Wien hatte sich diese Art der Unterhaltung etwa seit 1700 zuerst ausgebildet. Oft wurde die große Ergötzlichkeit des schattigen Kaffeetrinkens in Versen und Prosa gefeiert. Und der Kaffeegarten blieb

charakteristisch für die deutsche Geselligkeit durch fast 150 Jahre. Zwar saßen die Familien nach Tischen geschieden, aber man ließ sich sehen und konnte beobachten, auch die liebe Kinderwelt wurde zu sittsamer Haltung angestrengt, sparsame Hausfrauen brachten auch wohl in Düten Kaffee und Kuchen von Hause mit. — In dem Hause des gebildeten Bürgers war die Gastlichkeit zwar bequemer, die Bewirtung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte sich noch vieles von der strengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren schärfer geschieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben, die Kinder der Honoratioren, oft auch der Handwerker, nannten die Eltern Sie; die Dienstboten wurden nur von ihrer Herrschaft geduzt, von Fremden erhielten sie die dritte Person des Singularis. Ebenso gab das „Er" ein Meister dem Gesellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnasiallehrer dem Schüler der obern Klassen. Der Schüler aber redete seinen Herrn Direktor an vielen Orten mit „Ew. Hochedlen" an.

Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutsche Haus und Stadt, ein bescheidenes Stück seines Vaterlandes zu durchreisen. Noch waren die Verkehrsmittel schlechter, als bei dem Aufschwunge des Handels und der vermehrten Reiselust erträglich war. Es gab erst wenige und kurze Kunststraßen; als die beste Chaussee Deutschlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Baumalleen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger. Die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Osten waren Lehmpfade. Wer irgend Ansprüche machte, reiste mit Lohnkutsche oder Extrapost; denn das Reisen mit der ordinären Post bot große Schwierigkeiten. (Siehe Nr. 92.) Besser gelang die Reise auf den großen Strömen. Zwar die Donau stromab fuhr noch das altertümliche Bretterschiff, ohne Mast und Segel, von Pferden gezogen; aber auf dem Rhein erfreute den sinnigen Freund der Natur schon die regelmäßige Fahrt der Rheinschiffe. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, sie hatten Mast und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushülfe, sie hatten auch ein ebenes Deck mit Geländer, so daß man förmlich darauf spazieren konnte, und Kajüten mit Fenstern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand sich bereits eine wechselnde, oft anmuthige Reisegesellschaft zusammen. Und die solche Schiffe benutzten, waren nicht die Geschäftsreisenden allein. Denn einer der merkwürdigsten Fortschritte war von den Deutschen um 1750 gemacht worden. Das Naturgefühl hatte eine sehr starke Ausbildung erhalten. Den architektonischen Gärten der Italiener und Franzosen war der englische Landschaftsgarten, den alten Robinsonaden die Schilderung liebender Kinder oder Wilden in dem Zauber einer fremdartigen Landschaft gefolgt. Später als den gebildeten Engländer ergriff den Deutschen die Wanderlust in die blaue Ferne; aber sie war seit kurzem lebendig geworden. Schon wird es Mode, auf der Alm die aufgehende Sonne, das Wogen des Nebels in den Schluchten zu bewundern, und das idyllische Leben bei Butter und Honig, Bergaussicht, Waldesduft, Wiesenblumen, wird mit höherem Bewußtsein den „Gemeinplätzen des Vergnügens" (Spiel, Oper, Komödie, Ball) gegenüber gestellt. Schon hat die Sprache sehr reichen Ausdruck in Schilderung der Naturschönheiten, der Bergformen, Wasserfälle 2c., schon ziehen müssige Reisende nicht nur durch die Alpen, auch auf Apenninen und den Aetna, aber Tyrol ist noch kaum entdeckt.

Nach Gustav Freytag.

90. Des großen Kurfürsten Werk.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, bestieg 1640 den Thron seiner Väter. Er wurde der rechte Arzt seines Landes, das an Wunden aller Art sich verblutete. Während des langen schrecklichen dreißigjährigen Krieges hatten feindliche Kriegsvölker in dem unglücklichen Brandenburg gesengt und gebrannt, gemordet und geplündert. Große Landstrecken waren verwüstet, und im Umkreise mehrerer Meilen fand man oft nur wenige Menschen, und diese waren bettelarm. So war das angetretene Erbe beschaffen. Da galt es denn, zuerst die geschlagenen Wunden zu heilen, ehe an die Verwirklichung anderer großer Pläne gedacht werden konnte, die den jungen Regenten bewegten.

Die öden Gegenden mußten bevölkert, die wüsten Strecken bebaut werden. Viele verfolgte Evangelische, besonders Niederländer und Franzosen, nahm der Kurfürst mit Freuden in seinem Lande auf. Diese Leute waren meist reich und geschickt. Sie verstanden den Ackerbau, sie pflegten den Gemüse-, Obst- und Tabaksbau; sie gründeten die ersten Fabriken im Lande. Landwirte, die sich besonders einsichtsvoll zeigten, wurden unterstützt, damit sie unfruchtbare Landstrecken urbar machen und durch ihre musterhafte Land- und Viehwirtschaft den Brandenburgern ein nachahmungswerthes Beispiel werden könnten. Bis auf das Kleinste erstreckte sich die Sorge des Kurfürsten. So befahl er z. B., daß jeder Landmann vor seiner Verheiratung wenigstens sechs Obstbäume veredelt und eben so viele junge Eichen gepflanzt haben müsse. Er selbst ließ an vielen Orten Alleen anlegen, und seine Gemahlin Luise von Oranien baute in ihrem Garten die ersten Kartoffeln.

Für Handel und Gewerbe war der Kurfürst nicht minder thätig. Er legte Musteranstalten an und unterstützte fleißige und tüchtige Handwerker. Straßen und Kanäle wurden gebaut, wie der Friedrich-Wilhelms-Kanal, der die Oder mit der Spree verbindet. Besonders wichtig war auch die Einführung der Post. Seine Blicke richteten sich aber noch weiter. Brandenburg sollte eine Seemacht werden und Seehandel treiben. Eine kleine Flotte wurde geschaffen, eine Colonie am Senegal erworben, und wenn auch die Eifersucht

anderer Staaten ein rechtes Gedeihen dieser Schöpfungen nicht aufkommen ließ, so zeigt doch das begonnene Werk, welche großartige Pläne Friedrich Wilhelm hegte.

War nun auch auf solche Weise der dahin sterbende Staat vom Untergange errettet, so begnügte sich Friedrich Wilhelms Riesengeist damit nicht. Er wollte die Heilung vollständig und einen Rückfall in die früheren Zustände unmöglich machen. Er wollte einen mächtigen, selbständigen Staat gründen; die brandenburgische Macht sollte eine Weltmacht werden. Hören wir, was er that, solch großes Ziel zu erreichen. Die erste Gelegenheit zu einer Vergrößerung der brandenburgischen Lande bot sich dem Kurfürsten im westfälischen Frieden. Seiner Klugheit gelang es, bei den Unterhandlungen das Erzstift Magdeburg, ferner Halberstadt, Minden und Kammin zu erwerben; auch erlangte er Hinterpommern, während er das ihm rechtlich zustehende Vorpommen den Schweden überlassen mußte. Von den Polen errang er sich durch die dreitägige Schlacht bei Warschau 1656, in welcher er, verbündet mit dem Könige von Schweden focht, so wie durch sein kluges Verhalten in dem schwedisch-polnischen Kriege überhaupt die volle Landeshoheit in dem Herzogthum Preußen (Ostpreußen). In dem Frieden zu Oliva bei Danzig wurde Preußen als ein unabhängiges, souveränes Herzogthum anerkannt, während es vorher unter polnischer Lehnshoheit gestanden hatte. Es ist klar, daß der Kurfürst solche Erfolge nicht erzielt haben würde, wenn er nicht durch ein wohlgeübtes stehendes Heer, durch eine starke eiserne Hand, wie er es nannte, den Feinden Respect eingeflößt hätte. — Um aber ein solches schaffen zu können, mußte Friedrich Wilhelm Geld haben. Woher aber sollte er nach den Drangsalszeiten des dreißigjährigen Krieges die nöthigen Mittel nehmen? Doch auch da wußte sein schöpferischer Geist Rath. Unter der Beihülfe treuer Beamten gelang es ihm, überall im Lande neue Quellen des Wohlstandes und somit auch der Staatseinnahmen zu finden. So hatte z. B. bisher der Grundbesitzer (Bauer) fast allein die Abgaben aufgebracht; jetzt wurde eine Verbrauchssteuer (Accise) auf alle Gegenstände des täglichen Bedarfs gelegt, zu welcher alle Unterthanen ohne Unterschied beitragen sollten. Die Ritterschaft widerstrebte dieser Einrichtung, und so wurde sie vorerst nur in den Städten eingeführt. Das gab aber dem Kurfürsten Veranlassung, die Macht der Ritterschaft und der Stände zu brechen, da er der Ansicht war, daß der Fürst zum Wohle seines Landes seine Regierungsrechte mit niemandem theilen dürfe*). Dadurch entstanden ihm beson-

*) „Wenn er in dieser Handlungsweise dem großen Vorbilde der Zeit, Ludwig XIV., gleicht, so stellt sich alsbald der Unterschied des preußischen absoluten Herrscherthums gegen das französische heraus: es diente dem Staate, aber opferte nicht den Staat seiner Eitelkeit und Selbstsucht; und so ward es für denselben, dessen Einheit es begründete und den es vom kleinlichen Adelsregiment befreite, segensvoll." (Müller.)

ders harte Kämpfe in Preußen. Die dortigen Stände verweigerten sogar die Huldigung. Als Güte nichts fruchtete, brauchte der Kurfürst Gewalt. Er ließ den Anführer der Widerstrebenden, Bürgermeister Rhode in Königsberg, gefangen nehmen und rückte mit seinen Truppen auf diese Stadt los. Da er zugleich die allgemeine Versicherung gab, seine Souveränität nicht gegen die allgemeinen Landesfreiheiten ausdehnen zu wollen, so wurde ihm nun gehuldigt. Bald jedoch entstand über die erhöhten Steuern und deren eigenmächtige Einziehung neue Unzufriedenheit. Ein Oberst von Kalkstein stellte sich an die Spitze des Adels, wurde aber festgenommen und zum Tode verurtheilt. Der Kurfürst milderte den Spruch in Gefangenschaft und entließ ihn im folgenden Jahre seiner Haft. Sofort begab sich Kalkstein nach Warschau (gegen sein gegebenes Wort) und setzte dort seine Aufhetzereien fort. Da ließ ihn der Kurfürst, als er seine Auslieferung nicht erlangen konnte, mit List und Gewalt dort aufgreifen, nach Preußen bringen und sofort hinrichten. Das half. Man lernte gehorchen und sich unter den entschiedenen und unerschütterlichen Willen des Fürsten beugen. Das Gefühl der Staatseinheit hatte den einzelnen Landestheilen bisher gänzlich gefehlt, denn in jedem derselben waren die Rechte des Fürsten, so wie die ganze Verwaltung, das Kriegs- und Steuerwesen verschieden. Darin lag es auch, daß der Bewohner der Mark dem Preußen und dieser dem Westfalen als Ausländer galt. Sie waren ja noch nicht verbunden durch gemeinsame Erlebnisse, durch die Erinnerung gemeinsam errungenen Ruhmes und gemeinsam erlittenen Unglücks. Friedrich Wilhelm schuf zuerst eine Einheit dadurch, daß er die Regierung seines Reiches in seine Hände allein nahm und die einzelnen Provinzen zu einem Staatsganzen zusammen bildete. Er begründete damit die Kraft der preußischen Monarchie und ist also der eigentliche Schöpfer des preußischen Staates.

Nach solchen großen innern Schöpfungen galt es, dem jungen Staate eine achtunggebietende Stelle nach außen zu verschaffen. Friedrich Wilhelms Ruf als Krieger und Staatsmann war schon in alle Länder gedrungen. Er war ein Fürst, auf den nicht bloß Brandenburg, sondern ganz Deutschland stolz war, und dem selbst aus dem fernen Asien Beweise der Hochachtung zugingen. Der Kurfürst fühlte denn auch, daß sein Hinneigen auf die eine oder die andere Seite bei den Welthändeln viel zu deren Entscheidung beitragen könne, und war fest entschlossen, diese Stellung sobald als möglich zu benutzen. Die Gelegenheit dazu sollte sich bald finden. Als Ludwig XIV. 1672 mit Holland Händel anfing, hatte er schon längst die geistige Größe des Kurfürsten von Brandenburg erkannt und suchte ihn darum durch die reichsten Versprechungen in ein Bündniß gegen Holland zu ziehen. Doch alle seine Bemühungen waren vergebens. Friedrich Wilhelm war vielmehr der erste und der einzige Fürst Deutschlands, welcher alle seine Kräfte gegen Frankreich anwendete. Als Ludwigs Heere in Holland eingefallen waren,

rückte er im Winter des Jahres 1674 sofort an den Rhein, um dem verwandten Oranier gegen Frankreich beizustehen. Er gerade war den Franzosen am unbequemsten. Um ihn also vom Rhein wegzulocken, zahlte Ludwig den Schweden Geld, damit diese einen Einfall von Pommern aus in die Mark machten. Da eilte Friedrich Wilhelm plötzlich mit seinem Heere aus Franken durch Thüringen nach der Mark, und in der Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675) wurden die Schweden gründlich geschlagen. *Der Sieg war vollständig, der erste, welchen die Brandenburger allein und noch dazu über einen Feind gewonnen hatten, der bisher für unbesiegbar gehalten wurde. Durch diesen Sieg legte Friedrich Wilhelm den Grund zu der Größe Preußens; dieser Tag verschaffte dem brandenburgischen Namen vor ganz Europa hohen Ruhm.* — Obgleich indes Friedrich Wilhelm den Krieg bis 1679 glücklich fortsetzte und die Schweden aus Pommern und Preußen vertrieb, so vereitelten doch Neid und Eifersucht der übrigen Mächte die Erfolge der glänzenden Kriegesthaten, und er vermochte nicht, den Kaiser zum kräftigen Handeln gegen Frankreich zu bestimmen. Verlassen von denen, welchen er so tapfer geholfen, sah Friedrich Wilhelm sich genöthigt, den Frieden zu St. Germain 1679 zu schließen, in welchem er alle gemachten Eroberungen wieder herausgeben mußte. Das schnitt tief in seine Seele, und es gab einen Augenblick, wo er im Bunde mit Frankreich die Waffen gegen Oestreich hätte ergreifen können, denn es hatte ihn nicht nur verlassen, sondern es hatte auch nach dem Tode des letzten Herzogs von Liegnitz dessen Länder besetzt, ohne nach dem 1537 erworbenen Rechte des Brandenburgischen Kurfürsten nur zu fragen. Die Versuchung war groß, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aber Friedrich Wilhelm konnte es nicht über sich gewinnen, mit dem Feinde des deutschen Reiches sich gegen Deutsche zu verbinden. Lieber erduldete er das Unrecht, ahnungsvoll in die Zukunft schauend, daß einst einer seines Stammes als Rächer desselben aufstehen werde.

Als Ludwig XIV., der dem Reiche schon Straßburg und andere herrliche Stücke schändlich und hinterlistig mitten im Frieden geraubt hatte, sich mit den Türken gegen Deutschland verbündete, als er mit entsetzlicher Barbarei alle Protestanten aus seinen Landen vertrieb, da vergaß der Kurfürst allen Groll gegen Oesterreich und verbündete sich mit dem Kaiser gegen den Erbfeind. Er wollte gerade auf Paris losgehen, dort dem übermüthigen Ludwig den Frieden dictieren und Europa zur Ruhe verhelfen. Da ereilte ihn der Tod am 29. April 1688.

Friedrich Wilhelm war der größte Mann seiner Zeit gewesen, der handelnd und duldend durch richtiges Auffassen der Verhältnisse den sichern Grund dazu legte, daß das vordem so kleine Brandenburg zu einer europäischen Großmacht sich erheben konnte. Seine Nachfolger brauchten nur auf dem gebahnten Wege fortzuschreiten.

Nach Aug. Renneberg.

91. Die Erwerbung der preußischen Königskrone.

So viel war vorauszusehen, daß mit dem Tode Karls II. sich ein schwerer Kampf um die spanische Monarchie erheben würde.

Auf den Beistand welcher Macht konnte nun Oesterreich bei den immer drohender werdenden Verwickelungen mit Sicherheit rechnen? Nur auf den Hannovers, das kürzlich zum Kurfürstenthum erhoben worden war.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, in welchem Friedrich die Gewährung der Forderung Leopolds, ihm eine Hülfsmacht zu stellen, von der Erfüllung seines längst gehegten Wunsches, den Königstitel zu empfangen, abhängig machen konnte. Die Frage, ob man dem Wunsche Friedrichs nachgeben solle oder nicht, verursachte schwere Kämpfe im Kabinet des Kaisers. Die ernstesten Besorgnisse vor dem ferneren, den Interessen Oesterreichs verderblichen Aufstreben Brandenburgs suchten sich geltend zu machen. Friedrichs Sache wurde in Wien von gewandten und einflußreichen Männern geführt, denen es sogar gelungen war, des Kaisers Beichtvater, den Jesuiten Wolf, für sich zu gewinnen. Der Schwerpunkt der Angelegenheit lag freilich in der politischen Situation, in der sich Oesterreich befand.

Nun traf die Nachricht von dem Ableben des Königs von Spanien (1. November 1700) ein. Das Gefürchtete war geschehen. — Karl II. hatte in seinem Testamente den französischen Prinzen Philipp von Anjou zum alleinigen Erben seines Reiches eingesetzt. Damit war das Zeichen zum Kriege gegeben.

Jetzt wurde ohne Verzug der sogenannte Kronvertrag zwischen dem Kaiser Leopold und dem Kurfürsten Friedrich abgeschlossen.

Friedrich verzichtete auf rückständige Geldforderungen und übernahm die Verpflichtung, für den Fall, daß es wegen der spanischen Erbfolge zum Kriege kommen sollte, dem Kaiser eine Hülfsmacht von 8000 Mann zu stellen. Der Kaiser sagte ihm während der Dauer des Krieges eine jährliche Zahlung von 150000 Gulden zu, wodurch freilich nur zu einem sehr geringen Theile die Kriegskosten gedeckt wurden. In Betreff der Erhebung Hannovers verpflichtete sich Friedrich, die Angelegenheit im Sinne des Kaisers ordnen zu helfen, auch versprach er, wegen der Bedrückung der Protestanten in andern Ländern keine Vergeltung an den Katholiken in seinem Lande zu üben, wogegen der Kaiser die Verpflichtung übernahm, die Religionsbeschwerden der Evangelischen in seinem Lande im Wege des Gesetzes zum Austrage zu bringen.

Der Hauptpunkt des Vertrages aber bezog sich auf die Annahme der Königswürde. Er lautet:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben, und den Kaiser gebeten, ihm dazu behülflich zu sein, indem er wohl erkenne, daß er sich nach dem Beispiel anderer

souverainer Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Oberhaupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Approbation sich solchen Titel zu arrogieren und zur Krönung zu schreiten, so habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes und Ansehens des Kurhauses Brandenburg und wegen der, von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste, resolviert, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser verlangten Approbation zu Folge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum Könige ausrufen und krönen lasse, daß er, der Kaiser und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogative, Titel und Ehren erweisen wolle, welche andere europäische Höfe vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von andern Mächten geschehe, alles jedoch, wie der Kurfürst sich bereits gegen den König von Polen verpflichtet, ohne Präjudiz für diese Krone, so wie für das Reich."

Der Abschluß dieses unter dem 16. November des Jahres 1700 ausgefertigten Vertrages erfüllte den Kurfürsten mit außerordentlicher Freude. „Da Friedrich I.", sagte er, „in mein Haus die Kurwürde gebracht, so wollte ich gern als Friedrich III. die königliche Würde hineinbringen, wie es heißt: ‚Alles Dreifache ist vollkommen'." Alsbald wurden Anstalten getroffen, das so lange erstrebte Werk zum Abschluß zu bringen.

Sogleich nach Auswechslung des Vertrages erließ Friedrich ein Schreiben an sämmtliche europäische Höfe, in welchem es heißt: „Er werde den Titel eines Königs von Preußen annehmen, da dieses zuvörderst eine an sich völlig zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache sei und durch solche Erhebung keinem in der Welt das Geringste entzogen würde. Er hege deshalb zu den sämmtlichen Mächten in Europa, sonderlich zu den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des deutschen Reiches das unzweifelhafte Vertrauen, dieselben würden aus bloßer Misgunst und Neid einem an sich so unschuldigen Werke sich nicht widersetzen, noch wegen des Namens und des Aeußerlichen von einer Sache, die Se. Kurfürstliche Durchlaucht bereits vorlängst gehabt und ihr kein Mensch in der Welt mit Fug streitig machen könne, Schwierigkeiten erregen, welche darunter erzeigte Gunst und Willfährigkeit Dieselben in dergleichen und anderen Fällen dankbarlich anerkennen würden."

Der Aufbruch nach Königsberg erfolgte in der rauhen Winterzeit. Da Friedrich zu seiner Begleitung eine sehr große Anzahl von Personen bestimmt hatte, so waren außer den Pferden aus dem Marstall und denen der höheren Staatsbeamten noch gegen 30000 Vorspannpferde nöthig, um die Reise zu vollenden. Der Zug bestand aus vier Abtheilungen. In welchem Orte hätte wohl auch die große

Zahl von Theilnehmenden nebst Dienerschaft und Pferden zu gleicher Zeit ein Unterkommen finden können? Friedrich, seine Gemahlin und seine Brüder reisten mit der mehr als zweihundert Carossen und Rüstwagen umfassenden ersten Abtheilung; bei der zweiten Abtheilung befand sich der Kurprinz, die dritte bestand aus dem Hofstaate, die vierte aus drei Compagnien Leibgarde und der Schweizergarde.

Unter wie anderen Umständen war von dem großen Kurfürsten derselbe Weg mehrmals, und zwar auch jedesmal zur Winterzeit, zurückgelegt worden! — Dieses großen Fürsten Ruhmesthaten hatten gleichsam das Gold zu der Krone erworben, die Friedrich auf sein Haupt zu setzen sich jetzt anschickte. Er mochte wohl auf dem Wege Betrachtungen über das Damals und das Jetzt anstellen und mit Dankbarkeit seines großen Vaters gedenken. Am 29. December — nach einer zwölftägigen Reise — traf er in Königsberg ein.

Die nächsten beiden Wochen wurden von den Vorbereitungen zur Krönungsfeier, die mit der größten Pracht begangen werden sollte, hingenommen. So kam der 15. Januar 1701 heran. An diesem Tage sah man vier Herolde aus dem Schlosse reiten, die der Stadt die Erhebung des Herzogthums zu einem Königreiche zu verkündigen hatten. Sie trugen blausammtne, mit Gold gestickte Waffenröcke und schwarzsammtne Hüte, auf denen weiße Federn wogten. Ein jeder hielt in der Rechten einen Stab mit einer goldenen Krone. Die Decken ihrer Pferde waren von Silberstoff und mit goldenen Kronen und Adlern verziert. Vor ihnen her ritt eine Abtheilung Dragoner, eine Anzahl hoher Staatsbeamten folgte ihnen. An fünf Orten der Stadt hielt der Zug, und einer der Herolde verlas mit lauter Stimme folgende Bekanntmachung:

„Kund und zu wissen sei hiermit jedermann, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, das Herzogthum Preußen zu Gunsten des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten Friedrich, unsers allergnädigsten Beherrschers, und der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürstin Sophie Charlotte, unsrer allergnädigsten Beherrscherin, zu einem Königreiche zu erheben. Wir proklamieren sie daher hiermit zum König und zur Königin in Preußen. Ein jeder getreue Unterthan rufe also mit uns aus: Es lebe Friedrich, unser allergnädigster König! Es lebe Sophie Charlotte, unsre allergnädigste Königin!"

Jubelnd stimmte das Volk ein.

Während des Umzuges läuteten sämmtliche Glocken der Stadt, von den Wällen donnerten die Kanonen.

Am Tage vor der Krönung, am 17. Januar, erfolgte die Stiftung des schwarzen Adlerordens. Mit dem Orden bekleidete Friedrich zunächst sich und den Kurprinzen und darauf siebzehn Ritter. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, blau emaillirtes, in acht Spitzen ausgehendes Kreuz. Auf demselben sieht man den Namenszug des Stifters und vier schwarze Adler.

Die Ritter tragen das Kreuz an einem orangefarbenen Bande, von der linken Schulter über die Brust nach der rechten Hüfte zu, nebst einem silbernen gestickten Stern. In der Mitte dieses Sternes ist ein schwarzer fliegender Adler befindlich, welcher in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, in der andern Donnerkeile hält, mit dem beigefügten Wahlspruche:

SUUM CUIQUE.

Lorbeer und Blitz versinnbildlichen das, was in dem obigen schönen Wahlspruche („Einem Jeden das Seine") ausgesprochen wird. In der Stiftungsurkunde über den Orden wird das Sinnbildliche desselben dahin erklärt: „Der Adler, der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck Unseres Reiches und Ordens an und worauf Beides abzielt, nämlich:

Recht und Gerechtigkeit zu üben und Jedwedem das Seine zu geben;

welches desto deutlicher auszudrücken Wir den Adler, in der einen Klaue einen Lorbeerkranz, in der anderen Donnerkeile und über dem Haupte Unseren gewöhnlichen Wahlspruch Suum cuique zur Ueberschrift verordnet: mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafe und mit dem Suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur Einem und dem Andern, sondern Allen durchgehends und Jedwedem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte".

Die Orangefarbe des Bandes hatte Friedrich zum Andenken an seine Mutter, Luise von Oranien, gewählt.

Ueber die Kleidung der Ritter des schwarzen Adlerordens sei noch Folgendes erwähnt: „Es leget ein jeder Ritter", heißt es in den Ordensstatuten, „einen Rock von blauem Sammet an und über demselben einen Mantel von incarnatrothem Sammet, mit himmelblaufarbenem Mohr gefüttert, jedoch mit dem Unterschied, daß Unser und des jedesmaligen Kronprinzen Mantel lange, die Ritter an den ihrigen aber kurze Schleppen haben, und wird solcher Mantel mit langen abhangenden und am Ende starke Quäste habenden Schnüren zusammengebunden". Der schwarzsammetne Hut war mit einem weißen Federbusche geziert.

Friedrich hielt auch nach Stiftung dieses großen Ordens den in seiner frühen Jugend gestifteten Orden de la Générosité noch aufrecht und bestimmte ausdrücklich in den Statuten des schwarzen Adlerordens, „daß niemand den großen Orden bekommen solle, der nicht vorher, wenigstens eine kurze Frist, den Orden de la Générosité getragen".

Am Morgen des 18. Januar 1701 waren in dem Audienzsaale des Königsberger Schlosses die höchsten Staatsbeamten versammelt. Auf der einen Seite desselben befand sich ein prächtiger Thronhimmel, unter demselben standen zwei silberne Sessel.

Hier erschien Friedrich in feierlichem Aufzuge und setzte sich auf den Thron nieder. Die Staatsbeamten nahten sich ihm, knieten vor ihm nieder und übergaben ihm die Abzeichen der königlichen Würde. Friedrich setzte sich die Krone mit eigener Hand — er wollte weder einer geistlichen noch einer weltlichen Macht die neue Würde zu verdanken haben — auf sein Haupt und nahm das Scepter in seine Rechte. Der König trug ein reich mit Goldstickereien versehenes Kleid von Purpursammet, jeder der diamantenen Knöpfe desselben hatte einen Werth von 3000 Dukaten. Sein Purpurmantel, der über der Brust von einer goldenen, mit kostbaren Diamanten verzierten Spange zusammengehalten ward, hatte einen breiten Hermelinbesatz und war mit goldenen Kronen und Adlern gestickt. Das Scepter — ein Geschenk des russischen Zaren — war von Gold und Silber, mit Brillanten besetzt und trug an der Spitze einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Die Bügel der Krone funkelten von kostbaren Diamanten. Als der Kronprinz und des Königs Brüder sich ihm zur Unterthänigkeit verpflichtet hatten, erhob sich der König und begab sich in das Zimmer der Königin. Voran wurden ihm Krone und Scepter für die Königin getragen. Die Königin war angethan mit einem kostbaren, reich mit Diamanten besetzten Kleide von Goldstoff, ihr Mantel war von Purpur, wie der des Königs. Als der König sich ihr genaht hatte, ließ sie sich vor ihm auf die Knie nieder, worauf er ihr eine Krone auf das Haupt setzte.

Hierauf begab sich das königliche Paar in den Audienzsaal und nahm die Huldigung der daselbst Anwesenden in Empfang.

Jetzt kündigte das Geläute sämmtlicher Glocken den Beginn der gottesdienstlichen Feier an. Im Festschmucke wogte die Menge auf den Straßen einher. Vom Schlosse bis zur Schloßkirche war der Weg mit rothem Tuche belegt, Reihen von Soldaten zu Pferde und zu Fuß standen auf beiden Seiten. Im feierlichen Zuge begab sich nun der König und die Königin nach der Schloßkirche. Voran ritten Herolde, Pauker, Trompeter, Marschälle, hohe Staatsbeamte, die Reichsinsignien tragend, Vertreter der Stände und andere Eingeladene.

Der König und die Königin ließen sich auf die für sie vor dem Altar aufgestellten Throne nieder.

Die Geistlichen, welche die Salbung zu verrichten hatten, waren von dem Könige erst kurz vorher zu Bischöfen ernannt worden: auch dadurch gab der König deutlich zu erkennen, daß seine weltliche Macht unabhängig von der geistlichen Macht bleiben solle. Nachdem die Salbung vollzogen worden war, rief das Volk: „Amen! Amen! Glück zu dem Könige! Glück zu der Königin! Gott verleihe ihnen langes Leben!" Unter dem Geläut der Glocken und dem Donner der Kanonen begab sich der Zug ins Schloß zurück. Nun war jenes Wort erfüllt, das der königsberger Professor Bödeker 44 Jahre früher den fürstlichen Eltern Friedrichs zugerufen hatte.

Friedrich hatte nunmehr den Namen König Friedrich I.*) angenommen.

Wie üblich, war das rothe Tuch dem Volke überlassen. Auch ward, während der Hof und die geladenen Gäste im Schlosse Tafel hielten, die Bevölkerung auf mancherlei andere Art erfreut. Auf dem Marktplatze wurde ein ganzer Ochse, der an einem Spieße gebraten und mit Rehen, Hasen und Geflügel gefüllt worden war, der harrenden Menge preisgegeben. Zwei kunstreich gearbeitete Adler sprudelten rothen und weißen Wein empor. Ferner wurden für 6000 Thaler Krönungsmünzen ausgeworfen. An demselben Tage fanden sowohl in Königsberg, als den anderen größeren Städten Preußens Beleuchtungen, Thierhetzen und andere Festlichkeiten statt. Die Armen in Königsberg empfingen eintausend Thaler, für Berlin und Königsberg wurden Armenhäuser begründet.

Der Probst von Berlin hatte an dem Krönungstage in seiner Predigt dargelegt, „daß die Regierung eines Königs zur Ehre Gottes und zum Besten der Unterthanen geführt werden müsse“. Der Regent, sagte er, habe vor allem anzuerkennen, daß er um der Unterthanen, nicht der Unterthan um seinetwillen in der Welt sei.

Das stimmte genau überein mit dem Sinne des Satzes, den der große Kurfürst dem Könige, als letzterer noch ein junger Prinz war, in die Feder dictiert hatte: „Ich werde meine Regierung so führen, daß ich weiß, sie ist nicht meine Privatangelegenheit, sondern die Sache meines Volkes.“

Die zunächst nur für Preußen gegründete Würde umfaßte doch nach ihrer inneren Bedeutung zugleich auch alle übrigen Theile des brandenburgischen Staates.

In Berlin beschäftigte man sich indes bereits sehr eifrig mit Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange des Herrscherpaares. Die waffenfähigen Mannschaften der Bürgerschaft und der Gewerke waren zu neununddreißig Compagnien zusammengetreten und übten sich fleißig im Exercieren. Die beiden Compagnien der Kaufleute trugen Röcke von weißem Tuche mit Silber und Hüte mit silbernen Tressen. Die Fleischhauer hatten eine Compagnie Cürassiere gebildet, lauter kräftige Gestalten, die in ihren glänzenden Cürassen auf ihren vortrefflichen Pferden sich sehr gut ausnahmen. Auch die übrigen Mannschaften gewährten einen stattlichen Anblick.

Am 6. Mai 1701 hielt der König mit seiner Gemahlin seinen Einzug in Berlin. Wir halten uns nicht bei der Schilderung aller der Festlichkeiten auf, die an diesem Tage in Berlin stattfanden; mögen die Liebhaber von dergleichen Schilderungen sie in Königs „Berlin“ und in Bessers „Preußischer Krönungsgeschichte“ nachlesen. Nur sei erwähnt, daß die Feierlichkeiten in Berlin jene in Königsberg noch an Pracht

*) Der Titel lautete „in“ Preußen, weil der König nur Ostpreußen besaß; erst später, als auch das polnische Westpreußen, nach der Theilung Polens, hinzukam, nannte sich Friedrich der Große König „von“ Preußen.

übertrafen, und daß der Einzug durch die Georgenstraße stattfand, die zum Andenken den Namen Krönungsstraße erhielt. Das Thor der Georgenstraße befand sich diesseits der heutigen Königsbrücke. Es ward, der Straße entsprechend, von da ab Königsthor und die Vorstadt außerhalb des Thores Königsvorstadt genannt.

Schon in Königsberg war von dem Könige von Polen ein Glückwunsch an König Friedrich eingegangen. In Berlin angekommen, empfing Friedrich in schneller Folge Anerkennungsschreiben von dem Kaiser, den Königen von England und Dänemark, von dem Zar Peter, den Generalstaaten, der Schweiz, Savoien, Florenz und Kurpfalz. Etwas später trafen Botschafter der Kurfürsten von Mainz und Trier, des Königs von Portugal und der Republick Venedig ein, die gleichfalls Anerkennungsschreiben ihrer Höfe überreichten. Karl XII. zögerte noch mit der Anerkennung, doch erfolgte dieselbe, wie auch die Frankreichs und Spaniens später. Doch fehlte es auch nicht an Einsprache.

Das Deutschritterthum lebte noch. Freilich führte es, da seine Zeit vorüber war, und es seinen Fall selbst verschuldet hatte, nur ein schattenhaftes Dasein. Aber es befand sich noch im Besitze bedeutender Mittel. Es besaß ansehnliche Balleien und werthvolle Einkünfte in Deutschland und anderen Theilen von Europa. Daß ihm Preußen verloren gangen war, konnte der Orden immer noch nicht verschmerzen, und es waren vom Capitel von Zeit zu Zeit Versuche gemacht worden, wieder in den Besitz des Landes zu gelangen. Der zur Zeit lebende Ordensmeister erhob nun unter dem 11. Februar 1701 eine Protestation gegen die Annahme der Königswürde von Seiten Friedrich's. Da der Kaiser ihn damit abwies, wandte er sich an die katholischen Kurfürsten von Bayern und Cöln; diese schlossen sich dem Proteste an.

In gleichem Sinne und zugleich mit großer Heftigkeit trat der Papst gegen Friedrich auf. Daß am päpstlichen Hofe der Aerger über die Erhebung Friedrichs zum Könige nicht gering sein mußte, ist nur zu erklärlich. War doch der Plan des schlauen Jesuiten Vota, Friedrich zu vermögen, sich nicht an den Kaiser sondern an den Papst wegen Anerkennung der Königswürde zu wenden (und wir wissen mit welchen Hintergedanken!), an der entschiedenen protestantischen Gesinnung Friedrich's gescheitert. Der Papst (Clemens IX.) protestierte in einem Consistorium. Seine Ausführung ging dahin: „Der Kaiser habe nicht das Recht, Könige zu ernennen, dies gebühre nur dem heiligen Stuhle. Der Markgraf von Brandenburg sei ein offenbarer Feind der katholischen Kirche und besitze Preußen als Souverän nur durch den Abfall eines seiner Vorfahren von der katholischen Kirche und durch Usurpation eines der katholischen Kirche gehörenden Landes, des deutschen Ordenslandes.“ Clemens IX. ermahnte (wiewohl vergeblich) in einem Ausschreiben an die katholischen Fürsten, Friedrich als König nicht anzuerkennen. Das Ausschreiben war in so unziemlichen Ausdrücken abgefaßt, daß nicht nur König Friedrich darüber

empört war, sondern selbst katholische Fürsten sich für nicht einverstanden damit erklärten.

Clemens empfing indes bald genug seine verdiente Züchtigung. Ein Professor der Rechte in Halle, Ludwig, geißelte in der Schrift „Päpstlicher Unfug über das Recht, Könige zu ernennen“, die Anmaßung des Papstes. Er wies unter anderem darauf hin, daß, als die Republik Venedig ihrer Zeit von dem Papste in den Bann gethan worden sei, sie nichts als die Worte erwidert habe: „Es ist das Wort eines Schmähenden, nichts weiter.“ Der Papst hatte in Bezug auf Fürsten, die er nicht ernannt, gesagt: „Sie herrschen, aber nicht durch mich!“ — Der Professor Ludwig erinnerte daran, daß gerade dies Wort von dem heiligen Bernhard in Bezug auf die Päpste ausgerufen worden sei.

Diese Schrift fand nicht nur in Deutschland, sondern auch — es wurde eine Uebersetzung derselben den in Italien kämpfenden Truppen zugesandt — in Italien eine große Verbreitung.

Es erfolgte einige Jahre später (bei der Wahl Karl's VI.) noch ein Versuch Rom's, seiner Auffassung Nachdruck und Geltung zu verschaffen, indem bei dieser Gelegenheit dem päpstlichen Nuntius die Weisung zuging, die Protestation gegen die Rechtsbeständigkeit der Königswürde Friedrich's zu wiederholen. Kaum hatte der preußische Gesandte Kenntniß davon erhalten, so erklärte er dem Nuntius, er betrachtete ihn, ob er gleich Neffe des Papstes sei, in Bezug auf die hier vorzunehmende Kaiserwahl nur als einen italienischen Edelmann und werde demnach seine Maßregel gegen ihn zu treffen wissen, wenn er sich unterfange, seinen Herrn und König auch nur mit einem Ausdruck zu beleidigen. Zugleich sandte er einen Courier an den König nach Berlin und gab ihm von dem Geschehenen Nachricht. Der König billigte sein Verfahren vollkommen und ermächtigte ihn, für den Fall, daß dennoch die Protestation erfolge, sofort das Einrücken der in Italien sich befindenden preußischen Truppen in den Kirchenstaat zu veranlassen.

Als dies der Nuntius erfuhr, legte er Protest gegen die Behauptung ein, daß er — Namens des Papstes — gegen die Königswürde Friedrichs habe protestieren wollen!

Ferdinand Schmidt.

92. Verkehrsmittel und Zeitungen.

Wir finden, daß im 16. Jahrhundert da und dort für das Straßenwesen etwas geschah, daß sogar in den Harzbergwerken zur leichtern Fortschaffung der Erzstufen künstliche Holzbahnen angelegt wurden, die dann in England nachgeahmt wurden und dort die erste Idee zu den Eisenbahnen an die Hand gaben. Derartige Bemühungen waren jedoch nur höchst spärliche Ausnahmen von der namenlosen Lässigkeit, mit welcher man den Straßenbau betrieb oder vielmehr nicht betrieb. Nicht allein der ritterliche Wegelagerer oder der soldatische Buschklepper beeinträchtigte den Verkehr, sondern die Beschaffenheit der Wege selbst setzte ihm unglaubliche Schwierigkeiten entgegen. Wir, die wir an einem Tage Länderstrecken, wie die zwischen Berlin und Köln, mit Windeseile und aller Bequemlichkeit durchfliegen, können kaum unseren Ohren trauen, wenn wir hören, wie schneckenlangsam und beschwerlich das Reisen unserer Altvorderen von statten ging. Selbst die kleinste Reise war ein Unternehmen, welches die weitschichtigsten Vorbereitungen erforderte, und wobei oft Leib und Leben oder wenigstens die gesunden und geraden Gliedmaßen auf dem Spiele standen. Bei anhaltend schlechter Witterung, wie sie besonders den Uebergang des Herbstes in den Winter oder des Winters in den Frühling zu begleiten pflegt, waren die Wagen meist geradezu unpraktikabel, besonders für Frachtfuhrwerk. Hatte sich aber der Reisende durch alle die Hemmnisse und Gefahren einer kurzen Tagereise durchgearbeitet, so wartete seiner in der Nachtherberge nur karge Erholung, oft noch verbittert durch die Ungeschliffenheit des Wirtes, der seine Gäste als eine ihm auf Gnade und Ungnade verfallene Beute betrachtete, oder auch durch die Insolenz vornehmerer Reisenden. Eine etwas raschere und bequemere Reisegelegenheit bot die Flußschiffahrt. Erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an wurde von Staatswegen für Anlegung und Unterhaltung von Straßen gesorgt, doch erhielt z. B. Preußen erst 1787 Chausseen. Ich besitze den handschriftlichen Bericht über die Fährlichkeiten der Reise eines Bürgers von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen, welche in den Spätherbst 1712 fiel. Die Entfernung der genannten Städte von einander beträgt etwa acht Poststunden. Der Reisende, ein wohlhabender Mann, ging in Gesellschaft seiner Frau und ihrer Magd am Montag Morgen, nachdem er am Tage zuvor in der Johanniskirche „für glückliche Erledigung vorhabender Reise“ eine Messe hatte lesen lassen, aus seiner Vaterstadt ab. Er bediente sich eines zweispännigen „Planwägelchens“. Noch bevor er eine Wegstunde zurückgelegt und das Dorf Hussenhofen erreicht hatte, blieb das Fuhrwerk im Kothe stecken, daß die ganze Gesellschaft aussteigen und „bis übers Knie im Dreck platschend“ den Wagen vorwärts schieben mußte. Mitten im Dorfe Bäbingen fuhr der Knecht „mit dem linken Vorderrad unversehendlich in ein Mistloch, daß das Wägelchen überkippte und die Frau Eheliebste sich Nase und Backen an dem Planreifen jämmerlich zerschund.“ Von Mögglingen aus bis Aalen mußte man drei Pferde Vorspann nehmen, und dennoch brauchte man sechs volle Stunden, um letzgenannten Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde. Am anderen Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und gelangten glücklich beim Dorfe Hofen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn hundert Schritte vor dem Dorfe fiel der Wagen um und in einen „Gumpen“ (Pfütze), daß alle „garstig beschmutzt wurden, die Magd die rechte Achsel auseinanderbrach und der Knecht sich die Hand zerstauchte.“ Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse gebrochen und das eine Pferd am linken Vorderfuß „voll-

ständiglich gelähmt worden." Man mußte also zum zweiten Male unterwegs übernachten, in Hofen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen mieten, auf welchem die Reisenden endlich „ganz erbärmlich zusammengeschüttelt" am Mittwoch ums „Vesperläuten" vor dem Thore von Ellwangen anlangten. Bis ins 17. Jahrhundert machte man die Reisen fast ausschließlich zu Pferde. Allerdings erfahren wir, daß schon im 15. Jahrhundert die deutschen Hofmeister zu Wagen reisten, und im 16. wurde dieser Gebrauch bei vornehmen Personen und bei Geistlichen allmählich häufiger, während sich die Rüstigen beiderlei Geschlechts noch immer lieber der Pferde bedienten. Um 1550 kamen von Ungarn her die aus dem Morgenlande stammenden Arben nach Deutschland, wo sie Gutschen (Kutschen) genannt wurden. Man hielt es jedoch für eine unmännliche Weichlichkeit, dieser Fuhrwerke sich zu bedienen, und der Herzog Julius von Braunschweig verbot 1588 geradezu den Gebrauch derselben, weil dadurch „die männliche Tugend, Redlich-, Tapfer-, Ehrbar- und Standhaftigkeit" deutscher Nation beeinträchtigt würde und „das Gutschenfahren gleich dem Faullenzen und Bärenhäutern" wäre. Die Anfänge des deutschen Postwesens*) sind die „Briefställe" und „Reitposten", welche der deutsche Orden zu Ende des 14. Jahrhunderts in Preußen einrichtete. Auch die Hansa hatte Posten und zwar bereits Fahrposten. Im Jahre 1516 richtete auf Befehl Maximilians I. Franz von Thurn und Taxis den ersten regelmäßigen Postcours zwischen Brüssel und Wien ein. Nach diesem Vorbilde kamen dann in verschiedenen Reichsländern — das Reichsoberpostamt war seit 1545 beim Hause Taxis — Posten auf, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auch die Beförderung von Personen zu übernehmen anfingen. Doch war bis ins 18. Jahrhundert der Personentransport um so mehr Nebensache, als die meisten Reisenden anstanden, ihre gesunden Glieder den Postwagen anzuvertrauen. Einen erfreulichen Wendepunkt im deutschen Postwesen bezeichnet erst die Einrichtung der Eilwagencourse von 1824 an. Wer den Gang der Taxis'schen „Postschnecke", über welche Börne eine so köstliche Monographie geliefert, noch miterlebte, hat gewiß seine erste Eilwagenreise mit großer Befriedigung gemacht.

Die Hebung und Vervielfältigung der Verkehrsmittel, beruhend auf einem gebieterischen Bedürfniß der modernen Zeit, brachte auch das Zeitungswesen in Gang. Die Stelle desselben hatte vor der Erfindung der Buchdruckerkunst das historische Volkslied vertreten, welches die Neuigkeiten langsam von Ort zu Ort verpflanzte. Es wurde im 16. Jahrhundert ersetzt durch die sogenannten Relationen (der Diplomaten und sonstigen geistlichen und weltlichen Beamten) und durch die Flugschriften oder fliegenden Blätter, welche namentlich zur Reformationszeit massenhaft erschienen. Die stehende Form für jene war die epistolarische, für diese die dialogische. Gegenstände der

*) Vergl. jedoch Nr. 30 u. 92.

Aufmerksamkeit dieser Zeitungen, wenn man sie so nennen darf, waren die religiösen und politischen Bewegungen der Zeit, die Hoffeste, die Entdeckung von Amerika, die Fortschritte der Türken, die italienischen Kriege, später der schmalkaldische und der dreißigjährige Krieg. Witz und Satire schufen sich in den zugleich aufkommenden Pamphleten*) und Zerrbildern Organe, die rasch eine große Popularität gewannen, allein, wie das Zeitungswesen überhaupt, bald der Censur unterstellt wurden. Kaiser Karl V. verordnete auf dem Reichstage zu Augsburg: „Nachdem durch unordentliche Druckerei bis anher viel Uebels entstanden, setzen, ordnen und wollen wir, daß ein jeder Fürst, Fürst und Stand des Reiches geistlich und weltlich in allen Druckereien, auch bei allen Buchführern mit ernstem Fleiß Fürsehung thuen, daß hinfürter nichts Neues und sonderlich Schmähschriften, Gemälde (Carricaturen nämlich), weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt oder feilgehabt werden, es sei denn zuvor durch dieselbe geistliche oder weltliche Obrigkeit dazu verordnete verständige Personen besichtigt, des Druckers Namen, auch die Stadt, darin solches gedruckt, mit nämlichen Worten darin gesetzt, und so darin Mangel befunden, soll dasselbige zu drucken oder feil zu haben nicht zugelassen werden. Was auch solcher Schmäh- oder dergleichen Bücher hiervor gedruckt, sollen nicht verkauft werden, und wo der Dichter, Drucker und Verkäufer solche Ordnung und Gebot überfahren, soll er durch die Obrigkeit, darunter er gesessen oder betreten, nach Gelegenheit oder Gut gestraft werden, und wo einige Obrigkeit, sie wäre, wer sie wolle, hierin lässig erfunden würde, alsdann soll und mag unser kaiserlicher Fiskal gegen dieselbige Obrigkeit um die Strafe prozedieren und fürfahren." Als Uebergänge von den Flugschriften und Relationen zu den eigentlichen Zeitungen sind zu betrachten die periodisch wiederkehrenden Kalender und buchhändlerischen Meßkataloge, so wie die sogenannten „Postreuter", welche am Schlusse des Jahres eine Uebersicht der Ereignisse desselben lieferten. Die älteren Kalender waren auf mehrere Jahre eingerichtet gewesen, die frühesten jährlichen Kalender erschienen erst kurz vor 1560. Der erste Meßkatalog wurde von dem Augsburger Buchhändler Willer 1564 herausgegeben. Später, im 17. Jahrhundert, fand das Journalwesen eine Ergänzung in der Zusammenstellung von Actenstücken, Manifesten, Flugschriften und Relationen zu dickleibigen Foliowerken, deren einzelne Bände in regelmäßig wiederkehrenden Terminen erschienen. Hierin war das Ausland vorangegangen (Mercurius Gallo-Belgicus von Jansonius, Mercurio overo Historia de' correnti tempi von Siri, 1647), und nur eine Nachahmung, wenn auch eine großartige, ist unser deutsches „Theatrum Europaeum: Oder Wahrhafftige Beschreybung aller denckwürdigen Geschichten, so hin und wieder, fürnehmlich in Europa, hernach

*) Eine kleine, das Tages- oder Zeitinteresse zum Gegenstand habende Schrift, besonders polit. oder polem. Inhalts, Flugschrift, zuweilen auch gleichbedeutend mit Schmähschrift.

auch in anderen Orthen der Welt, sowohl in Religion= als in Polizeysachen vom Jahre 1617 bis auf das Jahr 1627 sich zugetragen. Beschrieben durch M. J. Ph. Abellinum Argentoratensem. Frankfurt 1662“ (fortgesetzt von mehreren, 21 Foliobände). Dagegen dürfen wir uns rühmen, früher als andere Nationen eine in verkürzten regelmäßigen Zeitfristen erscheinende gedruckte Zeitschrift gehabt zu haben, nämlich die Wochenzeitung des Frankfurter Bürgers Egenolph Emmel (von 1615 an), welcher schon im folgenden Jahre der Reichspostverwalter Birghden durch Herausgabe einer zweiten Concurrenz machte. Schon 1619 erschienen auch zu Hildesheim und Nürnberg Zeitungen, bald darauf in Augsburg, Regensburg, Köln, Hanau und Wien, an welchem letztern Orte es freilich „nichts Fremdes war, daß ein Postmeister oder andere Zeitungsschreiber heßlich auf die Finger geklopfet, zur Haft gebracht und nicht eher befreyet worden, bis er eine Summe Geldes erleget.“ Berlin erhielt 1655 seine erste regelmäßige Zeitung, alle deutschen und auswärtigen Zeitungen aber überflügelte der „Hamburger Correspondent“, lange Zeit das gelesenste Blatt der Welt. Der wissenschaftliche und literarische Journalismus ist ebenfalls auf die Reformationszeit zurückzuführen; doch ist erst Thomasius der eigentliche Begründer der literarischen Journalistik geworden.

Nach Scherr. (Verkürzt.)

93. Deutsches Gesellschaftsleben.

Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780.

Es ging bei solchen Gelegenheiten in dem Hause eines guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz eben so her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors v...., mit derselben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und ungelenker, also lächerlicher und alberner. Noch lächelts mir im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeit gedenke. Langsam, feierlich, mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pächterin mit ihren Mamsellen Töchtern gegen einander, um die Hüften Poschen geschlagen, das oft falsche, dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgetürmt, die Füße auf hohen Absätzen, chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wacklig einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weise eben so steif, aber doch tüchtiger. Bei diesen hatten die Bilder des siebenjährigen Krieges den welschen Geschmack etwas durchbrochen. Man mochte mit Recht sagen, es waren die komischen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und seiner Helden. Mächtige Stiefeln, bis unter die Kniee aufgezogen, schwere silberne Sporen daran, um die Knie weiße Stiefelmanschetten, in den Händen ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den steif einpomadierten und eingewächsten Locken und der langen Haarpeitsche — da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen?

Selbst die kleinen unbedeutenden Creaturen mußten schon mit heran. O, es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten! Oft bedurfte es einer vollen ausgeschlagenen Stunde, bis der Zopf gesteift und das Toupet und die Locken mit Wachspomaden, Nadeln und Puder geglättet und aufgetürmt waren. Da ward, wenn drei, vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade darauf losgeschlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wenn die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und die Hand küssen.

Das Possierlichste bei solchen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache, welche damals in jenem Inselchen (Rügen) auch für etwas Feines und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil wenige damit ordentlich umzugehen verstanden, ohne dem Dativ und Accusativ in einer Viertelstunde wenigstens einige hundert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigstens die ersten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Versammlung einer Gesellschaft hochdeutsch zu radbrechen; erst wenn die erste Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die ersten Beklemmungen, welche der Ueberfluß von Complimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee verseufzet waren, stieg man wieder in die Alltagssocken seines gemüthlichen Plattdeutsch hinunter. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich in mir erlächelte, als ich das Welsche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun Schur (bon jour) und a la Wundör (à la bonne heure) oder an die Fladrun (flacon), wie das gnädige Fräulein B. ihre Wasserflasche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wenn sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

M. Arndt.

94. Friedrich Wilhelm I.

Inmitten einer charakterlosen und unsittlichen Fürstenschaft seiner Zeit stand der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen als rühmliche Ausnahme da. Er war ein schlichter, derber Mann, Feind alles Prunkes, sparsam, gerecht bis zur Strenge, rastlos thätig, Gegner alles Ausländischen, kurz — deutsch gesinnt. Einfach bürgerlich ging es an seinem Hofe her; Ausschweifungen duldete er weder an sich noch an andern. Streng sittlich und religiös hielt er sich und die Seinigen, ein eifriger Protestant und ehrbarer Hausvater. Als Herrscher hat er sich höchst bedeutende Verdienste um seinen Staat erworben. Ein Mann von den größten practischen Talenten, von durchdringendem Scharfblick für das unmittelbar Nützliche und Zweckmäßige, von nachdrücklichster Thatkraft, wo es galt, alte Schäden aus-

zurotten, den Schlendrian abzuschaffen und immer neue Verbesserungen des materiellen Wohls aufzufinden, ist er der Schöpfer der centralisierten Verwaltungsmaschine des preußischen Staats geworden und hat allen ihren Rädern die äußerste Triebkraft gegeben. Namentlich aber hat er das Finanzwesen in jene vortreffliche Ordnung gebracht, die seitdem eine Eigenthümlichkeit Preußens geblieben ist. Alle Einnahmequellen sicherte und verstärkte er. Zunächst that er dies bei den Domänen, deren Bestand er unveräußerlich machte, und deren Ertrag er durch bessere Bewirtschaftung und durch vortheilhaftere Verpachtung sehr zu erhöhen wußte. Sodann führte er den heilsamen Grundsatz allgemeiner Besteuerung ein. Der Adel, bisher von laufenden Steuern frei, mußte dies Vorrecht aufgeben. Der König hob das Lehenswesen auf und legte den Rittergütern fest bestimmte Grundsteuern auf. Vergebens widersprachen die Ritterschaften; auf eine französisch abgefaßte Vorstellung des Grafen Dohna (im Namen des ostpreußischen Adels) erwiderte der König mit Verspottung der französischen Sprache: „Tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam*) wird ruinirt werden. Ich stabiliere die Souveraineté wie einen Rocher von Bronce.“ So ward der Adel in Preußen dem Staate unterthan wie die anderen Stände. Uebrigens ließ der König auch den Städten ihre alten Sonderrechte nicht; er nahm ihre Kämmereikassen in seine Hand, wodurch freilich der städtische Gemeingeist eben so schwand wie die Adelsprivilegien. Dagegen vereinigten sich nun alle Mittel des Landes in der Gewalt des Königs. Dieser gestaltete die gesammte Verwaltung des Landes nach einem Plane, den er selbst erdachte, und centralisierte alles in einer Behörde, der er selber vorsaß, dem General- Kriegs- und Domänen-Directorium (1723).

Alle Civil- und Militairverwaltung gipfelte in dieser Spitze; so wurde der genaueste Einklang in das Beamtenthum gebracht. Die genaueste Pünktlichkeit und Sorgsamkeit in den Geschäften durchdrang dasselbe, vom König ausgehend, der mit unnachsichtlicher Strenge jede Unregelmäßigkeit oder Nachlässigkeit ahndete. So gelang es ihm, die preußischen Finanzen in einen höchst blühenden Zustand zu bringen; am Ende seiner Regierung lieferte der Staat trotz seiner Kleinheit 7½ Millionen jährlicher Steuern und hatte einen Schatz von 8 Millionen Thalern.

Alle diese Bemühungen um die Verwaltung hatten hauptsächlich den Zweck, ein tüchtiges Heer zu erhalten. Geld und Soldaten — das waren nach Friedrich Wilhelms I. Ueberzeugung die beiden Bedingungen der Staatsmacht. Für das Heer hatte er aber, wie für das Geld, auch persönlich die größte Vorliebe. Hier leistete er nun etwas ganz Außergewöhnliches. Alles Heerwesen beruhte damals auf

*) Nie pozwalam (ich erlaube es nicht) war die Formel, womit der polnische Adel jeden Beschluß des polnischen Reichstages verhindern konnte.

Werbung; er führte daneben allgemeine Bewaffnung ein (1733), indem er das Land in Kantone eintheilte und das Volk der Aushebung unterwarf; ausgenommen waren nur der Adel, die Beamten, die Geistlichen und die Reichen. Die Dienstzeit betrug 20 Jahre. So brachte er das Heer zuletzt auf 80000 Mann. Unausgesetzt arbeitete er dahin, daß dasselbe aufs tüchtigste ausgerüstet und im Stande gehalten werde, vor allem, daß es im Exercieren nicht seines Gleichen habe. In der That wurde hierin Unglaubliches geleistet. Unablässiges Einüben und maßloses Prügeln machten den preußischen Soldaten zu einer vollkommenen Exerciermaschine, namentlich die Infanterie. Leopold von Dessau erwarb sich darum die größten Verdienste; er bewirkte auch durch seine praktischen Erfindungen (des Gleichschritts und des eisernen Ladstocks), daß die preußische Infanterie sich weit präciser bewegte und viel schneller schoß als jede andere der Welt.

So bereitete der König furchtbare Waffen, die in den Händen seines Nachfolgers zu großen Erfolgen führen sollten. Er selbst aber war doch in hohem Grade ein Freund des Friedens; denn er hatte zu viel Bedächtigkeit und Liebe zu seinem Gelde und zu seinen Soldaten, um sie ohne Noth aufs Spiel zu setzen. Ueberdies war die äußere Politik seine schwache Seite; er wurde da leicht betrogen, weil es ihm an Feinheit und diplomatischer Kunst fehlte; meist ließ er sich hier vom Kaiser beeinflussen, weil er diesen als seinen guten Freund betrachtete, und weil er den Ausländern, besonders den Franzosen feind war.

Wenn nun Friedrich Wilhelm I. durch die erwähnten Eigenschaften und Bestrebungen sich großes Lobes würdig machte, so hatten doch andererseits sein Character und seine Thätigkeit leider auch ihre starken Schattenseiten.

Sein Sinn war auf das Nützliche gerichtet; aber er achtete nur dieses und kam dabei über das Handgreifliche nicht weit hinaus. Selbst ohne höhere geistige Bildung, schätzte er sie auch an anderen sehr gering. Die Gelehrten nannte er Schmierer, Pedanten; Kunst und Wissenschaft betrachtete er als Narrheiten, sofern sie keinen Vortheil für das praktische Leben brachten. Nur die Theologen ehrte er von Herzen, weil er durch und durch religiös war.

Er betrieb die Regierung mit größter Thatkraft, aber auch mit größter Willkür. Er war überzeugt, daß er das Beste meine und wolle; darum duldete er nicht den mindesten Widerspruch. Er war ein Despot in seiner Familie und unter seinem Volke; denn er hielt dafür, daß er selber gewissermaßen das Recht sei und von Gott zum Herrn und Meister in jeder Beziehung über seine Unterthanen bestellt. Als strenger Zuchtmeister hielt er diese zu dem an, was ihm ihre Pflicht zu sein schien. Uebrigens bestärkte ihn darin die Geistlichkeit, welche den Unterthanen unablässig die Lehre vom leidenden Gehorsam einprägte. So stellte sich Friedrich Wilhelm als durchaus unumschränkten Selbstherrscher hin und verlangte in großen wie in

kleinen Dingen von jedermann die unbedingteste Unterwerfung unter seinen Willen. Die härtesten Strafandrohungen begleiteten alle seine Verordnungen, und er milderte nie ein Strafurtheil. Dadurch wurde er zum Schrecken der Seinen. Wer ihm auf der Straße begegnete, suchte unbemerkt zu entkommen; denn wo ihm das Geringste misfiel, schlug er wohl selber mit dem Stocke drein. Er hatte einmal das Tragen baumwollener (ausländischer) Stoffe verboten, weil er das Geld im Lande behalten wollte. Um dies Verbot durchzuführen, ließ er die Häuser durchsuchen; wer dennoch mit baumwollenen Kleidern betroffen wurde, kam ins Zuchthaus. Die letztere Strafe war überhaupt bei ihm sehr beliebt und stand auf eine Unzahl von Vergehungen, oft ganz leichter Art. Ansehen der Person kannte er nicht, und dies war wieder etwas Gutes bei seiner Willkür; einen Edelmann ließ er für eine Veruntreuung sofort aufhängen, — in jener adelsstolzen Zeit etwas Unerhörtes.

Ganz besonders drückend war des Königs Despotismus für das Volk, weil derselbe zugleich ein militairischer war. Den Soldatenstand begünstigte er auffallend und sah ihm gegen die andern Stände viel nach. Aber, was das Schlimmste war, der König achtete die persönliche Freiheit seiner Unterthanen nicht. Mit Gewalt ließ er Bürger- und Bauernsöhne ausheben und einreihen; wer da konnte, flüchtete aus dem Lande; denn der preußische Kriegsdienst war weit und breit gehaßt und gefürchtet. Die grausamsten Strafen, namentlich furchtbare Prügelstrafen, waren hier im Schwunge, und die geisttödtende Abrichtung auf den bloßen „Gamaschendienst" brachte jedes strebsame Gemüth zur Verzweiflung.

Nichts empörte aber so sehr, als die rücksichtslose Gewaltsamkeit, womit der König einer Sonderbarkeit fröhnte, die förmlich zur Manie bei ihm wurde, nämlich seiner Sucht nach „langen Kerlen." Wer in Preußen sich einer besonderen Leibeslänge erfreute, war unrettbar verloren. Die Werber machten mit Ueberredung, List und Gewalt Jagd auf ihn, überfielen ihn, schleppten ihn ins Hauptquartier, und er ward für immer als Soldat eingekleidet. Die längsten „Kerle" kamen in die Potsdamer Garde und wurden die besonderen Lieblinge des Königs; doch los gab er sie niemals. Da nun aber Preußen nicht groß genug war, um den Abgang eines so eingerichteten Heeres zu ersetzen, so wurden in den Nachbarstaaten Werbungen veranstaltet. Dabei erlaubten sich die preußischen Werbeofficiere die größten Gewaltthätigkeiten, namentlich wo es einem „langen Kerl" galt, und der König verwickelte sich dadurch in zahllose Streitigkeiten. Zugleich gingen ungeheure Summen für diese unnütze Liebhaberei ins Ausland; denn mancher lange Kerl kostete mehrere tausend Thaler. Die fremden Mächte bedienten sich oft dieser Schwäche des Königs und bestachen ihn durch Zusendungen großer Rekruten. In diesem Falle machte sich auch Friedrich Wilhelm kein Gewissen daraus, seine Unterthanen völlig als Sklaven zu behandeln, wie er denn dem Czar Peter I. von Rußland zu Gefallen eine Anzahl Waffenschmiede in

Hagen aufgreifen und nach Rußland transportieren ließ, wofür er von Peter einige hundert lange Kerle empfing.

Es war eine eiserne Zucht, in welcher der König sein Volk hielt; er bekümmerte sich um alles und jedes und griff schonungslos in private wie öffentliche Verhältnisse ein. Seine Gesetze waren recht eigentlich mit Blut geschrieben, und er ermüdete nie im Strafen. Nicht als ob er von Herzen grausam und blutdürstig gewesen wäre; aber sein Haß gegen alles Schlechte, Lüderliche, Unordentliche wurde zur wüthenden Leidenschaft, die bei seinem furchtbaren Jähzorne auch das Unbedeutende schrecklich strafte, wenn es vom Uebel war oder ihm so schien. Seine Uebereilung und Heftigkeit riß ihn oftmals zur Ungerechtigkeit, fast immer zur Härte hin. Aber man muß nie vergessen, daß er in seiner Weise immer das Gute wollte und es im großen und ganzen auch erreichte. Während die meisten andern Fürsten ihren Völkern schauderhafte Beispiele von Ausschweifung und Sittenlosigkeit gaben, ging von ihm der strenge, doch heilsame Geist der Ordnung und Mäßigkeit aus, und nützliche Thätigkeit war die Losung, die er gab. Sein Steuer- und Soldatenwesen legte dem Volke sehr harte und drückende Lasten auf, aber es erhöhte auch die Macht des Staats und befähigte denselben zu den größten Leistungen. Er begnügte sich nicht, Steuern zu verlangen, Rekruten auszuheben; er war auch unablässig bemüht, die Kräfte der Unterthanen zu vermehren, ihr materielles Wohl zu befördern. Er wollte sie nicht überbürden und schaffte ihnen dadurch Erleichterung, daß er ihre Leistungen fest bestimmte und dem Misbrauch steuerte, welchen Beamte und Obrigkeiten mit ihrer Gewalt gegen Bürger und Bauern trieben. Die Leibeigenschaft der Bauern blieb freilich, wo sie bestand; aber auf seinen eigenen Gütern (den Domänen) hob er sie auf. Wenn er für Kunst und Wissenschaft nichts that, so erwarb er sich desto mehr Verdienste durch seine Fürsorge für den eigentlichen Volksunterricht. Besonders in Ostpreußen hat er sehr viele Landschulen angelegt und dadurch einem höchst dringenden Bedürfnisse abgeholfen.

Mit größtem Erfolge wirkte er für den Anbau des Landes. Die Wunden, die der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, waren noch lange nicht geheilt; es gab noch eine Unzahl wüster Stellen in Stadt und Land; verlassene Bauerhöfe und Dörfer, heruntergekommene Städte fanden sich in großer Menge. Da sparte nun Friedrich Wilhelm nicht Geld und Gut; noch weniger ließ er es an Gesetzen und Verordnungen fehlen, um die verödeten Stätten wieder zu beleben und in Anbau zu bringen. Rastlos ermunterte er die Unterthanen dazu und zog durch freigebige Unterstützung und viele Bewilligungen fremde Ansiedler herbei. Auch gelang es ihm. Viele Städte*) und Dörfer erhoben sich aus ihren Trümmern; andere erweiterten sich bedeutend, namentlich Berlin, wo er die Reichen zwang, Häuser zu bauen, und

*) Z. B. Krossen, Köslin, Riesenburg, Hamm, Templin, Iserlohn, Wittstock, Luckenwalde.

so den Stadttheil „Friedrichsstadt" sehr vergrößerte. Berlin zählte im Jahre 1740 schon 98000 Einwohner; es war durch Friedrich Wilhelm I. fast um die Hälfte gewachsen. Am meisten verdankte ihm die Provinz Ostpreußen, die er im schlimmsten Zustande vorfand. Das Land war durch die Pest verheert und namentlich Litthauen ganz entvölkert worden. Hier hat nun der König den reichsten Segen gewirkt. Sonst so karg, spendete er Millionen zum Anbau, zog viele Tausende von Colonisten herbei und erreichte es durch preiswürdige Ausdauer und Thatkraft, daß in Litthauen 60000 wüste Hufen, an 400 Dörfer und Aemter und 6 Städte angebaut wurden. Diese Provinz, bei seinem Tode so bevölkert und kultiviert wie irgend eine, war so recht seine Schöpfung.

Auch für Gewerbe und Manufacturen that er viel. Er verbot, ausländische Waren zu kaufen, wenn sie im Lande erzeugt werden konnten, und unterwarf seinen Hof auch hierin denselben Gesetzen, unter die er sein Volk beugte. Namentlich die Wollenmanufacturen brachte er in große Aufnahme. Weniger gelang es ihm mit dem Handel, weil hier durch Zwangsmaßregeln nicht geholfen werden konnte und diese ihm doch überall die wirksamsten schienen.

Eifrig hielt er auf rasche und unparteiische Rechtspflege. Wie unbeugsam in seinen Ueberzeugungen und wie rücksichtslos in ihrer Durchführung er auch war, doch gab es ein Gebiet, wo er fern von Tyrannei war, das religiöse. Von Herzen fromm und dem Protestantismus zugethan, ehrte und stützte er die evangelische Kirche; überall nahm er sich der gedrückten Glaubensgenossen kräftig an und nicht bloß aus richtiger Politik, sondern auch aus innerem Triebe. Aber er drückte darum seine katholischen Unterthanen nicht; Unduldsamkeit war nicht sein Fehler. Vor allem machte er nie einen Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten; sie waren ihm beide gleich liebe Unterthanen, wenn sie ihre Pflicht thaten. Gern hätte er sie ganz vereinigt; aber da die Theologen widerstrebten*), so verzichtete er zwar darauf, wohl aber untersagte er ihnen das gegenseitige Verketzern. Dem Sektenwesen war er übrigens eben so abgeneigt, als dem gelehrten Formelkram; seine Frömmigkeit war eine glaubensstarke und praktische. Aus ihr floß auch seine Wohlthätigkeit. Er errichtete oder erweiterte manche höchst heilsame Anstalten, wie er denn namentlich das große Berliner Krankenhaus „die Charité" (1727) gegründet hat.

All' dies Gute, was die Regierung des Königs für die Unterthanen hatte, war aber wesentlich sein eigenes Werk, eben wie das Schlimme. Denn er war in der That ein Selbstherrscher, immer rastlos beschäftigt. Zwar hatte er Günstlinge, meist Soldaten, den Fürsten Leopold von Dessau, den General von Grumbkow, den kaiserlichen Gesandten von Seckendorf; aber er überließ niemandem die

*) Wahrscheinlich, weil die gewünschte Union nur eine von außen kommende, nicht organisch von innen heraus erwachsene war! H. J.

Regierung, und jene gewannen nur in der auswärtigen Politik auf ihn einigen Einfluß, den sie zu Gunsten des Kaisers übten. Friedrich Wilhelm's Erholung von den Regierungsgeschäften und von dem Exercierwesen bestand außer der Jagd, die er sehr liebte, in dem Besuche des Tabakcollegiums. Dies war seine Abendgesellschaft, wo er im Kreise alter Officiere und einiger Spaßmacher, beim Genusse von Bier und beim Tabakrauchen, sich über die Tagesereignisse unterhielt und seiner Laune freien Lauf ließ. Doch duldete er nie unsittliche Reden, wenn es auch an sehr derben Späßen nicht fehlte. Er pflegte hier auch über die wichtigsten Hof- und Staatsangelegenheiten sich vertraulich auszulassen, und so erhielt diese Gesellschaft oft eine Art von politischer Bedeutung.

Fassen wir alles zusammen, so war Friedrich Wilhelm I. zwar kein liebenswürdiger, aber ein achtungswerther Mann, ein Herrscher, der trotz mancher großen Fehler seinen Beruf mit Treue und mit Ehren erfüllte; der preußische Staat verdankte ihm ein Leben voll Rauheit, aber auch voll Kraft und Ordnung.

Duller und Pierson.

95. Friedrich's des Großen Bedeutung.

Es ist berechnet worden, daß der siebenjährige Krieg weit über 800000 Mann gekostet hat, wovon 180000 auf Preußen kamen. Groß war die Noth, die er über Deutschland gebracht; manche Gegenden, besonders da, wo die Franzosen und Russen gehaust hatten, lagen verödet, wie im dreißigjährigen Kriege; ganze Dörfer waren ausgestorben und in Trümmer und Asche umgewandelt, und wo es auch nicht so schlimm hergegangen war, fehlte es doch an Vieh, an Saatkorn, an Händen, um die Aecker zu bestellen. Schwache Weiber führten den Pflug, weil das Schwert die Männer, ja selbst die reiferen Knaben hinweggerafft hatte. Der siebenjährige Krieg hat an dem Besitzstande der deutschen Fürsten nichts geändert; dennoch ist er nicht allein für Preußen, das hart geschmiedet wie echter Damascenerstahl aus ihm hervorging, sondern auch für ganz Deutschland von unendlichem Werthe gewesen. Der Gewinn war mehr ein geistiger als ein materieller. Von welchen Gefühlen mußten zunächst die mit Siegerkränzen nach der Heimat eilenden Helden Friedrichs erfüllt sein, welche den Bestand Preußens und die Nationalehre gerettet — trotz Kaisern und Königen und Rom, das heimlich das Feuer gegen den ketzerischen König geschürt hatte, und welchen Gefühlen sie überall begegnen! Welcher Schatz der Erinnerung war es, in jenen Schlachten unter dem alten Fritz, unter Vater Schwerin, unter „Zieten aus dem Busch", unter dem blitzschnellen Seidlitz mitgefochten, in jenen Lagern und auf jenen Märschen ausgedauert und an so manchem kühnen Streiche am lichten Tage oder in dunkler Nacht theilgenommen zu haben! Ein besonderer Glanz umgab natürlich den, der mit Friedrich in näherer Berührung gestanden, dem der Alte vielleicht auf die

Schulter geklopft oder ein besonderes Lob gespendet hatte. Eine solche Ehre war mehr werth als das Bein, ohne das der Soldat vielleicht als Stelzfuß heimkehrte. Aber dieser Krieg hatte auch noch eine weit andere Bedeutung. Die Reformation war eine große Schlacht des Geistes gewesen, wenig unterstützt von Waffenthaten; denn noch bebte der treue Deutsche zurück, die erhabene Macht des Kaisers anzutasten, der das Mittelalter eine besondere Weihe verlieh — selbst wenn er sein Heiligstes von dem Oberhaupte mit Füßen getreten sah. Friedrich der Große, der deutsche Held der neuen Zeit, und sein Preußen holten nach, was damals an mannhaften Waffenthaten versäumt worden war. Der siebenjährige Krieg war gewissermaßen eine Fortsetzung der Reformation, ein zweiter großer Sieg des Protestantismus auf dem Felde des Staatslebens. Deutschland war wie aus langem Schlaf erwacht. In einer matten Zeit sah man das staunenswerthe Beispiel einer Geisteskraft und Ausdauer ohne Gleichen; gegen alle Berechnung der Staatsmänner, der Feldherren und der Weisen der Zeit trugen die, welche einem fast gewissen Untergange geweiht schienen, den Sieg davon, und zeigten der Welt, was Menschenwille in höchster Spannung vermag. Dies unsterbliche Beispiel wurde von Deutschen, wurde durch den jungen, strebsamen, von dem Salze des Protestantismus durchdrungenen Staat Preußen gegeben, durch die ernste Kraft Niederdeutschlands, das jetzt die Bühne der Geschichte betrat — durch den freien Denker auf dem Throne, der zuerst die Aufgabe der Fürsten begriffen hatte. So war aufs neue eins der schönsten Blätter der Geschichte Deutschlands beschrieben worden; Preußen und Friedrich waren die beiden Namen im Tempel des Ruhmes, deren Glanz alles überstrahlte. Die vom Hauptmann Archenholz verfaßte „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ war in vielen tausend Händen; man las sie in den Schulen, und die jugendlichen Gemüther nahmen sie andächtig wie ein Heldengedicht in sich auf; man übertrug sie in alte und neuere Sprachen!

Wenn der dreißigjährige Krieg den tiefsten Verfall unserer Nation bezeichnet, so sehen wir sie im siebenjährigen Kriege wieder in Jugendkraft erstanden, und die herrlichen Geistesblüten, die wir sie in dieser und der folgenden Zeit treiben sehen, sind wesentlich eine Frucht des Hochgefühls, das aus dieser Kraft entsprang. Niemand hat mehr für unsere Literatur gethan, als der, welcher sie am wenigsten schätzte: Friedrich der Große. Dies bestätigte auch Göthe, indem er sagte: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. — — Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen so für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können.“

Friedrich der Große hinterließ seinem Nachfolger, trotz der ungeheuren Kriege, die er geführt, einen Schatz von 70 Millionen und ein Heer von 224000 Mann. Sein Reich, worin er 600 neue

Dörfer angelegt und 42000 Familien angesiedelt hatte, war um 1325 Geviertmeilen und 3760000 Einwohner gewachsen, so daß es jetzt eine Bevölkerung von sechs Millionen auf 3600 Geviertmeilen zählte. Diesem materiellen Zuwachse ging ein moralischer zur Seite, der noch außerordentlicher war. Preußen war durch diesen größten aller deutschen Fürsten von einer Macht dritten Ranges zu einer Macht ersten Ranges aufgestiegen, die in Deutschland ein mächtiges Schiedsrichteramt übte, und saß fortan neben Oestreich, Frankreich, England und Rußland in Europas Rath; in Bezug auf freie Geistesentwickelung, diese Frucht des Protestantismus, konnte kein Staat der Welt sich mit ihm messen.

Wanderst du jetzt durch Berlin, mein Leser, so triffst du am Eingange der Linden, in dem stolzesten Theile der schönen Stadt, wo wir auf jedem Schritte einer großen geschichtlichen Erinnerung begegnen, das herrliche Denkmal Friedrichs des Großen: ein aus Erz aufgebautes Heldengedicht ragt es bis über die Gipfel der Bäume empor, sichtbar vom Schlosse bis hinab zum Thore der Siegesgöttin. Du siehst „den alten Fritz“ auf edlem Streitrosse, den Arm in die Seite gestemmt, mit dem dreieckigen Hute und dem Königsmantel, mit dem Krückstocke und dem Degen, jenem Degen, vor dem ganz Europa gezittert hat! Auf dem Fußgestelle, das den riesengroßen Reiter trägt, erscheinen die vier Tugenden, welche Friedrich vorzugsweise zierten: Stärke, Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigung, und tiefer, in besonderer Abtheilung, lebensgroß, die Kriegshelden und Staatsmänner, die Heroen der Wissenschaft und Kunst des damaligen Preußens. Auf den vier Ecken treten zwei Feldherren und zwei Cavalleriegenerale Friedrichs als Reiterfiguren hervor: Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Sieger bei Krefeld und Minden, der fünf Jahre lang den Franzosen mit weit schwächeren Streitkräften die Spitze bot; Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs geistreicher, staatskluger und kriegserfahrener Bruder, der Sieger bei Freiburg; Hans Joachim von Zieten, der hier mit geschwungenem Schwert erscheint, einen Busch hinter sich, um „den Zieten aus dem Busche“ nach der Sprache des Volks zu bezeichnen, der Sieger bei Prag, Leuthen und Torgau, von dem es in Fontanes Lied heißt:

Sie stritten nie alleine,
Der Ziethen und der Fritz:
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz —

und der kühne Seidlitz, der Sieger bei Roßbach, Zorndorf und Freiberg, der Retter des preußischen Heeres bei dem Ueberfalle von Hochkirch. Diese vier halten gleichsam Wache um die eherne Feste und verkünden nach allen vier Winden den Namen Friedrichs. Auf den Feldern, die sie einschließen, sieht man den alten Dessauer, den Grafen Schwerin, der Friedrichs erste Schlacht von Mollwitz gewann und bei Prag den schönen Heltentod für seinen König starb; Winterfeld, Friedrichs Herzensfreund; Wedell, „den preußischen

Leonidas", Wartenberg, Goltz, Geßler und andere Helden; ferner die trefflichen Staatsmänner Finkenstein, Carmer und Schlabberndorff, und an ihrer Seite auf demselben Felde drei Männer der Kunst und der Wissenschaft: Graun, den Komponisten des „Todes Jesu", Lessing und Kant. Und da der Raum nicht genügte, alle die Männer, die das Preußen Friedrichs des Großen verherrlichten, in Erzbildern darzustellen, so sind noch viele Namen am Sockel eingezeichnet. Eine Welt des Ruhmes, welche der Geschichte Deutschlands einen hohen Glanz verleiht, geht uns vor diesem Denkmal auf.

K. A. Mayer.

96. Friedrich der Große als Regent.

Preußen war als der jüngste und kleinste in die Reihe der Hauptstaaten Europas eingetreten; um seine ruhmvolle Stellung unter denselben zu behaupten, mußten die Kräfte des Landes durch eine sorgfältige Verwaltung immer mehr entwickelt und gehoben werden. Dies erkannte Friedrich, und fast zu größerem Ruhm noch als seine herrlichen Kriegsthaten gereicht ihm die landesväterliche Weisheit, womit er alle Keime der Größe und Wohlfahrt Preußens zu entwickeln bemüht war. Nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges galt es zunächst, die allgemeine Zuversicht wieder zu beleben und überall in Handel und Wandel hülfreich einzugreifen. Vor allem suchte Friedrich, dem Landbau schleunig aufzuhelfen, und gewährte den Landleuten Hülfe an Saatgetreide, an Ackervieh, sowie an Geld. Schnell verschwanden die Spuren der jahrelangen Zerrüttung, in Stadt und Land erholten sich die Unterthanen in lebendiger Thätigkeit.

Der König vermochte jedoch seinem Lande nicht jede Last zu ersparen, er mußte auf Mittel sinnen, die Landeseinnahmen zu erhöhen. Er wollte nicht gern neue Steuern einführen; um aber den Betrag der Accise zu vermehren, ließ er geübte strenge Accisebeamte aus Frankreich kommen, welchen die Verwaltung der königlichen Gefälle unter dem Namen „Regie" übergeben wurde. Die Strenge der Erhebung, welche die Franzosen einführten, die vielen damit verbundenen Plackereien und überhaupt die Herbeiziehung fremder Beamten, erregten viel Unwillen, die Einnahmen des Staats wurden jedoch durch die neue Einrichtung beträchtlich erhöht. Zu demselben Zweck richtete der König ein Tabaks- und Kaffee-Monopol unter eigener Verwaltung ein. Zugleich legte er auf den Kaffee und andere Luxusgenüsse höhere Steuern, wogegen er nicht zuließ, daß Fleisch und andere Bedürfnisse des Volks hoch besteuert wurden, denn er sah sich besonders als Sachwalter der Armen an.

Die einzelnen höheren Steuerbeträge wurden zum Theil zur Unterstützung des Gewerbestandes, sowie zur Linderung der Noth unter dem Volk angewandt. Es gab keine Art gewerblicher Thätigkeit, die Friedrich nicht zu befördern bemüht war. Der Leinwandhandel besonders nach Amerika erhielt durch ihn den größten Aufschwung, Berlin sah die erste Kattundruckerei, eine Wollenspinnerei und Weberei, eine Sammetmanufactur, eine Porzellanfabrik, eine Zuckersiederei; die Spitzenklöppelei im Potsdamer Waisenhause wurde zu großer Vollkommenheit gebracht; dem Berg- und Hüttenwesen endlich wandte der König die größte Aufmerksamkeit zu. Um dem Handel durch billige Geldvorschüsse aufzuhelfen, wurde die Bank gegründet, zur Belebung des preußischen Handels über See die Seehandlungsgesellschaft. Der Vertrieb aller Waren erfuhr durch Kanal- und Wegebauten wesentliche Förderung. Ueberall wurden neue Quellen für Gewerbthätigkeit und Handel eröffnet, und die Wohlfahrt des Landes nahm so zu, daß sich die Einkünfte des Staats in kurzem um mehrere Millionen erhöhten.

Als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohlstandes betrachtete der König den Landbau, er war deshalb auf Verbesserung der Landwirtschaft sein ganzes Leben hindurch bedacht. Er bekümmerte sich um alle besseren Methoden des Landbaus, zog tüchtige fremde Verwalter, Viehzüchter und Seidenbauer, sowie zahlreiche Colonisten heran und machte auch den Stiften und Klöstern, welche Acker besaßen, ein Gleiches zur Pflicht. Große Mühe verwandte er auf die Verbreitung der Kartoffeln, welche das Volk lange Zeit mit dem größten Widerstreben aufnahm. Die Erfolge der Fürsorge des Königs für den Ackerbau waren besonders in den Oder-, Warthe- und Netzebrüchen, in Pommern und Westpreußen sehr bedeutend.

Um dem schlesischen Adel, welcher durch die langen Kriege zum Theil sehr heruntergekommen war, aufzuhelfen, gründete der König nach dem Rath des Ministers von Carmer die sogenannte Landschaft, welche zu billigen Zinsen Geld auf die Güter der Adeligen leihen sollte. Eine große Anzahl von Familien wurde dadurch vor dem Untergang bewahrt. Auch sonst war Friedrich in jeder Weise bemüht, die adligen Familien im Besitz ihrer Güter zu erhalten; er hielt viel auf die Stiftung adliger Majorate, wogegen er Bürgerliche von dem Kauf adliger Güter abzuhalten suchte. „Der Bürger", sagte er, „soll sich mit Manufacturen, Commerz und dergleichen bürgerlichem Verkehr abgeben und sein Geld darein stecken, aber keine adligen Güter besitzen." Das hing mit des Königs Ansichten von den Ständen überhaupt zusammen; er legte nämlich ein großes Gewicht auf die Scheidung der drei Stände, des Adels, der Bürger und der Bauern, und hielt es für ungemein wichtig, daß jeder in seinem ihm durch die Geburt angewiesenen Kreise verbleibe. Der Adel vor allem sollte seine Stellung im Besitz des Grund und Bodens, im Kriegsdienst und in hohen Aemtern behalten. Die Offizierstellen in der Armee wollte er besonders mit Adligen besetzt wissen, weil diese den Kriegsdienst von jeher als eine Ehrensache ihres Standes betrachtet hätten und militärische Ehre sich beim Adel vorzugsweise finde. Auch in Bezug auf die Aemter der höheren Verwaltung berücksichtigte er fast nur Adlige. Freilich machte er an dieselben auch desto größere Anforderungen; der Adel galt ihm nichts ohne rechte Ehre und ohne wirkliches Verdienst.

Der Gerechtigkeitspflege widmete Friedrich die gewissenhafteste Sorgfalt, er setzte darein eine der ersten Pflichten des Fürsten. Sein Wille war, in der Justiz alle Parteigunst zu entfernen, die Processe abzukürzen und die Härte vieler Strafen zu mildern. Schon im Jahre 1746 schritt er zu einer Gerichtsreform und ließ durch den ausgezeichneten Großkanzler von Cocceji eine neue Gerichtsordnung, den Codex Fridericianus, ausarbeiten. Während die Fürsten bis dahin oft in den regelmäßigen Lauf der Justiz nicht bloß durch Begnadigung, sondern auch durch willkürliche Verschärfung der Strafen eingegriffen hatten, wollte er letzteres in Zukunft ganz abgeschafft wissen und erklärte etwaige Machtsprüche, die er sich erlauben würde, im voraus für ungültig. Dennoch ließ er sich zu einem solchen in der Sache des Müllers Arnold verleiten, wo er das Urtheil der Gerichtsbehörden für parteilich zu Gunsten eines Vornehmen hielt und dasselbe unter Absetzung und harter Bestrafung aller Richter willkürlich abänderte. Solche Strenge erhöhte freilich das Vertrauen des Volkes zu seiner Gerechtigkeitsliebe, und der bekannte Müller von Sanssouci durfte des Königs eigener willkürlicher Forderung zuversichtlich mit Berufung auf das Berliner Kammergericht entgegentreten. In seiner späteren Regierungszeit beauftragte Friedrich den Justizminister von Carmer mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches, zum ersten Male in deutscher Sprache. Mit Hülfe tüchtiger Rechtsgelehrten, Suarez u. a., wurde das „Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten“ vollendet, welches jedoch erst nach Friedrichs Tode veröffentlich werden konnte.

Das Schulwesen ist unter Friedrich dem Großen nicht so bedeutend gefördert worden, wie man bei seiner hohen Bildung und bei seiner Vorliebe für die Wissenschaften erwarten mußte. Es fehlte ihm dazu besonders an den erforderlichen reichlichen Geldmitteln, und er beschränkte sich im allgemeinen darauf, durch wohlgemeinte Verordnungen und Ermahnungen seine Unterthanen selbst zur Belebung des Schulwesens anzutreiben. Für die Universitäten gelang es zwar, viele bedeutende Gelehrte auch ohne hohe Besoldung heranzuziehen, indem der Ruhm des Königs viele geistreiche Männer nach Preußen lockte. In Bezug auf das eigentliche Volksschulwesen erließ er bald nach dem Hubertsburger Frieden eine treffliche Verordnung, das General-Land-Schul-Reglement, in welchem er „eine vernünftige und christliche Unterweisung der Jugend zur Gottesfurcht und andern nützlichen Dingen“ als den besten Grund des wahren Wohlseins der Staaten bezeichnet; doch hatte die Verordnung keine wesentlichen Folgen, die meisten Landschulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern aus dem Handwerkerstande besetzt. Erst unter Friedrich Wilhelm III. sind durchgreifende Verbesserungen des Volksschulwesens ausgeführt worden.

Friedrich war in seiner Jugendzeit einem ernsteren Glauben allmählich entfremdet worden. Freilich ließ er sich durch den Einfluß der französischen Freigeister nicht zur Leugnung aller religiösen Wahrheiten hinreißen, vielmehr war er besonders in seinen späteren Jahren von einer aufrichtigen Ehrfurcht vor dem Höchsten erfüllt, und auch in seinem Volke wollte er ernste Gottesfurcht gepflegt wissen, ja er trat sogar hier und da in seinen Schriften als beredter Vertheidiger des Christenthums auf. Doch waren es nur die sittlichen Vorschriften desselben, die ihn mit Bewunderung erfüllten, wogegen ihm der eigentliche christliche Glaube verschlossen blieb. Zwar hütete er sich, den Glauben des Volks an die geoffenbarten Heilswahrheiten absichtlich zu erschüttern, wie er überhaupt die Gewissen mit keinem Zwang belasten wollte, in seinem Staate sollte „jeder nach seiner Façon selig werden“, und er ließ diejenigen frei gewähren, welche in einem tieferen religiösen Glauben ihre Seligkeit suchten. Bei dem großen Ansehen aber, welches er genoß, konnte es nicht fehlen, daß das Beispiel seiner eigenen Gesinnung dem kirchlichen Glauben viel von der bisherigen Geltung entzog, daß der von Frankreich her verbreitete Unglaube gleichsam unter Friedrich's Schutz auch bei uns eine Stätte fand. Die Duldsamkeit, welche der König zu seinem Hauptgrundsatz machte, bewährte er auch gegen die Katholiken, denen er z. B. in Berlin die erste Kirche erbaute. Selbst auf die Jesuiten dehnte er sein mildes Verhalten aus; als dieselben vom Papst aufgehoben wurden, ließ er sie als bewährte Jugendlehrer in Schlesien fortbestehen.

Durch Friedrich's ruhmreiches Wirken wurde dem geistigen Leben in Preußen und in Deutschland eine lebhafte Anregung gegeben: die deutsche Literatur nahm einen kräftigen Aufschwung in Folge des belebenden und begeisternden Hauches, der von Preußens Thron über das deutsche Vaterland wehte. Der König selbst hatte zwar mit der deutschen Sprache und Literatur, welche damals im Vergleich mit der französischen und englischen noch auf einer niedrigen Stufe stand, nicht gern zu thun, aber er erfreute sich doch gern der Hoffnung auf ein baldiges schöneres Aufblühen derselben. „Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben“, schrieb er, „jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen. Schon die Hoffnung macht mich glücklich, daß die Kunst und Wissenschaft, wie einst in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werde.“ Der König blieb nicht unthätig, um diese Hoffnung der Verwirklichung näher zu bringen; vor allem aber hat jenes frische, freudige Gefühl, welches durch seine glorreichen Thaten in Preußen und in ganz Deutschland erzeugt wurde, viel zur Erhebung des nationalen Bewußtseins und dadurch zur Belebung der nationalen Literatur beigetragen. Göthe sagt: „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ (Siehe voriges Stück.) In Preußen selbst, zumal in Berlin, blühte eben damals das regste literarische Treiben auf. Auch die schönen Künste erfuhren von Seiten Friedrich's vielfache Förderung; bei seinen zahlreichen großen Bauten war er auf Schönheit im Geschmack

jener Zeit in hohem Grade bedacht. Der Musik war er besonders zugethan und ließ in Berlin auch schon italienische Opern aufführen. Berlin erhielt unter ihm die erste regelmäßige Schaubühne.

Werner Hahn.

97. Das deutsche Reich, der Auflösung nahe.

Ende des vorigen Jahrhunderts.

Es gab noch einen Kaiser, aber er hatte nur den Namen, keine Macht und kein Ansehen mehr; die großen und kleinen Herren herrschten ganz selbständig in ihren Territorien; sie standen zusammen oder gegen einander, wie sie wollten, sie hielten zu Deutschland oder zum Auslande, wie sie wollten. Es gab noch einen Reichstag in Regensburg, aber kein Fürst besuchte ihn mehr, und die Gesandten zankten und belustigten sich mit einander. Es gab noch ein Reichskammmergericht zu Wetzlar, aber es war lahm an allen Gliedern, Prozesse, dort angebracht, wurden wohl erst nach 50 oder 100 Jahren entschieden. Bei dem jetzt von den Fürsten an den Tag gelegten Eifer, „für das Wohl der Völker thätig zu sein", erlaubten sie sich doch noch empörende Frevel an ihren Unterthanen. Die Fürsten von Sachsen, Hessen, Württemberg, Ansbach ꝛc. verkauften Hunderte und Tausende ihrer Unterthanen in fremde Kriegsdienste. Die armen Bursche, im Schmerz, ihre traute Heimat mit fremden Welttheilen vertauschen zu sollen, wehrten sich oft; dann wurden sie geschlossen fortgeführt. Ihre Eltern und Geschwister heulten und schrieen oft, daß es Steine hätte erweichen mögen; dafür wurden sie noch geprügelt und eingesperrt. Solches geschah im Reich, und keine Reichsbehörde kümmerte sich darum. Die deutsche Reichsverfassung war reif zum Gerichte. — Auch sonst stand es im lieben Deutschland noch gar viel schlechter als jetzt. Eine arge Plage waren die vielen Zölle im zerklüfteten Reich. Am Rheine hinab mußten die Schiffe 32 mal anhalten und Abgabe entrichten; und wenn einer zu Lande sein Gut drei Meilen weit führte, konnte es sein, daß er es durch vierer Herren Länder viermal vermauthen mußte. Dazu gabs Straßen, daß sammt dem Fuhrwerk der Reisende ächzte, oder sie fehlten zwischen den bedeutendsten Orten theilweise ganz. Der graue Schreiber dieses erinnert sich noch, daß der Postwagen zwischen Augsburg und Nürnberg nicht selten im Rother Sande stecken blieb und mit zehn Joch Ochsen herausgezogen werden mußte. U. s. f. O, es ist in vielem um vieles besser geworden!

Redenbacher.

98. Die französische Revolution.

Durch die auflösende Schärfe des Verstandes, welcher alles untersuchte und zergliederte, durch das Zusammentreffen eines solchen scharfen und schneidenden Geistes in den Wissenschaften, in den Künsten, den Lebensverhältnissen, so wie in den Begriffen über den Staat, über Regenten-, Volks- und Menschenrechte, durch das Beispiel König Friedrichs und Kaiser Josephs sogar von den Thronen herab angeregt, hatten sich die Menschen allmählich gewöhnt, auch das Festeste für wandelbar, das durch Alter und Gewohnheit Ehrwürdigste für vergänglich zu halten. Und wie so oft in der Geschichte das Außerordentlichste, weil es einmal gedacht und ausgesprochen war, wirklich werden mußte, so fand auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Gedanke keine Ruhe, bis er das Bestehende niedergeworfen, das Alte zerstört und einen großen Trümmerhaufen um sich erschaffen hatte, aus welchem neue Gebäude emporsteigen sollten. Aber das Bauen war schwerer als das Einreißen.

Von außen kam der bedeutendste Anstoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum 300 Jahren entdeckt war. Die englischen Colonien in Nordamerika empörten sich gegen die Herrschaft des Mutterlandes und machten sich durch einen kurzen und glücklichen Krieg 1783 frei. Als der vorzüglichste Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Welttheile Benjamin Franklin auf, von dem seine Grabschrift sagte, daß er dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entrissen habe; als Muster eines freigesinnten, ernsten und tugendhaften Hauptes eines Freistaates aber wurde der General Washington gepriesen. Beider Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikanischen Freistaate Hülfe geleistet und Truppen hinüber gesendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehrten, brachten einen tief angeregten Sinn der Freiheit, viele neue Grundsätze und kühne Gedanken mit sich zurück. Solche Gesinnung stand mit dem damaligen Zustande Frankreichs im scharfen Widerspruche.

Es herrschte in Frankreich Ludwig XVI., ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück seiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünschte; aber sein Wille war zu schwach gegen die tausend Misbräuche, die sich in die Verwaltung des Staates eingeschlichen hatten. Viele Glieder seiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um seinen Thron versammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen: sie alle wollten keine Verbesserung und bildeten eine Scheidewand zwischen dem guten Könige und seinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmal seinen eigenen lasterhaften Hof im Zaume halten, weil es seit Ludwig XIV.

und XV. ein Recht zu sein schien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Gesetze der Zucht und Sitte verspotten dürfe.

Das Volk haßte diesen Hof und alle Großen; es sah sie als seine Blutsauger an, denn sie lebten in der ungemessensten Verschwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothgeschrei ertönte und unter der Last der Abgaben fast erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil sie sich mit scharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbesserungen, über die Rechte der Menschen, die Freiheit des Geistes, und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgesetze, verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnsucht und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verstand und Leidenschaft nach dem gleichen Ziele streben, so mag ihnen nichts widerstehen; der Geist, der einmal den Anstoß empfangen hat, steht in seinen Bahnen nicht wieder still. Ueber jene unverlierbaren Menschenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredtesten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falsches gesagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rousseau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedanken aufgeregt. Es war vor allem der dritte Stand, die Bürgerklasse, welche der neuen, treibenden Gedanken voll war; der Stand, welcher noch vor 400 Jahren kniebeugend und fast stumm auf den Reichstagen erscheinen mußte. Als seine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geistlichkeit sammt dem Throne des Königs vor sich nieder, weil sie ihm die Laufbahn versperrten, welche er sich auf einmal, mit unwiderstehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern zu den Bedürfnissen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen mancher andern Verlegenheit, berief der König auf den 1. Mai 1789 die Stände des Reichs zu einer großen Versammlung; sein Minister Necker hatte das Verhältniß der 1200 Abgeordneten, die dazu erscheinen sollten, so bestimmt, daß die Hälfte aus Vertretern des Bürgerstandes bestehen sollte, ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte; denn die Versammlung sollte zu Versailles in der Nähe der Hauptstadt, mit ihren Tausenden müssiger, verwegener Menschen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofpartei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beispiel angegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue, bessere Verfassung. Besonders sollten die begünstigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staates mit beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten sich; hätten sie mehr Selbstentsagung und wahre Vaterlandsliebe in diesem Augenblicke bewiesen, sie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können.

Der Landadel und die niedere Geistlichkeit schlossen sich zum

Theil an den Bürgerstand an; er that den wichtigen Schritt, daß er sich als die Nationalversammlung erklärte und es den beiden andern Ständen überließ, ob sie sich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Ständen gestimmt worden, so würden die Stimmen der beiden andern Stände sich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in einer gemeinsamen Versammlung nach den Köpfen ging, so hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht. Dennoch mußten die andern Stände nachgeben und sich mit den Bürgern zu Einer Versammlung vereinigen, und von diesem Augenblicke an war die Revolution entschieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerstandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, und als solche ist sie eine große europäische Umwälzung geworden. Gegen die Thronen der Fürsten war sie ursprünglich nicht gerichtet; und nur, weil Ludwig XVI. zu schwach und gutmüthig schwankte, bald gutem, bald schlechtem Rathe folgte, weil sein Hof und seine Großen so gar verdorben waren, und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptstadt, in dem leichtsinnigsten und leidenschaftlichsten Volke Europas, an der Lenkung der Dinge theil nahm, ist Ludwigs XVI. Thron umgeworfen worden.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom ersten, besonnenen Anfange an bis zu der rasendsten Wuth verruchter Menschen hindurch, diese Revolution ihren Weg genommen hat; wie viel unschuldiges Blut vergossen, wie König und Königin gemordet sind; wie die heillosen Menschen, alle Scheu vor dem, was heilig ist, abwerfend, die Altäre der Religion umgestürzt, ihrer eigenen bodenlosen Vernunft Tempel geweiht, ja, wie sie sich erfrecht haben, das Dasein Gottes zu dekretieren; — wie sie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verstandes eine Staatsverfassung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeschrei als ein Meisterstück von ewiger Dauer ausgerufen und nach einigen Monaten wieder verworfen haben. — Wehe dem Volke, welches unter den Schrecken gewaltsamer Umkehrungen, unter Blut und Mord und dem Rufe der Sturmglocke seine Verfassung gründen soll! Die Grundlage der wahren Freiheit ist nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächst.

Das ist die Verbesserung des Zustandes der Völker auf geschichtlichem Wege. Wenn aber alle Stämme des alten Waldes mit einem Male gefällt werden, so fehlt dem jungen Anwuchse jegliche Schutzwehr gegen die Stürme. In Frankreich sollte das Andenken der Vorzeit vertilgt, die Geschichte vernichtet werden; der Begriff wollte alles neu schaffen, darum verwehten die neuen Schöpfungen wie ein Hauch. — Doch soll auch nicht verkannt werden, daß in der großen Flut der Gedanken Goldkörner mit ausgeworfen sind, welche für die Geschichte Europas nicht verloren gehen werden.

In den übrigen Ländern und besonders in Deutschland war die Aufregung der Gemüther durch die außerordentlichen Schritte der

Franzosen sehr groß. Der Same der gleichen Bewegungen war allenthalben ausgesäet; allenthalben trennten sich die Parteien für die starre Erhaltung des Alten oder für die schnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorsehung bewahrte uns vor den Greueln des Bürgerkrieges, trotz hundert Misbräuchen, die sich auch unter uns fanden und eine Abstellung forderten. Die Fürsten waren zu besonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenschaft jede andere Stimme überschreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden dieser stürmischen Zeit nicht entgehen können; durch plötzliche und durch langsam zehrende Angst und Tausende der theuersten Leichen hat ganz Europa die Irrthümer des vergangenen Jahrhunderts mit gebüßt. Dafür hatte Europa sich insgesammt von Frankreichs Beispiele leiten lassen; und Frankreich, weil es den Zug mit Selbstgefälligkeit und Uebermuth geführt, mußte auch zuerst und am bittersten die Züchtigung erfahren.

Kohlrausch.

99. Deutschlands Schmach.

1. ... Der Frieden von Lüneville wurde am 9. Febr. 1801 geschlossen. Oesterreich trat alles in Italien bis auf das Venetianische Gebiet ab und bestätigte den Franzosen Belgien und das ganze linke Rheinufer. Das zu Rastatt unvollendet gebliebene Geschäft der Entschädigung der dort verlierenden deutschen Fürsten sollte demnächst wieder aufgenommen werden. — Endlich sollte diese Entschädigungssache unter Napoleons Leitung zum Abschluß kommen. O, wie ging es dabei wieder so schmachvoll für unser Vaterland her! Denn es saß wohl ein Reichstagsausschuß über der Angelegenheit, aber alles wurde in Paris ausgemacht, und da umkrochen die Gesandten aller deutschen Staaten und Stäätlein den Consul um Huld und Gunst, zu geben, zu schonen. Endlich am 25. Febr. 1803 erschien der alles regelnde sogenannte Reichsdeputationshauptschluß. Die Entschädigungen geschahen auf Kosten der geistlichen Stände und der Reichsstädte. Die reichsunmittelbaren Bisthümer und Abteien wurden alle säcularisiert, d. h. weltlich gemacht, nämlich Land und Leute ihren geistlichen Herren genommen und weltlichen zugewiesen; nur der Erzbischof und Erzkanzler von Mainz, Karl von Dalberg, bekam sammt dem Titel „Fürstprimas" ein weltliches Gebiet diesseits mit der Residenz in Regensburg. So wurden auch die vielen freien Reichsstädte alle mit Ausnahme von Frankfurt a/M., Hamburg, Bremen, Lübeck, Nürnberg und Augsburg der Botmäßigkeit weltlicher Fürsten unterworfen. Im Nähern erhielt Oesterreich die Bisthümer Brixen und Trident, nicht viel, — Preußen die Bisthümer Hildesheim, Paderborn, Münster, die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen und andere, sehr viel, — Baiern die schönen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg (ohne Stadt) und andere und 19 Reichsstädte, am meisten, u. s. f. Also wurde mit den Gebieten des deutschen Reichs geschaltet! Der Kaiser Franz II. als Hüter desselben drückte dabei die Hände vor beide Augen und blinzelte nur durch die Finger nach Stücken neuen Eigenthums zu seinen Hausgütern, erlangte aber viel weniger, als er gehofft und erstrebt hatte. Der Papst aber mußte als kirchliches Oberhaupt der beraubten geistlichen Herren die geschehene Säcularisation gut heißen, und er thats, ohne zu bedenken, daß er damit eine künftige Einziehung seiner eigenen weltlichen Herrschaft, des Kirchenstaates, im voraus billige.

Ueber die große That des Reichsdeputationshauptschlusses, wo ein fremder Consul das deutsche Reich zerrissen und die Stücke nach Belieben vertheilt hatte, wurden da und dort im Reiche unter Glockenklang und Musikschall Dank- und Freudenfeste gefeiert. Zeigte sich aber auch bei der Sache das Gefühl für des gemeinsamen Vaterlands Ehre und der Sinn für Gerechtigkeit erstorben, so hatte sie doch auch eine helle Seite: die leidige „Kleinstaaterei" verminderte sich, und „die Nester des Aberglaubens und des Spießbürgerthums" wurden ausgestöbert. Insonderheit ist hinsichtlich der eingezogenen geistlichen Herrschaften eine höhere Hand nicht zu verkennen; denn nach Gottes klarem Wort (Luc. 22, 25. 26.) sollen Geistliche kein weltliches Regiment führen.

2. ... Am 12. Juli 1806 wurde unter Napoleons Waltung der traurige Rheinbund gestiftet. An ihm nahmen 16 deutsche Fürsten theil, die von Baiern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Berg (das Napoleon seinem Schwager Murat gegeben hatte), Aremberg, 2 Hohenzollern, 2 Nassau, 2 Salm, Liechtenstein, Isenburg, Layen und der Fürstprimas v. Dalberg. Diese sagten sich sämmtlich von jedem andern Bundesverhältniß und namentlich vom deutschen Reichsverbande los. Sie empfingen „volle Souveränität" im Innern ihrer Staaten, erkannten aber den Napoleon unter dem Namen „Protector des Bundes" für das allgemeine Haupt; in der That war er ihr hochmüthiger Gebieter. Er allein hatte das Recht, über Krieg und Frieden zu beschließen, und auf seinen Befehl mußten sie sich mit ihren Truppen zu ihm stellen. — Zum Sitz des Bundestages wurde Frankfurt a/M. ersehen, und den Vorsitz davon sollte der Fürstprimas führen, welcher sofort seine Residenz von Regensburg in diese bislang noch freie, von jetzt ab ihm unterworfene Stadt verlegte. Alle innerhalb des Rheinbundgebietes befindlichen reichsunmittelbaren Fürsten und Herren wurden mediatisiert, d. h. mittelbar gemacht, nämlich mit ihren Gebieten je diesem und jenem Rheinbundsfürsten untergeben.

Das deutsche Reich war durch die Aufrichtung des Rheinbundes thatsächlich aufgelöst. Am 1. August 1806 erklärte Napoleon noch ausdrücklich, er erkenne fortan kein deutsches Reich mehr an. Und der gute Kaiser Franz legte unter so trübseligen Umständen schon am 6. desselben Monats die deutsche Krone nieder, sich hinfort begnügend

mit seinem Kaiserthum Oesterreich, in welchem er alle seine deutschen und nichtdeutschen Besitzungen verband. — So war das heilige römische Reich deutscher Nation nach tausendjährigem Bestand ins Grab gesunken! Es konnte wohl nicht anders kommen, denn es war immer altersschwacher, hinfälliger und elender geworden. Aber doch regte sich eine Wehmuth bei seinem Hinabsinken im Herzen eines manchen Deutschen und ein heiliger Zorn zugleich gegen den Fremdherrn, der ihm den letzten Stoß gegeben.

Schrecklich, greulich war dessen Gewaltherrschaft! Bei dem Buchhändler Palm in Nürnberg erschien um jene Zeit eine Flugschrift, welche über Deutschlands tiefe Erniedrigung klagte und das alte Freiheitsgefühl in den Deutschen zu erwecken suchte. Siehe, dieser Palm, Verleger bloß, wird mitten in seiner deutschen Heimatsstadt von französischen Gensdarmen verhaftet, vor ein französisches Kriegsgericht zu Braunau (im Innviertel) gestellt und, weil er edelgesinnt den Verfasser der Schrift nicht angeben will, — erschossen!! Im Anblick solch entsetzlicher Tyrannei wurde freilich bei gar manchem der Zorn über die Fremdherrschaft zum Grimm, und tief aus der Seele stieg ein Sehnen, daß das begrabene Reich schöner wieder auferstehen, daß Barbarossa in verklärter Herrlichkeit aus dem Kyffhäuser hervorkommen möge.

Redenbacher. Lesebuch der Weltgeschichte.

100. Napoleons Gewaltherrschaft in Deutschland.

In dem rheinbündischen Deutschland schaltete Napoleon als der unumschränkte Gebieter, dessen Anordnungen, Wünschen und Winken Könige und Fürsten ohne Widerrede Folge zu leisten hatten. Selbst die persönlichen Forderungen der französischen Gesandten in Kassel, Karlsruhe, München ꝛc. waren für die dortigen Regierungen Gesetz, in großen wie in kleinen und kleinsten Dingen. Land und Leute dienten dem französischen Kaiser auch in Deutschland, wie dem Töpfer der Thon, als todter Stoff für willkürliche Formgebung nach Maßgabe augenblicklicher Einfälle. Nachdem er seinen Bruder Joseph von Neapel nach Spanien versetzt und demselben seinen Schwager Murat, bisherigen Großherzog von Berg, zum Nachfolger gegeben, verlieh er das letztere 1809 dem noch im Kindesalter stehenden Sohne seines Bruders Ludwig, Königs von Holland, der seinerseits im folgenden Jahre den Thron in Amsterdam räumen mußte, um Holland der Einverleibung in Frankreich preiszugeben, ein Schicksal, welchem der Kirchenstaat bereits früher stückweise und unlängst auch dessen letztes Ueberbleibsel, Rom selbst, unter dem matten Bannfluche des Papstes Pius VII. verfallen war. Das nördliche Hannover, seit 1806 in der Hand Napoleons geblieben und schonungslos von demselben ausgebeutet, wurde im Anfange des Jahres 1810 zu dem Königreich Westfalen geschlagen, aber schon nach einigen Monaten zur Hälfte wieder davon abgetrennt und zugleich mit Oldenburg, den Hansestädten, dem Herzogthum Aremberg, einem Theile des Großherzogthums Berg und dem Fürstenthum Salm — ein Gebiet von 600 Quadratmeilen mit 1200000 Einwohnern — „weil die Nothwendigkeit es verlange“, mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt. Der Fürst-Primas, seit geraumer Zeit eines der fügsamsten und ehrlosesten fürstlichen Werkzeuge in der Hand Napoleons, mußte Regensburg an Baiern abtreten und wurde dafür durch Hanau, Fulda und den Titel eines Großherzogs von Frankfurt entschädigt, welcher nach seinem Tode mit den Besitzungen, an denen er haftete, auf den Vicekönig von Italien übergehen sollte.

Die angebliche Nothwendigkeit der Einverleibung der deutschen Nordseeküsten in Frankreich ging aus der Handelssperre gegen England hervor, welche sich, nachdem 1810 auch Schweden in Folge seines schließlichen Friedens mit Frankreich derselben beigetreten war, über das ganze europäische Festland, mit Ausnahme der pyrenäischen Halbinsel und der Türkei, erstreckte, von den meisten der betheiligten Staaten jedoch, insbesondere auch von den Hansestädten, sehr lässig gehandhabt wurde. Je länger und kräftiger England den Kampf gegen Napoleon fortsetzte, desto hartnäckiger beharrte dieser bei seinem Vorhaben, den seinen Waffen unerreichbaren Feind wirtschaftlich zu Grunde zu richten, um ihn zum Frieden zu zwingen, und desto gewaltthätiger wurden seine Mittel zum Zweck. Durch Spione, verschwenderische Belohnung der Angeberei, Confiscationen und barbarische Strafen konnte man es zwar nicht dahin bringen, die englischen Waren vom festländischen Markt ganz auszuschließen, aber die Preise derselben verdoppelten und verdreifachten sich, die der Colonialerzeugnisse stiegen sogar bis auf das Zehnfache, der französische Staatsschatz bezog in einem einzigen Jahre 150 Millionen aus dem Verkaufe der mit Beschlag belegten Güter, Handel und Wandel wurden zu Grunde gerichtet, der Schmuggel verdarb die Sitten der Tausende und aber Tausende, die denselben betrieben oder doch benutzten, und die Völker litten empfindlich unter dem ihnen auferlegten Verzicht auf die gewohnheitsmäßige Befriedigung mancher alltäglicher Bedürfnisse.

Bei der Störung des auswärtigen Handels konnten natürlich auch die einheimischen Erwerbszweige nicht blühen; der Wohlstand ging zurück, während sich die Abgaben vermehrten und die französische Habgier immer neue Opfer verlangte. Die Finanzen der Rheinbundstaaten geriethen demnach in die traurigste Verfassung; die Einnahmen reichten bei weitem nicht hin, um die Ausgaben zu decken, Anleihen waren nirgends mehr aufzubringen, die Gehalte der Beamten blieben im Rückstand, man lebte auf gut Glück von verzweifelten Nothbehelfen auf Kosten der Zukunft.

Noch unerträglicher als der wirtschaftliche Druck lastete das Joch auf Deutschland, welches Napoleon und seine Handlanger dem deutschen Geiste auferlegt. Mochte der Süden weniger unter demselben leiden als der Norden, so machte sich die Schwere desselben

doch überall fühlbar. Die Staatszustände und die Machthaber forderten Haß und Verachtung zu dreist heraus, als daß die Wirkung hätte ausbleiben können; die Sitte, das Gewissen, das Ehrgefühl des deutschen Volkes vereinigten sich mit seinen Interessen in einer gemeinsamen Empörung, deren äußere Kundgebung die Wächter der öffentlichen Ordnung mit allen Mitteln, gleichviel wie hart und wie schlecht sie sein mochten, hintertreiben sollten. Bücherdruck, Buchhandel, Zeitungswesen unterlagen einer beispiellos strengen Ueberwachung, die Post wurde eine alltägliche Helfershelferin der Polizei, ein allgegenwärtiges Spürwesen vergiftete nicht bloß den geselligen Verkehr, sondern drängte sich auch in das Familienleben ein, namenlose Angeberei, nächtlicher Ueberfall, heimliche Wegführung in unbekannte Kerker, ohne Urtheil und Recht, bedrohten einen jeden, der sich eines freien Wortes oder einer verdächtigen Gesinnung schuldig machte. Um lästige Klagen zum Schweigen zu bringen, wurden sogar Beschwerden und Bittschriften an Napoleon bei harter Strafe verboten. So kam es durch Wirkung und Gegenwirkung endlich zu einer Spannung der Verhältnisse und der Geister, von welcher selbst der König Hieronymus im December 1811 voraussah und dem Kaiser Napoleon voraussagte, daß sie bei dem nächsten Kriege in einen allgemeinen Aufstand zwischen Rhein und Oder ausbrechen werde. „Die wirkende Ursache dieser Gährung, hieß es in dem bezüglichen Schreiben des Königs von Westfalen an seinen Bruder, ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Erbitterung über das französische Joch, sie liegt auch in dem Unglück der Zeiten, in dem wirtschaftlichen Verfall aller Klassen, in der Ueberbürdung mit Auflagen, mit Kriegssteuern, mit Abgaben zum Unterhalt der Truppen, mit Einquartierung und Plackereien aller Art, die ohne Unterlaß auf einander folgen."

A. L. von Rochau. Geschichte des deutschen Landes und Volkes.

101. Preußens Wiedergeburt.

Der Tilsiter Frieden wurde am 9. Juli 1807 abgeschlossen. Preußen mußte die Hälfte aller Länder abtreten, vor allem die fruchtbaren und blühenden Gebiete zwischen der Elbe und dem Rhein, das ganze preußische Polen, so wie die Festung Danzig; ferner wurde dem Lande eine fast unerschwingliche Kriegscontribution auferlegt. Der Tilsiter Frieden bezeichnet den Zeitpunkt der tiefsten Erniedrigung Preußens; aber von jenem tiefen Fall ging Preußens herrliche Wiedererhebung aus. Das Unglück und die Schmach jener Tage wurden als gemeinsame Schuld empfunden, und in Folge der herben Prüfung und Züchtigung machte die gottvergessene und leichtfertige Denkungsweise der vorhergegangenen Zeiten wieder einer würdigeren Gesinnung, echter Frömmigkeit und wahrer Mannestreue Raum. Im innigsten Anschluß an das erhabene Königspaar, welches als schönstes Muster würdiger Erhebung, geistlicher und sittlicher Kraft voran-

leuchtete, strebte das ganze Volk, sich eines besseren Geschickes durch innere Erhebung wieder würdig zu machen, und so ist das Unglück von Jena und Tilsit unter Gottes Beistand ein Segen für Preußen geworden.

Die Lage des Staats war zunächst sehr schlimm; nicht nur war derselbe um die Hälfte verkleinert, sondern alle Lebenskraft schien gelähmt durch die harten Bedingungen, welche zur Befriedigung des herzlosen Ueberwinders noch zu erfüllen waren. Noch lastete ein feindliches Heer auf dem unglücklichen Lande, bis die Preußen die ungeheueren Kriegskosten abgezahlt hätten; die französischen Behörden zeigten bei allen Verhandlungen über die Vollziehung des Friedens die größte Härte, Willkür und kalten Uebermuth. Dabei waren die furchtbaren Folgen des verheerenden Krieges noch überall sichtbar, alle Kräfte des Landes erschöpft. Es war keine leichte Aufgabe, unter so traurigen Verhältnissen den Grund zu einer besseren Zukunft zu legen. Friedrich Wilhelm aber ließ den Muth nicht sinken, im Vertrauen auf Gott unternahm er es, gerade damals die Keime einer schönen Wiedergeburt zu pflanzen. In solcher Absicht richtete er seinen Blick auf einen ausgezeichneten Staatsmann, den *Freiherrn von Stein*, der in feuriger Begeisterung für das Vaterland und in glühendem Haß gegen die Fremdherrschaft sich die Aufgabe stellte, Preußen zunächst von den drückenden Lasten des Augenblicks zu befreien, ferner aber die Nation selbst durch Weckung eines sittlichen, religiösen, vaterländischen Geistes neu zu erheben. Vor allem aber mußte, um die Räumung des Landes von dem fremden Heere zu erlangen, erst die Contribution aufgebracht werden; dies geschah theils durch Beschränkung in den Ausgaben, worin der König und sein Hof mit dem Beispiel persönlicher Opfer vorangingen, theils durch geschickte Finanzmaßregeln und durch Vermehrung der gewöhnlichen Einnahmen, endlich aber auch durch eine Contributionssteuer. Am Ende des Jahres 1808 war die Kriegslast abgetragen, und unter dem Jubel der Bevölkerung konnten wieder preußische Truppen in die Hauptstadt einziehen.

Neugestaltung der Staatseinrichtungen. Jetzt war die Fürsorge der neuen Regierung ganz und gar der Zukunft zugewandt; um die Kräfte der Nation neu anzuregen und gleichsam zu verdoppeln, wollte Stein in allen Schichten der Bevölkerung eine kräftige vaterländische Gesinnung, eine lebendige Thätigkeit und eine rege Theilnahme am öffentlichen Wohl erwecken. Die Belebung des öffentlichen Geistes sollte die Grundlage alles weiteren Strebens sein, deshalb einem jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwickelung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte gestattet, und in jedem einzelnen Stande Thätigkeit, Einsicht und Selbstgefühl und Hingabe für das Vaterland erzeugt werden. Zunächst galt es, den *Bauernstand* wieder zu heben. Derselbe war größtentheils noch unfrei, wenn auch nicht leibeigen, doch erbunterthänig; da er nicht selbst Besitzer von Grund und Boden war,

so fehlte ihm jeder Anreiz, den Acker zu verbessern. Um nun einen freien Bauernstand zu schaffen, erließ der König im October 1807 eine Cabinetsordre zur Aufhebung der Erbunterthänigkeit zunächst auf allen Domainen, gleich darauf ein Edict über den freien Gebrauch des Grundeigenthums und über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner.

Die Städte bedurften gleichfalls einer gründlichen Aenderung ihrer Verhältnisse; die Selbständigkeit der städtischen Verwaltung war immer mehr gesunken und damit auch aller Gemeingeist, aller Eifer für das Gemeindewohl. Am 19. November 1808 erschien eine neue Städteordnung, durch welche den Städten die Verwaltung ihres Vermögens und aller ihrer Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft und die Bildung von Stadtverordneten-Versammlungen überlassen wurde. Durch dieses Gesetz wurde in der That bald wieder Liebe zur Gemeinde, Theilnahme an ihren Angelegenheiten und ein erhöhtes Gefühl für Selbständigkeit und Ehre erweckt.

Auch die höchste Verwaltung des Staats ist auf Steins Rath und Anlaß neu geordnet worden; die große Macht der Cabinetsräthe, welche unmittelbar mit dem Könige arbeiteten, wurde beschränkt und dagegen die Vereinigung sämmtlicher Verwaltungszweige im Ministerium unter dem Vorsitz des Königs beschlossen. Eine Verordnung vom 24. Novbr. 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden stellte musterhafte Redlichkeit, Einheit, Kraft und geistige Regsamkeit als die Haupterfordernisse hin; sie bildet den Kern, aus welchem sich alles entwickelt hat, was seitdem die preußische Verwaltung auszeichnet. Fast gleichzeitig wurden die Provinzialbehörden neu organisiert.

Die neue Wehrverfassung. Während so die Grundlagen für ein gedeihliches Staatsleben geschaffen wurden, verlor man die Erneuerung der Wehrkraft des Landes nicht aus den Augen. Der edle, feste und geistvolle General von Scharnhorst war es, der in Gemeinschaft mit Gneisenau u. a. die Grundgedanken der neuen Schöpfung feststellte. Die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes war der oberste Grundsatz der neuen Wehrverfassung; rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere, Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle, Begründung der Kriegszucht auf Vaterlandsliebe und Ehrgefühl, — das sind einige der weiteren Hauptgesichtspunkte. Doch nicht mit einem Mal durfte man ein großes Heer wieder erschaffen; die Zahl der zu haltenden Truppen war durch Napoleon auf 42000 beschränkt. Um dennoch größere Heeresmassen für die Zukunft auszubilden, ließ man die Rekruten, so wie sie einexerciert waren, nach Hause gehen und berief andere an ihre Stelle, und so immer weiter, so daß in kurzem schon 150000 einexercierte Leute im Lande waren. Auch sonst wurden alle Ausrüstungen insgeheim eifrig betrieben.

Der Haß gegen Napoleons Gewaltherrschaft, durch begeisterte

Männer lebhaft angefacht, nahm täglich überhand; derselbe führte auch zur Gründung des Tugendbundes, welcher zum besonderen Zweck hatte, die Selbstsucht in allen öffentlichen Verhältnissen zu bekämpfen, die edleren, sittlichen Gefühle zu beleben und dadurch die Befreiung zu befördern. Der Verein erhielt die Bestätigung des Königs und trug viel zur Verbreitung einer männlicheren Stimmung in den Gemüthern bei; der Geist desselben wirkte fort, selbst nachdem der Bund auf Napoleons Befehl aufgehoben worden. (1810).

Der Minister von Stein wurde leider seinem heilsamen Wirken nur zu bald entrissen. Ein aufgefangener Brief desselben erregte Napoleons Zorn in so hohem Grade, daß Stein selbst es für vortheilhaft hielt, sein Amt aufzugeben. Der König entließ ihn mit den ehrendsten Beweisen seiner Anerkennung (Januar 1809), Bonaparte aber verfolgte ihn mit einer förmlichen Achtserklärung, weshalb der hochverdiente Mann erst nach Oesterreich, dann nach Rußland flüchtete, von wo er fortfuhr, nach Kräften für Preußens Wiedererhebung zu wirken.

Sein Nachfolger wurde der Minister von Hardenberg, der sich bereits als ein verständiger, gewandter und edeldenkender Staatsmann bewährt hatte. Der König übertrug ihm die Leitung der Geschäfte als erster Minister mit dem Titel eines Staatskanzlers. Seine Verwaltung hielt zuerst an den Grundsätzen des Freiherrn von Stein fest. Er setzte dessen Bemühungen für die Verbesserung der Lage des Bauernstandes fort, wandte der Ordnung und Verbesserung der Finanzen des Staates seine besondere Aufmerksamkeit zu und beförderte durch Einführung der Gewerbefreiheit (2. November 1810) den Wetteifer und die Vervollkommnung im Gewerbebetrieb, wiewohl durch Aufhebung aller Schranken später auch die Ueberfüllung, Verarmung und Zuchtlosigkeit im Handwerkerstand herbeigeführt wurde. — Durch ein Edikt vom Jahre 1812 wurde die Lage der Juden im preußischen Staate wesentlich erleichtert.

Auch für die Bildung des Volkes wurde in jenen schweren Zeiten großherzig Sorge getragen; davon legt u. a. die Gründung der Universität Berlin (1810) und die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau Zeugniß ab.

Werner Hahn.

102. Preußens und Deutschlands Erhebung im Frühjahr 1813.

Die Aufrufe des Königs, welche durch das ganze Land und weit über dessen Grenzen hinaus hallten, brachten im Vereine mit allem Vorhergegangenen eine Wirkung hervor, die sich nicht genügend beschreiben läßt. Das nachfolgende Geschlecht wird davon immer nur eine schwache Vorstellung haben; man mußte diese Zeit selbst durchlebt haben. Alle Herzen wurden davon bis auf den Grund erschüttert. Auch die Frauen, sonst wenig bekümmert um öffentliche Angelegenheiten, theilten gleichmäßig das allgemeine Gefühl. Es war

kein Mann, kein Weib, keine Familie im Lande, die nicht schwere Unbill von den Franzosen erlitten hatte. Ganz abgesehen von der allgemeinen Schmach, die tief gefühlt wurde, hatte fast jeder persönliche Beleidigung zu rächen und bittere Verluste zu beklagen. Seit beinahe sieben Jahren waren tausend und aber tausend Feinde im Lande, die auf Kosten desselben lebten, und denen man noch eine unerschwingliche Kriegssteuer hatte zahlen müssen. Des Siegers Uebermuth und Hohn hatte beleidigt; aus Kriegstrotz war von ihm so mancher mishandelt, nicht wenige, die Widerstand versucht, geschlagen, viele beraubt worden. Beständige Einquartierungen, nie aufhörende Lieferungen aller Art, immerwährendes Liegen auf der Landstraße mit den Gespannen u. s. w. hatten Bürger und Landmann zur Verzweiflung gebracht. Daher in allen Herzen das eine Gefühl, das schimpfliche Joch abzuwerfen und blutige Rache zu nehmen; daher der freudige Entschluß, mit Daransetzung des letzten Blutstropfens und des letzten Gutes bis zur Vernichtung zu kämpfen; daher der Aufstand des ganzen Volkes auf den Ruf des Königs. Wie der Dichter gesungen hat, so geschah es: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los." Die Universitäten lösten sich auf, weil Studierende und Professoren zusammen die Waffen ergriffen; die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer; die Regierungscollegien und die Gerichtshöfe schmolzen zusammen; der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, um zur Wehr zu greifen. Der Unterschied der Stände schien vergessen; denn in den Reihen der Freiwilligen stand der Prinz neben dem Bürgersohn der Städte; die Selbstsucht schwieg, es gab nur ein Gefühl, einen Willen. Niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Jünglinge unter 16 Jahren, Männer über 50 Jahre stellten sich zur Verfügung. Der Familienvater verließ Weib und Kind. Vater und Mutter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf, ihre Söhne und Angehörigen im heiligen Kampfe zu wissen. Viele überschätzten ihre Kräfte, mußten zurückgewiesen werden und trauerten, nicht mitstreiten zu können. Nicht minder zeigte sich das weibliche Geschlecht der großen Sachen würdig. Von der Zeitströmung ergriffen, wurden manche über ihren Berufskreis hinausgeführt und kämpften in dem Freiheitskriege mit. Die sich zu solchem Aeußersten nicht entschließen mochten, wirkten mit Aufbietung aller ihrer Kräfte arbeitend für die Sache des Vaterlandes. Jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt, das ganze Land zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Alterthums, was Rom und Sparta an Vaterlandsliebe aufzuweisen haben, es übertrifft nicht das erhabene Gefühl, welches Preußen jetzt entflammte. Die Flammen dieser Begeisterung wuchsen höher und höher und stiegen auf zu einer Riesenlohe, daß ganz Europa sich daran erwärmte. Nicht anders, als wenn von jedem Hügel Alarm geblasen, der Generalmarsch auf allen Straßen geschlagen würde, auf den Bergen die Feuerzeichen gebrannt hätten, raffte sich jedermann auf und griff zu den Waffen. Immer von neuem klang

der laute Ruf durchs Land: Das Vaterland ist in Gefahr! Begeistert hatte Theodor Körner gesungen:

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen;
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!

Alle Schichten des Volkes haben gleichmäßig ihr Höchstes eingesetzt, es gebührt ihnen allen gleiche Ehre.

Daß in Preußen jeder nur irgend kampffähige Mann mit Begeisterung zu den Waffen griff, ist nur die eine Seite der großen Leistung; die andere eben so große war, daß jeder willig Hab und Gut opferte, um so große Heeresmassen auszurüsten und zu ernähren, und daß alles Thun und Treiben nur auf diesen großen Zweck gerichtet war. „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden", hatte der König gesagt. Es muß zur Ehre der Nation ausgesprochen werden, daß der Drang zum Geben gleichen Schritt hielt mit der Freudigkeit, persönlich in den Kampf zu gehen. Der Zudrang zum freiwilligen Eintritt war so groß, daß es sehr viele gab, welche die Ausrüstung nicht aus eigenen Mitteln bestreiten konnten; auf diese besonders wandte sich zunächst die Theilnahme. Die Zeitungen von Berlin, Breslau und Königsberg aus jener Zeit, in denen diese Gaben, wie sie in den Hauptstädten eingingen, verzeichnet stehen, werden immer ein schönes Denkmal des Ruhmes sein. Und doch sind diese Aufzeichnungen nur ein kleiner Theil dessen, was wirklich in allen Gauen auf den Altar des Vaterlandes gelegt worden ist. Viele wollten gern geben, aber sie hatten nicht bares Geld, und auf dieses, meinten sie, käme es allein an. Ihnen mußte gesagt werden, daß in einem Augenblicke wie der jetzige, wo der Staat nur durch außerordentliche Anstrengungen seine Selbständigkeit erhalten könne, jedes Opfer für denselben Werth habe: Pferde, Vieh, Getreide, Fourage, ungemünztes Silber, Waffen, Tuch, Eisen, Stiefel, Schuhe, Leder, Strümpfe u. s. f.; ja selbst Fuhren, Handarbeit u. s. w., je nachdem der eine dieses, der andere jenes leisten könne, seien eine Unterstützung, eine Förderung für die gemeinschaftliche Sache.

Es ist rührend, was alles hergegeben wurde. Das Heiligste, was man besonders hoch hält, was uns sonst unschätzbar ist, wurde freudig zum Opfer gebracht. Man gab, was irgend möglich war. Staatsdiener, viele im stehenden Heere dienende Offiziere gaben den vierten, selbst den dritten Theil ihres Gehaltes, verabschiedete Beamte und Offiziere einen Theil ihrer Pension, einige die Hälfte, einige diese sogar ganz. Andere liehen dem Staate ein kleines erspartes Capital ohne Zinsen während der Kriegsperiode. Viele besoldeten eine Anzahl Freiwilliger im Felde. Mancher Einzelne schenkte mehrere Tausende von Thalern. Berlin allein hat so viel Freiwillige gestellt und ausgerüstet, als erforderlich sein würden, um mehrere Infanterie-

und Cavallerieregimenter daraus zu errichten. So nach Verhältniß in den Provinzen. Neun Prinzessinnen, an der Spitze die hochherzige Prinzessin Wilhelm von Preußen, Mariane geborne Prinzessin von Hessen-Homburg, gründeten einen Frauenverein zum Wohl des Vaterlandes und erließen einen Aufruf an die Frauen im preußischen Staate. Sogleich gab auch das weibliche Geschlecht alles her, worauf es doch sonst hohen Werth legt, jede Art von Schmuck, jedes Kleinod, jedes Ersparte. Witwen gaben einen Theil ihrer dürftigen Pension her, die Aermste doch noch irgend etwas, die meisten ihre Arbeitskräfte. Auch die dienende Klasse blieb nicht zurück. Ein glänzendes Beispiel gab in Breslau ein junges Mädchen, deren Namen wir leider nicht anzugeben wissen, die ganz arm, aber im Besitz eines schönen reichen Haares war, welches man ihr oft vergebens hatte abkaufen wollen. Sie opferte dasselbe, um das gelöste Geld den Freiwilligen zukommen zu lassen. Ihr edler Zweck wurde vollkommen erreicht. Denn die schöne That blieb nicht verschwiegen; viele wünschten die Erinnerung daran bleibend zu machen, und es fand dankbare Anerkennung, als jemand das verkaufte Haar wieder kaufte und daraus allerlei Zierrathen, Ringe, Ketten ꝛc. anfertigen ließ, nach denen das Verlangen so groß war, daß der Verkauf derselben nach wenigen Wochen dem Freiwilligenfonds die Summe von 139 Thalern eingebracht hat. Goldene Trauringe wurden aus allen Gegenden des Landes zu mehreren Tausenden hingegeben. Es war die Veranstaltung getroffen, daß man dafür eiserne Ringe mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813" zurückerhielt, und diese Ringe werden in den betreffenden Familien noch jetzt wie ein Heiligthum betrachtet. Außer diesem Sinn der Frauen, das Liebste herzugeben, zeigten sie sich auch in unausgesetzter Thätigkeit für die gute Sache. Frauen und Mädchen aus allen Ständen, selbst aus den höchsten, nähten Montierungsstücke, Mäntel, Hosen, Hemden, zupften Wundfäden und strickten mit Emsigkeit für die Freiwilligen, und nicht wenige waren es, die, nicht im Stande, wie andere Geld und Kleinodien darzubringen, auf solche Weise durch ihrer Hände Arbeit dem Vaterlande den innigsten Tribut zollten. Später aber haben sie bei Kranken und Verwundeten in den Lazarethen und Krankenhäusern eine Aufopferung bewiesen, die des schönsten Kranzes werth ist. Ueberhaupt war das weibliche Geschlecht mit einem Feuer für die Sache des Vaterlandes entbrannt, dem an Glanz und Glut kaum etwas gleichkommt, was irgend die Geschichte berichtet.

Ohne die patriotischen Beiträge hätte die Bildung der freiwilligen Jägerabtheilungen und anderer freiwilliger Scharen weder den Umfang gewinnen können, den sie wirklich gewann, noch hätte im Kriege selbst der Bestand derselben erhalten werden können. Millionen sind in dieser Absicht vom Lande freiwillig geopfert worden. Ohne den thatkräftigen Beistand der Frauen aber hätte alles nicht so schnell ins Werk gerichtet, noch später verstärkt und in Vollzähligkeit erhalten werden können. Durch ihre Aufopferung und Pflege sind endlich Tausende verwundeter und kranker Krieger dem Vaterlande erhalten worden, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu den Reihen der Kämpfer zurückkehren konnten.

So arbeitete denn in Preußen mit Aufbietung aller Kraft jeder auf das gemeinsame Ziel hin. Gegen ein solches Volk aber, welches mit starkem Willen und nachhaltiger Kraft für seine höchsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, mit Freudigkeit und Vertrauen auf seine gerechte Sache in den Tod gehen will, werden alle Eroberer der Welt auf die Dauer nichts ausrichten können.

Heinrich Beitzke.

103. Die Misernte im Jahre 1816.

Der Frühling des Jahres 1816 kündigte sich mit heftigen Regengüssen an, welche mit schauerlichen Gewittern und Hagel bei empfindlicher Kälte den ganzen Sommer hindurch fortdauerten. Diese ungünstige Witterung hatte zur Folge, daß fast kein Gewächs der Erde zu seiner völligen Reife gelangte, und dazu kam noch, daß wegen des früh fallenden Schnees viele Früchte nicht einmal eingeheimst werden konnten. Das Getreide war kern- und mehlarm und hatte keine nährende Kraft; die Kartoffeln, die Hauptnahrung der ärmeren Leute, schlugen auf nie erhörte Weise fehl; die Futterkräuter, von der Nässe verdorben, gaben auch dem Vieh schlechte und sogar schädliche Nahrung. Das Vieh wurde daher mager und häufig krank, und bald hatte man auch kein gutes Fleisch mehr. So stieg in ganz kurzer Zeit das Elend zu einer furchtbaren Höhe; eine unerhörte Theurung aller Lebensmittel trat ein. Manche aßen Kleie und Mehlstaub, oft sogar mit gemahlenem Stroh und Sägespänen vermischt, damit waren die Armen noch sehr zufrieden; sie nahmen ihre Zuflucht zu Gras, Klee, Wurzeln und Heu.

Die Menschen wandelten wie Leichen umher; Haufen von Kindern schrieen nach Brot. Viele raffte der langsame Hungertod hinweg. Die Verzweiflung trieb manchen ehrlichen Hausvater zum Diebstahl. Die Regierungen thaten, was sie konnten, um dem Jammer zu steuern. Eine ernste Sperre verhinderte jede Ausfuhr von Lebensmitteln; es wurde viel Getreide herbeigeschafft und sammt den auf den öffentlichen Fruchtkästen noch vorräthigen Früchten zu herabgesetzten Preisen verkauft; es wurde dem Wucher Einhalt gethan; alle Privatvorräthe von Getreide wurden in Beschlag genommen; auch sorgte man für Bestellung der Saatfelder so gut als möglich.

Zum Glück setzte Gott selbst der Noth bald ein Ziel; die reichliche Ernte des Jahres 1817 half dem Mangel ab. Mit welchen Dankgefühlen alle Herzen erfüllt waren, als der erste Erntewagen unter dem Geläute der Glocken und dem Lobgesang der Kinder, von allen Einwohnern begleitet, mit Kränzen geschmückt, einzog, das wissen diejenigen wohl, welchen jene Nothzeit noch im Andenken lebt.

Heinisch und Ludwig. Lesebuch.

104. Deutsche Auswanderer in früheren Jahren.

Der Ueberfluß unserer Bevölkerung wanderte von jeher aus: in alten Zeiten aber, um Fremde zu beherrschen, in neueren nur, um Fremden zu dienen. In der altgermanischen Zeit strömten unsere Eroberer nach Westen und Süden (Italien, Gallien, Spanien, Afrika, England und Island), im Mittelalter nach Osten (in die Slavenländer, nach Preußen, Siebenbürgen und Palästina), in kriegerischer Rüstung als die Herrn der Welt. In der neueren Zeit sind unsere religiösen und politischen Flüchtlinge kaum in geringerer Zahl in viel weiter entlegene Länder gewandert, leider in gar demüthiger Gestalt als Arbeiter und Bettler, als die Knechte der Welt. Unsterblichen Ruhm errangen unsere alten Eroberer, und lange behaupteten sie auch in fremden Landen das deutsche Wesen, wie die Herrschaft. Ruhmlos sind die neuen Auswandrer davongeschlichen und spurlos schon immer in der zweiten Generation mit den Ausländern, zu denen sie kamen, verschmolzen. Hunderttausende von Deutschen halfen auf diese Weise die englischen Kolonien vergrößern; den Deutschen in der Heimat ist nichts davon zu Gute gekommen.

Die erste große Masse religiöser Flüchtlinge warf sich nach Holland und in dessen Kolonien, die jetzt größtentheils auf die Engländer übergegangen sind. Die Engherzigkeit der Holländer war Schuld, daß die zweite große Masse ihren Weg nach dem englischen Nordamerika nahm, in dessen Wildnissen alle Sekten ein Asyl fanden. Der berühmte Quäker William Penn reiste selbst in Deutschland und nahm 1683 die ersten Deutschen in dem nach ihm genannten Lande Pennsylvanien auf, welche die Stadt Hermantown gründeten. Bald folgten ihnen jährlich mehrere Tausend vertriebener Protestanten, namentlich Elsässer und Pfälzer. Da sie sich als fleißige und treue Arbeiter auszeichneten, spekulierten einige Engländer auf sie, um sich ihrer gleichsam als weiße Sklaven (neben den Negern) zu bedienen, und versprachen ihnen goldene Berge, zogen sich aber zurück, als auf einmal 33000 Pfälzer, ganze Gemeinden mit ihren Predigern, auszogen, was ihnen offenbar zu viel war. Diese Menge kam nach London, von ihren Werbern verlassen und von der Regierung aufgegeben. Ihr Los war schrecklich. Nachdem sie in England selbst schon halb verhungert waren, mußte sich der größere Theil zu Sklavenarbeit in den Bergwerken und zum Anbaue wüster Inseln hergeben; 3600 wurden nach Irland geschleppt, wo sie die Zahl der Bettler vermehren halfen; viele gingen auf dem Meere unter, und 7000 kehrten in Verzweiflung, von allem entblößt, in die Heimat zurück. Nur eine kleine Schar wurde wirklich nach New-York geschifft. Dort wies man ihnen Urwald an, den sie ausrodeten und anbauten; kaum aber hatten sie blühende Dörfer errichtet, in der Mitte reicher Saatfelder und Gärten, da kündigte man ihnen an, der Grund und Boden gehöre dem Staate und sie sollten sich jetzt wieder fortmachen. Weinend verließen sie die neue Heimat und fanden erst in Pennsylvanien einen Zufluchtsort. Die Religionsverfolgung und der zunehmende Despotismus in Deutschland trieben indes immer mehr Auswanderer nach Amerika. Viele derseben wurden von den Wilden umgebracht, da man sie gewöhnlich an die äußersten Grenzen schickte, um dort zugleich die Wälder zu lichten und die Wilden abzuhalten. Auch aus der Schweiz kamen viele Wanderer, die sich meist in Nord-Karolina niederließen. Die Salzburger dagegen bauten sich 1732 in Georgien an. Im Jahre 1742 zählte man bereits 100000 Deutsche in Amerika. Seitdem vermehrten sie sich in immer größerer Zahl. Jährlich kamen Tausende dort an, z. B. in den Jahren 1749 und 1750 je 7000, 1754 gar 22000, 1767 600 Schwaben. Durch die Hungersnoth von 1770, durch die Theilnahme deutscher Soldtruppen an den Kriegen der Engländer in Nordamerika, anfangs gegen die französischen Kolonien, dann gegen die englischen Kolonisten selbst (die deutschen Gefangenen blieben durchgängig im Lande und bauten sich daselbst an), wurden immer mehr Deutsche hinübergelockt, so daß man von 1770 bis 1791 allein in Philadelphia im Durchschnitte jährlich 24 Schiffe voll von deutschen Auswanderern ankommen sah, ungerechnet die in den übrigen Häfen Landenden.

Während der großen Kriege mit Frankreich war der Seeweg nach Westen fast immer gesperrt; daher richtete sich der Strom der Auswanderung auf dem Landwege nach Osten. Rußland hatte seine Eroberungen gegen Persien und die Türkei erweitert. Hier bedurfte es in den weiten Steppenländern fester Ansiedelungen gegen die wilden Grenzstämme, ganz so wie in den Urwäldern Nordamerikas, und auch dazu bediente man sich wieder der Deutschen. So entstanden die großen Kolonien nordwärts des schwarzen und kaspischen Meeres, die jetzt auch schon Hunderttausende von deutschen Einwohnern zählen, deren Geschichte aber noch nicht aufgezeichnet ist. Auch an der südlichsten Grenze Rußlands gegen Persien haben sich schon schwäbische Dörfer gebildet, die aber 1816 durch den Einfall der Perser hart mitgenommen wurden.

Nach Napoleons Sturze, sobald der Seeweg wieder offen war, wandten sich die Auswanderer wieder nach Nordamerika. Meist politische Unzufriedene, zogen sie das Land der Freiheit den russischen Steppen vor, in die nur hauptsächlich Sektierer und solche gezogen waren, die an der Entsittlichung und Irreligiosität der Franzosenzeit sich geekelt hatten, daher auch in den russisch-deutschen Kolonien eine musterhafte Sittenreinheit und Sittenstrenge herrscht. Nur einem württembergischen Sektierer, dem berühmten Rapp, war es noch während der Franzosenzeit gelungen, nach Pennsylvanien auszuwandern, wo er die Harmonie, einen Staat nach theokratischen Grundsätzen, gründete. Auch eine kleine Schweizerkolonie war, mit Napoleons Herrschaft unzufrieden, 1805 ausgewandert und hatte Neu-Bevay gebaut. Aber erst nach den Kriegen, namentlich in den Hungersjahren 1816 und 1817 begannen wieder große Pilgerfahrten über Meere;

1817 wanderten 30000 Schweizer, Württemberger, Hessen und Pfälzer aus, und ebenso viel mußten im äußersten Elende an der Seeküste wieder umkehren, weil sie die Ueberfahrt nicht bezahlen konnten und die Regierungen keinerlei Sorge für sie trugen. In den Jahren 1818 und 1819 wuchs die politische Unzufriedenheit, und jedes Frühjahr schwammen 30000 Deutsche den Rhein hinab in das ersehnte Freiheitsland des fernen Westens. Doch erst 1820 kam in Bern ein Verein zu Stande, der für die Sicherheit der unerfahrenen und jedem Betruge ausgesetzten Wanderer wenigstens aus der Schweiz Sorge trug. Die Vermählung der Erzherzogin Leopoldine (Tochter des Kaisers Franz) mit dem Kaiser von Brasilien, Don Pedro, hatte seit 1817 auch auf Südamerika aufmerksam gemacht. Don Pedro brauchte deutsche Söldner, um sein wildes Volk zu bändigen, und das fruchtbare Land schien auch für deutsche Ackerbauer wie geschaffen. Aber unter den revolutionären Gährungen und bei der Abneigung der Eingebornen gegen die Einwanderer war an keine Kolonisierung zu denken, und die Deutschen, die sich dazu haben bereden lassen, wurden meist in die Regimenter gesteckt oder gingen zu Grunde. Als diese Dinge bekannt wurden, wollte niemand mehr nach Brasilien, und Nordamerika wurde wieder alle Jahre von Deutschen überschwemmt, besonders 1827 und dann wieder nach der Julirevolution. Daher wimmelt es jetzt in Nordamerika von Deutschen, und sie haben angefangen, an ihrem vaterländischen Wesen etwas fester zu hängen als bisher, und lassen sich nicht mehr so leicht änglisieren. Sie haben deutschen Gottesdienst, deutsche Schulen, deutsche Zeitungen.*)

Menzel. (Aus Lebensbilder IV. 1859.)

105. Deutschland, sonst und jetzt.

Geschrieben am 19. Aug. 1870.

.... In der That, der Unterschied zwischen dem alten und neuen Deutschland ist unendlich groß. 1647 schrieb ein bekannter Publicist: „In den Gegenden, wo unsere freien Väter den stolzen Varus besiegten, bieten waffenlose Ausländer ohne Legionen allen Deutschen Trotz und triumphieren über ganz Deutschland. Sie rufen, wir erscheinen; sie sprechen, wir hören es als Orakel an; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris, auf den Tisch geworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns." — Damals dictierten gerade französische und schwedische Gesandte in unserer Stadt Osnabrück die Bedingungen des westfälischen Friedens, und Frankreichs Vertreter, der Graf d'Avaux, fuhr stets mit einer Escorte von zwölf Reitern, welche den andern Gesandten, die etwa vorfahren wollten, die Stränge

*) Vergl. hierzu Nr. 110 am Schlusse.

zerhieben. — Von gleicher Frechheit französischer Ambassadeurs hat die deutsche Geschichte noch viele Beispiele aufzuweisen. Bei den Conferenzen im elsassischen Selz 1798 schlug Treilhard, als ihm Preußens Gesandter die geforderte Cessionsurkunde überreichen wollte, mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie: „Sacre Dieu! Was brauchen wir Documente; wir haben das Land einmal. Kommt und nehmt es wieder, wenn Ihr Lust habt." — Um dieselbe Zeit war Bernadotte Gesandter in Wien und verlangte, daß den Bewohnern der Stadt ein beliebtes Volksfest untersagt werde. Als nun am 13. April die Feier dennoch stattfand, steckte B. am Balkon seiner Wohnung die Fahne mit den Revolutionsfarben auf, was noch niemals in der Hauptstadt Oesterreichs geschehen war. Das Volk versammelte sich in Gruppen vor dem Hause und lärmte. Was that nun Bernadotte? Er trat mit zwei Franzosen auf die Straße, feuerte auf die Menge und — beschwerte sich, als die Fahne herabgerissen und Fenster eingeworfen wurden, in drei gleichlautenden Schreiben, die er abends um 9, 11 und 1 Uhr absandte, bei Kaiser Franz. Aber die Bevollmächtigten folgten nur dem Vorbild ihrer Gebieter. Napoleon selbst konnte sich so weit vergessen und dem österreichischen General Bubna in officieller Audienz zu Schönbrunn, 21. September 1809, sagen: „Was soll ich vom Kaiser Franz erwarten? Ich will mit einem Manne zu thun haben, der Erkenntlichkeit besitzt; Löwen und Elefanten haben bisweilen solche Empfindungen; Ihr Herr ist derselben nicht fähig." — Ein anderes Mal (28. Juni 1813) empfing er den Abgeordneten Oestreichs mit den Worten: „Metternich, wie viel hat Ihnen England bezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?" — So wandelte denn auch Benedetti glorreichen Angedenkens ganz und gar auf den ruhmgekrönten Spuren seiner Vorgänger, als er am 13. Juli früh morgens in Ems auf der Promenade das freche Ansinnen vor König Wilhelm laut werden ließ, Se. Majestät solle in eigenhändigem Schreiben Napoleon um Verzeihung bitten dafür, daß Spaniens Minister dem Fürsten Leopold von Hohenzollern die Krone angeboten. Der Sohn der Königin Luise würdigte den unverschämten Sendling keiner Antwort, sondern sprach in seiner gewohnten Ruhe zu dem dienstthuenden Adjutanten: „Sagen Sie doch dem Herrn, daß ich ihm nichts weiter mitzutheilen habe." Damit ist die alte, fast verjährte Schuld aus der Kaiserzeit Deutschlands an Frankreich noch zu guter Stunde bezahlt und zwar durch ein Wort von unserm König Wilhelm.

Gehen wir zu einem andern Bilde über. Nach den Bestimmungen der „Goldenen Bulle" war der Kurfürst von Mainz Erzkanzler des heiligen römischen Reichs durch Germanien und führte als solcher das Directorium auf dem Reichstage. Dieser Reichstag wurde durch den jüngsten Reichstagsabschied vom 17. Mai 1654 in einen „immerwährenden" verwandelt und tagte zu Regensburg. Frankreich zählte seit 1648 zu den Bürgen dieser Verfassung und hat sich gut dabei

gestanden. In Regensburg nun erörterten die Abgesandten die Frage: ob ein Vertreter der Fürsten auf grünem Sessel zur Tafel sitzen solle oder gleich den kurfürstlichen Gesandten auf rothem; welchen Würdenträgern der Reichsprofoß am Maitage sechs oder nur vier Maibäume aufpflanzen müsse. Von 1680 an wurde auch die Frage in Erwägung gezogen, auf welche Weise dem ferneren Vordringen Louis XIV. Einhalt geschehen könne, und man hatte sich schon 1688 über eine Grundlage der Reichsdefensional-Verfassung geeinigt. Inzwischen war Straßburg erobert und die andern freien Reichsstädte am linken Ufer des Oberrheins. So gings vor Zeiten. Was haben wir dagegen in diesen Tagen erlebt? Am 19. Juli traf die Kriegserklärung Frankreichs zu Berlin ein, und an demselben Tage, mittags 11¾ Uhr, eröffnete Se. Majestät der König als Schirmherr des Norddeutschen Bundes den Reichstag. Die erste Sitzung währte bis 3 Uhr, die zweite fand am 20. Juli statt von 10—11, die dritte von 2 bis 2½, die vierte Donnerstag den 21. Juli von 10 bis 10½, die fünfte von 12 bis 12½, die sechste von 2¼ bis 2½ Uhr. Sämmtliche Anträge des Reichskanzlers wurden ohne Debatte einstimmig genehmigt. Soll ich noch den Namen des Kanzlers nennen, der jedem deutschen Schulknaben von Danzig bis Nanzig, von den Gestaden der deutschen Meere bis an den Fuß der Alpen geläufig ist? Ich nenne ihn gern: Unseres Reiches Kanzler ist Graf*) Otto Bismarck-Schönhausen.

Und wie lange währte es zu Zeiten des alten Reiches, bis die Reichsarmee endlich mobil war und anfing zu marschieren. Die Kriege dauerten meist Jahre, aber die Rüstung der Reichsarmee immer noch länger als der längste Krieg. Niemand wußte in der Regel, wo sich das Hauptquartier befand, und bis zum Schluß des alten Kaiserreichs ist Deutschlands Waffenmacht auch nicht ein einziges Mal zusammen ins Feld gerückt. Wie hätte das auch geschehen können! Die executive Gewalt basierte seit dem fünfzehnten Jahrhundert auf der Kreisordnung, welche Böhmen, Mähren, die Lausitz, Schlesien, Ost- und Westpreußen und Posen gar nicht umfaßte. Der burgundische Kreis war dem Reiche entfremdet; der kurrheinische Kreis kam als vorzugsweise geistlicher Kreis für die Wehrkraft kaum in Rechnung; der oberrheinische enthielt 53 Territorien, der westfälische mit 1200 Quadratmeilen 52 selbständige Glieder, der fränkische 29 Staaten auf 480 Quadratmeilen, und der schwäbische Kreis von gleicher Größe wie die Provinz Hannover zählte ohne die reichsunmittelbaren Ritter nicht weniger als 94 Reichsstände. Sämmtliche Glieder mußten sich für jeden einzelnen Fall erst einigen und, wenn sie sich geeinigt hatten, die 3600 bis 8200 Mann Kreiscontingent neu anwerben, neu equipieren, neu bewaffnen und schließlich einexercieren. So ruhte die Wehrkraft des deutschen Reiches ausschließlich

*) Jetzt Fürst!

auf dem niedersächsischen und obersächsischen Kreis, also in den Händen Hannovers, Braunschweigs, Sachsens, Baierns, Oestreichs und Preußens. Natürlich waren auch diese Staaten nur selten eines Sinnes, die Verhandlungen begannen in der Regel erst auf die Kunde, der Feind sei über die deutsche Grenze gegangen. — Und in diesem Jahr? Am 15. Juli verbreitete sich die Nachricht, der Krieg sei so gut wie erklärt, und am 16. herrschte in allen deutschen Garnisonplätzen diesseits und jenseits des Mains das regste Leben und Streben. Da completierten sich die Compagnien, die Bataillons, die Regimenter, die Schwadronen, die Batterien und equipierten sich aus den unerschöpflichen Vorräthen der Zeughäuser. Schon nach wenigen Tagen marschierten die Divisionen und Brigaden vollzählig und mit allem Zubehör reichlich versehen an die bedrohte Grenze. Am 19. Juli war die officielle Kriegserklärung von Seiten Frankreichs, das Jahre lang für diesen Fall gerüstet hatte, erfolgt, und 18 Tage später, am 3. August, standen die Armeecorps 7, 8, 3, 10, 9, 5, 11, sammt Baiern, Württembergern, Hessen und Badensern schlagfertig an den Ufern des Rheins. Der Erbfeind, der uns auch diesmal zu überraschen gedachte, war nun seinerseits durch die präcise und großartige Machtentfaltung Deutschlands consterniert. Das war das Werk der deutschen Executive vom Jahr 1870, und der Mann, der mit genialer Virtuosität die verschlungenen Fäden des Mobilisierungsmechanismus geleitet und jedem der Hunderttausende aus dem Waffengefolge des Schirmherrn für die weiten Strecken von der Ostgrenze des Reichs bis zum fernen Westen sein Kämmerlein nebst Speise und Trank zugewiesen hat, das ist des Reiches Kämmerer von 1870: — unser Kriegsminister Albrecht von Roon*).

Am 3. August standen Deutschlands Krieger genau zur festgesetzten Stunde an den von vornherein ihnen zugewiesenen Plätzen zum Schlagen bereit. „Nach welchem Plane?“ fragten alle, wohl zum ersten Male bei einem Kriege Frankreichs gegen Deutschland. Von einem wirksamen Kriegsplan deutscher Feldherren war nämlich in den früheren Zeiten zu Anfang des Kampfes kaum die Rede gewesen. Die Umstände fügten es immer so, daß die Franzosen den Plan machten und daß die Deutschen dahin marschierten, wo der Feind stand. So gedachte es der Erbfeind auch dieses Mal einzurichten, aber dieses Mal haben wir den großen Strategiker. Ich sagte gern ein Wort von ihm und seinem Plane, aber er sieht es nicht gern, wenn vor vollendeter Action von ihm die Rede ist. Er schweigt bekanntlich in sieben Sprachen und läßt seine 7 × 77 Thaten reden. Schweigen wir denn auch jetzt von ihm und beruhigen uns bei der Thatsache: „Der Chef unseres Generalstabes ist Freiherr von Moltke“.

Mit dem 4. August begann der Vormarsch unserer Truppen ins

*) Pensioniert 1873.

feindliche Land und damit die große Reihe der Siege, welche Schlag auf Schlag einander folgten. Am 5. früh meldete der Telegraph: unser Kronprinz hat die Weißenburger Linien im Sturm genommen, Division Donai in die Flucht geschlagen, 1 Kanone erbeutet, 800 Gefangene gemacht; — am 7. abends: die Armee Mac Mahons ist von unserm Kronprinzen vollständig geschlagen, 8000 Gefangene, 6 Mitrailleusen, 32 Kanonen, der flüchtige Feind wird kräftig verfolgt; — zwei Stunden später: die Höhen von Spicheren sind erstürmt, 2000 Gefangene gemacht, Corps Frossard räumte der ersten Armee unter Steinmetz das Feld, die ganze Linie des Feindes macht Kehrt! — Seitdem ist kein Tag verstrichen, der uns nicht neue Kunde von dem siegreichen Vormarsch unserer Truppen gebracht hätte. Hier haben Westfalen und Ostpreußen den Feind im Angesicht der Mauern von Metz geworfen, dort Brandenburger, Hannoveraner, Holsteiner und Rheinländer unter Friedrich Karl die letzten intacten Corps der Franzosen auf der Straße nach Chalons erst gestellt und dann auf Metz zurückgeworfen. In diesem Augenblicke ruft man auf der Straße: „Neuer großer Sieg über die ganze französische Armee durch König Wilhelm selbst! Hurrah — – —!“ Ein eben ankommendes Telegramm verkündet, daß dem so ist*). — Und wir fügen diesen kurzen Meldungen nichts hinzu, jedes Wort der Anerkennung und des Lobes ist im Angesicht dieser Thaten, welche in der Geschichte der Nationen einzig und unvergleichbar dastehen, leer und bedeutungslos. König Wilhelm, der Kronprinz, Friedrich Karl, Steinmetz .... sind in jedermanns Munde. Wir danken dem Herrn, unserm Gott, daß er in schwerer Stunde dem bedrängten Vaterlande diese Helden gesandt hat, von denen wir sagen dürfen: „Das sind unsere Helden!“

Ja, unsere Helden! Sie sind des großen Namens werth, und es ist recht, wenn man sie immer und immer wieder nennt. Aber nicht recht ist es, wenn man jetzt mit einem Male die vorher so gefürchteten Franzosen verkleinert, verlacht und verachtet. Genaue Beschreibung der Schlachtfelder von Weißenburg, Wörth und Spicheren, die Größe unserer Opfer, die lange Dauer der einzelnen Kämpfe, welche sich mehrfach zu einem furchtbaren tagelangen Ringen der Massen mit den Massen gestalteten: — das alles lehrt uns, daß von Seiten unserer tapferen Krieger, von Preußen und Hannoveranern, von Hessen und Holsten, von Märkern und Pfälzern, von Baiern und Westfalen, von Schlesiern und Sachsen, Schwierigkeiten überwunden werden mußten, deren Bewältigung unser Herz mit staunender Bewunderung erfüllt. Der Franzose ist kein Feigling; das Chasse-

*) Diese Worte sind, wir erinnern daran, im August geschrieben. Später folgten die alle Erwartungen übertreffenden Capitulationen von Sedan, Metz, Paris 2c. In 180 Tagen (in dem deutsch-französischen Kriege überhaupt) wurden 156 Gefechte, 17 größere Schlachten geliefert, 26 feste Plätze genommen, 373000 Gefangene gemacht, 6700 Geschütze, 120 Feldzeichen erobert.

potgewehr ist neuer und besser als unser Zündnadelgewehr in seiner alten Gestalt; die Mitrailleuse ist unter Umständen eine sehr gefährliche Waffe: mit einem Worte, die von Franzosen vertheidigten Schanzen konnten nur deutsche Krieger aus der preußischen Schule stürmen. Aber es fehlt dem heutigen Frankreich ein Reichskanzler gleich dem unsrigen; es fehlt ein Reichskämmerer, wie wir ihn haben; es fehlt ihm ein Moltke; es fehlen die genialen und in ihrer Genialität dem Willen des Schirmherrn gehorsamen Marschälle; es fehlt ihnen endlich ein König, der jeden an die rechte Stelle stellt und Gott giebt, was Gottes ist. Bei uns dagegen gilt das Wort: Quisque sua attribuit, dat „Cuique suum“ Guillelmus.

Spieker's Haus und Schule. 1870. Nr. 35.

106. Die Begründung des neuen deutschen Kaiserthums.

Die Einigung Deutschlands mit Ausschluß von Oesterreich war schon im Jahre 1866 ein Zielpunkt der Politik des Grafen Bismarck gewesen. Sie hatte sich damals wegen der zeitigen Intervention Napoleons nicht erreichen lassen; es waren nur Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen worden. Aber die preußischen Staatsmänner hatten kein Hehl, daß sie die Scheidung des Südens vom Norden nicht als endgültig ansähen. So war denn auch in die Verfassung des norddeutschen Bundes ein Paragraph aufgenommen worden: „Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundespräsidiums im Wege der Gesetzgebung.“ Aber einestheils die drohende Haltung Frankreichs, das ohne ein großes Aequivalent, ohne Abtretung des linken Rheinufers oder Belgiens das Aufgehen des Südens in den Norden nicht zugegeben hätte, anderntheils die particularistische Stimmung der süddeutschen Stämme und Regierungen, die sich bis zum Jahre 1870 durchaus nicht in den Gedanken, ihre Sonderstellung aufzugeben, finden konnten, machten die Hoffnung aller Patrioten auf eine schleunige Erfüllung des langgenährten Traumes deutscher Einheit zu nichte. Es dauerte lange, ehe sich Bayern und Württemberg überzeugten, daß sie in materieller und commercieller Beziehung ohne den Norden nicht leben könnten, ehe sie das Project eines süddeutschen Sonderbundes aufgaben. In Baden war es allerdings anders. Da hatte man das straffe norddeutsche Wesen durch die verwandtschaftlichen Beziehungen des Großherzogs zu Preußen so schätzen gelernt, daß Volk und Regierung schon vor 1866 in Preußen die Zukunft Deutschlands sahen. Im Stillen aber wirkte doch auch in Schwaben und Bayern die eben so kraftvolle wie edle und maßhaltende Politik Preußens in den Angelegenheiten der Nation nach. Bismark lehnte die Bitte Badens um Aufnahme in den Bund ohne die andern Süddeutschen ab; er that nichts, um irgend eine Pression in dieser Richtung auszuüben. Allmählich wurde die nationale Partei doch immer größer; es würde wohl aber noch geraume Zeit gedauert

haben, ehe sie trotz des Zollparlaments über die Partei, die aufs äußerste der Einigung widerstrebte, gesiegt hätte, wenn nicht die französischen Ansprüche auf deutsche Gebiete den glimmenden Funken des nationalen Ehrgefühls angefacht hätten. Wir haben gesehen, wie Süddeutschland bei Ausbruch des Krieges ohne Zaudern auf die Seite des Nordens trat. Und die Bayern und Schwaben verbrüderten sich auf den Schlachtfeldern ungemein schnell mit Märkern und Sachsen; das Blut, das für die gemeinsame Ehre vergossen wurde, wischte alle Unterschiede hinweg und kittete die deutschen Stämme endlich fest zusammen. Es entstand sehr bald während des Krieges der lebhafte Wunsch, der thatsächlichen Vereinigung, die so Großes leistete, auch einen formellen Abschluß zu geben. Da ergriff die bayrische Regierung im September 1870 die Initiative und gab dem Präsidium des Norddeutschen Bundes zu erkennen, daß die Entwickelung der politischen Verhältnisse Deutschlands, wie sie durch die kriegerischen Ereignisse herbeigeführt sei, nach ihrer Ueberzeugung es bedinge, von dem Boden der völkerrechtlichen Verträge, welche bisher die süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bunde verbanden, zu einem Verfassungsbündnisse überzugehen. Sie äußerte die Absicht, mit einem Bevollmächtigten des Präsidiums die Vorschläge zu besprechen, welche sie zur Ausführung ihres Gedankens vorbereitet hatte. Zu diesem Behufe wurde der Präsident des Bundeskanzleramtes, Delbrück, nach München entsendet, und auch ein württembergischer Minister wurde zur Theilnahme daran deputiert. Während dessen richtete Baden in aller Form den Antrag an das Bundespräsidium, in den Bund aufgenommen zu werden. Nun wünschte Württemberg, daß die Besprechungen über die Aufnahme der Südstaaten in den norddeutschen Bund im Hauptquartier des Königs zu Versailles, in dem sich auch der Bundeskanzler befand, gepflogen würden, und so wurde hier Mitte Oktober eine Ministerconferenz eröffnet, zu der endlich auch Hessen-Darmstadt einen Vertreter schickte. Die Verständigung mit Baden, Hessen und Württemberg erfolgte sehr schnell; dagegen stieß man bei Bayern immer noch auf große Schwierigkeiten. Der bayrische Vertreter sprach nun aber den Wunsch seiner Regierung aus, daß durch ihre Bedenken das Einigungswerk mit den übrigen Staaten nicht verzögert werde. So kam es, daß am 15. November zuerst die Verträge mit Baden und Hessen abgeschlossen wurden; die Verhandlungen mit Württemberg wurden an demselben Tage beendet, der Vertrag aber erst am 25. unterzeichnet. Darauf nahmen auch die Besprechungen mit Bayern einen lebhafteren Fortgang und wurden am 23. abgeschlossen und unterzeichnet. Darauf gingen die Verträge verfassungsgemäß an die Kammern der contrahierenden Staaten und endlich an den norddeutschen Reichstag. Trotz der bedeutenden Concessionen, die man Bayern, besonders in militairischer Beziehung gemacht hatte, trafen die Abmachungen der Regierung mit dem Bundespräsidium doch auf eine geschlossene Opposition verschiedener Parteien, und wesentlich der großartigen Kriegsführung sowie dem dadurch erzeugten

Drucke der öffentlichen Meinung war es zu danken, daß sie am 21. Januar nach neuntägigem Kampfe mit 102 gegen 48 Stimmen in der zweiten bayrischen Kammer angenommen wurden. Lange vorher waren sie von den andern Landtagen und dem Reichstage sanctioniert worden.

Somit war Deutschland wirklich geeint, in militairischer, politischer und commercieller Beziehung. Es war nur eine Frage der Zeit, wann auch die anderen Zweige des staatlichen Lebens in gemeinsame Leitung übergehen würden. Unendlich war der Jubel über dieses Resultat in allen deutschen Gauen, ja in allen Gegenden der Erde, wo sich Deutsche zusammenfanden. Und um nun das neue Gebäude zu krönen, schlug der König Ludwig von Bayern den Fürsten und freien Städten des deutschen Bundes vor, den Präsidenten desselben, den König von Preußen, um Annahme der Kaiserwürde zu bitten. Er meldete dies dem König Wilhelm in einem Schreiben, in dem es heißt: „Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündniß werden die Euer Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in einer Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesammtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Euer Majestät im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben." Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall bei den deutschen Fürsten wie bei dem deutschen Volke. Der norddeutsche Reichstag nahm am 10. December eine Adresse an, worin er diese Bitte unterstützte. König Wilhelm entschloß sich, dem Wunsche zu willfahren. Am 18. Januar 1871, an demselben Tage, an welchem einhundertsiebenzig Jahre vorher sein Ahn Friedrich I. sich in Königsberg die Königskrone aufgesetzt hatte, nahm er in Versailles den Titel eines deutschen Kaisers für sich und seine Nachkommen an der Krone Preußen an. Er that es durch eine Proclamation an das deutsche Volk, die also lautete: „Wir, Wilhelm ꝛc., nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit

das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." — Es war nicht eine Krönung, sondern eine bloße Verkündigung der Annahme der Kaiserwürde, die mit großer Feierlichkeit im Beisein der meisten deutschen Fürsten in dem Schlosse zu Versailles sich vollzog. Das deutsche Heer, das Volk in Waffen, hatte seine Fahnen und Deputationen zu diesem bedeutungsvollen Acte abgeordnet und vertrat somit das deutsche Volk. Es hatte sich erfüllt, was Friedrich Wilhelm IV. gesagt hatte, als ihm die Frankfurter Nationalversammlung die Kaiserkrone darbrachte: sie könne nur auf dem Schlachtfelde errungen werden. Ohne den von den Franzosen leichtsinnig heraufbeschworenen Krieg und ohne die gewaltigen Siege der deutschen Waffen würde die vollständige Einigung Deutschlands wohl noch längere Zeit haben auf sich warten lassen. Die ersten großen Früchte dieser ersehnten Erfüllung der nationalen Wünsche waren bereits dadurch gepflückt worden, daß die anderen Großmächte es nicht wagten, gegenüber der großartigen Waffenrüstung unseres Vaterlandes sich in den Krieg einzumischen oder die Friedensverhandlungen mit Frankreich zu beeinflussen. Rußland erwies sich dem neuen Kaiserreiche so wohl gesinnt und freundnachbarlich wie dem norddeutschen Bunde. Italiens Volk begrüßte die Erhebung des treuen Bundesgenossen mit Freuden. Die Engländer legten öfters ein lebhaftes Interesse für Frankreich an den Tag, konnten aber doch nicht umhin, der deutschen Organisation die höchste Achtung zu zollen, und beschränkten sich auf diplomatische Interventionen, versuchten namentlich die Höhe der Kriegscontribution zu ermäßigen. Die Deutschen in Oesterreich äußerten unverhohlen ihre Freude über die Auferstehung Deutschlands, und die leitenden Staatsmänner sahen ein, daß es für ihr Land besser sei, in Frieden die Freundschaft des mächtigen Nachbars zu suchen, als den Rachegedanken für Sadowa nachzuhängen. So erfüllte sich, woran alle Patrioten fest geglaubt hatten: das geeinte Deutschland nimmt eine der ersten Stellen in Europa ein.

Wernicke. Weltgeschichte.

So entstand das deutsche Kaiserthum aufs neue am 18. Januar 1871 im stolzen Bourbonenschlosse von Versailles, oder vielmehr kann man sagen: es ward ganz neu geboren. Der letzte Kaiser von Deutschland, der 1792 gekrönt wurde, und der am 6. August 1806 sich selbst seiner kraftlosen Würde entkleiden mußte, Franz II., war ein römischer Kaiser gewesen, der bei seinem Krönungseide sich noch zur Pflicht bekennen mußte, die allgemeine römische Kirche zur herrschenden zu machen und allen Ketzern zu wehren. Der neue Kaiser war ein **deutscher Kaiser** und zugleich der **erste evangelische Kaiser,** unter dem nach evangelischen Grundsätzen, wie in Preußen von jeher, die katholische Kirche volle Freiheit genießen, aber nicht mehr als die **herrschende** gelten sollte.

R. König.

107. Deutschlands Wappen und Farben.

Der Adler, schon bei den Römern ein Symbol kaiserlicher Macht, kommt als Reichswappen zuerst unter Otto II. (973—983) vor; er stand auf der kaiserlichen Pfalz zu Aachen. Im Reichsbanner findet er sich mit anderen Zeichen zusammen erst unter Kaiser Friedrich Barbarossa (1152—1190). Auch anderweit verwendet man ihn als Zeichen kaiserlicher Macht; so mußten ihn z. B. die Mailänder nach ihrer Unterwerfung auf dem Glockenturm ihrer Hauptkirche anbringen. Im 15. Jahrhundert tritt dann der Doppeladler als Sinnbild des Kaiserthums gegenüber dem deutschen Königthum auf. Vermuthlich liegt in den beiden Köpfen eine Hinweisung auf die beiden Reiche Deutschland und Italien. Auf den kaiserlichen Siegeln findet sich der einfache Adler als ständiges Wappen mit völliger Sicherheit erst seit Rudolf von Habsburg, der Doppeladler seit der Krönung Sigismunds (1433). Der alte Reichsadler mit der Umschrift „Deutscher Bund" wurde 1846 als Emblem an den Geschützen zu Ulm und Rastatt verwandt und 1848 von dem Ausschuß der deutschen Bundesversammlung zum Wappen des früheren deutschen Bundes erklärt. — Zum Wappen des einigen Deutschlands eignete sich der zweiköpfige Adler nicht; deshalb zeigt das neue Reichswappen den einfachen Adler.

Die deutschen Farben werden erst zu 1214 beschrieben; Kaiser Otto IV. führte auf seinem Kriegszuge nach Frankreich ein schwarzgoldenes Banner. Dieselben Farben hatte die Rüstung des deutschen Königs Wilhelm von Holland, als er 1256 seinen Tod im Wasser fand. Auch finden wir sie bei einer Abbildung Kaiser Heinrichs VII. von Luxemburg in einem Pergamentwerke von 1313. Das Kaiserbanner Friedrichs III. (1462) war gleichfalls schwarzgolden, wogegen die Reichssturmfahne unter Kaiser Ludwig von Baiern 1336 außer der schwarzgoldenen Reichsfahne noch eine rothe Nebenflagge hatte, die sogenannte Blutfahne. Joseph I. saß 1690 bei seiner Krönung unter schwarzgoldenem Baldachin. Die Landsmannschaften der kleinen Reichsländer trugen im vorigen Jahrhundert in Halle

schwarzgelb. Diese Farben sind aber durch die Habsburgischen Kaiser die österreichischen geworden.

Schwarz=roth=gold finden wir zuerst bei zwei kleinen Staaten, bei Reuß und Waldeck, wenn auch in verschiedener Reihenfolge, und sodann bei dem Lützowschen Corps, das schwarze Röcke mit rothem Kragen und goldener Verzierung trug; eine schwarz=roth=goldene Fahne oder Cocarde hatten die Lützower nicht. Schwarz=roth war ihnen nach einem Liede Körner's das Zeichen des Kampfes auf Leben und Tod für des Vaterlands Befreiung; Gold diente nur zur Verzierung. Vorzugsweise aus den Lützowern ging die Jenenser allgemeine Burschenschaft hervor, weshalb diese schwarz=roth=gold als Farbe trug. Als diese Burschenschaft in Folge ihres extravaganten Auftretens mit den Gesetzen und Behörden in Conflict gerieth, sympathisierten viele Deutsche mit ihr. So kam es, daß im stürmischen Frühjahr 1848 die Farben derselben auf einmal beliebt waren und der alte Bundestag, der allgemeinen Stimmung nachgebend und uneingedenk aller Geschichte, sie als die Farben Deutschlands anerkennen mußte. Historische Bedeutung hat Schwarz=roth=gold nicht, und deshalb eignete es sich auch nicht zur Farbe für das neue deutsche Reich.

Die norddeutschen Farben (schwarz=weiß=roth), die Farben des früheren Norddeutschen Bundes (1867), sind aus den preußischen und Hansafarben zusammengestellt. Die alten Ordensritter, welche in dem früher heidnischen Preußen (Provinz Preußen) einen christlichen Staat gründeten und dies Land für das Germanenthum zurückeroberten, führten schwarz und weiß. Diese Farben sind dann nach der Krönung Friedrich's I. die des preußischen Staates geworden. Auf seinen Fahnen haben sie im siebenjährigen Kriege und in den Befreiungskriegen, in Schleswig=Holstein und in Böhmen ruhmvolle Tage gesehen. Weiß=roth ist die Farbe der Hansa, welche einst Land und Meer beherrschte und Deutschlands Blüte förderte und hob. Die norddeutschen Farben haben also historischen Grund; sie haben aber auch in kurzer Zeit die Bluttaufe empfangen und sich bald auf allen Meeren Achtung und Sympathien erworben.

Da nun diese Farben (schwarz=weiß=roth) eine historische Basis besitzen, da sie Deutschlands Ehrentage von 1870 und 71 gesehen haben, so sind sie auch die Farben des neu erstandenen Deutschlands geworden und zieren das neue Reichsbanner.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß die neuen deutschen Farben im Ausdrucke viel entschiedener sind als das matte Schwarz=gold=roth oder Schwarz=roth=gold.

Theilweise nach Pallmann.

108. Handel und Verkehr in den letzten Jahrzehnten.

Handel und Industrie haben in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen. Zwei Thatsachen trugen hauptsächlich dazu bei: die Verbesserung der Verkehrsmittel und die Gründung und Erweiterung des Zollvereins. Straßen und Posten wurden verbessert und vervielfältigt, die von dem Nordamerikaner Robert Fulton 1807 erfundene Dampfschiffahrt, welche den Verkehr zwischen Europa und Amerika ungemein erleichterte, wurde bald darauf auch nach Deutschland verpflanzt und auf deutschen Seen und Flüssen, besonders auf dem Rhein, eingeführt. Eine neue Aera begann für das Verkehrsleben mit dem Bau der Eisenbahnen und der Einrichtung der Telegraphen. Die erste deutsche Eisenbahn war die Budweis=Linzer Pferdebahn, welche 1828 zum Theil, 1832 vollständig eröffnet wurde. Seitdem fand eine solche Zunahme statt, daß am Schlusse des Jahres 1864 in Deutschland (Deutsch=Oesterreich dazu gerechnet) 2218 Meilen befahren wurden, davon 802 auf Preußen kamen. Die Frequenz sämmtlicher deutschen und österreichischen Eisenbahnen betrug im Jahre 1863 etwa 75 Millionen Personen und 900 Millionen Centner Güter, die Brutto=Einnahme 140 bis 145 Millionen Thaler, die Netto=Einnahme etwa die Hälfte.

Als Deutschland durch den Wiener Congreß neu constituiert wurde, war nicht nur jeder Staat von dem anderen, sondern sogar die einzelnen Provinzen eines und desselben Staates von einander durch Zollschranken abgesperrt. Dadurch wurde Handel und Gewerbe aufs äußerste benachtheiligt. Preußen war es, welches den Gedanken eines deutschen Zollvereins zuerst ins Auge faßte und verwirklichte. Es hob 1818 die Binnenzölle, welche seine einzelnen Provinzen von einander schieden, auf, schloß 1828 einen Zollvereinsvertrag mit Hessen=Darmstadt, 1831 mit Kurhessen, 1833 mit Sachsen und Thüringen und den seit 1828 geeinigten Königreichen Bayern und Württemberg, 1836 mit Baden, Nassau und Frankfurt, 1841 mit Braunschweig, Lippe und Luxemburg und erlangte schon damals als vorsitzende Macht eines Vereinsgebietes von 27 Millionen Menschen nicht nur auf volkswirtschaftlichem Gebiete eine erhöhte Geltung, sondern konnte dadurch auch seinem Trachten nach politischer Hegemonie eine günstige Bahn bereiten. Handelsverträge mit Oesterreich, Frankreich (1864) und Italien (1865) eröffneten dem Zollverein neue Absatzwege. Nachdem der norddeutsche Bund gegründet und in Artikel IV seiner Verfassung die Zoll= und Handelsgesetzgebung vor das Forum des Bundesrathes und Reichstages verwiesen war, war es unmöglich, die bisherige Art der Verhandlungen von Regierung zu Regierung und die Bedingung der Einstimmigkeit der Beschlußfassung fortbestehen zu lassen. Daher wurde am 8. Juli 1867 zwischen der Bundes=Präsidialmacht Preußen und den vier Südstaaten ein neuer Zollvertrag auf 10 Jahre geschlossen,

wonach das Veto der einzelnen Mitglieder aufgehoben und die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen, über die Besteuerung des einheimischen Zuckers, Salzes und Tabaks und über die zur Sicherung der gemeinschaftlichen Zollgrenze erforderlichen Maßregeln einem **Zollparlament** zur Berathung und zur Beschlußfassung übertragen wurde.

Dieses Zollparlament trat im April 1868 zum ersten Male in Berlin zusammen. Es bestand aus den Mitgliedern des norddeutschen Bundesrathes und Reichstages und aus den von den süddeutschen Staaten abgesandten Bundesräthen und Abgeordneten, welche speciell hiefür und zwar nach dem allgemeinen geheimen Stimmrecht gewählt wurden. Mit dem Eintritt Mecklenburgs und Lübecks in den Zollverein (11. August 1868) umfaßt dieser eine Ländergruppe von 9678 Quadratmeilen. Als 1871 das neue deutsche Reich entstand und die bisherigen Südstaaten in sich aufnahm, da wurde das Zollparlament überflüssig; der neue deutsche Reichstag übernahm die Competenzen jenes mit. — Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Heimats- und Niederlassungsrecht, Münz-, Maß- und Gewichtssystem, Eisenbahnen, Post- und Telegraphenwesen, Handels- und Wechselrecht — dies alles ist bei uns jetzt in einer Weise geordnet, daß Industrie, Handel und Verkehr wohl gedeihen.

Nach Dittmar.

109. Eine deutsche Stadt heut (1865) und vor fünfzig Jahren.

Fünfzig Frühlinge — fünfzig Sylvester! ein nur kurzer Raum in den Büchern der Weltgeschichte, und doch welche Wandlung! Zwar sind es dieselben Sterne, und die Rosen leuchten wie ehedem im Purpurgewande, Berge und Ströme sind auch geblieben, — nur wo der Mensch hinkommt und sich Wohnungen baut, vom Palaste bis zur Hütte, Jahr aus, Jahr ein, ein beständiger Wechsel. Wer zählt die Ruinen von den Ufern des Ganges bis zu den Säulen des Herkules!

Doch beschränken wir uns nur auf einen kleinen Punkt im mittleren Europa. Wer vor fünfzig Jahren herabgeschaut von der Kuppel der Frauenkirche auf die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sachsen, würde er dieselbe heute wieder erkennen? Zwar zieht die Elbe, aus dem Felsenlabyrinthe der sächsischen Schweiz kommend, wie einst ihr Silberband durch die Thalebene; wie einst ruhen Morgenroth und Abendroth auf Rebenhügeln; wie einst streckt sich die Dresdener Heide nächtlich gegen Norden, und im Süden sind es dieselben Anhöhen, von wo vor zweiundfünfzig Jahren (1813) flammende Batterien Tod und Verderben gegen die zitternde Königsstadt schleuderten; auch die alte berühmte Elbbrücke baut noch mit derselben Energie ihre Bogen über die Flut, obschon sie in den letzten Jahrzehnten manchen Eis- und Wassersturm zu bestehen gehabt hat; auch sinds die grauen Türme noch, und wie einst senden die Glocken

der katholischen Hofkirche ihre vollen und erhebenden Stimmen über Stadt und Landschaft: — aber fällt der Blick auf die Stadt selbst zurück, welche Wandlung von jetzt und ehedem? Dies alte Dresden ist dermalen von einem Häusermeere umarmt, zu dessen Umwanderung man drei voller Stunden bedarf, während vor fünfzig Jahren eine kleine Stunde ausreichte. Wo irgend die Räumlichkeit es gestattet, hat es sich hinausgebaut, die Elbufer bekränzend, den Wald zurückdrängend, die Rebhügel emporsteigend. Wo sind sie hin, die Bastionen, Wälle, Schanzen, Gräben, hinter welchen der eiserne Kriegsgott finster und drohend hervorschaute? Der segensreiche Zauberstab des Friedens hat darüber gewaltet und hat diese finsteren Falten aus dem Gesicht der Stadt geglättet, und an ihre Stelle sind baumumschattete und blumenbekränzte freundliche Promenaden getreten. — Und weitet sich der Blick, welch neue überraschende Umschau! Die anmuthige Loschwitzer Weinbergkette, ehemals, mit Ausnahme des stattlichen Findlaters, nur mit wenigen bescheidenen Winter- und Sommerhäusern bedeckt, prangt im Schmucke prachtvoller Schlösser und zahlreicher heiterer Villen, deren Fenster im Abendgolde weit daherleuchten. Wo ehedem der einsame Kahn die Freunde der Wasserpartie zwischen stillen Ufern sanft dahintrug, brausen Dampfböte nach Morgen und Abend, den Geschäfts- und Handelsmann wie die zahlreichen Naturfreunde rasch dahin tragend, von den Felsenwänden des Liliensteins und der beiden Winterberge bis nach den weinfröhlichen Hügeln des gesegneten Meißner Landes. — In der Stadt selbst haben neue Türme ihre Häupter erhoben, von denen der Neustädter Dreikönigsturm seinen vier alten Collegen ebenbürtig zur Seite steht. Ein neues Postgebäude, ein neues stattliches Schauspielhaus, ein neues zweckmäßiges und geschmackvolles Museum, welches letztere die berühmten Dresdener Kunstschätze in stattlichen, lichtvollen Räumen weit glücklicher zur Beschauung bringt, als die früheren ungünstigen und beschränkten Localitäten! Die Zahl der Straßen und Gassen hat sich auf eine Weise vermehrt, daß es jetzt einem Dresdener von vor fünfzig Jahren kaum möglich sein dürfte, sich ohne Führer z. B. von der Forst- oder Erlenstraße nach Altdresden zurecht zu finden. Die Zahl der Bewohner selbst aber ist in den letzten fünfzig Jahren von Fünfzigtausend auf Einhundertvierzigtausend angewachsen.

Dies sind die Segnungen eines fünfzigjährigen Friedens. Doch steigen wir zur Stadt selbst herab. Auch hier sind wir wieder gezwungen zu fragen: Wo sind sie geblieben, die dunkeln und feuchten Erdgeschosse in den belebtesten Straßen, worin der fleißige Bürgersmann in ungesunder Atmosphäre sein bescheidenes Dasein verbrachte? Die Hauseigenthümer haben diese Räume längst besser zu verwerthen gewußt. Die alten Bewohner sind durch die gesteigerten Mietpreise nach und nach verdrängt, und aus den einstigen prosaischen Wohn- und Gewerbstuben sind prachtvolle Gewölbe geworden mit reichen Bazars, die, bei hereinbrechender Dunkelheit von Gasflammen überstrahlt, ihre Schätze in verdoppeltem Glanze erscheinen lassen. In

den besseren Bürgerwohnungen hat das Geschlecht der trüben Oellampen und tropfenden Unschlittlichte dem reinen Glanze des Gases oder den klaren Flammen des Stearins und des Solaröls weichen müssen. An die Stelle von zahlreichen alten verräucherten Wein- und Bierstuben mit einfachem Meublement sind glänzende Restaurationen und Bierhallen getreten, wo an Comfort und Luxus den Forderungen der Neuzeit vollkommen Rechnung getragen ist. Die ehemaligen Tanzlokale, wo der Gesell und Unterkanonier mit ihren unterschiedlichen Schätzen sich im gemüthlichen Walzer drehten, sind zu stattlichen Sälen geworden, wo der Cotillon selten ohne geschmackvolle Decorationen und Devisen getanzt wird.

Anscheinend lauter Lichtseiten! Wo aber diese sind, giebt es da nicht auch Schatten? Und so muß man andrerseits fragen: Wo ist sie aber geblieben, die alte Einfachheit, Billigkeit und Gemüthlichkeit? Wenigstens will die ältere Generation behaupten, daß letztere mit den Jahren fühlbar abgenommen habe. Wenn vor fünfzig Jahren nach des Tages Last und Hitze der Bürger und Meister mit seiner Ehehälfte hinauszog vor das Thor nach Großkothens ꝛc., so reichte eine Portion Sauerbraten zu achtzehn Pfennigen für die Person vollkommen hin, den beneidenswerthesten Appetit zufrieden zu stellen, und eine bauschige thönerne „Laase“ Bier war für denselben Preis ebenso ergiebig, auf Stunden den Durst zu stillen. Wie weit reicht man jetzt, selbst in der einfachsten Restauration mit sechsunddreißig Pfennigen! Ja, die Zeiten der Achtzehnpfennig-Portionen liegen weit hinter uns, und die alten geräumigen „Laasen“ sind gleichfalls den Weg alles Irdischen gewandelt. Den letzteren folgte das Zeitalter der Flaschenbiere, auch noch für achtzehn Pfennige und reichlich, bis Baierland seinen weltberühmten Bierschlauch aufthat und mit goldener Flut Sachsenland und seine Hauptstadt überschwemmte. Die Flaschen selbst aber wurden verdrängt durch culturgeschichtliche Töpfchen (Seidel, Schoppen) zu fünfzehn bis fünfundzwanzig Pfennigen. Und so in allem, was die Kostspieligkeit anlangt, in Nahrungsmitteln, Bekleidung und Wohnung. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß eine Familie, die vor fünfzig Jahren mit einem Einkommen von sechshundert Thalern anständig und selbstbehülflich lebte, jetzt das Doppelte und mehr braucht, — namentlich für die mittleren Beamten wohl, deren Gehalt sich nicht in gleichem Grade vermehrt hat, ein sehr beachtenswerthes und oft schwer fühlbares Factum. — Das Geschlecht des alten specifischen Dresdeners, dem man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, den Zopf nachsagte, ist mehr und mehr im Absterben begriffen. Der Fall, daß die Stadt sich drei Tage lang damit beschäftigt, wenn einer im Großen Garten oder auf dem Linkeschen Bade eine Flasche Champagner hatte knallen lassen, kommt nicht mehr vor. Das alte, gleichsam patriarchalische Verhältniß zwischen Stadt und Hof ist nicht mehr dasselbe. Die frühere allzu große Devotion gegen Höhergestellte ist einer freieren Anschauung und edleren Haltung gewichen, ja artet selbst zuweilen in nicht zu billigende Rücksichtslosigkeit aus. Wer würde nicht früher, wenn Mitglieder der königlichen Familie vorüberfuhren, stehen geblieben sein und den Hut gezogen haben, was jetzt häufig unterlassen wird? Der Einfluß der sich von Jahr zu Jahr mehrenden Fremden ist auf alle diese Wandlungen, sowie auf den Grundtypus des alten Dresdeners überhaupt, nicht ohne Einfluß geblieben.

In der politisch-periodischen Presse war es ehedem die Leipziger Zeitung und späterhin höchstens der Nürnberger Correspondent, welche den Dresdener, so er wissen wollte, wie es jenseits seiner Berge in der Welt ausschaute, vollkommen zufrieden stellten. Wer hätte damals eine Ahnung gehabt von einem Dresdener Journal, einer constitutionellen Zeitung, einer Deutschen Allgemeinen, einer Kölnischen und Natonalzeitung ꝛc. ꝛc.? Und für die schöngeistige Journalistik sorgte die gute Abendzeitung mit ihren Erzählungen von Schilling, Clauren, Van der Velde, Weisflog hinreichend, während der alte archäologische Faßbinder (Böttiger) das Amt der Theaterkritik versah, auch an allerhöchsten Geburtstagen mit lateinischen Carmen vorfuhr. — Die Concertmusik an öffentlichen Orten hat durch den braven Hühnerfürst eine durchgehende Reform im veredelnden Sinne erfahren. Der Geschmack des Publikums wird durch die Einführung der Symphonien und gewählte Programme gehoben, während der frühere Stadtmusikus ohne künstlerische Reihenfolge ganz nach Belieben aus dem Hundertsten ins Tausende spielte. Allerdings erhöhten sich aber auch die Eintrittspreise von einem guten Groschen, wofür ein Herr eine ganze Suite von Damen mitbringen konnte, auf zwei gute Groschen, die jetzt auch von dem feinen Geschlechte zu erlegen sind.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß seit einigen Jahren Dresden auch einen Wintergarten erhalten hat, welcher in den Monaten Februar bis April ein blühendes Paradies erschließt. Es ist dies prächtige Institut die Schöpfung eines Privatmannes, des Kunstgärtners W. Lüdike. Noch jünger ist der schön angelegte Zoologische Garten.

So hat sich denn in den verflossenen fünfzig Jahren fast alles geändert, und nur zweierlei steht, trotz aller Wandlung der Zeiten, unverkümmert, leuchtend in demselben Glanze, heut wie vor fünfzig Jahren; es sind dies die Dresdener musikalische Kapelle und Dresdens Kunstschätze. Beide bewahrheiten den Ausspruch des Dichters:

Die wahre Kunst in herrlicher Vollendung
Bleibt ewig jung und frisch und grün,
Weil sie vom Himmel eine Sendung,
Die Gott dem Sterblichen verliehn.

Illustriertes Familien-Journal 1865. Nr. 40.

110. Erfindungen und Lebensweise in der Neuzeit.

Blicken wir zurück auf die letzten 30 bis 40 Jahre, so hat die Zeit und der Geist des Volkes großartige Veränderungen in Deutschland geschaffen. Vor allem ist es der Dampf, der mit wunderbarer Macht zu dessen Veränderungen beigetragen. Wer sollte es glauben, daß die Kraft, welche das heiße Wasser als Dampf ausströmt, solche Wunder bewirken könnte! Aber des Menschen Geist hat ihn zum Knecht, zum Werkzeug gemacht, das nun Riesenwerke verrichtet und den Raum von 100 Stunden auf 4 bis 5 verkürzt. Schon zu Napoleons I. Zeit wurden die ersten schwachen Versuche gemacht, kleine Schiffe zu bauen, die mit Dampf getrieben werden, statt durch den Wind. Später gelang es den Amerikanern, diese Erfindung zu vervollkommnen, und schon in den dreißiger Jahren erschienen diese Dampfschiffe auf dem Rhein und brausten zu Dutzenden stromauf- und abwärts von Straßburg bis nach Holland. Auf einmal kam die Kunde von England, daß dort ein Mann, Stephenson, den Versuch gemacht, den Dampf auch zur Fortschaffung von Wagen anzuwenden. Wieder war alles ungläubig. Aber es dauerte nicht lange, so war der Versuch mit Dampfwagen und der Eisenbahn gelungen. Im Jahre 1835 wurde die erste Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth gebaut. Jetzt nach 40 Jahren hat nicht nur Europa in allen seinen Ländern solche Bahnen, sondern außer Amerika, das Europa voranging, auch Asien und Afrika. Welcher Verkehr ist dadurch entstanden! Wie wimmelt es jetzt von Reisenden aller Art, die vorher nur spärlich ihre Heimat verlassen hatten! Wie fliegen Millionen Briefe jetzt stündlich durch die Welt, um den Preis von einigen Groschen die Hälfte des Erdballs zurücklegend! — Aber nicht genug! Auch die Eisenbahn ist noch eine Schnecke gegen den Flug des Adlers, und dieser Adler, ja der Blitz selbst, ist der Telegraph. An kupfernen Drähten theilt sich die Electricität mit, welche man an einem Ende dieses Drahtes giebt, bis an sein Ende, und das fast in einem Augenblicke. So macht man Zeichen, und diese Zeichen bedeuten Buchstaben; so theilt man nun seine Gedanken in die Ferne mit auf eine wunderbar schnelle Weise, und auch diese Telegraphen sind schon weit über Europa hinaus eingerichtet. Wo Meere zwischen den Ländern liegen, werden die Drähte in einer schützenden Umhüllung durch das Wasser gelegt. — Die Dampfkraft wird nicht allein bei Schiffen und Wagen angewendet, sondern zu allen möglichen Geschäften, welche sonst Wasser oder Menschen und Pferde verrichten. Man hat Dampfmühlen, Dampfspinnereien, Dampfpflüge, Dampfdruckereien, Dampfwascheinrichtungen, und fast in allen Fabriken benützt man den Dampf als wirkende Kraft. Auf diese Weise wird Unglaubliches geleistet und allein es möglich, daß man die Erzeugnisse der entferntesten Länder auf die billigste Weise herbeiführen und diejenigen des eigenen Landes ausführen kann. So

wird z. B. die Frucht aus Ungarn nach Frankreich auf 300 Stunden weit verführt, ohne daß ihr Preis viel erhöht wird.

Eine weitere Erfindung der Neuzeit ist die Photographie, die Kunst, Menschen und Gegenstände so treu wie in einem Spiegel auf dem Papier abzubilden, so daß jetzt der Aermste sich sein Bild um wenige Groschen verschaffen kann. Die Vorrichtung zwingt das Sonnenlicht, das Bild naturgetreu zu zeichnen. Man malt also jetzt mit dem Licht, fährt und arbeitet mit dem Dampf und schreibt mit dem Telegraphen. So müssen die Naturkräfte dem Geist des Menschen dienen und für ihn arbeiten.

Zeitungen und Bücher werden zu Millionen in Deutschland gedruckt und gelesen, und in jedem Dörfchen kann man durch sie erfahren, was täglich in der ganzen Welt vorgeht, während sonst nur der Herrenstand in den Städten dieses genoß. Wo sonst eine Zeitung gedruckt wurde, giebt es jetzt deren zwanzig und noch mehr, deren Inhalt alles bespricht, was es im Leben für den Menschen Wissenswürdiges giebt. Nichts aber vermehrt die Fortschritte, Entdeckungen und Erfindungen mehr, als die Kunst, Bücher zu drucken, und die Mittel, sie schnell und wohlfeil zu verbreiten, denn so wird alles, was dieser oder jener Geist Neues erdenkt, sogleich der ganzen Welt mitgetheilt.

Das Gewerbswesen ist auch längst nicht mehr das alte, wo der selbst oft ungebildete Meister seine geringen Kenntnisse dem Lehrling mittheilte. Das Zunftwesen hat aufgehört, die Gewerbefreiheit ist dafür eingeführt. Man hat für den Handel Handelsschulen, für die Gewerbe Gewerbeschulen, wo alles Neue und zum Fortschritt der Gewerbe Nöthige gelehrt wird.

Außerdem giebt es noch Vereine für alles Schöne und Nützliche, Gesangvereine, Musikvereine, landwirtschaftliche Vereine, Volksfeste mit Preisvertheilungen für veredelte Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Bienenzucht u. s. w. — Zur Unterstützung sind da: die Armenvereine, die Vereine zur Entschädigung für Feuersbrünste, Hagelschlag, die Arbeitervereine und Krankenkassen, die Lebensversicherungen u. s. w., da man längst eingesehen, daß nur, wenn recht viele durch kleine Beiträge einen Verein bilden, jeder einzelne in der Noth hinreichende Unterstützung finden kann.

Im Kriegswesen waren die Veränderungen nicht minder bedeutend, da man mit verbesserten Schießwaffen große Fortschritte machte. Sowohl das gewöhnliche Gewehr als die Büchse erhielten statt des Schlosses mit Flintenstein eine andere Einrichtung, das sogenannte Percussionsschloß, und eine gute Büchse schießt jetzt auf 1500 Schritte. Auch diese Erfindung mußte dem Hinterlader, dem Zündnadel-Gewehr weichen (bei den Franzosen dem Chassepot-Gewehr), dessen Schnellfeuer außerordentlich ist. Das grobe Geschütz, die Kanonen, die auch in Hinterlader umgewandelt wurden, werfen ihre Kugeln zum Theil über eine Stunde Weges. Dabei werden solche riesige Geschosse gegossen, daß man aus ihnen Kugeln von 100—400 Pfunden schießen

kann. Wenn schon seit den Napoleonschen Kriegen nach französischer Einrichtung die Conscription oder Aushebung der Truppen eingeführt worden, statt des willkürlichen Zwanges, so blieben doch viele Stände noch frei, oder man konnte sich auch loskaufen. Jetzt muß jeder Soldat werden, und dadurch wird das Heer tüchtiger.

Noch haben wir zum Schluß über einen Gegenstand zu sprechen, es ist die Auswanderung. Seit 1817 und dann von den vierziger Jahren an wanderten die Deutschen, durch Noth oder unruhige Zeiten fortgetrieben, nach allen Welttheilen, besonders nach Nordamerika, wo jetzt über 5 Millionen unserer Landsleute sich niedergelassen haben. Das deutsche Wort und das deutsche Lied erscheint allenthalben in den entlegensten Wildnissen, welche die fleißige Hand des Deutschen zu fruchtbaren Gefilden umwandelt. Das deutsche Herz jenseits des Oceans hört nicht auf, für die Heimat zu schlagen, das beweisen die reichen Gaben, welche für die Invaliden des Jahres 1870—71 eingesandt worden, und die großartigen Freudenfeste, die zur Feier der deutschen Siege abgehalten wurden.

Karl Wörle.

111. Aus dem Landleben in der Jetztzeit.

Die Leibeigenschaft ward nach und nach in sämmtlichen deutschen Ländern aufgehoben, und durch die Gesetzgebung wurden allmählich alle persönlichen und dinglichen Feudallasten, die gutsherrlichen Abgaben und Dienste, die Frohnden, die Zehnten, Beden u. s. w. in der Art beseitigt, daß sie zum Theil ohne, meistens aber gegen höhern oder niedern Ersatz aufgehoben oder wenigstens für ablösbar erklärt wurden. Mit der hierdurch wesentlich bedingten bürgerlichen Verbesserung der Bauerschaft ging der technische Aufschwung der Landwirtschaft in allen ihren Zweigen Hand in Hand. Bereits gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts hin machten sich die Vorzüge rationeller Bewirtschaftung der Güter vor dem alten System mit Macht geltend. Kleebau, Kartoffelbau, systematische Wiesenbewässerung, Besömmerung des Brachfeldes, Stallfütterung erwiesen ihre Vortheile so handgreiflich, daß auch die zäheste Bauernvorliebe für das Hergebrachte zu diesen Neuerungen sich bekehrte und ebenso zu den verbesserten oder neuerfundenen Ackerwerkzeugen Vertrauen faßte. Der Aufschwung der Naturwissenschaften mußte für den Landbau von der eingreifendsten Wichtigkeit werden, besonders als ein genialer Mann die Anwendung der wissenschaftlichen Resultate auf die landwirtschaftliche Praxis unwiderlegbar zeigte. Dieser Mann war Albrecht Daniel Thaer (1752 bis 1828), dessen Reformen naturwissenschaftliche Forschung und landwirtschaftliche Erfahrung mit dem glücklichsten Takte vereinigten. Thaer entfaltete eine äußerst segensreiche Lehrthätigkeit an der landwirtschaftlichen Akademie Möglin in Preußen, und derartige Institute zur Bildung von Landwirten und Forstmännern wurden nun auch an andern Orten gegründet; so Hohenheim in Württemberg, Schleißheim in

Baden, Wiesbaden in Nassau, Tharandt, Tiefurt, Dreißigacker in den sächsischen Ländern, Eldena in Pommern, Proskau in Schlesien, Hofwyl in der Schweiz. Früher noch, als öffentliche Lehrstühle für die Landwirtschaft errichtet wurden, hatte sie in besonderen Vereinen Pflege und Aufmunterung gefunden. Im Jahre 1853 bestanden schon über 300 landwirtschaftliche Vereine in Deutschland, deren Thätigkeit sehr gedeihlich dazu mitwirkte, die Fortschritte der Naturwissenschaften mit der praktischen Land- und Forstcultur, in welche letztere namentlich durch Cotta, König und Hartig der wissenschaftliche Waldbetrieb eingeführt wurde, in Wechselwirkung zu setzen. Zuweilen griff freilich die Wissenschaft in Anwendung ihrer Findungen auf den Ackerbau fehl, wie z. B. in den Versuchen des großen Chemikers Liebig, den animalischen Dünger durch ein künstliches Präparat zu ersetzen. Andrerseits aber bereicherte die Wissenschaft den Landbau mit ganz neuen Erwerbszweigen, z. B. mit der Gewinnung des Runkelrübenzuckers, welche sich, seit der Chemiker Marggraf 1762 den Zuckergehalt der Runkelrübe entdeckte, so gehoben hat, daß schon 1841 innerhalb des deutschen Zollvereins 141 derartige Zuckerfabriken bestanden. Im höchsten Grade kommt es der Landwirtschaft wie der Forstcultur zu gut, daß die verderbliche Jagdlust auf immer engere Grenzen beschränkt wird, auf so enge, daß sogar die Jägeridiotismen und das Jägerlatein zu schwinden beginnen. Auch die Bienenzucht will sich mit der immer weitergreifenden Bodencultur, so wie mit der Wohlfeilheit des Zuckers nicht mehr recht vertragen. Im Vorschritt dagegen ist die Pflege der Seidenraupe und die hierauf basierte Seidenzucht begriffen, insbesondere im südöstlichen und südwestlichen Deutschland. Im Hopfenbau stehen Böhmen und Franken voran, im Weinbau die Rhein-, Neckar-, Main-, Tauber- und Moselgaue, sowie einige kleine Flecke der nordöstlichen Schweiz. Außerordentlich hat sich in Bezug auf die Qualität der Weinbau in Württemberg gehoben, wo ihm etwa 84000 Morgen Landes gewidmet sind und sich mehr als 18000 Familien mit ihm beschäftigen. Im Jahre 1788 betrug der Ertrag der Weinernte 3169620 Gulden, 1811 betrug er 9000000 Gulden, 1834 betrug er 9684220 Gulden. Die edelsten Rheinweine erzeugt bekanntlich Nassau (Johannisberger, Rüdesheimer, Hochheimer, Aßmannshäuser, Geisenheimer, Markobrunner), Hessen-Darmstadt rühmt mit Recht seinen Ingelheimer, Scharlachberger, Niersteiner, die Pfalz ihren Deidesheimer, Forster, Dürkheimer, Baden seinen Markgräfler und Affenthaler, Franken seinen Leistenwein und Steinwein, Böhmen seinen Melniker, Oesterreich seinen Gumpoldskirchner, Tyrol seinen Traminer, die deutsche Schweiz ihren Winterthurer, Neftenbacher und Klettgauer. Die Obstbaumzucht hat sehr bedeutend an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gewonnen, man hat sogar die Straßenzüge zur Anlage von Obstplantagen benutzt, und in manchen Gegenden bilden frisches und gedörrtes Obst wie auch Obstmost einen wichtigen Handelsartikel. Daß in den Garten- und Parkanlagen nach dem Vorgange Englands ein naturgemäßerer Geschmack den steifgezirkelten

französischen Rococostil verdrängte, ist schon früher berührt worden. Ein großartiges Muster von gartenbaulicher Schönheit, eine wahre Gartendichtung ist der Park, welchen Fürst Pückler auf dem dürren Steppenboden der Lausitz zu Muskau geschaffen hat. Der unendlichen Mannigfaltigkeit der Zier-, Farbe- und Oelpflanzen, der Blumen, Sträucher, Bäume und Gemüse, welche unsere neuere Gartenkunst in Deutschland einheimisch gemacht, können wir nicht des Specielleren gedenken. Was die Viehzucht betrifft, so geschah von Seiten der Regierungen namentlich viel zu Gunsten der Pferdezucht. Oesterreich und Preußen unterhalten vortreffliche Gestüte, Holstein und Mecklenburg bewahren den altbegründeten Ruf ihrer Pferde, und Württemberg hat für die Veredelung der Race große, aber erfolgreiche Opfer gebracht. Im Jahre 1850 betrug die Zahl der Pferde in diesem Lande 103837, zu einem Capitalwerth von 5—6 Millionen. In Bezug auf Schönheit, Größe und Ergiebigkeit des Rindviehs haben mit den norddeutschen Marschgegenden und den Schweizer und Tyroler Alpentriften die übrigen deutschen Länder bisher vergeblich zu wetteifern gesucht. In welchem erstaunlichen Grade sich die Wollproduction in Deutschland gehoben, im Gegensatze zu Ländern, wo sie vordem blühte, mag der Umstand darthun, daß noch im Jahre 1800 aus Spanien und Portugal 7794700 Pfund Merinowolle ausgeführt wurden und aus Deutschland nur 421350 Pfund, im Jahre 1838 dagegen aus Deutschland schon 27500000 Pfund und aus Spanien und Portugal nur 1814000 Pfund. Ziehen wir die Betriebsweise der deutschen Landwirtschaft im ganzen und großen in Betracht, so bemerken wir, daß sie der natürlichen Bodenbeschaffenheit gemäß in drei Arten zerfällt. Im deutschen Norden, wo die Bevölkerung dünner ist als mehr südwärts, herrscht die Koppelwirtschaft vor, welche die Ländereien einem periodischen Wechsel von Getreidebau und Weidebenutzung unterwirft. In Mitteldeutschland hingegen, d. h. in den Rheingegenden, in Sachsen, in Thüringen, Westfalen, Hessen, Baiern, Franken, Schwaben, Oesterreich besteht das System der Dreifelderwirtschaft, welchem zufolge das Brachfeld besömmert (mit Klee, Wicken, Kartoffeln, Gemüse bebaut), im zweiten Jahre sodann mit Wintergetreide und im dritten mit Sommergetreide angeblümt wird. Am südlichsten Ende des deutschen Landes endlich, d. h. in den Alpengegenden, prädominiert in den Thalebenen die Egartenwirtschaft, welche neben schon sehr vermindertem Getreidebau die Wiesencultur betreibt, während der üppige Futterkräuterwuchs auf den höher gelegenen Matten den Bauer auf die Viehzucht als den wichtigsten Zweig seiner Thätigkeit verweist. — Der Bauer hat im ganzen unter allen übrigen Ständen die alte Sitte und Gewohnheit, die herkömmliche Tracht und Hauseinrichtung am meisten bewahrt. Während die Städter als Zeugen oder Theilnehmer des großen Verkehrs sich fortwährend bemühten, alles Provinzielle abzustoßen, und als Feingebildete sich sogar ihrer Uniformität rühmen, fahren die Bauern in ihren dem lebhaften Handelsverkehr entrückten Dörfern immer noch

fort, einer jeden Gegend durch Mundart, Kleidung und Lebensweise ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Selbst das Gehöft hat nach dem verschiedenen Klima und durch alte Gewohnheit in den verschiedenen Ländern ein sehr abweichendes Ansehen. Weit von einander liegen die Gebäude eines Hofraumes an der Ostseeküste, nur aus niedrigem Erdgeschoß besteht das Wohnhaus, bloß ein Fenster hat die meistens ungedielte Stube, und gewöhnlich blickt das hohe Dach, nicht von Obstplantagen umkränzt, weit in die kahle Ebene hinein. Stattlich dagegen hebt sich das Haus des Bauern an der Elbe, Weser und Ems, hoch im Geschoß, mit gehöriger Tiefe und zur Seite die Stallung des Viehs. Ganz besonders charakterisiert sich das Haus des Westfalen durch den Herd, welcher den Sammelplatz der ganzen Familie bildet. Kommt man aber nach Thüringen herüber, so erblickt man Dörfer von nahe beisammen liegenden Gebäuden, welche zwei Stock hoch, fensterreich und so sehr von Obstplantagen umgeben sind, daß nur die Dächer und die Spitze des Kirchturmes aus dem Fruchtwäldchen hervorragen. Wenn der Nordländer die Ställe neben die Stube setzt, so liebt der Thüringer, über dem Vieh zu wohnen, obgleich die Erhöhung des Zimmers nicht immer bedeutend ist. Hessen, Franken, Rheinland und Schwaben sind hinsichtlich der Bauernhöfe vom Thüringerlande nicht wesentlich verschieden; indessen hat doch auch jedes Land seine Eigenthümlichkeiten, und in Gegenden, wo Weinbau herrscht, verzieren gewöhnlich die Reben alle Sommerwände des Wohnhauses. Dagegen trifft man jenseits der Donau eine andere Bauart, welche durch weitvorspringende Dächer, durch Galerien am Hause und durch eng aneinander stehende Fenster schon dem oberflächlichsten Anblick ins Auge fällt. Mit der Nähe der Alpen werden diese Dächer immer flächer und bekommen endlich das Gepräge des Alpenhauses, dessen leichte Schindeln, durch Steine beschwert, den Stürmen Trotz bieten. Stattlichere Bauerndörfer, als man an der Straße von Aarau nach Bern und von da nach Thun trifft, sind wohl auf der ganzen Erde nirgends zu finden.

Nach Scherr.

112. Reisen — sonst und jetzt.

„Einsteigen, meine Herren, nach Hameln hier einsteigen!“ mahnte dringlich der Schaffner. Ich nahm den mir zugewiesenen Platz ein, und es währte nicht lange, so brauste der Zug durch die gesegneten kalenbergischen Fluren dahin. Der geneigte Leser mag es mir zu gute halten, wenn mich dabei das einen Neuling im Reisen verrathende Gefühl beschlich, es sei doch etwas Schönes, so dahin zu fliegen. Hatte ich doch den Weg nach Hameln in früheren Zeiten oft genug zurückgelegt, eingepfercht selb sechs in den engen Postwagen, so wohl in Staub und Sonnenhitze, als in Kälte und Winterschnee. Dann war es fürwahr ein Triumph, wenn der Deister überwunden und damit die Hauptschwierigkeit besiegt war. Und jetzt kostet es kaum

zwei Stunden, um den Weg zurückzulegen, zu welchem man früher einen halben Tag gebrauchte. Das Bessere ist der Feind des Guten; daher mag es denn auch kommen, daß heute niemand mehr daran denkt, wie im Anfange dieses Jahrhunderts die Chaussee von Hameln nach Hannover als ein großes Wunder angestaunt und als ein Segen gepriesen wurde. Diese Chaussee war nämlich die erste Kunststraße in unsrer Gegend, deren Anlegung man vorwiegend strategischen Rücksichten verdankte. Man hielt nämlich für zweckmäßig, die Festung Hameln mit der Stadt Hannover zu verbinden. Als nun später gar zwei Reihen Obstbäume die Straße säumten und die Reisenden im Frühlinge unter den Blüten, im Sommer im kühlenden Schatten, im Herbst unter den fruchtbeladenen Zweigen dahin fuhren, hielt man eine weitere Vervollkommnung für eine vermessene Idee. Ja selbst in dunklen Winternächten war es kaum noch möglich, den Weg zu verlieren.

Nun, unsere Väter mochten wohl Grund haben, sich bei derartigen Fortschritten Glück zu wünschen, denn der Straßenbau und die postalischen Verhältnisse scheinen eben nicht die stärkste Seite des letzten Jahrhunderts ausgemacht zu haben. So finde ich, daß nach Hameln in den siebziger Jahren wöchentlich nur zwei Posten gingen. Die Tage des Abgangs waren bestimmt, die Stunde aber richtete sich nach manchen Umständen, vorwiegend nach Schirrmeister und Postillon. Hatte jemand den Entschluß gefaßt, eine Reise anzutreten, hatte er sein Hauswesen geordnet, seine Freunde noch einmal aufgesucht, um sich von ihnen zu verabschieden und ihre Aufträge entgegen zu nehmen, so meldete er sich für die ordinaire fahrende Post an. Gegen eine Erkenntlichkeit erschien dann im Laufe des betreffenden Tages der Schirrmeister, die Stunde der Abfahrt anzusagen und das Reisegepäck abzuholen, um es demnächst in die hierzu bestimmten Räume des Fuhrwerks einzustauen. Unter den Reisenden bildete sich bald ein kameradschaftliches Verhältniß, wie ja immer das Bewußtsein gemeinsamer Gefahr die Herzen verbindet. Mochte man auch nicht den Ueberfall von Wegelagerern zu fürchten haben, so war doch immer ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Wagen gelegentlich auf der unwegsamen Straße stecken blieb, daß ein Rad oder eine Achse brach. Man sah dieses als etwas von dem Reisen einmal Unzertrennliches an. In diesem Sinne erzählt denn auch der Ritter von Lang in seinen Memoiren, daß er nach dem Frühstück mit seinen Reisegefährten zu wetten pflegte, ob der Wagen heut zuerst nach der rechten oder nach der linken Seite umschlagen würde.

Ohne die Wahrscheinlichkeit derartiger Unfälle langen wir jetzt nach kurzer Fahrt auf dem Bahnhofe bei Hameln an, und es ist uns Gelegenheit geboten, einen genußreichen Tag zu verleben 2c.

Spieker's Haus u. Schule. 1872. Nr. 27.

113. Die christliche Kirche in den letzten Jahrhunderten.

1. Das Evangelium hat im Laufe der Jahrhunderte sich immer mehr als die Weltreligion bewiesen und seine göttliche Kraft bewährt. So verschieden auch die Völker sind, welche die Religion der Liebe angenommen, so haben sie doch den einigen Grund, auf welchem die Kirche erbaut ist, festgehalten, und die Bibel und das apostolische Glaubensbekenntniß sind allen christlichen Kirchen gemeinsam. Die christliche Kirche zählt 350 Mill. Bekenner und umfaßt drei große Glieder: die römisch-katholische Kirche mit 200 Mill. besonders bei den romanischen Völkern Europas und in dem größten Theile Amerikas; die griechisch-katholische Kirche mit 75 Mill. besonders bei den Slaven (Russen) und Griechen; die protestantische Kirche mit 75 Mill. besonders bei den germanischen Völkern.

2. Die katholische Kirche blieb gegen die protestantische in feindseliger Stimmung, welche sich nach dem dreißigjährigen Kriege besonders in der Aufhebung des Ediktes von Nantes und in der Vertreibung der Salzburger äußerte. Wie das Kaiserthum, so trat auch das Papstthum in den Hintergrund, und der Bannstrahl verlor seine Wirkung. Ja, die Päpste geriethen mit mehreren katholischen Fürsten, mit Ludwig XIV., Joseph II. und Napoleon in einen für ihr Ansehen bedenklichen Streit. Seit dem 16. Jahrhundert wurde kein deutscher Kaiser vom Papst gekrönt. Auf Ludwigs Veranlassung erklärte eine Versammlung der französischen Geistlichen, daß des Papstes Gewalt sich nur auf geistliche Dinge erstrecke, und daß er unter einem allgemeinen Concil stehe. 1798 wurde Rom eine Republik, und der Papst starb als Gefangener in Frankreich. Napoleon I. zog 1809 den Kirchenstaat ein und hielt den Papst trotz des Bannes in Gefangenschaft.. 1861 wurde der größere Theil des Kirchenstaates mit dem neu gebildeten Königreich Italien vereinigt. Dennoch haben die Päpste die alten Ansprüche zu erneuern gesucht. Für die Ausbreitung des Christenthums war die katholische Kirche fortwährend thätig, wobei sich besonders die Jesuiten eifrig zeigten; der Mittelpunkt des katholischen Missionswesens ist die Propaganda in Rom.

3. Die griechische Kirche hat ihre Hauptsitze in Rußland, in Griechenland und im türkischen Reiche. Sie hat sich im Laufe der Jahrhunderte wenig geändert. Sie hat kein allgemeines Oberhaupt, kein Cölibat für die niedrige Geistlichkeit; die Laien genießen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Ihr Gottesdienst ist mit äußerlichen Ceremonien überladen. Das Oberhaupt der griechischen Katholiken im türkischen Reiche ist der Patriarch von Konstantinopel; im Königreich Griechenland hat eine Synode die Leitung der Kirche; in der russischen Kirche ist das Oberhaupt der Kaiser, unter dem die heilige Synode steht.

4. In der protestantischen Kirche Deutschlands hinderten nach der Reformation die Lehrstreitigkeiten zwischen Lutheranern und Re-

zwei Stunden, um den Weg zurückzulegen, zu welchem man früher einen halben Tag gebrauchte. Das Bessere ist der Feind des Guten; daher mag es denn auch kommen, daß heute niemand mehr daran denkt, wie im Anfange dieses Jahrhunderts die Chaussee von Hameln nach Hannover als ein großes Wunder angestaunt und als ein Segen gepriesen wurde. Diese Chaussee war nämlich die erste Kunststraße in unsrer Gegend, deren Anlegung man vorwiegend strategischen Rücksichten verdankte. Man hielt nämlich für zweckmäßig, die Festung Hameln mit der Stadt Hannover zu verbinden. Als nun später gar zwei Reihen Obstbäume die Straße säumten und die Reisenden im Frühlinge unter den Blüten, im Sommer im kühlenden Schatten, im Herbst unter den fruchtbeladenen Zweigen dahin fuhren, hielt man eine weitere Vervollkommnung für eine vermessene Idee. Ja selbst in dunklen Winternächten war es kaum noch möglich, den Weg zu verlieren.

Nun, unsere Väter mochten wohl Grund haben, sich bei derartigen Fortschritten Glück zu wünschen, denn der Straßenbau und die postalischen Verhältnisse scheinen eben nicht die stärkste Seite des letzten Jahrhunderts ausgemacht zu haben. So finde ich, daß nach Hameln in den siebziger Jahren wöchentlich nur zwei Posten gingen. Die Tage des Abgangs waren bestimmt, die Stunde aber richtete sich nach manchen Umständen, vorwiegend nach Schirrmeister und Postillon. Hatte jemand den Entschluß gefaßt, eine Reise anzutreten, hatte er sein Hauswesen geordnet, seine Freunde noch einmal aufgesucht, um sich von ihnen zu verabschieden und ihre Aufträge entgegen zu nehmen, so meldete er sich für die ordinaire fahrende Post an. Gegen eine Erkenntlichkeit erschien dann im Laufe des betreffenden Tages der Schirrmeister, die Stunde der Abfahrt anzusagen und das Reisegepäck abzuholen, um es demnächst in die hierzu bestimmten Räume des Fuhrwerks einzustauen. Unter den Reisenden bildete sich bald ein kameradschaftliches Verhältniß, wie ja immer das Bewußtsein gemeinsamer Gefahr die Herzen verbindet. Mochte man auch nicht den Ueberfall von Wegelagerern zu fürchten haben, so war doch immer ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Wagen gelegentlich auf der unwegsamen Straße stecken blieb, daß ein Rad oder eine Achse brach. Man sah dieses als etwas von dem Reisen einmal Unzertrennliches an. In diesem Sinne erzählt denn auch der Ritter von Lang in seinen Memoiren, daß er nach dem Frühstück mit seinen Reisegefährten zu wetten pflegte, ob der Wagen heut zuerst nach der rechten oder nach der linken Seite umschlagen würde.

Ohne die Wahrscheinlichkeit derartiger Unfälle langen wir jetzt nach kurzer Fahrt auf dem Bahnhofe bei Hameln an, und es ist uns Gelegenheit geboten, einen genußreichen Tag zu verleben ꝛc.

Spieker's Haus u. Schule. 1872. Nr. 27.

113. Die christliche Kirche in den letzten Jahrhunderten.

1. Das Evangelium hat im Laufe der Jahrhunderte sich immer mehr als die Weltreligion bewiesen und seine göttliche Kraft bewährt. So verschieden auch die Völker sind, welche die Religion der Liebe angenommen, so haben sie doch den einigen Grund, auf welchem die Kirche erbaut ist, festgehalten, und die Bibel und das apostolische Glaubensbekenntniß sind allen christlichen Kirchen gemeinsam. Die christliche Kirche zählt 350 Mill. Bekenner und umfaßt drei große Glieder: die römisch-katholische Kirche mit 200 Mill. besonders bei den romanischen Völkern Europas und in dem größten Theile Amerikas; die griechisch-katholische Kirche mit 75 Mill. besonders bei den Slaven (Russen) und Griechen; die protestantische Kirche mit 75 Mill. besonders bei den germanischen Völkern.

2. Die katholische Kirche blieb gegen die protestantische in feindseliger Stimmung, welche sich nach dem dreißigjährigen Kriege besonders in der Aufhebung des Ediktes von Nantes und in der Vertreibung der Salzburger äußerte. Wie das Kaiserthum, so trat auch das Papstthum in den Hintergrund, und der Bannstrahl verlor seine Wirkung. Ja, die Päpste geriethen mit mehreren katholischen Fürsten, mit Ludwig XIV., Joseph II. und Napoleon in einen für ihr Ansehen bedenklichen Streit. Seit dem 16. Jahrhundert wurde kein deutscher Kaiser vom Papst gekrönt. Auf Ludwigs Veranlassung erklärte eine Versammlung der französischen Geistlichen, daß des Papstes Gewalt sich nur auf geistliche Dinge erstrecke, und daß er unter einem allgemeinen Concil stehe. 1798 wurde Rom eine Republik, und der Papst starb als Gefangener in Frankreich. Napoleon I. zog 1809 den Kirchenstaat ein und hielt den Papst trotz des Bannes in Gefangenschaft.. 1861 wurde der größere Theil des Kirchenstaates mit dem neu gebildeten Königreich Italien vereinigt. Dennoch haben die Päpste die alten Ansprüche zu erneuern gesucht. Für die Ausbreitung des Christenthums war die katholische Kirche fortwährend thätig, wobei sich besonders die Jesuiten eifrig zeigten; der Mittelpunkt des katholischen Missionswesens ist die Propaganda in Rom.

3. Die griechische Kirche hat ihre Hauptsitze in Rußland, in Griechenland und im türkischen Reiche. Sie hat sich im Laufe der Jahrhunderte wenig geändert. Sie hat kein allgemeines Oberhaupt, kein Cölibat für die niedrige Geistlichkeit; die Laien genießen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Ihr Gottesdienst ist mit äußerlichen Ceremonien überladen. Das Oberhaupt der griechischen Katholiken im türkischen Reiche ist der Patriarch von Konstantinopel; im Königreich Griechenland hat eine Synode die Leitung der Kirche; in der russischen Kirche ist das Oberhaupt der Kaiser, unter dem die heilige Synode steht.

4. In der protestantischen Kirche Deutschlands hinderten nach der Reformation die Lehrstreitigkeiten zwischen Lutheranern und Re-

formierten und ein todter Wortglaube vielfach ein lebendiges Christenthum; doch wurden gerade in jener Zeit viele schöne Kirchenlieder gedichtet, namentlich von Paul Gerhardt, dem vorzüglichsten Kirchenliederdichter nach Luther. Er war Prediger in Berlin, legte aber, da er sich durch eine Verordnung Friedrich Wilhelms d. Gr., welche das Streiten und Verketzern auf den Kanzeln verbot, in seinem Gewissen beschwert fühlte, sein Amt freiwillig nieder. Seine glaubensinnigen Lieder (Wie soll ich dich — O Haupt voll Blut — Befiehl du deine —) sind ein herrlicher Schatz und Schmuck der evangelischen Kirche.

5. Besonders segensreich aber wirkten Philipp Jakob Spener und sein Schüler August Hermann Franke, welche durch Lehre und Wandel darauf hinwiesen, daß der Glaube im Herzen wohne und in der Liebe thätig sein müsse. Spener war Prediger zu Frankfurt a. M., Dresden und Berlin; er sprach in seinen Predigten zum Herzen, ohne dabei Andersgläubige zu verketzern, und hielt noch Privat-Erbauungsstunden, in welchen durch Bibelerklärungen und ernste Gespräche ein frommer Sinn geweckt wurde. Durch ihn und seine Anhänger verbreitete sich ein neues Glaubensleben in der protestantischen Kirche. Franke (gest. 1727) war Professor in Leipzig und kam durch Spener als Prediger und Professor nach Halle. Hier wirkte er für die Verbesserung des Volksunterrichtes und gründete ein großes Waisenhaus, ein leuchtendes Denkmal des Gottvertrauens und der Menschenliebe. Darin sind jetzt die verschiedensten Schulen mit mehr als 3500 Kindern vereinigt; außerdem gehört dazu die Kansteinsche Bibelanstalt, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, eine Apotheke. Die neue Richtung setzte sich in den Herrenhutern fort; eine ähnliche Erscheinung waren in England die Methodisten.

6. 1727 stiftete der sächsische Graf von Zinzendorf, ein Schüler Frankes, zu Herrnhut in der Oberlausitz die evangelische Brüdergemeinde. — Zinzendorf hatte auf seinen Reisen mit Bekennern der verschiedensten Kirchen verkehrt und Duldung gegen Andersgläubige gelernt. Auf seinen Gütern ließen sich hart bedrückt böhmische und mährische Brüder nieder und gründeten Herrnhut. Bald schlossen sich ihnen Lutheraner und Reformierte an. Allen diesen gab Zinzendorf nach dem Muster der ersten christlichen Gemeinden eine feste Verfassung, ließ sich zum Bischof weihen und blieb bis an seinen Tod (1760) der Mittelpunkt und Leiter der neuen Religionsgesellschaft. Die Herrnhuter legen auf die Unterscheidungslehren der protestantischen Glaubensbekenntnisse kein Gewicht und sind nur in dem innigen Glauben an den Versöhnungstod Christi einig und verbunden. Sie haben Bischöfe, Presbyter und Diakonen und sind zur leichteren Handhabung der strengen Kirchenzucht nach Alter, Stand und Geschlecht in Chöre getheilt. So giebt es einen Chor der Knaben, der ledigen Brüder, der Witwer, welche im Brüderhause wohnen, einen Chor der Mädchen, der ledigen Schwestern und der Witwen, welche im Schwesternhause wohnen, einen Chor der Verheirateten. Eigen-

thümliche Gebräuche sind das Los, welches sie in zweifelhaften Fällen, z. B. bei Besetzung von Aemtern, bei Verheiratungen, anwenden, und das Liebesmahl, welches vor dem Abendmahl stattfindet. Am Ostermorgen feiern sie zugleich das Andenken der Verstorbenen. Täglich findet bei den Herrnhutern Gottesdienst statt. Sie führen einen frommen, einfachen Lebenswandel, zeichnen sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Reinlichkeit aus und sind für die Mission besonders thätig; sie haben mehr als 300 Sendboten, obgleich ihrer selbst nicht viel mehr als 20000 sind.

7. Später drohte dem kirchlichen Leben eine neue Gefahr durch die falsche Aufklärung, welche zum Unglauben und zur Verspottung des Christenthums führte. Sie kam von England und Frankreich nach Deutschland. Man bestritt das Ansehen der Bibel und griff nicht bloß die Irrthümer und Misbräuche der Kirche, sondern die Religion selbst an; sie sei bloßer Priesterbetrug, der Glaube bloßer Aberglaube. Man verspottete die heiligsten Gefühle und wollte nur gelten lassen, was man mit den Sinnen und durch Erfahrung wahrnehmen könnte. In Frankreich half sie den Weg zur Revolution ebnen und führte zu völliger offener Gottesleugnung.

8. Aber mit den Freiheitskriegen gewannen christlicher Glaube und christliches Leben einen neuen Aufschwung. Die Greuel der Revolution, der Druck der Fremdherrschaft, die Kriegsnoth richteten die Gemüther wieder auf Gott und sein Wort hin. Diese Zeit war auch für ein evangelisches Friedenswerk günstig. Friedrich Wilhelm III. führte 1817 eine Vereinigung (Union) der Lutheraner und Reformierten zu einer evangelischen unierten Kirche herbei, was auch außerhalb Preußens Anklang*) fand. — Zur protestantischen Kirche gehören nun die lutherische Kirche in Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen, die reformierte Kirche in der Schweiz, Deutschland, Frankreich, Holland und Großbritannien, die evangelische unierte Kirche in Deutschland, die bischöfliche Kirche in England und Schottland. Außerdem sind besondere protestantische Religionsgesellschaften die Mennoniten (Wiedertäufer, Baptisten), die Herrnhuter, die Methodisten und die Quäker. Die meisten kirchlichen Sekten finden sich in Nordamerika, wo vollständige Religionsfreiheit herrscht.

9. Zur Unterstützung hülfsbedürftiger Protestanten in katholischen Ländern bildeten sich an vielen Orten Deutschlands Gustav-Adolf-Vereine. Die erste Veranlassung zur Gründung gab die Gedächtnißfeier des Schwedenkönigs 1832, der vor zweihundert Jahren die protestantische Kirche in Deutschland gerettet hatte. Der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, ein lebendiges Denkmal des Glaubenshelden, will nicht das Gebiet der protestantischen Kirche erweitern, sondern nur bedrängte protestantische Gemeinden in nicht protestantischen Ländern durch eine Beihülfe für ihr Kirchen- und

*) jedoch auch — und gerade von kirchlich gesinnten Leuten — entschiedenen Widerspruch!

Schulwesen der evangelischen Kirche erhalten. — Durch die Reformation war die Bibel zur einzigen Quelle des christlichen Glaubens erhoben worden. Sie ist das Fundament der protestantischen Kirche und zugleich das Hauptmittel, um bei allen Kirchen das Gefühl der Gemeinschaft lebendig zu erhalten und dem Reiche Gottes Anhänger zu gewinnen. Um die Bibel zu verbreiten und allen Völkern zugänglich zu machen, wurde 1804 zu London die britische Bibelgesellschaft gegründet, nach deren Beispiel ähnliche Vereine in andern Ländern zusammentraten; in Preußen entstand 1814 die Hauptbibelgesellschaft zu Berlin. Hierdurch ist die Bibel in etwa 200 Sprachen übersetzt und in mehr als 70 Millionen Exemplaren verbreitet worden und erscheint auch in dieser Beziehung als das Buch der Bücher.

10. Als die protestantische Kirche in ihrem Bestehen gesichert war, erwachte in ihr der Eifer für die Mission, d. h. die Sendung christlicher Prediger zur Ausbreitung des Christenthums unter den nichtchristlichen Völkern. Am thätigsten zeigten sich zuerst die Herrnhuter und die Methodisten; bei jenen entstand 1732 die erste deutsche Missionsgesellschaft. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts bildeten sich in England mehrere großartige Missionsvereine, und jetzt bestehen überhaupt mehr als 30 selbständige evangelische Missionsgesellschaften, welche an 3000 Missionare ausgesandt und 1300 Stationen gegründet haben, in Ostindien, in China, wo besonders Gützlaff (gest. 1851) durch Predigt und Schrift wirkte, in Südafrika, in Sierra Leona, bei den Indianern und den Negern in Amerika und vorzüglich auf den Sandwichinseln, den Gesellschaftsinseln und Neuseeland. Die innere Mission sucht dagegen christliche Gesittung unter dem eigenen Volke zu heben und der leiblichen und geistlichen Noth durch Armen- und Krankenpflegen, durch Rettungshäuser für verwahrloste Kinder zu steuern.

Stahlberg.

114. Einiges über die Kleidung.

1. Kleidungsstoffe. a. Wolle. Palmblätter und Thierfelle haben wohl lange als Sommer- und Winterbekleidung den Menschen gedient; jene zeigten sich aber zu wenig haltbar und dauerhaft und diese in den wärmeren Klimaten zu warm, weswegen sie sich auch nur in den kälteren Klimaten viele Jahrhunderte hindurch haben behaupten können. Das Bedürfniß erheischte also in dem warmen Klima, wo die ersten Menschen lebten, die Erfindung einer haltbaren und dabei bequemen und kühlen Kleidung, und die Erfindung war die Kunst des Spinnens und Webens. Zu Abrahams Zeiten soll man schon gewebt haben, und die Juden behaupten, daß diese Erfindung von einer Schwester des Thubalkains (Naëma) gemacht worden sei. Schafherden waren schon früh im Besitz der Nomaden in Vorderasien, und daß die Schafschur ein Erntefest war, wie wir in der Bibel

lesen, das beweist, welch ein gesuchter Artikel schon damals die Schafwolle muß gewesen sein. Wenn man indessen auch schon früh allgemein die Schafwolle zur Kleidung verarbeitete, so wurde sie doch keineswegs allgemein gesponnen und verwebt, sondern mehr mittelst der Einwirkung des heißen Wassers oder eines Leimes zu einem Gewande gefilzt, wie denn Kalmücken und Kirgisen bis auf den heutigen Tag nur Filzgewänder tragen. Da das Spinnen und Weben in alten Zeiten bei der Unvollkommenheit der Werkzeuge ein sehr mühsames Geschäft blieb, so wurden auf eine solche Weise nur die feineren Kleider, welche in der Bibel Feierkleider heißen, angefertigt; für das tägliche Bedürfniß filzte man die Wolle zu Gewändern. Beide Verfahrungsarten, die Wolle zu filzen und zu weben, wurden später vereinigt, und es entstand das Walken der wollenen Gewebe.

Die Egypter sollen die geschicktesten Weber des Alterthums gewesen sein; von ihnen kam diese Kunst nach Griechenland und besonders nach Athen, wo man die Schafe aber nicht schor, sondern die Wolle ausfallen ließ. Zu Homers Zeiten brauchte man zum Weben der Wollfäden das Oel, wahrscheinlich um ihnen die Sprödigkeit zu nehmen und sie haltbarer zu machen.

Bei den alten Deutschen scheint die Verarbeitung der Schafwolle nicht bekannt gewesen zu sein; denn als die Römer mit ihnen bekannt wurden, kleideten sich die Frauen in Leinwand und die Männer in Thierfelle, und das Thierfell blieb die Kriegskleidung bis zu den Zeiten Karls d. Gr. Zu der Zeit kamen aber die wollenen Gewebe und Gewänder schon in allgemeinen Gebrauch; denn der Kaiser Karl beschenkte alljährlich seine Hofbeamten mit Friesgewändern (Fries ist ein gewebtes und gewalktes Wollengewebe), wie denn auch von der Zeit an die Schafzucht bei den Deutschen allgemein wurde, nachdem sie das Schaf wahrscheinlich erst von den Römern kennen gelernt hatten.

Wenn nun auch die alten Völker das Spinnen und Walken verstanden haben, so blieben ihre wollenen Gewebe doch noch sehr unansehnlich und roh. Die erste Vervollkommnung und Verschönerung dieser Gewebe ging von Deutschland aus, wohin das Schaf mit seiner Wolle erst spät gekommen war. In Deutschland waren die Wollenmanufakturen schon im 10. Jahrhundert die berühmtesten in Europa; deutsche Weber wurden nach Flandern berufen und legten dort die nachher so berühmt gewordenen Manufacturen an. Mönche brachten diese deutsche Kunst nach Italien. Diese Kunst bestand vornemlich in der Gleichheit und Ebenheit der Fäden, dem gleichmäßigeren Walken auf Mühlen und dem Scheren der gewalkten Gewebe, wodurch die aufliegenden Haare kürzer und gleich lang gemacht wurden: dieses Scheren ist das hervorragende Merkmal für das Tuch, und so ist die jetzt so allgemein verbreitete Tuchkleidung eine deutsche Erfindung. Die Tuchfabrikation erhielt im 16. Jahrhundert eine wesentliche Verbesserung durch die Erfindung der Tuchpresse, wodurch das Gewebe dünner, aber auch fester wurde; erhöht wurde

diese Wirkung der Presse durch die Erfindung der Wasserdruckpresse, welche der Engländer Bramah ums Jahr 1817 machte. Das so gefertigte Tuch mußte aber vor der Verarbeitung erst gleichmäßig mit Wasser angefeuchtet werden, damit es sich als Kleidung nicht ungleichmäßig zusammenzöge (einlaufe); durch dieses Verfahren verlor aber das Tuch den durch Scheren und Pressen erlangten Glanz größtentheils wieder. Da erfand ein Franzose im Jahre 1824 das Decatieren des Tuches, wobei mittelst heißer Wasserdämpfe die Eigenschaft des Einlaufens verloren geht und doch der volle Glanz des Gewebes verbleibt.

Zur Erreichung der Schönheit und Vollkommenheit, welche das Tuch aus der Fabrikation der Jetztzeit besitzt, mußten außerdem aber noch viele Umstände hinzukommen, und zwar als eine Hauptsache die Veredelung der Schafzucht durch Einführung der Merinoschafe aus Spanien im 18. Jahrhundert; das deutsche Schaf hat nur grobes Haar, wie wir es jetzt noch auf dem Fries sehen. Eben so sehr nun, wie die Einführung der Merinoschafe einen vollkommneren Stoff für die Fabrikation gab, so mußte auch die Verarbeitung des Stoffes vollkommner werden. Das Spinnen überhaupt und so auch das Spinnen der Wolle geschah seit den ältesten Zeiten auf der Spindel, wobei der Faden ausgezogen und durch Drehen der Spindel in der Hand gedreht und darnach auf dieselbe aufgewickelt wurde. Dieses war ein höchst langwieriges und mühsames Verfahren. Schneller ging darauf das Spinnen und weniger Mühe erforderte es auf dem von dem Steinhauer Jürgens in Wolfenbüttel erfundenen Spinnrad, welches sich bis in unsere Tage als eine für das Handspinnen sehr zweckmäßige Maschine bewiesen hat, besonders zweckmäßig für das Spinnen des Flachses, weniger für das der Wolle. Den schönsten und für das Gewebe brauchbarsten Wollenfaden gab erst die Spinnmaschine, welche ein armer Barbier, Richard Arkwright, in England ums Jahr 1770 erfand. Die Zweckmäßigkeit dieser Maschine ist am besten dadurch bewiesen, daß der Erfinder, welcher sich durch seine Erfindung schon fast an den Bettelstab gebracht hatte, durch ihre Ausführung ein Vermögen von 5 Millionen Thalern erwarb. Diese Spinnmaschine zieht viele Fäden zugleich aus und setzt viele Spindeln in Bewegung, welche dieselben drehen und aufwickeln.

b. Flachs. Obgleich es wahrscheinlich ist, daß die für Verarbeitung schon fertige Wolle eher gesponnen und gewebt wurde, als der erst umständlicher und mühsamer zu gewinnende Flachs, so läßt sich dieses doch keineswegs bestimmt nachweisen, und wenigstens hat man auch schon im grauen Alterthum den Anfang mit der Verarbeitung des Flachses zu Gewebe gemacht. Moses kannte schon Gewebe aus Flachs und Hanf; die Griechen nennen Arachne, Tochter eines Purpurfärbers zu Colophon, als die erste Flachsspinnerin. In Aegypten hatte die Fabrikation der Leinwand schon einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit erreicht, so daß sie zur Kleidung für die vornehmsten Personen des Reiches verwandt wurde, und selbst noch zu

Jesu Zeiten wurden Purpur und feine Leinwand als die köstlichsten Kleider genannt.

Die alten Deutschen verarbeiteten den Flachs eher zu Geweben als die Schafwolle, und Tacitus fand ums Jahr 100 n. Chr. Geb. die deutschen Frauen fast sämmtlich in Leinwand gekleidet, indessen zu Hemden, d. h. zu einer stetigen Umkleidung auf der bloßen Haut wurde die Leinwand noch lange nicht benutzt, weil man überhaupt kein Hemd trug; denn die alten Schriftsteller erzählten es als eine große Seltenheit, daß eine Heilige, welche im 8. Jahrhundert lebte, ein Hemd getragen hat. In Frankreich trug die Gemahlin Karls VII. die ersten leinenen Hemden, und wahrscheinlich sind sie um diese Zeit (im 15. Jahrh.) auch in Deutschland in allgemeinen Gebrauch gekommen, denn um die Zeit der Reformation waren sie in Deutschland selbst im niederen Volke schon ziemlich allgemein; wahrscheinlich ist es, daß diese allgemeine Verbreitung der Leinwand zu Hemden und auch zu Oberkleidern nach der Erfindung des Spinnrades erst erfolgte. Das Spinnrad bürgerte sich bald in allen Häusern ein, und sein Gebrauch führte unter der ländlichen Bevölkerung zuerst das Bedürfniß nach Stuben überhaupt und im Winter nach geheizten Stuben herbei. Am Spinnrade verlebte die weibliche Jugend auf dem Lande ihre langen Winterabende und in einigen Gegenden auch die männliche; in den Spinnstuben waren die geselligen Zusammenkünfte der erwachsenen Dorfjugend; hier herrschten Scherz, Lust und Freude, hier wurden die Sagen und Geschichten unseres Volkes fortgepflanzt und erhalten bis in unsere Tage. Am Spinnrade hatte die deutsche Jungfrau von ehedem ihren Ehrenplatz, und hier erwarb sie die Schätze in Kisten und Kasten, auf deren Besitz stolz sie einst in das Haus ihres jungen Ehemannes zog.

Auf diese Weise wurde in Deutschland weit mehr Leinwand angefertigt, als verbraucht werden konnte, und so entstand die Ausfuhr deutscher Leinwand in alle Länder Europas und nach den civilisierten Gegenden anderer Welttheile, namentlich nach Amerika. Je mehr nun die Nachfrage nach deutscher Leinwand im Auslande zunahm, je mehr Menschen wandten sich diesem lohnenden Gewerbe des Flachsbaues und der Leinwandsfabrikation zu; besonders geschah dieses in Schlesien, Sachsen, Westfalen und Hannover. Lange strebte das Ausland, namentlich Engländer und Franzosen, vergeblich, von diesem Tribut für Leinwand an Deutschland loszukommen; es wurden Prämien ausgesetzt für Erfindung einer Flachsspinnmaschine; aber lange blieb es ohne Erfolg, denn man wagte es nicht, die langen schönen Fäden des Flachses zu verwirren und in die Gestalt der Wolle zu bringen. Endlich mußte ein Deutscher die Erfindung machen und dem Auslande das Mittel bieten, seinem Vaterlande einen lohnenden Erwerbszweig zu entziehen; es war Girard in Wien, der 1806 den großen Preis damit gewann, welchen Napoleon ausgeboten hatte. War die Maschine anfangs auch nur nothdürftig, so wurde sie vom Erfinder 1820 wesentlich verbessert, und die Engländer, welche diese Erfindung

am schnellsten und meisten ausbeuteten, verbesserten auch die Maschine bald so weit, daß sie ganz zufriedenstellende Resultate lieferte. Von nun an kann die deutsche Leinwand aus Handgespinnst nicht mehr (weder an Ansehen noch an Preis) mit der englischen Leinwand aus Maschinengarn in die Schranken treten, und in Folge dessen ist die zahlreiche Klasse der deutschen Leinweber zur bittersten Armuth herabgesunken.

Früh schon hat die bildende Kunst auch in der Weberei sich geltend gemacht; sie besteht darin, daß bildliche Darstellungen durch das Gefüge der Fäden in dem Gewebe ausgedrückt werden. Die Babylonier schon sollen diese Kunst erfunden haben; weil sie aber besonders in der Stadt Damaskus ausgeübt wurde, erhielt das Gewebe den Namen Damast. Zuerst webte man Damast aus Seide, darnach aus Wolle (Teppiche) und endlich aus Leinen, welcher Leinendamast in den letzten Jahrhunderten als Tischgedecke seine Anwendung gefunden hat.

c. Baumwolle. Wenn auch der Flachs auf deutschem und überhaupt auf europäischem Boden wächst, wenn er auch von deutscher Hand so viel Pflege und Verarbeitung gefunden hat, und wenn auch sein endliches Produkt, die Leinwand, die erste, letzte und beständige Kleidung so vieler Menschen lange Zeit hindurch gewesen ist, so hat er doch an einer ausländischen Pflanze eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten, welche ihm schon einen großen Theil seines Gebietes genommen hat und ihn täglich mehr verdrängt. Diese glückliche Nebenbuhlerin des Flachses ist die Baumwolle. Wenn der Flachs angebaut wird, so raubt er dem den Menschen so nöthigen Getreide den Platz, und so gewinnt der Mensch an Kleidungsstoff, aber er verliert dafür an Nahrungsstoff; dann erfordert der Flachs zum Anbau und späterer Fertigung zum Gespinnst ein großes Maß von menschlicher Arbeit und Zeit, welche er ebenfalls dem Getreidebau entzieht. Dagegen wächst die Baumwolle in einem heißen Klima, wo sie dem Getreide keinen Boden raubt, wächst dort üppiger als der Flachs, liefert vom Acker ab fast schon ein fertiges Material zum Gespinnst, und die menschliche Arbeit, welche sie erfordert, ist fast überall die weniger theuere Sklavenarbeit (!) 2c.; solche Umstände begünstigen den Anbau und Verbrauch der Baumwolle vor dem des Flachses.

Die Baumwolle ist ein Gewächs Indiens, und die dortigen Einwohner haben sie seit den ältesten Zeiten gesponnen, verwebt und sich wohl ausschließlich mit dem Gewebe bekleidet. Ob nun die alten Völker Vorderasiens und Aegyptens auch schon die Baumwolle kannten, ist noch in Frage gestellt; die alten Schriftsteller nennen ein Material „Byssus“, welches gesponnen und verwebt wurde; wahrscheinlich ist es, daß dieser Byssus Baumwolle war; jedenfalls blieb aber die Baumwolle unter diesen Völkern nur selten. Die Indier nannten ihre baumwollenen Gewebe „Kattun“, und die Portugiesen brachten nach der Auffindung des Seeweges nach Ostindien im Jahre 1500 den „Kattun“ zuerst nach Europa. So lernte man dies angenehme Gewebe in Europa kennen und schätzen; aber es dauerte noch lange,

ehe die Europäer versuchten, selbst Kattun zu machen; denn kannten sie auch schon die rohe Baumwolle, so fehlten ihnen noch die Werkzeuge zu einer zweckmäßigen Verarbeitung derselben, da das Spinnrad sich noch weniger zum Spinnen der Baumwolle als der Wolle brauchbar zeigte. Erst die Spinnmaschine des Richard Arkwright gab den Europäern das Mittel in die Hand, die Baumwolle fein und schnell zu verarbeiten. Die Baumwolle, erst zu groben Fäden ausgezogen, welche wenig gedreht werden, geht mehrere Male durch die Spinnmaschine, bis man Fäden von unglaublicher Feinheit erhält, so daß ein Pfund Baumwolle zu einem Faden von 33 deutschen Meilen Länge versponnen werden kann. Nachdem sich nun in Europa die starke Nachfrage nach der rohen Baumwolle zeigte, fing man in den amerikanischen Plantagen und in Aegypten an, die Baumwolle auf großen Flächen anzubauen, und während vor Einführung der Spinnmaschine Europa fast gar keine Baumwolle einführte, beträgt gegenwärtig die Einfuhr aus Amerika und Aegypten 800 Millionen Pfund.

Auch in Deutschland, namentlich in Sachsen, sind umfangreiche Baumwollen-Manufakturen entstanden; aber England betreibt dieses Geschäft in einer größeren Ausdehnung als alle anderen Länder der Erde zusammen, es beschäftigt damit 2 Millionen Menschen, welche 27 Millionen Spindeln in Bewegung setzen, und nimmt jährlich 400 Millionen Thaler für Baumwollen-Gewebe ein.

Die Baumwollen-Gewebe kleiden in wärmeren Gegenden die Menschen das ganze Jahr und in den kälteren doch wenigstens den Sommer; nicht nur der größte Theil der Oberkleidung wird aus diesem Gewebe gemacht, sondern es beginnt selbst bis zur Unterkleidung vorzuschreiten und die Leinwand von ihrem lang behaupteten Platz als Hemd zu verdrängen. Die Erleichterungen und Vervollkommnungen der Verarbeitung der Baumwolle, welche die Engländer nach einander erfunden und eingeführt haben, sind so groß, daß sie die Baumwollen-Gewebe für Preise liefern, welche noch vor 40 Jahren allen Menschen unglaublich und fabelhaft erschienen wären. Die Elle Kattun, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts noch mit einem Thaler bezahlt wurde, wird jetzt (1858) überall mit 2 Groschen verkauft. Zu einer der Haupterfindungen, wodurch die Wohlfeilheit der baumwollenen Waren herbeigeführt worden ist, gehört die Erfindung des mechanischen Webstuhles, welche der Engländer Radcliffe im Jahre 1804 machte. Diese Webstühle werden nicht mehr durch Menschenkraft, sondern durch Elementarkräfte, namentlich durch Dampf in Bewegung gesetzt; ein Mädchen kann die menschliche Hülfe an zweien solcher Webstühle zu gleicher Zeit leisten, und jeder Stuhl liefert das Doppelte an Arbeit, was ein Handwebstuhl leisten kann; so hat sich die menschliche Arbeit bei der Weberei vervierfacht. England hat gegenwärtig gegen 200000 solcher Webstühle in Thätigkeit.

Die Menge der verschiedenen Arten von Baumwollengeweben ist groß; zu den gebrauchtesten Arten gehört das ungebleichte und ungefärbte dichte Gewebe (Stouts), das lockere, ebenfalls ungefärbte,

aber meistens gebleichte (Shirting), das gefärbte und bedruckte (Kattun) und das im Garn gefärbte und danach zu Mustern verwebte sogenannte Baumwollenzeug.

d. Seide. Während Wolle, Flachs und Baumwolle die Gewebe hergeben, worin sich der körperlich arbeitende, der zahlreichere aber auch ärmere Theil der Menschheit kleidet, hat die Seide sowohl in früheren Zeiten als auch jetzt den Stoff geliefert zu der Kleidung reicherer und in der menschlichen Gesellschaft hervorragender Personen.

Ein seidenes Gewand schickt sich schlecht bei der körperlichen Arbeit; dagegen hat es hervorragende schätzenswerthe Eigenschaften vor allen andern Stoffen voraus; es belästigt nicht, wie manche andere Stoffe, durch seine Schwere, ist bei aller Leichtigkeit doch wärmend, und sein Glanz und sein Ansehen wird schwerlich je von einem anderen Stoffe erreicht.

Wo die eigentliche Heimat der Seidenraupe ist, hat man bisher noch nicht entscheiden können; aber Indier und Chinesen haben das Thier zuerst gekannt und sein Gespinnst verarbeitet. Von den Indiern scheint die Seide nach Griechenland gekommen zu sein; die Griechen kannten seidene Gewebe und schrieben ihrer Landsmännin Pamphyle die Erfindung der Kunst zu, Seide zu weben; aber nur die Seide, nicht die Raupe haben die Griechen gekannt. Ebenso kannten die Römer die Seide, welche sie aus Asien bezogen, aber nicht die Seidenraupe, weshalb unter der Regierung des Kaisers Marc Aurel um 200 v. Chr. noch die Seide mit Gold aufgewogen wurde. In den Zeiten des Kaisers Constantin trieben schon die Perser Seidenbau, damals kam die Seide schon reichlicher in das römische Reich, aber immer noch für schweres Geld, und die Perser hatten darum wohl Ursache, das Geheimniß für sich zu behalten. Als aber der Kaiser Justinian ums Jahr 550 mit den Persern Krieg führte, kamen fast gar keine Seidenstoffe mehr nach Europa; aber in dieser Zeit brachten zwei Mönche die Eier der Seidenraupe in ihren Pilgerstäben nach Constantinopel aus Persien. Justinian nahm die Mönche und ihre Belehrungen über die Zucht der Raupe mit großem Wohlgefallen auf, und bald kam auch der Seidenbau im griechischen Kaiserthum in Gang; doch bewahrten die Griechen das Geheimniß mit eben so großer Aengstlichkeit gegen die übrigen Europäer, wie es vorher die Perser gethan hatten. Die Araber brachten ums Jahr 780 die Seidenzucht nach Spanien, aber sie scheint auch unter Geheimhaltung getrieben worden zu sein; etwa erst als König Roger von Sicilien im Jahre 1131 über das griechische Kaiserthum siegte, führte er griechische Seidenzüchter und Seidenfabrikanten nach Sicilien; so kam hier und bald auch im übrigen Italien die Zucht der Raupe und die Verarbeitung der Seide zu einer allgemeinen Bekanntschaft und Verbreitung. Im 15. Jahrhundert kam erst die Seidenzucht nach Frankreich, weil man bis dahin das Klima dieses Landes dafür zu rauh gehalten hatte.

Als im Jahre 1685 die Hugenotten wegen ihres Glaubens aus Frankreich ausgestoßen wurden und in Deutschland, zumal in dem jetzigen Königreich Preußen, eine günstige Aufnahme fanden, brachten sie auch die Seidenzucht dahin; und wenn das deutsche Klima sich derselben anfangs auch nicht sehr zuträglich bewies, so gelang es doch der Beharrlichkeit, auch hier gute Erfolge zu sehen. An allen unbenutzten öffentlichen Plätzen wurden auf Veranlassung der Regierung Maulbeerbäume gepflanzt; gegenwärtig erzeugt auch Deutschland schon ansehnliche Quantitäten Seide, und die Ausbreitung der Seidenzucht in Deutschland ist noch immer im Zunehmen begriffen. Oberitalien und Südfrankreich erzeugen gegenwärtig in Europa die meiste Seide, und in letzter Gegend, zumal in der Stadt Lyon, wird die Seide in größter Masse zu Stoffen verarbeitet; doch ist Deutschland hierin auch nicht zurückgeblieben, denn in der preußischen Rheinprovinz sind Seidenwebereien entstanden, welche sich neben den französischen zu behaupten vermögen.

2. Die Kleidung selbst. a. Die Hauptkleidung. Sobald die Kleider dem Menschen die nöthige Wärme und Schutz gaben, war sein Schönheitssinn oder seine Eitelkeit darauf bedacht, die Kleidung zu verzieren. Schon früh zeigte sich dieses Bestreben bei den alten Völkern; denn die Babylonier und Phrygier sollen zuerst Stickereien an ihren Kleidern angebracht haben, ein König von Pergamus ließ Goldfäden in die Kleiderstoffe weben, und überhaupt waren die Verzierungen der Kleidungen mannigfaltiger Art, als das Einwirken oder Einnähen von bildlichen Darstellungen, Anhängen der Goldbleche rc. Dagegen war die Form der Kleidungsstücke einfach und durch viele Jahrhunderte hindurch feststehend; von einem solchen Wechsel der Formen in den Kleidungsstücken, wie die neuere Zeit ihn kennt, wußte das Alterthum nichts.

Die älteste Form der Leibkleidung war die Tunika, eine anschließende Kleidung, eine Art Hemd, mit Oeffnungen für das Durchstecken der Arme, vielleicht erst aus Fell, später aus Wollengewebe und für die Krieger mit langem rauhem Haare, um das Durchdringen der Pfeile zu verhindern. Die Tunika selbst, so wie die Toga sollen Erfindungen der Griechen sein. Die Toga war ein weites, über die Tunika geworfenes Gewand; die von der Tunika nackt gebliebenen Arme und Beine fanden durch die Bedeckung mit der Toga Schutz vor Kälte und Wetter. Tunika und Toga kamen von den Griechen zu anderen Völkern und auch zu den Römern, wo man beide Arten von Kleidungsstücken mit Säumen (Gold- oder Purpursäumen) umgab. Der Römer Cajus Gracchus soll zuerst die Toga auf der rechten Schulter zugeknöpft haben, daß der rechte Arm für das Gefecht frei blieb, und dies wurde fortan römische Sitte, die Toga zu tragen.

Die alten Deutschen trugen auch eine Art Tunika, die Frauen von Leinwand, Männer aus Fell oder die vornehmeren aus einem wollenen Gewand (vielleicht ein Filz von Haaren); aus dieser Tunika

ist der bis in unsere Zeit gekommene altdeutsche Rock hervorgegangen. Die Männer trugen über derselben ein umgeschlagenes Fell.

Die Bewohner Galliens trugen als eine ihnen eigenthümliche Tracht die Hosen; diese Tracht ging aber nur bis an die Alpen; südlich von diesen Gebirgen trugen auch die Gallier die römische Toga, weswegen die Römer die Gallier unterschieden als Gallier mit der Toga (Gallia togata) und behoste Gallier (G. bracata). Diese gallische Kleidung, zweckmäßig vornemlich für ein kälteres Klima, ist zuerst von den Deutschen und allmählich auch von den übrigen Europäern angenommen worden. Hose und Jacke (Wams) wurde für viele Jahrhunderte die allgemeine Kleidung für die mittlere und niedere Volksklasse in Deutschland; nur vornehme und ausgezeichnete Personen trugen den altdeutschen Rock. Die Frauen haben früh nicht bloß bei den Deutschen, sondern auch bei anderen Völkern die Schürzen getragen, woraus bald durch eine einfache Naht der Frauenrock geworden ist, woneben Tuch und Mieder (eine Art Frauenjacke) den oberen Theil des Körpers bekleideten. Alle Kleider der Alten waren so einfach in Form und Schnitt, daß sich jedermann sie selbst verfertigen konnte oder von den Frauen des Hauses verfertigen ließ; erst als die Kleider während der letzten Jahrhunderte in Form und Schnitt künstlicher wurden, entstand das Schneiderhandwerk.

Diese Umgestaltung in den europäischen Trachten brachten zuerst die Kreuzzüge hervor; doch nahmen erst die freien und höheren Stände nach dem Muster der morgenländischen Trachten eine Aenderung in den ihrigen vor; die niederen und unfreien Stände blieben noch lange bei ihrer selbstgefertigten Kleidung, welche in den verschiedenen Gegenden sich verschieden zu Provinzial- und Nationaltrachten ausbildete. In dem Aufblühen der Städte bei dem Handel des Mittelalters nahmen die reichen Städter die langen fließenden Gewänder der höheren Stände an, und als die Mode der Trachten in den Städten Verbreitung gefunden hatte, ging sie nach Befreiung des Landmannes von dem Druck der Leibeigenschaft und der Armuth auch allmählich aufs Land, wo sie die Provinzial- und Nationaltrachten immer mehr verdrängte.

Vor dieser Umwandlung der Trachten war die Farbe der Kleidung durchgängig die Naturfarbe der Wolle und der Leinwand; vom Anfang des 14. Jahrh. bis zur Mitte des 16. suchte man sich durch grelle Farbe der Kleidungsstücke hervorzuthun, wobei die mannigfaltigste Zusammenstellung prunkender Farben vorkam, so daß man z. B. Männer fand, welche die eine Hälfte ihres Körpers in hellgelb oder hellroth und die andere in apfelgrün gekleidet hatten 2c., ja wenn die Kleidung auch einen dunklen Untergrund hatte, so war sie dabei doch fast immer mit Streifen von scheinenden Farben verziert. Von Spanien und den Niederlanden aus verbreitete sich der Geschmack an dunkelfarbigen Kleidungsstücken seit dem 16. Jahrh.; nur bei dem Militair hat sich die Mode der scheinenden Farben bis auf den heu-

tigen Tag erhalten. Durch die Mode am französischen Hofe wurde im vorigen Jahrhundert der Geschmack an dunkelfarbiger Kleidung für eine Zeit lang unterbrochen, und man fand in dieser Zeit auch in Deutschland in der modernen Kleidung nicht selten einen zeisiggrünen Rock mit einer scheinend gelben Hose zusammengestellt oder gar einen rothen Rock mit gelben Kragen und Aufschlägen.

Der Frack verdankt seinen Ursprung der Sparsamkeit, welche man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Militair anwendete. Durch die französische Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts kam der Frack zu vollem Ansehen und wurde Staats- und Hoftracht. Seit 1840 hat man angefangen, den Frack aus dem Militair zu verbannen, und es scheint, daß diese Verbannung sich auch auf das Civil immer mehr ausdehnen wird.

Durch Ludwigs XIV. Hofsitte ist der rasche Wechsel der Moden aufgekommen, hat sich von Frankreich aus als eine um sich greifende Flut erst über die höheren Stände des civilisierten Europa verbreitet, danach aber allmählich die stehenden Nationaltrachten des niederen Volkes verdrängt und auch hier Platz ergriffen zum Verderben des Wohlstandes der Völker und als stets zufließende neue Nahrung für eine zügellose menschliche Eitelkeit.

Die Neigung der Menschen, durch Kleidung zu prunken und zu blenden, ist von jeher so groß gewesen, daß die Regierungen oft bestrebt waren, das daraus schnell hervorgehende Verderben von ihrem Volke abzuwenden. So erließen die Griechen und Römer schon Verordnungen zur Beschränkung der Kleiderpracht; auch von Karls des Großen Zeiten an erschienen solche Verordnungen bei den Deutschen und anderen europäischen Völkern. Sie haben sich aber stets erfolglos bewiesen; denn die Thorheit, woraus die Kleiderpracht entspringt, ist an sich sündhaft und darum um so geneigter, sich gegen gesetzliche Ordnungen und Schranken aufzulehnen. Erst von der zunehmenden Herrschaft der Vernunft und der edleren menschlichen Gefühle läßt sich eine Abnahme der Kleiderpracht und des schimmernden und entstellenden Flitters am natürlich schönen Körper des Menschen erwarten. Prunksucht und Vorliebe für thörichte Flitter ist eine vorherrschende Neigung bei wilden und rohen Völkern; nur die fortschreitende, echt menschliche Civilisation kann dieses Merkmal der Roheit verdrängen.

b. Fußbekleidung. In dem warmen Klima, wo die ältesten Völker lebten, wurde bei dem Gehen im heißen Sande ein Schutz für die Fußsohlen bald nöthig. Man nahm zu diesen Sandalen zuerst Baumrinde von der Größe der Fußsohlen und band sie mit Bast über den Füßen fest. Bei der geringen Haltbarkeit dieser Sandalen mußte man bald auf die Erfindung anderer Bedacht nehmen, und so nahm man Stücke von Thierhäuten und auch Brettstücken zu Sandalen. Die alten Griechen haben noch Brettsandalen getragen; diese haben sich lange im Morgenlande behauptet und sind danach auch in unsere Gegenden gekommen, wo sie sich zu Holzpan-

toffeln und Holzschuhen fortgebildet und bis in unsere Zeit erhalten haben.

Das Bedürfniß, einen größern Theil des Fußes als die Sohle zu bekleiden, ließ früh das Thierfell zu diesem Zwecke anwenden; das unzubereitete Thierfell zeigte sich aber bei zunehmender Trockenheit ungefügig, und es lag nahe, sie durch Liegen im Wasser zu erweichen; hierbei löste sich das Fell aber in Leim auf, und bei diesen Versuchen hat es wahrscheinlich der Zufall gelehrt, daß die Auflöslichkeit der Thierhaut im gerbstoffhaltigen Wasser aufgehoben werde. So war der Anfang zur Erfindung der Gerberei gemacht und bald zur eigentlichen Lederbereitung ausgebildet; die Griechen erzählen, daß Tychius aus Böotien der Erfinder der Gerberei gewesen sei. Das Leder mußte sich bald für die Fußbekleidung so zweckmäßig erweisen, daß die Sandalen und bald die Schuhe daraus alle anderen nothdürftigen Fußbekleidungen verdrängen mußten, als die Schuhe aus Papyrus in Aegypten, aus Esparto in Spanien und aus Holz in Deutschland und anderen Ländern. Josua kannte schon die Schuhe (Jos. 5, 15. Cap. 9, 5), und zu Platos Zeiten gingen die Stutzer in Athen sogar schon in Stiefeln einher. Mannigfaltiger als in Griechenland wurde das Leder in Rom zu verschiedenen Arten von Fußzeug verarbeitet. Die Römer trugen Sohlen im Hause, das waren Sandalen, worin die Zehen geschützt und versteckt saßen; auf der Straße und besonders bei schlechtem Wetter trugen sie eine Art von Schuhen, welche bis an das Schienbein hinaufgingen; die Senatoren trugen solche Prunkschuhe aus rothem Leder.

Allmählich gestaltete sich der hohe Schuh bei den Römern zu Halbstiefeln und endlich zu Vollstiefeln. Die Stiefeln, sowie auch das Gerben der Häute lernten die Deutschen von den Römern kennen. Eine besondere Art von Stiefeln war der römische Soldatenstiefel (Caligula), wovon einer der Kaiser seinen Namen erhielt. Auf den Theatern trugen die römischen Schauspieler Schuhe mit hohen Absätzen; auch trugen die Römer schon Schuhe mit langen aufwärts gekrümmten Spitzen; doch diese Mode ging bald wieder unter, bis im Mittelalter ein Graf von Anjou sich wegen eines Auswuchses am Fuße wieder geschnäbelte Schuhe machen ließ. Dadurch wurden diese Schuhe Hofmode in Frankreich und bald auch an anderen europäischen Höfen; die Schnäbel wurden nach dem Range der Personen eingerichtet und erhielten bei Fürsten eine Länge von 2—3 Fuß, wurden mit Thierfiguren und Schellen verziert, welche durch ihr Geläut die Ankunft der Person ankündigten; wegen dieser Schuhe kam die Redensart auf: „auf einem großen Fuße leben". Vergebens wurden im 15. Jahrh. Strafgesetze und Strafpredigten gegen den Unfug mit den Schnabelschuhen erlassen, bis sie endlich durch den gebesserten Geschmack des Volkes aus der Mode kamen.

So haben Schuhe und Stiefeln durch den Wechsel der Mode oft ihre Formen geändert; am unverändertsten ist aber unter den verschiedenen Fußbekleidungen der Pantoffel geblieben. Der Name

ist griechischen Ursprungs und bezeichnet Schuhe aus Kork, ein Hinweis dafür, aus welchem Material diese Hausbekleidung bei den Griechen gemacht wurde. Im Abendlande hat sich der Pantoffel als Hausbekleidung erhalten; dagegen ist er im Morgenlande bis zur Fußbekleidung beim öffentlichen Erscheinen gestiegen, wozu er besonders aus farbigem, eigenthümlich zubereitetem Leder verfertigt wird. Dieses Leder, anfänglich Saffian genannt, soll schon von den ionischen Griechen erfunden worden sein, blieb aber ein Geheimniß des Morgenlandes; in Kleinasien, auf der Insel Cypern rc. wurde es aus Ziegenfellen mittelst Hundekoth, Feigen und Sumach geheimnißvoll bereitet. Die Zubereitung vervollkommnete sich immer mehr, namentlich bei den Arabern in Marokko und in Cordova in Spanien, wovon das Leder die Namen Maroquin und Corduan erhielt. Erst im 16. Jahrh. brachte ein aus türkischer Sklaverei entsprungener Christ das Geheimniß von der Fabrikation dieses Leders nach seiner Vaterstadt Pegau in Sachsen, und seit dieser Zeit sind auch im Abendlande Fabriken für diesen Gewerbszweig entstanden.

In dem warmen Klima, worin die alten Völker lebten, genügte zur Fußbekleidung der äußere Schutz, welchen Sandalen, Pantoffeln oder Stiefeln gaben; der Erwärmung halber brauchte man nicht auf die Erfindung einer weicheren und anschließenderen Fußbekleidung zu sinnen; deshalb blieben auch die Füße bloß in den äußeren Schutzbekleidungen, und die Reinlichkeit gebot das Waschen der Füße, welches alltäglich geschah und welches man dem einkehrenden Gaste als eine Artigkeit erwies. Selbst an den übrigen Körpertheilen bedurfte man nicht der warmen, enganschließenden Kleidung; es genügten Tunika und Toga, und die im kühleren Gallien erfundenen Hosen fanden ihre Verbreitung aus diesem Grunde auch mehr nach Norden als nach Süden. Diese Hosen waren namentlich in Deutschland und anderen Nordländern so eingerichtet, daß sie zugleich Beine und Füße mit überkleideten. Dieses mochte unbequem werden, und so theilte man die Hose in zwei Theile, in eine Halbhose für Füße und den unteren Theil der Beine und eine Oberhose für den übrigen Theil der unteren Körpenhälfte. Die Halbhose wurde Strunk (d. i. Stamm) genannt, wovon der Name Strumpf gekommen ist; später nannte man sie auch Hosenstrumpf, woraus abgekürzt die plattdeutsche Bezeichnung „Hosen" statt Strumpf entstanden ist. Frauenzimmer trugen diese Halbhose eben sowohl wie die Männer. Sie wurde lange aus gewebten Stoffen genäht, bis man die Kunst erfand, sie als ein Ganzes zu stricken.

Die Kunst des Strickens wird in England und Frankreich als eine Erfindung der Schotten angesehen, weil die ersten gestrickten Strümpfe aus Schottland nach Frankreich kamen, und weshalb auch die erste im Jahre 1527 in Frankreich errichtete Strumpfstrickergilde einen schottischen Heiligen als Schutzpatron annahm. Indessen der Name, den die Schotten für das Stricken haben, ist offenbar deutscher Abkunft (to knitt), denn im Plattdeutschen hat das Stricken bis in

unsere Tage hinein noch „knütten" geheißen, und so läßt sich vermuthen, daß die Erfindung eine norddeutsche ist, welche mit ihrem Namen über England und Schottland nach Frankreich kam. Auch ist das Stricken in Norddeutschland nie eine Innung und ein Geschäft für Männer gewesen wie in anderen Ländern, sondern stets in der Hand der weiblichen Bevölkerung geblieben, was wohl schwerlich der Fall gewesen wäre, wenn das Stricken als eine neue Erfindung vom Auslande nach Norddeutschland gekommen wäre. Dieses Alles sind Gründe, welche annehmen lassen, daß die Sinnigkeit einer norddeutschen Hausfrau die Kunst des Strickens im 15. Jahrh. erfunden hat.

Der Strumpfwirkerstuhl, worauf Strümpfe nach dem Gefüge des Strickens gewirkt oder gewebt werden, ist eine sehr kunstvolle, aus Eisen verfertigte Maschine; sie wurde zu Ende des 16. Jahrh. von einem englischen Candidaten der Theologie namens William Lee erfunden.

c. Kopfbedeckungen. In Gegenden, wo die ältesten Völker lebten, wurde das Bedecken des Kopfes gegen die nachtheiligen Einwirkungen der Sonnenstrahlen früh ein Bedürfniß. Afrikanische Völker bedeckten den Kopf mit der halben Schale eines Straußeneies; die Babylonier trugen ein Tuch als Turban um den Kopf, die Meder einen spitzen Hut, die Thessalier einen Hut mit einem Rande; dieser Hut kam nach Afrika, wo der Rand eine unmäßige Breite erhielt. In Rom trugen die Priester besondere Hüte, verschieden geformt nach ihren Verrichtungen beim Opferdienste. Die Hüte der römischen Soldaten wurden aus rauhen Schaffellen genäht. Sklaven durften in Rom keine Hüte tragen, denn der Hut war ein Zeichen der Freiheit; das Abnehmen des Hutes beim Grüßen, welches in unserer Zeit Mode ist, steht damit wohl im Zusammenhange.

Da das Filzen der Wolle wahrscheinlich länger bekannt ist als ihre Verarbeitung zu Fäden und Geweben, so lag es nahe, auch die Kopfbedeckungen aus gefilzter Wolle zu bereiten; schon zu Drako's Zeiten (600 Jahr v. Chr. G.) sollen die Griechen Filzhüte getragen haben; doch mochte es damals noch schlecht gelingen, diese Hüte in eine geschmackvolle und zweckmäßige Form zu bringen und darin zu erhalten, weswegen die Filzhüte nicht allgemein wurden und die europäischen Völker noch lange nach Christi Geburt Mützen aus groben, gewebten Stoffen als Kopfbedeckungen trugen.

Die alten Deutschen bedeckten den Kopf mit einer Thierhaut, welche sie auf dem Rücken herunterhängen ließen, und bei Anführern und anderen bevorzugten Personen saßen an den Häuten noch die Hörner der Thiere, welche die Stirnen der Helden schmückten. Um das Jahr 1200 n. Chr. G. trug man in Deutschland eine Kopfbedeckung, welche Biret genannt wurde und die Form eines Zuckerhutes hatte, dabei schwarz und ohne Rand war. Vielleicht wurde dieses Biret theils aus Filz, theils aus gewebten Stoffen angefertigt, denn im Jahre 1360 wohnten in Nürnberg schon Hutmacher, welche Hüte

aus Filz bereiteten, und Kaiser Karl V. trug im Jahre 1547 einen Sammthut bei einer Truppenmusterung, den er während des Regens abnahm, damit er nicht naß werden sollte.

Die Birets erhielten allmählich einen Rand, der herunterhing; als aber die Soldaten die Flinten auf der Schulter tragen mußten, banden sie den Rand des Hutes erst an einer Seite auf, und weil auch bald die andere Seite des Hutrandes ihnen bei den militairischen Uebungen hinderlich war, wurde auch sie aufgebunden, so entstand der zweikantige, und als auch der Rand zu tief vom Gesicht herunterhing, so daß auch die dritte Seite aufgebunden wurde, der dreikantige Hut, welche beide Hutformen bis in unser Jahrhundert herab getragen worden sind.

Die runden Filzhüte sind wohl als eine weibliche Kopfbedeckung aufgekommen, denn in manchen Gegenden, namentlich des nördlichen Deutschlands, sind sie von den Frauen und Mädchen auf dem Lande bis in unser Jahrhundert herab Landestracht geblieben, wogegen die Erinnerung der ältesten Leute sie noch nicht als männliche Kopfbedeckung gekannt hat. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der runde Filzhut auch von Männern getragen, von deren Köpfen er die kantigen Hüte verdrängte.

Der Wechsel der Moden, welcher um diese Zeit schon herrschend war, hat ihm Form und Größe des Randes mannigfaltig verändert. Kaum war aber der runde Filzhut eine allgemeine Tracht geworden, so erhielt er eine Feindin in den Mützen, welche ihn immermehr zu verdrängen drohten. Die Mütze ist in Deutschland älter als der Hut; denn aus der Fell-Kopfbedeckung der alten Deutschen wurde die Pudelmütze, welche sich viele Jahrhunderte hindurch vor und neben den Hüten von verschiedenen Formen behauptet hat. Nachdem das Stricken in Deutschland Verbreitung gefunden hatte, strickte man Mützen in Form des Birets; später wurden diese Kegelmützen auf dem Strumpfwirkerstuhl auch aus Baumwolle angefertigt und als Haustracht getragen. Doch alle diese Mützen blieben fast nur Haustracht; öffentlich und in Putzkleidung war der Hut als Kopfbekleidung erforderlich. Als man aber zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts anfing, Mützen in geschmackvoller Form und mit glänzendem Ansehen zu verfertigen, da wurden sie auch eine öffentliche und Putzkleidung. Man verfertigte die Mützen aus verschiedenen Stoffen, als aus glänzendem Leder, aus Wachstuch und endlich aus dem feinen und ansehnlichen Tuch, welches die neueren Tuchfabriken liefern. Doch neben diesen Mützen erhielt sich noch immer der Filzhut, bis um das Jahr 1820 eine Erfindung gemacht wurde, welche ihn fast ganz verdrängt hat; diese Erfindung war Fabrikation der Hüte aus beliebigen festen Stoffen, als Pappe, Spangewebe &c. und die Ueberziehung derselben mit Seidenfelbel. Diese Seidenhüte hatten eine Feinheit und einen Glanz, welchen die Filzhüte nie erreicht hatten, und waren dabei über die Hälfte wohlfeiler.

Die Kopfbedeckung der weiblichen Bevölkerung Deutschlands war lange das turbanartig um den Kopf geschlagene Tuch, woraus anliegende Mützen von verschiedenen Formen und aus verschiedenen Stoffen hervorgingen. Als später aber die Frauen mehr öffentlich erschienen und außer diesen anliegenden Kopfbedeckungen noch einer äußeren zum Schutz gegen Wind und Wetter bedurften, erschienen Hüte aus festen Stoffen, als Pappe, Span 2c., überzogen mit verschiedenen gewebten Stoffen, und der runde Filzhut. Als man aber im 18. Jahrhundert in Oberitalien die Kunst erfunden hatte, Frauenhüte aus Stroh, namentlich Reisstroh, zu flechten und zu nähen, verdrängten diese Hüte bald durch ihre Schönheit und Leichtigkeit alle andern Hüte der weiblichen Bevölkerung. In Tirol und in der Schweiz erfand man bald darauf die Kunst, auch Hüte aus Bast und Span zu flechten und zu nähen, welche bedeutend wohlfeiler als die Hüte aus Strohgeflecht zu liefern waren und deshalb im Volke schnell eine allgemeine Verbreitung fanden.

In der neueren Zeit sind diese Geflechthüte auch Kopfbedeckungen der männlichen Bevölkerung im Sommer geworden.

P. F. Kirchmann.

115. Die Entstehung der Familiennamen.

Vielleicht hat mancher der Leser, indem er Geschmack oder Misfallen an seinem eigenen oder einem fremden Familiennamen fand, sich schon darüber gewundert, wie ein solcher Name entstanden sein mag. Die meisten Menschen dagegen, der bequemen Macht der Gewohnheit anheimgefallen, tragen gleich ihrem Vornamen, der ihnen von ihren Eltern (oft nach langem Suchen im Kalenderverzeichnisse) bei der Taufe (Taufname) auferlegt wurde, auch ihren Zu- oder Familiennamen von der Kindheit bis zum Tode, ohne sich irgendwie um das Namensschicksal zu bekümmern. Wer freilich meint, es habe immer Familiennamen gegeben, weil sie jetzt in der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung begründet sind, der hat allerdings keine Veranlassung, über ihre Entstehung nachzudenken, nichts desto weniger aber irrt er sich.

Die Bibel und biblische Geschichte, welche bei uns als ein Hauptbildungsmittel für das Volk dient, kennt keine Familiennamen. Wir begegnen in derselben nur einfachen Namen, wie: Joseph, Isaak, Ruth, Rebekka. Die wirtschaftlichen Zustände des alten Palästinas waren offenbar viel einfacher als die unsrigen und machten also keine Familiennamen nöthig. Ja, die Juden, die unter uns zerstreut lebten, begnügten sich mit diesem Mangel, bis sie nach der Eroberung Deutschlands durch Napoleon Bonaparte gezwungen wurden, sich gleich den Christen Familiennamen zu wählen.

Die alten Griechen besaßen ebenfalls keine Familiennamen, denn sie waren kein Volk von weiten Beziehungen. Indes machte sich bei der Mannigfaltigkeit, die sich in dem regen geistigen Leben der Grie-

chen spiegelt, das Bedürfniß der Familiennamen dahin geltend, daß vermittelst einer Namensendung die Abstammung angezeigt wurde. Dies war besonders die Endung ides. Noch jetzt sprechen wir von den Danaïden und Napoleoniden.

Ganz anders stand es in dieser Beziehung um die alten Römer. Dieses erobernde Volk, welches sich die sämmtlichen, damals bekannten Länder der Erde unterwarf, hatte so fest ausgeprägte Eigenthumsverhältnisse, daß außer dem persönlichen Namen nicht bloß ein Familienname, sondern auch ein Name des Stammes dem einzelnen Staatsbürger — die Sklaven kommen natürlich nicht in Betracht — beigelegt wurde. So hieß z. B. der bekannte Redner Cicero ausführlich Marcus Tullius Cicero.

Unter den Deutschen gab es in der altgermanischen Zeit, wo die wirtschaftlichen Zustände noch unentwickelt waren, bloß einfache Namen, wie Hermann, Hagen, Karl. Das Andenken an die Herkunft mochte sich allerdings vererben in dem Geschlechte der Fürsten, der Herzöge und Könige, wie denn das Wort „König" vermuthlich das Geschlecht bedeutet. Aber sonst erlosch der Name mit dem Leben des Betreffenden. Als sich jedoch das Feudalwesen ausbildete, entstanden auch alte Familien mit erblichen Namen. Das Feudalwesen stützte sich auf das, was die Flamme nicht verzehrt, auf das unbewegliche Eigenthum, auf den Grund und Boden, nach welchem nun die Familen benannt wurden. Auf diese Weise entstanden die Adeligen, die Herren von irgend einer Besitzung, die sie zu Lehen erhielten. Ursprünglich Diener der Fürsten und von ihnen zu Verwaltern über Domänen gesetzt, aus deren Betrage sie ihren Gehalt bezogen, machten sie sich zu erblichen Herren des Grundbesitzes und bildeten erbliche Geschlechter mit dauernden, die Herkunft und den Anspruch auf den Besitz anzeigenden Namen. Neben diesen systematisch um sich greifenden Grundbesitzern schwand und sank die Zahl der freien Männer hinab in die namenlose Masse der Hörigen, bis das Aufblühen der Städte dem Grundbesitze im Bürgerthume ein neues wichtiges Element gegenüber stellte.

Das Bürgerthum gründet seine Macht auf die bewegliche Habe. Aber eine Macht hätte es nicht entfalten können, hätte es nicht in die Beweglichkeit des Besitzes zugleich Unbeweglichkeit gebracht, Regel und Ordnung geschaffen und dem Rollen des flüchtig Erhaschten einen Hemmschuh angelegt. Was einmal errungen und erworben war, mußte in der Familie bleiben, vom Vater auf den Sohn und Enkel forterben können. Als die Stadtbürger sich aneigneten, was des Forterbens werth war, mußte sich die Familie nach außen abgrenzen, um desto gesicherter in ihrem Eigenthum zu sein. Diese Abgrenzung wird angezeigt durch das Entstehen der Familiennamen.

Das Entstehen der Familiennamen geht also mit dem Emporblühen der Städte und mit der Entfaltung der Macht des Bürgerthums Hand in Hand. Gleichwie der Adel die Herrschaft des Grund-

besitzes ausdrückt, so drücken die bürgerlichen Familiennamen die Nachhaltigkeit des bürgerlichen Elementes aus. Dieselben entstehen demnach bei uns Deutschen im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert und werden in ihrer Einbürgerung befördert und gekräftigt durch das um die nämliche Zeit sich in Deutschland festsetzende römische Recht.

Hiermit kennen wir den geschichtlichen, wirtschaftlichen und juristischen Grund für die Entstehung der Familiennamen. Etwas anderes ist der unmittelbare Anlaß, die Art und Weise oder, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, der Mechanismus ihrer Entstehung. Auch ihn wollen wir kurz darzulegen versuchen.

In jener Zeit, um welche es sich hier handelt, waren die Häuser der Städte noch nicht numeriert, wohl aber führten einzelne Häuser, wie noch jetzt die Wirtshäuser und Apotheken, zu ihrer Unterscheidung besondere Abzeichen, die meist aus dem Thier- und Pflanzenreiche entlehnt waren. Es lag nun sehr nahe, die Familie nach dem Abzeichen des von ihr bewohnten und besessenen Hauses zu benennen. Auf diese Weise entstanden Familiennamen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, wie z. B. Löwe, Bär, Falke, Geier, Habicht, Lama, Ziegert, Gans, Gerste, Rautenkranz, Lindner, Eichler, Eckert, Euler u. s. w.

Ebenso nahe lag es, die Familie nach ihrem Gewerbe zu benennen, zumal da in jener zünftigen Zeit der Sohn das Geschäft seines Vaters ergriff und fortführte. Das erklärt auch, warum die Namen der Hauptbeschäftigungen sehr häufig sind. Hierher gehören Namen wie folgende: Becker, Fleischer, Metzger, Metzner, Müller, Maurer, Schmidt, Bauer, Schuster, Schumann, Schneider, Scherer, Scherr, Glaser, Gärtner u. dergl. mehr.

Hiermit hängen die von einem Amte entlehnten Namen zusammen, denen wir in den Familienbenennungen Richter, Graf, Gräfe, Reiter, Schulze, Vogt, Schöppe, Rathgeber begegnen.

Ferner wurden Eingewanderte oder solche, die lange in der Fremde gewesen waren, nach dem Volke ihrer Heimat oder langen Aufenthalts benannt. Es entstanden auf diese Weise ähnliche Namen wie diese: Sachse, Franke, Hesse, Schwabe, Schweizer u. s. f. Auch die von Ortschaften hergenommenen Namen gehören hierher, wie z. B. Lützkentorff, Buchheim, Altmühl, Nauendorf.

Sodann gab auch die Farbe der Haut oder Bekleidung den Anlaß zur Benennung der Familie eines Mannes. Daher die Namen: Weiß, Schwarze, Braun, Grün, Roth. Nicht minder konnte die körperliche Beschaffenheit überhaupt zur Familienbezeichnung führen, indem Namen entstanden, wie Lange, Klein, Mager, Kurz, Stark, Dick, Barth u. s. w. Selbst geistige Eigenschaften erzeugten ähnliche Namen, wie: Liebe, Spott, Liebknecht, Milde, Schreck, Wunderlich, Streit.

Endlich wurden manche mit reinen Spitz- und Schimpfnamen belegt, die an ihnen und ihrer Familie hängen blieben. Sitten und

Gewohnheiten, sowie Körpergebrechen boten hierzu meist die Veranlassung. So entstanden die Namen: Langbein, Wendehals, Breitkopf, Breitfuß, Krummstiefel, Pichler, Zänker.

Aber hiermit ist keineswegs die Weise der Namensentstehung erschöpft, denn der Anlässe zu Familienbenennungen gab es gar viele. Indes genügen die aufgeführten Entstehungsweisen für unsern Zweck, da jedermann nach den gegebenen Beispielen seinen Scharfsinn und seine Phantasie ins Spiel setzen kann, um weitere Entstehungsweisen aufzufinden.

Alle sind an ihren Familiennamen gewöhnt, und die meisten sind so mit ihm verwachsen, daß sie ihn lieb gewonnen haben. Wer jedoch Ursache zu haben glaubt, mit seinem Familiennamen nicht zufrieden zu sein, der kann sich wenigstens mit dem Nutzen und der Bedeutung der Familiennamen im allgemeinen trösten, wozu selbst der garstigste Name sein Theilchen beiträgt.

Bernhard Becker. (Illustr. Fam.-Journ. 1866. Nr. 46.)

116. Die Uhren.

Die erste und unvermeidlichste Abtheilung der Zeit ist der Tag, weil er durch den Gang der Sonne am Firmamente bedingt ist und so sich durch eine sehr bemerkliche Ab- und Zunahme des Lichts der Aufmerksamkeit der Menschen aufdringt. Dabei blieb es aber der Willkür der Menschen überlassen, den Anfang des Tages festzusetzen und seine Dauer für die Ordnung des Tagewerkes abzutheilen.

Die meisten alten Völker nahmen den Anfang des Tages auf den Zeitpunkt des Sonnenaufgangs an, wogegen doch auch die Hebräer, die Araber und die alten Deutschen den Anfang des neuen Tages auf den Zeitpunkt des Sonnenuntergangs setzten; die alten Völker Italiens hielten den Mittag für den Anbruch des neuen Tages und die Römer die Mitternacht; diese Zeiteintheilung der Römer hat sich für die Folge eine allgemeine Geltung verschafft unter den gebildeten Völkern der Erde.

Die Sonne mußte aber nicht bloß den Anbruch des Tages angeben, sondern auch den Tag in kleinere Zeitabschnitte theilen. Man bemerkte sehr leicht, daß die Sonne bei ihrem täglichen Gang am Himmel Schatten warf, welche nicht nur um einen feststehenden Gegenstand einen Bogen beschrieben, sondern auch an Länge ab- und zunahmen. Die Eintheilung des Schattenbogens gab die Abtheilungen des Tages, die Stunden. Die Chaldäer setzten zuerst diese Theile des Schattenganges auf zwölf fest; wahrscheinlich nicht willkürlich, sondern nach den zwölf Sternbildern (Thierkreis), welche die Sonne in einem Jahre zu durchlaufen schien, und diese zwölf Sternbilder des Thierkreises haben ihren Ursprung wohl genommen von den zwölf Mondenwechsel, welche man nach dem unvollkommenen Jahre der ersten Beobachtung annahm; der Mondwechsel hat dem-

nach die Veranlassung gegeben zu der Zahl 12, welche wir bei unseren Stunden und Monaten beibehalten haben.

Die feststehenden Körper, welche für die Tageseintheilung die Schatten gaben, waren die ersten Uhren — Sonnenuhren. Man richtete große Säulen zu diesem Zwecke auf, wovon die ägyptischen Obelisken bis auf unsere Zeit gekommen sind. Die Chaldäer brachten ihre für 12 Zeittheile eingerichteten Sonnenuhren um das Jahr 650 vor Chr. Geb. nach Griechenland, und die Römer erhielten solche Sonnenuhren erst 263 Jahr vor Chr. Geb. Da nun in großen Städten nicht jedermann zur Ansicht der öffentlichen Sonnenuhren kommen konnte, um die Tageszeit zu erfahren und sein Tagewerk danach anzuordnen, so waren bei den öffentlichen Uhren Kinder oder Sklaven hingestellt, welche jede Stunde ausrufen mußten.

Da bei den Griechen und Römern die Zeit, welche die Sonne über dem Horizonte, und eben so die, welche sie unter dem Horizonte verbrachte, in 12 gleiche Theile (Stunden) eingetheilt war, so waren selten die Stunden des Tages und der Nacht gleich; denn lange Tage gaben auch lange Tagesstunden und desto kürzere Nachtstunden und umgekehrt. Dieses war ein sehr empfundener Uebelstand; aber es fehlte das Mittel, denselben abzustellen, so lange man keine Zeitangeber hatte, welche nicht in Abhängigkeit von der Sonne standen. Endlich gelang es, solche Uhren zu erfinden; es waren die Wasser- und Sanduhren. Sie bestanden darin, daß Wasser oder feiner Sand durch eine feine Oeffnung von einem Gefäß in das andere lief; das bestimmte Quantum von diesen Körpern brauchte 12 oder nachher 24 Stunden, um in das auffangende Gefäß zu kommen, welches in 12 oder 24 Abtheilungen gebracht war und so nach dem Maß der Füllung die Zahl der abgelaufenen Stunden anzeigte. Nun erst konnten Tag- und Nachtstunden gleich gemacht werden, und man rechnete nun Tag und Nacht zusammen als den bürgerlichen Tag, welcher nun auch in 24 Stunden abgetheilt wurde.

Sehr wahrscheinlich haben die Chaldäer schon die Wasseruhren gekannt; aber die Aegypter gaben den unter ihnen 245 Jahr vor Chr. Geb. lebenden Ktesibius als den Erfinder der Wasseruhren an. Ums Jahr 156 vor Chr. Geb. kam die Wasseruhr nach Rom, und sie blieb lange die beste Uhr, zumal da sie von den Mönchen in den späteren christlichen Klöstern vielfach verbessert wurde; selbst die berühmte Uhr, welche Karl der Große von dem Kalifen aus Bagdad zum Geschenk erhielt, war nur eine Wasseruhr. Aber unvollkommen mußten die Wasseruhren trotz aller angewandten Verbesserungen bleiben, weil das bestimmte Quantum Wasser durch die Verdunstung abnahm, und weil der Wasserdruck und damit auch das Auslaufen in dem vollen Gefäß stärker war als in dem bald leeren. Die Unvollkommenheit dieser Uhren erhielt also noch immer den Antrieb, auf die Erfindung vollkommenerer Zeitmesser zu sinnen, auf eine Vollkommenheit, wie sie erst in den Räderuhren erreicht worden ist.

Der Erfinder der ersten Räderuhr soll Pacificus geheißen haben und 846 Jahr nach Chr. Geb. als Erzbischof von Verona gestorben sein. Die ersten Räderuhren wurden durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt. Da aber der Gang der Uhr höchst unregelmäßig war, so suchte man die Regelmäßigkeit durch eine sogenannte Bilanz hervorzubringen; dieses war eine Art Feder, welche in die Zacken der Räder eingriff und so einen etwas geregelten Gang hervorbrachte. Diese Räderuhren waren, gegen die jetzigen gehalten, noch sehr unvollkommen, aber dennoch so theuer, daß sie nur in Kirchen und Klöstern angebracht werden konnten und manche Städte sie der großen Kosten wegen nicht anzuschaffen im Stande waren. Erst im Jahre 1332 erhielt die Stadt Dijon in Frankreich die erste Räderuhr als öffentliche Uhr und in Deutschland die Stadt Augsburg im Jahre 1364. Der deutsche Uhrmacher Heinrich von Wick mußte in demselben Jahre nach Paris kommen, um dort für das königliche Schloß eine Uhr wie die Augsburger anzufertigen.

Sicherer, besserer und allgemeiner wurden die Uhren erst, als die Regelung des Räderwerkes durch das Pendel hervorgebracht wurde. Den Gedanken, die gleichmäßige Bewegung des Pendels zur Regelung des Ganges der Räderuhren zu verwenden, hatte zuerst der große Galilei in Florenz, der bekannte Märtyrer der Inquisition; aber die erste Pendeluhr machte der Holländer Huyghens im Jahre 1657.

Vorher hatte aber schon ein Deutscher, Peter Hele in Nürnberg, durch jahrelanges Nachdenken die Taschen- oder Sackuhren ums Jahr 1500 erfunden, welche wegen ihrer ersten Form „Nürnberger Eier" genannt wurden. Die Bewegung des Getriebes der Taschenuhren wird durch das Abrollen einer gewundenen Stahlfeder hervorgebracht. Hele verband auch schon ein Schlagwerk mit seinen Taschenuhren. Diese Uhren kamen aber anfänglich nur in den Besitz reicher Leute, namentlich der Fürsten; denn der Werth einer solchen Uhr betrug in England 54 Pfund Sterling, also ungefähr 380 Thaler preußisch. Bald wurden auch nach der Einrichtung der Taschenuhren Tisch-, Wand- oder Tafeluhren gemacht.

Noch immer aber waren die Taschenuhren sehr unvollkommen; denn sie hatten eine Bilanz, ähnlich wie die Gewichtuhren, und eine ähnliche Unvollkommenheit wie die Wasseruhren, denn bei der anfänglichen Entrollung der Feder war die Kraft stark und nahm mit der fortgehenden Entrollung immer mehr ab. Da wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Schnecke an der Taschenuhr erfunden, ein Rad, welches die Kette aufwindet, und woran die anfängliche starke Kraft der Feder an einem kurzen und nach Maßgabe der Abnahme der Kraft an längeren Hebelarmen zieht.

1674 erfand der Holländer Huyghens für die Hemmung und Regelung des Ganges der Taschenuhren die Spiralfeder, eine Einrichtung, welche sich bei den meisten Taschenuhren bis in unsere Zeit in Gebrauch erhalten hat. Fast um dieselbe Zeit erfanden aber die

Engländer andere Arten der Hemmung an den Taschenuhren, nämlich die Anker- und Cylinderhemmungen, wovon die damit versehenen Uhren die Namen Anker- und Cylinderuhren führen.

Noch aber wirkten Wärme und Kälte auf das Metall der Pendel und anderer Hemmungen der Uhren verlängernd oder verkürzend ein, und so mußte der Gang der Uhren dadurch ein ungleichmäßiger werden; da erfand der Engländer Graham in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Compensationspendel und -Hemmungen, wobei durch die Verbindung verschiedener Metalle die Verlängerung und Verkürzung der Hemmungen aufgehoben wird. Um dieselbe Zeit wurde von dem Engländer Barlow die Repetieruhr erfunden und von den Franzosen verbessert.

Die Schiffer konnten auf der offenen See sehr leicht an der Höhe des Polarsternes erfahren, wie weit sie sich nach Norden oder Süden hin oder auf welchem Grade der Breite befanden; aber noch fehlte das Mittel für die Auffindung des Grades der Länge, d. h. für die Bestimmung des Standpunktes nach Osten und Westen. Da hatte man denn schon lange die Ueberzeugung gehabt, daß dieses durch eine richtig gehende Uhr zu ermitteln sein würde; aber noch fehlte den Uhren die erforderliche Sicherheit und Genauigkeit im Gange. Die Engländer, bei der großen Ausdehnung ihrer Schifffahrt am meisten das Bedürfniß nach einer solchen Uhr empfindend, setzten einen Preis von 20000 Pfund Sterling auf die Anfertigung derselben, und im Jahre 1764 gewann der englische Zimmermann John Harrison diesen Preis durch eine von ihm verfertigte Federuhr. Diese genauen und sorgfältig gearbeiteten Seeuhren, welche zur Bestimmung der geographischen Länge gebraucht werden, heißen Chronometer (Zeitmesser).

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden verschiedene Arten von Uhren erfunden zu verschiedenen Zwecken, als Datumsuhren, Monatsuhren, Spieluhren, Automaten 2c.; aber alle waren nur Erweiterungen der schon vorhandenen Uhren. Alle Uhren ohne Ausnahme mußten von Zeit zu Zeit aufgezogen werden, weil ihre Kraft für das Getriebe endlich war ohne Nachhülfe der menschlichen Kraft; es fehlt also noch die Erfindung einer Uhr, welche ohne die Beihülfe der menschlichen Kraft die Spannung ihrer Kraft durch sich selbst erneuert, ein sogenanntes perpetuum mobile, für dessen Erfindung freilich ein hoher Preis ausgesetzt ist, der aber nie gewonnen werden kann, weil die Aufgabe eine natürliche Unmöglichkeit fordert.

Eine allgemeine Verbreitung bis in die niedrigsten Hütten hinein erhielten die Uhren erst, nachdem man im Schwarzwalde angefangen hatte, hölzerne und daher sehr wohlfeile Uhren anzufertigen. Simon Dilger und Christian Wehrle waren die ersten, welche diese Uhren verfertigten und sie von dem Jahre 1727 ab in die Fremde verschickten.

Kirchmann.

117. Die deutsche Literatur seit Luther.

Ein schöpferisches Werk für die Bildung unserer Prosa war die Bibelübersetzung Luthers. Dadurch entstand die neuhochdeutsche veredelte Nationalsprache, welche zunächst aus der obersächsischen Mundart hervorging. Diese immer mehr sich ausbreitende Schriftsprache wurde das literarische Band zwischen den nördlichen und südlichen deutschen Stämmen, das gemeinsame Organ der ganzen Nation, das durch die Mundarten wohl erfrischt, durch die Schriftsteller geläutert und logisch ausgebildet, aber nicht abgeändert werden kann.

Mit Luther beginnt auch die Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. Im Mittelalter waren die Kirchengesänge meistens lateinisch, darum war kein eigentlicher Volksgesang in der Kirche. Im 15. Jahrhundert kleidete man weltliche Volkslieder mit Beibehaltung des Tones und Gedankenganges in geistliche Lieder um, und man fing an, lateinische Lieder zu übersetzen. Nun kam die Reformation (16. Jahrhundert) und mit ihr die Ausbildung des evangelischen Glaubensliedes. Es war ein neuer Volksgesang, der in seiner kunstlosen Form dem Volksliede verwandt war, aber einen religiösen Inhalt hatte. Eben weil das Kirchenlied ein durch das Evangelium geheiligtes Volkslied war, drang es so schnell in die Gemeinde und brachte so erstaunliche Wirkungen hervor. Luther, der selbst die Musik sehr liebte, erkannte wohl die tiefe Bedeutung des religiösen Gesanges auf des Gemüth des Volkes; darum machte er den vernachlässigten deutschen Kirchengesang zu einem wesentlichen Bestandtheile des Gottesdienstes. Es sollten nicht blos die Geistlichen und die Chorknaben, sondern auch die ganze Gemeinde singen. Er ließ sich darum angelegen sein, alles zu sammeln, was sich an guten deutschen Liedern vorfand, die entstellten zu verbessern, lateinische zu übersetzen, Psalmen zu bearbeiten und selbst neue Lieder zu dichten. Herrliche Lieder sind z. B.: Wir glauben all' an einen Gott — Vom Himmel hoch da komm ich her — Nun freut euch liebe Christen g'mein — Komm, Gott, Schöpfer, heil'ger Geist — Ein' feste Burg ist unser Gott — Der 130. Psalm: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir — Das Te deum: Herr Gott, dich loben wir u. s. w.

Luther war Volkschriftsteller. Außer der Bibelübersetzung und den geistlichen Liedern waren für die Bildung der Sprache und die Läuterung der evangelischen Gesinnung noch wichtig seine Predigten, Briefe, Streitschriften u. s. w. Seine geistlichen Lieder sind neuerdings herausgegeben von L. Pasig und P. Wackernagel. Auch von andern Zeitgenossen Luthers haben wir Kirchenlieder, z. B. von Paul Speratus („Es ist das Heil uns kommen her"), N. Dezius, Michael Weiß (Christus ist erstanden, von des Todes Banden u. s. w.), Erasmus Alberus, B. Waldis u. a.

Luthers religiöse Tiefe und Innigkeit ging später unter dem Streite über unerklärbare Glaubenssätze verloren, bis Joh. Arnd und

Spener (die sog. Pietisten) dem christlichen Leben wieder eine religiöse Wärme zu geben suchten.

Im 16. Jahrhundert war das Kirchenlied Hauptbestandtheil der Dichtkunst, und noch im 17. Jahrhundert lebte ein großer Dichter geistlicher Lieder: Paul Gerhard. P. Gerhard lebte zur Zeit des 30jährigen Krieges, eine Zeit lang als Prediger in Berlin (1660) u. a. O. Sein Gottvertrauen hat er überall in seinen Liedern (die von Ph. Wackernagel bei Liesching in Stuttgart herausgegeben sind) ausgesprochen. Wir nennen z. B. die schönen Lieder: Befiehl du deine Wege — Was Gott gefällt, mein frommes Kind — Nun ruhen alle Wälder — Ich bin ein Geist auf Erden — Ich singe dir mit Herz und Mund u. a. Gerhard dichtete nicht ausdrücklich für die Gemeinde wie Luther, sondern aus persönlichem Bedürfnis.

Seinen Liedern stehen zunächst die von Rinkart („Nun danket alle Gott"), Neumark („Wer nur den lieben Gott läßt walten"), Rist, Paul Flemming („Ein getreues Herze wissen"), Simon Dach aus Memel.

Lieder mit innigem Naturgefühl haben wir auch von dem Jesuiten Spen (1620). Einige dieser Dichter standen mehr oder weniger unter dem Einflusse des Schlesiers Opitz, der eines außerordentlichen Ansehens genoß, der aber eine kalte Verständigkeit an die Stelle einer zwanglosen Phantasie setzte und durch Regeln die gesunkene Poesie wieder herzustellen glaubte.

Mit dem 17. Jahrhundert starb das Kirchenlied aus. Gellert machte meistens Lehrlieder, über christliche Pflichten u. dgl. Klopstocks geistliche Poesie war tief und schwerfällig. In neuerer Zeit haben wir religiöse Dichtungen von Hardenberg oder Novalis, A. Knapp, Spitta u. a.

Im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18. befand sich unsere Sprache und Literatur in einem heillosen Zustande; der 30jährige Krieg (1618—1648) hatte Deutschland verheert, den Geist der Nation niedergedrückt und dieselbe auch geistig unter die Herrschaft des Auslandes, insonderheit Frankreichs, gebracht. Die Ausbildung der Sprache wurde vernachlässigt, und eine Menge fremder Wörter verunstaltete dieselbe. Die Poesie (wenn man Verse so nennen kann) wurde verkünstelt, nüchtern und gelehrt behandelt. An den fürstlichen Höfen und in der vornehmen Welt wurde französisch gesprochen und gelesen, und nur der konnte auf Geltung zählen, der seine sogenannte Bildung in Paris und an dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. geschöpft hatte. An den Hochschulen herrschte die lateinische Sprache, die Gelehrten hielten es unter ihrer Würde, in der Sprache des Volkes zu schreiben und zu lehren. In der Kirche wurde entweder der todte Wortglaube gepredigt oder eine flache Aufklärerei. Frankreich hatte damals den Glanzpunkt seiner Literatur (Corneille, Molière, Racine). Diese ahmte man nach wie die Moden. Man kann die ganze Zeit von 1624—1750 (von Opitz bis Lessing) als

die Periode der Nachahmung bezeichnen. Sie fällt mit der Zeit der bürgerlichen Unfreiheit und der nationalen Schwäche zusammen.

Einzelne Männer, wie Leibnitz, Thomasius, brachen im Gebiete des Wissens eine neue Bahn. Die Züricher Bodmer und Breitinger traten dem französischen Geschmacke Godscheds entgegen und wiesen auf die englische Literatur hin; Kant in Königsberg und Fichte begründeten eine neue Philosophie. Während der Regierung Friedrichs des Großen (1740—1786) und der von den französischen Schriftstellern begründeten Aufklärungszeit wurde der Grund gelegt zu einem mächtigen Umschwunge in Wissenschaft und Dichtkunst. Was das deutsche Reich an politischer Macht einbüßte, sollte uns durch geistigen Einfluß ersetzt werden.

In der Dichtkunst wurden Versuche gemacht durch Klopstock, Geßner, Gleim, Wieland („Oberon") u. a. Erst Lessing trat als Wegweiser auf im Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Lessing war es, welcher ritterlich durch die Dornenhecke drang und das schlafende Dornröschen der Poesie (vergleiche Uhlands „Märchen") zu neuem Leben weckte. Auf seinen Schultern stund Herder, welcher vollendete, was Lessing begonnen hatte, und besonders die verschütteten Lebensquellen der Volkspoesie wieder aufgrub. Nach ihnen bedurfte es nur zweier schöpferischer Geister, um eine klassische Kunstperiode unserer Nationalliteratur herbeizuführen, und diese waren Göthe und Schiller.

Um diese vier Männer scharen sich die übrigen Dichter wie die Planeten um die Sonne. Wir wollen dieselben gruppenweise überblicken. Es gibt unter ihnen Sterne, die einen sehr hellen Glanz haben, während andere wie der Mond ein sanftes, trübes Licht verbreiten.

Das griechische und römische Alterthum einestheils und das moderne Schriftenthum der Franzosen und Engländer anderntheils waren von großem Einflusse auf die Gestaltung unserer Dichtkunst. In der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestand ein Schwanken des Geschmackes, den am meisten Lessing und Herder zu läutern suchten. Erst die Wiedererzeugung der Naturpoesie und die Weckung des Nationalgefühles in Folge des Napoleonischen Druckes brachte unsere Sprache und Literatur zu selbständigem nationalem Leben, das in Göthe seine schönste Blüte erreichte.

1. Nicht ohne Einfluß war der Göttinger Dichterbund, der für Klopstock, Natur, Vaterland und Poesie begeistert war. Die bedeutendsten waren Voß und Bürger. Was Voß durch seine Idyllen für den Norden sein wollte, war der allemannische Hebel für den Süden.

2. Die bedeutendste und einflußreichste Dichtergruppe ist die der sogenannten Romantiker. Von ihnen ging, natürlich unter dem Einflusse Göthes und Schillers, eine Richtung der Poesie aus, die tief in das Leben unserer Literatur, besonders der wissenschaftlichen griff. Die meisten waren Zeitgenossen Göthes und Schillers, lebten

also in der bewegten Zeit der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft.

Der Ausdruck „romantisch“ wird gewöhnlich im Gegensatze zum Antiken (Alten) gebraucht. Die Unterscheidung zwischen antik und romantisch beruht auf dem Gegensatze zwischen Heiden- und Christenthum. Das Griechen- und Römerthum ist die heidnisch-antike, das Mittelalter (von der Völkerwanderung bis zur Reformation) die christlich-romantische Welt. Modern nennt man das, was dem Geschmacke und Charakter der heutigen Zeit angemessen ist. Diese Unterscheidungen macht man indes weniger in der Poesie, als im Gebiete der übrigen Künste (Bildhauerei, Malerei).

Es gibt Menschen, welche die mittelalterliche Kunst, die romantische und deutsche Sagenwelt lieben, deren Geist und Gemüth dem Fernen, Ahnungsvollen und Wunderbaren sich zuneigt, und in ihren Erzeugnissen, sei es im Gebiete der Kunst, der Poesie oder Wissenschaften, giebt sich diese Richtung kund. Dies war auch bei den sogenannten Romantikern der Fall.

Göthe und Schiller hatten uns in ihrer mehr antiken Richtung auf eine weltbürgerliche Höhe geführt, allein in einer wahrhaften Nationalliteratur mußte auch dem Vaterländischen gebührende Rechnung getragen werden, und dies thaten dichtend und erörternd die Romantiker und ihre wissenschaftlichen Anhänger. Es mußten nach einer so dürren und unfruchtbaren Zeit (von 1600—1770) Männer auftreten, welche das geschmähete Mittelalter in ein besseres Licht setzten und die verschütteten Lebensquellen unserer deutschen Poesie und Sprache wieder aufgruben. Die romantische oder besser nationale Richtung war auch das poetische Heimweh nach dem verlorenen Glauben, wobei sich in einzelnen Männern, wie Friedrich Schlegel und Novalis, sogar eine Hinneigung zum Katholicismus, insbesondere zu seinem Kultus, kundgab; ebenso war sie ein Heimweh nach andern Gütern, die in der Zeit des Despotismus (17. und 18. Jahrhundert) abhanden gekommen waren, namentlich das Verlangen nach freier und gesunder Volksthümlichkeit, wie bei Arndt und Stein, nach nationalem Rechte und Sinne, wie z. B. bei Jakob Grimm und Uhland, sowie endlich nach dem Zauber der alten Volksdichtung, wie bei Brentano, Arnim, Grimm u. a. Bei einzelnen Dichtern (Brentano, Friedrich Schlegel, Fouqué u. s. w.) zeigten sich allerdings manche einseitige, phantastische Auswüchse, die sich erklären lassen aus einer Zeit, die so gewaltige Gegensätze darbot. Die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller, mehr oder weniger dieser Richtung zugeneigt, waren: Aug. Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim und Brentano, Fouqué, E. T. A. Hoffmann, Heinr. Kleist, E. M. Arndt, Chamisso, Ernst Schulze, Eichendorff; ferner: die Brüder Grimm, Steffens, Schubart u. a.

3. Eine diesen Männern sich eng anschließende Dichtergruppe, unter dem fortwährenden Einflusse Göthes und Schillers, ist die der Neuromantiker, die theils als Vaterlandsdichter auftraten, theils

die Sagendichtung vorzugsweise gepflegt haben; zu den Vaterlands-, insonderheit Kriegsdichtern gehören: E. M. Arndt, Theodor Körner, Schenkendorf, Rückert.

Je näher wir der Gegenwart kommen, um so mehr betheiligt sich unsere Poesie an den Zeitbewegungen. In Uhland finden wir den Vereinigungspunkt für die Zeit- und Sagendichtung. Er ist das hervorragendste Glied der schwäbischen Dichtergruppe: G. Schwab, J. Kerner und Hölderlin.

Außer Uhland und Schwab, Chamisso und Rückert, haben Simrock, Kopisch, J. N. Vogl u. a. das Gebiet der heimischen Volkssage poetisch behandelt.

4. Zwei andere, zum Theil auch Zeitdichter, waren weniger als die meisten der eben genannten der romantischen Richtung ergeben: Rückert und Platen. Diese waren bemüht, südeuropäische und morgenländische Formen in unsere Dichtung einzuführen (Sonette u. s. w.). Rückert war mehr lyrisch-epischer und lehrhafter, Platen mehr dramatischer Dichter.

5. In der Reformationszeit wurde der Grund gelegt zu einem neuen kirchlichen und staatlichen Leben. Sie war die Blütezeit des Kirchenliedes, und die religiöse Bewegung griff so tief ein, daß das deutsche Leben fast drei Jahrhunderte lang von der religiösen Richtung beherrscht war. Es entwickelte sich die unbeschränkte Monarchie, der Beamtenstand wurde immer einflußreicher und der Träger der Bildung. Unter dem Zerfalle des Reiches und der Kirche erstunden die Größen unserer Nationalliteratur (Lessing, Herder, Göthe, Schiller). Ihre Richtung war eine abstrakt-weltbürgerliche; sie wollten weniger für ein Volk als vielmehr für die Menschlichkeit wirken. Schiller flüchtete sich in die Welt der Ideale, um sich an ihnen zu erheben. Die französische Revolution vermochte die Deutschen nicht herauszureißen aus ihrem Dichten und Denken. Schönheit und Kunst ward die Wohnstätte ihrer mehr aufs Persönliche abgesehenen Freiheit.

Die Romantik trat mit dem anbrechenden 19. Jahrhundert dieser Richtung entgegen. Die Romantiker brachten zwar die Volkspoesie und das deutsche Mittelalter zu Ehren, traten reinigend und läuternd auf, hatten eine warme Theilnahme für das Vaterland; allein manche verfielen in eine andere Einseitigkeit, in die der Ueberschwenglichkeit des Gefühles und der Phantasie.

Nach der Befreiung Deutschlands von fremdem Joche (1813—1815) suchte der Soldaten- und Polizeistaat die Regungen der bürgerlichen Freiheit zu unterdrücken. Dagegen trat Uhland am kräftigsten auf, und Heine geißelte mit Spott und Witz die unfreien Zustände Deutschlands, dessen Fürsten die Mitwirkung der Bürger an den staatlichen Angelegenheiten schmälerten. Je fühlbarer dieses wurde, um so mehr nahm die Dichtung und die übrige Literatur einen gegensätzlichen, verneinenden, politischen Charakter an — zum Nachtheile des poetischen Gehaltes. Auf der anderen Seite hatten besonnenere Männer der romantischen Richtung das Nationalbewußt-

sein gehoben, während eine ungestüme, unbesonnene Jugend politische Lehren in schönen Versen oder Absichtsnovellen unter das Volk brachte.

Den Reigen der politischen Dichter eröffnete Heinrich Heine, Sohn eines Juden, 1799 in Düsseldorf geboren. Er wählte, wegen seiner Schriften verfolgt, 1830 Paris zu seinem Aufenthaltsorte. Trotz seiner inneren Unzufriedenheit und ausschließlich verneinenden Richtung klingt in manchen seiner Lieder der lieblichste Ton, z. B. in der „Lorelei" u. a. Seine Lieder sind leicht singbar und gehören mit denen von Hoffmann von Fallersleben zu den besten unserer poetischen Literatur. Heines Gesinnung ist eine leichtfertige, und seine reiche Begabung hat er oft übel angewendet. Der Schalk ist überall in seinen Schriften („Salon", „Reisebilder", „Buch der Lieder") bemerkbar.

Ihm schlossen sich mehr oder weniger an: G. Herwegh, Ferd. Freiligrath, Fr. Dingelstedt, R. Prutz u. a.

Hierher gehören auch einige österreichische Dichter. Der bedeutendste von ihnen ist Nikolaus Lenau (Edler von Strehlenau), der in den beiden größeren Dichtungen „Savonarola" und den „Albigensern" die Freiheit auf dem Gebiete des Glaubens verherrlicht, während Anast. Grün (Graf Auersberg) in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten", dem „letzten Ritter" von der Hoffnung auf politische Freiheit erfüllt ist. Lenau hat etwas Schwermüthiges, Grübelndes, und ein schmerzvolles Ringen und Seelenleiden hat seinen Geist umnachtet. Andere östreichische Dichter sind J. Adr. Zedlitz, Seidl, Beck, A. Meißner.

In Bezug auf politische Gesinnung steht Emanuel Geibel den neuesten politischen Dichtern entgegen. Er ist 1815 in Lübeck geboren, studierte in Bonn und Berlin die Alten und die schöne Literatur, hielt sich einige Zeit als Erzieher in Griechenland auf, und nach seiner Rückkehr (1840) studierte er die spanische Literatur. Dieser Beschäftigung entflossen die übersetzten „spanischen Volkslieder und Romanzen" und das schöne Lied des „Zigeunerbuben im Norden" („Fern im Süd das schöne Spanien u. s. w."). Geibels „Gedichte" und „Juniuslieder" stellen ihn unter die hervorragendsten Dichterpersönlichkeiten unserer Zeit. Er ist ebenfalls Zeitdichter, aber er will nicht niederreißen, sondern „bauen, bilden und versöhnen". Er hat einen friedliebenden, entschieden religiösen Sinn, und seine zarten Lieder haben einen bezaubernden Wohllaut.

In Rücksicht auf die Gattungen der deutschen poetischen Nationalliteratur ist endlich noch zu merken, daß diese sich bis zum 19. Jahrhundert in dieser Folge ausbildete: 1. Epische Poesie (bis zum 13. Jahrhundert); 2. lyrische (Minnelied, Volkslied) und lehrhafte Poesie; 3. dramatische Dichtung (Lessing, Schiller). In den letzten 50 Jahren traten alle Gattungen auf, besonders aber die kunstmäßige Sagendichtung und die Novelle, das Lied und die Schauspieldichtung. Die Prosa wird immer mehr vorherrschend.

Zu den bedeutendsten Schauspieldichtern der neuesten Zeit

gehören: Ernst Raupach, M. Beer, Laube, Lotte Birch-Pfeifer, Gutzkow, Hebbel, G. Freytag, Ed. Bauernfeld, Mosenthal.

Sehr zahlreich ist gegenwärtig die Novellen- und Unterhaltungsliteratur überhaupt vertreten. Außer den Erzählungen von Paul Richter, Hebel, Friedr. Jakobs, Tieck, Steffens haben wir in neuester Zeit manche lesenswerthe Schilderungen aus dem Leben des Volks und aus dem Gebiete der Geschichte.

Bei solchem Reichthume unserer Literatur kann man nur das Beste auswählen. Man lese nur das, was die Bildung fördert, was die Sprache und den Geschmack bildet und den Gesichtskreis erweitert.

Theodor Vernaleken.

118. Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel in der Neuzeit.

Das Christenthum hatte die Menschen zur Freiheit aufgerufen. Aber bald hatte die Uebermacht der Hierarchie (Priesterherrschaft) diese Freiheit wieder zurückgedrängt. Für die Zeiten der Barbarei war diese Priesterherrschaft nothwendig gewesen: unter ihrem Schutze erstarkte das germanische Kulturleben. So brach dasselbe mächtig hervor, und die hierarchische Macht begann zu schwinden; ein ritterliches und ein städtisches Leben entfaltete sich und brachte besonders auch die Blüte der bildenden Künste hervor. Zuerst arbeiteten alle Künstler im Dienste der Kirche, alle gingen darauf aus, die Kirche zu verherrlichen, die christlichen Ideen zur Anschauung zu bringen. Aber der Trieb nach Freiheit und Selbstbestimmung erwachte mit dem Sinken der Hierarchie und unter dem Einflusse neuer Ideen immer mehr und mehr. Das erkennt man an der Baukunst, Sculptur und Malerei. Die Strenge der alten Gothik lockerte sich, nach Willkür und Laune der Meister, die zwar überwiegend noch für kirchliche Zwecke baueten, aber nicht bloß aus der Tradition, sondern auch aus dem Studium der Natur und der alten Kunstwerke schöpften. Neue Kunstwerke wurden nicht mehr geschaffen, um bloß der Kirche zu dienen, sondern um der eignen Lust am Schönen und Bedeutenden zu genügen.

Aber die Kunst hob sich auch dadurch, daß, in Folge der Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453), die Schätze der altgriechischen Literatur durch die auswandernden Griechen im Abendlande bekannt und verbreitet wurden, wie denn überhaupt durch die griechischen Gelehrten der Sinn für Wissenschaften im Abendlande neu aufgeregt wurde.

Die Künste gelangten zuerst in Italien, wohin sich die meisten griechischen Gelehrten gewandt hatten, zur höchsten Blüte.

Besonders war es die Malerei, welche dort am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts ihr goldenes Zeitalter hatte.

1. Die Malerei. Die Werke der italienischen Meister Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael und Tizian sind heute

noch Muster für alle Maler. Leonardo da Vinci (1452—1519) beschäftigte sich schon in früher Jugend mit allen schönen Künsten und leistete in seinem Gemälde „das Abendmahl“ das Vorzüglichste, was bis dahin geschaffen war. Er hielt sich längere Zeit am Hofe des Herzogs von Mailand (Sforza) auf und ging später nach Frankreich zu Franz I. Leonardo war auch ein Meister in der Baukunst.

Die Maler, welche seiner Richtung huldigten und auch seine Schüler waren, nannte man die lombardische Schule. Aus dieser Schule ging auch Antonio Allegri, nach seinem Geburtsorte Correggio genannt, hervor, dessen vorzügliches Werk „die heilige Nacht“ mit 7 andern Gemälden des Meisters die Dresdner Gallerie besitzt. Correggio war auch ein großer Meister in der Malerei al Fresco („auf die noch feuchte Wand malen“). Er starb 1534.

Michel Angelo Buonarotti (1474—1563) war nicht nur ein großer Maler, sondern auch einer der berühmtesten Baumeister und unübertrefflicher Bildhauer. In der Dichtkunst und Musik zeichnete er sich ebenfalls aus, und in den gelehrten Wissenschaften erwarb er sich nicht unbedeutende Kenntnisse. Sein erstes größtes Meisterwerk ist die mit Frescogemälden verzierte Decke der Sixtinischen Kapelle im Vatikan, und das zweite bedeutende Kunstwerk stellte in derselben Kapelle das „jüngste Gericht“ dar. Seine letzte große Schöpfung war der Bau der Peterskirche in Rom, an welcher die schönsten Theile, besonders die Kuppel, sein Werk sind.

Rafael Santi (1483—1520), ein Zeitgenosse von Michel Angelo, war wie dieser ein Künstler ersten Ranges, seine Freskogemälde wie seine Staffeleibilder in Oel sind von großer Vollkommenheit, besonders gilt das von seinen Bildern der Jungfrau (Madonna) Maria und der heiligen Familie.

Tizian (Tiziano Vezellian), geb. 1477, starb 99 Jahre alt an der Pest. Er hat zahlreiche Portraits von Fürsten und Königen gemalt. Seine großartigsten Erzeugnisse sind „die Himmelfahrt Mariä“, „Grablegung“, „Christus und der Zinsgroschen.“

Im nördlichen Europa waren es besonders die Niederländer, bei denen die Malerei im 15., 16. und 17. Jahrhundert blühete. Die Brüder Hubert und Jan van Eyk begründeten die flandrische Schule. Hubert († 1432) der ältere gilt als Vervollkommner der Oelmalerei. Unter ihren Werken nimmt ein großes Altarbild in Gent die erste Stelle ein, welches von Hubert entworfen und angefangen und von Jan († 1445) nach Huberts Tode vollendet wurde.

P. P. Rubens (1577—1640) gründete die neue flandrische Schule und lebte hochangesehen bei Königen und Kaisern in Antwerpen. Er hat eine große Anzahl der schönsten Portraits und Gemälde hinterlassen, die sich besonders durch prachtvolles Colorit auszeichnen. (Die „Kreuzabnahme“). Anton van Dyck (1599—1641) war der größte und berühmteste Schüler von Rubens. Auch er war ein ausgezeichneter Portraitmaler.

Paul Rembrandt von Ryn (1606—1665) war der bedeutendste Maler Hollands, insofern er es verstand, das niedere Volksleben zu schildern.

Spätere niederländische Maler gaben der Kunst noch neue Stoffe durch die sogenannte Genremalerei. Dieselbe stellte das Leben in seiner unmittelbaren Erscheinung dar, und es entstanden Bilder, welche die Soldaten in der Wachtstube, den Bauer beim Kegelschieben, bei Tanz und Rauferei, das Leben auf Markt und Straßen und ähnliche einfache Zustände mit Humor und Gemüthlichkeit darstellten. Auch in der Landschafts- und Thiermalerei leisteten die Niederländer im 17. und 18. Jahrhundert viel. In Frankreich begann die eigenthümliche französische Malerei erst im 17. und in England sogar im 18. Jahrhundert. In Spanien erreichte diese Kunst im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt, als der größte Meister spanischer Kunst, Murillo, auftrat.

Auch Deutschland blieb trotz der religiösen Bewegungen im Zeitalter der Reformation in der Malerei nicht zurück. Hans Holbein (1497—1543), ein geborener Augsburger, lebte längere Zeit in Basel und später in England und war einer der ausgezeichnetsten Portraitmaler. Seine berühmtesten Werke sind die „Passion“ und die „Verehrung der Madonna“.

Albrecht Dürer (1471—1528), aus Nürnberg gebürtig, war als Holzschneider und Kupferstecher ebenso berühmt wie als Maler. Der Kaiser Rudolf II., Max I. und Karl V. überhäuften den ausgezeichneten Künstler mit Ehrenbezeugungen. (Max sagte: Ich kann wohl aus jedem Bauer einen Edelmann machen, aber nicht aus jedem Edelmann einen Dürer). Sein berühmtestes Werk sind zwei Bilder: das eine stellt die zwei Apostel, Markus und Paulus dar, und das andere Johannes und Petrus.

Lukas Kranach (1472—1553) war der berühmteste Schüler von A. Dürer. Der Kurfürst Friedrich der Weise war sein hoher Gönner, und Luther und Melanchthon waren seine besten Freunde. Er wohnte in Wittenberg und folgte später dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich nach Innsbruck. Kranach's Altarbilder in Wittenberg und an anderen Orten, sowie auch die Bildnisse der Reformatoren und anderer berühmter Zeitgenossen sind ausgezeichnet hinsichtlich der Treue in der Darstellung.

2. Die Bildhauerei (Skulptur) und Bildschnitzerei gelangte im 16. Jahrhundert sowohl in Italien wie auch in Deutschland zu beachtenswerther Ausbildung. Die schönste Vollendung und die großartigste Gestalt erhielt die Kunst in Italien durch den berühmten Michel Angelo, dessen Grabmäler in Rom und Florenz noch heute die Kunstfreunde zur Bewunderung hinreißen. In Deutschland schlug Peter Vischer († 1569) von Nürnberg eine neue Bahn ein mit seinem an Gestalten und Schönheit reichen Grabmal des heiligen Sebaldus in Nürnberg.

3. Die Baukunst. Gegen Ende des 15 Jahrhunderts verlor

der gothische Baustil den ursprünglichen Charakter. Es entstanden Gebäude, meist weltliche, bei denen die antiken Formen wieder in den Vordergrund traten, wenn auch mit Veränderungen und modernen Zuthaten und eigenen Erfindungen der Meister (Säulenverzierungen, verschiedene ausgeschweifte Bogen, Kapitäler aller Art). Das erste Beispiel solcher Neuerungen gab Italien, von wo nun diese Wiederholung der altrömischen Baukunst sich auf andere Länder verbreitete.

Man nannte diesen Baustil Renaissance (Wiedergeburt). Die meisten Baudenkmäler dieser Periode dienten fast ausschließlich weltlichen Zwecken. (Paläste, Rathhäuser, Schlösser, auch bürgerliche Wohnhäuser).

Nicht nur in den großen prachtvollen Palastbauten zu Rom, Florenz, Genua, Venedig u. s. w. fand die Renaissance ihre Anwendung, sondern auch in andern Ländern entstanden herrliche Bauwerke in diesem Stile.

Am meisten und schnellsten verbreitete sich der Renaissancestil in Frankreich, wo die Könige Franz I. und Heinrich II. große Palastbauten ausführen ließen.

Hier erlebte dieser Baustil unter Ludwig XIV. jene bis zum Indischen und Chinesischen greifende Ausartung, die man mit dem Namen Rococco oder „Perrückenstil" bezeichnet.

Auch in Deutschland fand die Renaissance bald Eingang. Die schönsten Erzeugnisse des Stiles sind die Rathshäuser zu Augsburg, Nürnberg, das Zeughaus und die Haupttheile des königl. Schlosses zu Berlin (Andreas Schlüter 1700), endlich die Palastbauten Friedrich's des Großen in Potsdam und Berlin.

Aber auch in Deutschland fand der sogenannte Rococcostil Eingang und endete in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit gänzlicher Erschöpfung und gänzlichem Verfall.

Nach der französischen Revolution nahmen jedoch die drei Künste, Architektur, Skulptur und Malerei besonders in Deutschland wieder einen bedeutenden Aufschwung. Angeregt durch die kunstwissenschaftlichen Werke des Dichters Lessing und seines Zeitgenossen Winkelmann war der Sinn für das Schöne wieder geweckt.

Eine große Anzahl von Künstlern wetteifert seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts in allen Gattungen mit einander. In der Skulptur leisteten der Däne Thorwaldsen, der Baier Schwanthaler und der Berliner Ch. Rauch ganz Vorzügliches. Die Architektur neigte sich wieder den ältern reinen klassischen Baustilen zu und fand Beschützer in den Königen Ludwig von Bayern und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Verschiedene Bauten in München und Berlin (das Museum) geben Zeugniß, daß die Kunst in Deutschland noch hoch steht.

4. Die Musik. Die Vervollkommnung der Musik im Reformationszeitalter ging von den Niederländern aus. Sie komponierten zuerst mehrstimmige Gesänge und ließen dieselben von geschulten Sängern aufführen.

Aber bald wurden die Italiener wie in allen Künsten so auch in der Tonkunst das Volk, welches vor allen andern hervorleuchtete und als Muster galt. Die Italiener erhoben die Musik zur wirklichen Kunst, zur Tonkunst. Der erste Reformator der Tonkunst war der große Kapellmeister Palestrina (geb. 1524 in Rom). Er verbesserte zuerst den Kirchengesang, indem er Musikwerke schuf, die ergreifend und andächtig wirkten und fromme Würde mit erhabener Einfachheit und Kraft vereinigten. Ihm folgten noch andere Musiker, welche ebenfalls große Meisterwerke der kirchlichen Musik schufen. Auch die weltliche Musik begann in dieser Zeit sich in Italien zu entwickeln, indem man Gesänge mit Begleitung von Instrumenten schuf und die Oper erfand. Der bedeutendste Opernkomponist war der neapolitanische Oberkapellmeister Alessandro Scarlatti (geb. 1650), welcher eine besondere Schule, die neapolitanische, für Tonkünstler gründete. Aus derselben gingen noch manche bedeutende Meister in der Musik hervor, aber schon kurz nach dem Tode des großen Scarlatti in der Mitte des 18. Jahrhunderts verfiel die italienische Kunst; das Großartige, Würdevolle, Erhabene in der Musik machte dem Sentimentalen, Weichlichen und Unnatürlichen Platz.

Seit dieser Zeit trat Deutschland in den Vordergrund und ward in Sachen der Musik tonangebend. Die deutsche Musik nahm zuerst zur Zeit der Reformation durch die Einführung des Chorals im Kirchengesange ihren Aufschwung. Luther selbst war nicht nur ein großer Musikfreund, sondern er setzte auch mehrere Choräle in Musik (Ein feste Burg ist unser Gott — Vom Himmel hoch da komm ich her — Wir glauben all an einen Gott — Aus tiefer Noth schrei ich zu dir ꝛc.). Ihm folgten noch viele andere Sänger und Tonsetzer, die die schönsten Melodien erfanden für den kunstgeübten Chor wie für die große Gemeinde. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinderte, wie alle Entwickelung, auch den Fortschritt in der Tonkunst in Deutschland. Die traurige Nachäffung des Ausländischen riß auch in der Musik ein. Die Fürsten und Städte verschrieben sich ihre Tonkünstler aus Italien. Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts begann wieder ein erfreuliches Leben sich in Deutschland zu regen. Zwei große musikalische Reformatoren traten fast zu gleicher Zeit auf. Es waren die Meister Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel. Der erstere (1685—1750) war der Sohn eines protestantischen thüringischen Hofmusikers. Da sein Vater und bald darauf auch sein älterer Bruder, bei dem er sich mit großem Eifer der Tonkunst widmete, gestorben war, mußte der 15jährige Knabe sich in Lüneburg unter die Chorknaben aufnehmen lassen. Da er aber fortwährend an seiner Ausbildung arbeitete und durch sein unvergleichliches Orgelspiel allgemeine Bewunderung erregte, so wurde er, nachdem er in verschiedenen Orten als Organist angestellt gewesen war, Hoforganist in Weimar, dann Kapellmeister beim Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen und 1723 Cantor und Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig. Hier schrieb der von seinen Zeit-

genossen so hoch geschätzte Künstler seine großen, erhabenen und bis heute unübertroffenen Kirchenmusiken, von denen die Matthäuspassion die bewundertste ist, und viele Werke für die Orgel, das Klavier und andere Instrumente. Der einfache, fromme Mann war ein treuer Diener der Kirche, ein ehrenfester Bürger und sorgsamer Familienvater. Er starb 1750 und hinterließ eine zahlreiche Familie, deren männliche Mitglieder alle tüchtige Tonkünstler waren. Sein Zeitgenosse Händel (geb. 1685 zu Halle a. S.) lebte in England als Kapellmeister und starb 1759. Er war nach Bach der größte Musiker seiner Zeit und schrieb viele Opern und meisterhafte Oratorien, von denen der Messias, Samson und Judas Makkabäus die berühmtesten sind.

In der folgenden Periode gewann die deutsche Musik immer mehr europäische Bedeutung durch die großen Tonkünstler Joseph Haydn, Amadeus Mozart und Ludwig v. Beethoven. Haydn (1732–1809) komponierte große Instrumentalwerke, Oratorien (Schöpfung) und Musikstücke (Sonaten) für Clavier. Er war der Sohn eines armen Stellmachers und mußte sich in seiner Jugend kümmerlich durchhelfen. Später wurde er Kapellmeister des Fürsten Esterhazy in Ungarn, zog darauf nach England, wo er sein berühmtes Oratorium „Die Schöpfung“ schrieb, und starb, von der Mitwelt bewundert, im Jahre 1809 in Wien. — Mozart wurde 1756 in Salzburg geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Musiker. Schon als dreijähriger Knabe konnte Mozart das Clavier spielen, und schon im 9. Lebensjahre machte er mit seinem Vater Kunstreisen durch Deutschland, England und Frankreich. Da er auch schon selbst Musikstücke componierte, so wurde er sogar als 13jähriger Knabe zum Concertmeister ernannt. Mit seiner großartigen Begabung verband er einen ungemeinen Eifer im Studieren, so daß er sich zu einem der größesten Musiker der Welt aufschwang. Er schrieb Musikstücke für ganze Orchester wie für einzelne Instrumente, für die Kirche wie für den Concertsaal, für das Opernhaus und für die Familie. Seine Opern, wie die „Zauberflöte“, der „Don Juan“, der „Titus“, „Figaro“ und viele andere sind heute noch Lieblingswerke des deutschen Volkes. Leider starb der große Künstler schon im Jahre 1791, in seinem 35. Lebensjahre, ohne seine Familie vor Noth schützen zu können. Er hatte viele Menschen erfreut mit seiner Kunst und starb arm. Neben Haydn und Mozart stand als dritter großer Meister in der Tonkunst Ludwig von Beethoven (1770—1827). Seine Symphonien sind bisjetzt unübertroffen, und seine Sonaten sind echte Perlen für Hausmusik. Beethoven war der Sohn eines tüchtigen Sängers in Bonn. Aber eine verkehrte Erziehung des mürrischen Vaters und der zu zärtlichen Mutter erweckten in dem Knaben Trotz, Eigensinn und mistrauische Abgeschlossenheit. Wie Mozart lernte er schon früh die Kunst. In seinem 15. Jahre wurde er Organist in seiner Vaterstandt, und im 17. Lebensjahre ging er nach Wien, um sich bei Haydn und anderen Tonsetzern in der Kunst noch

weiter fortzubilden. Bald galt er als einer der bedeutendsten Componisten. Leider wurde der Meister schon in seinen dreißiger Jahren schwerhörig und später ganz taub. Dieses Unglück hat ihn jedoch nicht abgehalten, fortwährend die schönsten musikalischen Werke zu schaffen. Er starb unverheiratet und vereinsamt, 56 Jahre alt.

Nach dem Tode der drei größesten Tonkünstler des 18. Jahrhunderts (Haydns, Mozarts, Beethovens), deren Werke sich die Nachfolger zum Muster nahmen, wurde die Tonkunst in Deutschland in reicher Fülle weiter gebildet. Als Oratorien-Componisten wurden berühmt der Capellmeister Fr. Schneider († 1855) in Dessau und der in Leipzig früh verstorbene Felix Mendelssohn-Bartholdy († 1847). Die Oper fand besonders in Ludwig Spohr, Karl Maria v. Weber († 1826) und Meyerbeer ihre bedeutendsten Vertreter. Unzählige Componisten pflegten die Claviermusik, wie Franz Lißt und andere noch lebende Künstler. Andere Länder, besonders Italien und Frankreich, hatten im 18. und 19. Jahrhundert auch bedeutende Musiker aufzuweisen, jedoch erreichte keiner die Tiefe und Gründlichkeit unserer deutschen großen Meister.

5. Wissenschaften. Die schon vor der Reformation wieder auflebenden Wissenschaften nahmen im 16. Jahrhundert hauptsächlich durch die Reformation einen erhöhten Aufschwung. Luther's Bibelübersetzung wurde das Muster in der deutschen Schriftsprache. Melanchthon widmete seine Aufmerksamkeit dem höheren Schulwesen, und beide Männer gaben vielfache Anregung zur Gründung von Volksschulen. — Besonderen Aufschwung nahmen die Naturwissenschaften durch die Entdeckungen der beiden Astronomen Kopernikus († 1543) in Thorn und Kepler. Der erstere fand die Gesetze, nach denen sich die Erde und andere Gestirne bewegen, und der letztere vervollkommnete die Entdeckungen seines großen Vorgängers. — Im 17. und 18. Jahrhundert aber zeigte sich, durch den unheilvollen 30jährigen Krieg verursacht, ein Rückschritt in den Wissenschaften besonders in Deutschland, und erst im Zeitalter des großen Friedrich begann wieder ein erneuter Aufschwung, der so großartig war, daß Deutschland auf geistigem Gebiete sich mit allen Völkern messen konnte. Die Philosophen Leibnitz (am Ende des 17. Jahrhunderts in Hannover und Berlin) und Kant (am Ende des 18. Jahrhunderts in Königsberg), die Geschichtsforscher Joh. Müller und Justus Möser, der Geograph C. Ritter in Berlin und viele andere große Männer der Neuzeit erwarben sich unsterblichen Ruhm als Gelehrte. Das Erziehungs- und Unterrichtswesen, welchem schon Luther und Melanchthon ihre Aufmerksamkeit im hohen Grade gewidmet hatten, kam in neue Bahnen durch Amos Comenios († 1671), Aug. Herm. Francke (1700), den Stifter des berühmten Waisenhauses zu Halle a. d. Saale, und vor allem durch den Schweizer Heinrich Pestalozzi († 1827), auf dessen Grundsätzen das Unterrichtswesen der Volksschule der Gegenwart basiert. — Aber auch im Auslande machte in der neueren Zeit die Wissenschaft nicht

unbedeutende Fortschritte. Als Astronom zeichnete sich im 17. Jahrhundert der Italiener Galiläi aus, in England erwarben sich die Astronomen Newton († 1727) und dessen Nachfolger Herschel großen Ruhm, und in Schweden lebte Linné, der größeste Botaniker des 18. Jahrh.

6. Gewerbe und Handel. Der Gewerbefleiß wurde im 16. Jahrh. gehoben und bereichert durch die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Hele in Nürnberg, des Spinnrades von Jürgens in Braunschweig und des Strumpfwirkerstuhles von dem Engländer Lee. Noch wichtiger für die Unterstützung der Gewerbe aber war die Erfindung der Dampfmaschinen von dem Engländer James Watt († 1769). — Durch die Erfindung des Kompasses, die Entdeckung neuer Erdtheile und Handelswege begann am Anfange des 16. Jahrhunderts für den Handel eine ganz neue Zeit. Die Blüte ganzer Städte und Völker, die am alten Mittelmeerhandel und seinen Nebenstraßen sich betheiligten, schwand (Venedig, Genua 2c.), andere traten an ihre Stelle und gaben dem Handel einen Aufschwung, so daß man ihn nun mit Fug und Recht „Welthandel“ nennen kann. — Seit Columbus wagte man sich, dem Kompaß und später auch den verbesserten Seekarten vertrauend, über den Ocean und beschränkte sich nicht mehr auf die Binnenmeere und Küsten. Auf Portugiesen und Spanier folgten in kühnen Handelsunternehmungen zuerst die Niederländer (Holländer). Sie errichteten Colonien im fernen Indien, wodurch der niederländische Handel ungemeine Fortschritte machte. Amsterdam wetteiferte mit Lissabon und trat bald an die erste Stelle. Wie die Macht Venedigs so schwand auch in dieser Zeit die der Hansa. — Aber der niederländische Handel wurde bald überflügelt durch England, und London wurde die erste Welthandelsstadt. Seit Elisabeth von England und Drakes Fahrten und Entdeckungen errang der englische Handel die erste Stelle im Weltverkehr. Man gründete Colonien, welche dann wieder die Schiffahrt belebten. In Westindien theilten sich alle Nationen in die Vortheile des Handels. In Nordamerika wurde durch die Colonien der Grund zu der mächtigen Union gelegt. Frankreich breitete sich in Canada und Louisiana aus. Spanier und Portugiesen verwertheten ihre Colonien in Süd- und Mittelamerika, und in dem indischen Ocean und dem malayischen Archipel drängten und bekämpften sich wechselseitig Portugiesen, Engländer und Holländer. — Die verheerenden europäischen Kriege wurden auch auf den Meeren, in fernen Erdtheilen im Kampfe um Colonien ausgefochten; bald überragte, begünstigt durch seine Lage, alle andern das meerbeherrschende England. — Am langsamsten hob sich der Handel Deutschlands. Seit dem 16. und 17. Jahrhundert der kriegerische Tummelplatz der Türken, Italiener, Franzosen, Spanier, Schweden und Dänen, war Deutschland verarmt und heruntergekommen, die Hansa ging ein, der Seehandel blieb dürftig. Dänemark konnte es wagen, die Ostsee durch den Sundzoll zu verschließen. Nur einer der deutschen Fürsten, der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, versuchte, so wenig er

auch erreichte, eine Seemacht zu gründen. — In dem 18. Jahrhundert erhalten wir die genaue Kenntniß von Australien und Polynesien durch James Cook (1769—1779), und viele nach ihm vollendeten die Entdeckungen in diesem Gebiete. Das 19. Jahrh. endlich bringt wieder bedeutende Erweiterung (Nordpolfahrten besonders) unserer Kenntnisse, und die Dampfkraft, nun auch zur See und auf dem Lande angewandt, der telegraphische Verkehr schaffen eine in früherer Zeit ungeahnte Ausdehnung des Weltverkehrs.

Dietlein.

119. Bibliotheken im Mittelalter.

Die Bibliotheken der mittelalterlichen Klöster beschränkten sich gewöhnlich auf wenige Hundert Bände, welche damals, an sich höchst kostspielig, für eine ansehnliche Sammlung galten, heute aber sehr unbedeutend erscheinen gegen die umfassenden Vorräthe unserer Sammlungen. Indessen erhebt sich die Frage, ob auf hundert der jetzigen Privatbibliotheken durchschnittlich wohl mehr als eine kommt, welche von ihrem glücklichen Besitzer nicht als unberührtes Prunkstück aufbewahrt, sondern mit sinnvollem Fleiße benutzt und verdaut wird; ob die überschwellenden Massen unserer Leseproducte für die allgemeine Bildung überhaupt ein Vortheil zu nennen sind, ob die anhaltende Lesung und Verarbeitung eines Dutzend kerniger Propheten oder klassischer Autoren die geistige Kraft nicht unendlich mehr anregt und vertieft, als die endlosen Tausende schwatzhaft gekräuselter Romane, Novellen und Feuilletons, welche man gegenwärtig in zerstreuter Hast durchzupeitschen pflegt. Allerdings waren, um den Geist in angemessener Spannkraft zu erhalten, die äußeren Bedingungen des Lebens in jenen anachoretischen Instituten keineswegs vortheilhaft; ohne anregende Bewegung sah er sich auf ein gar zu beschränktes Feld sinngemäßer Anschauungen hingewiesen. Das klösterliche Leben nöthigte denjenigen, der sich ihm widmete, die schweigsame, aber anziehende Gesellschaft der Bücher aufzusuchen. Die Statuten seines Ordens ebensowohl als die Regeln seiner Gemeinde legten ihm während der ganzen Dauer seiner täglichen Pflichten ein unbedingtes Stillschweigen auf. Die Messe, die Psalmen, die Morgen- und Abendgebete bildeten den engen Kreis, in dem sein ganzes Leben sich einförmig dahinbewegte. Unter diesen Verhältnissen machte eine wohlausgestattete Bibliothek demnach den Ruhm und Stolz eines Klosters aus; sie war der Fürsorge eines Bibliothekars anvertraut, auf welchem auch die ganze Verantwortlichkeit für sie ruhte. Ihm lag es zunächst ob, alle Werke, welche ihm übergeben wurden, in den Katalog einzutragen.

Einige dieser alten, bis zu uns gelangten Kataloge können als wichtige bibliographische Documente betrachtet werden; sie geben uns oft Kunde von Werken, von denen wir noch kein Exemplar wieder-

gefunden haben. Hier ist sogleich zu bemerken, daß, anstatt alle Werke, welche in einem Einband enthalten sind, einzeln herzuzählen, die Verfasser jener Kataloge nur das erste derselben notierten, so daß ein Verzeichniß der Bände oft mehr als die doppelte Anzahl von Schriften in sich schließt. Mehr um den Besitz des Buches darzuthun, als seinen Inhalt vorzuführen, pflegte man die zwei oder drei ersten Worte seines Textes anzugeben; zuweilen enthielten jene Anmerkungen wohl auch eine kurze Analyse der Schriftstücke; vorsichtig notierte man ebenso, um ein Merkmal zu haben, daß der Band vollständig sei, die letzten Worte des letzten Blattes. Außerdem hatte der Bibliothekar auch die älteren Bücher von Zeit zu Zeit zu untersuchen, ob sie nicht durch Würmer oder Feuchtigkeit gelitten, und in diesem Falle sogleich für ihre Wiederherstellung Sorge zu tragen. Die klösterlichen Bibliotheken selbst waren von innen mit Holz bekleidet, damit die Feuchtigkeit der Mauern die Blätter des Pergaments nicht erreichte, sie waren in mehrere Fächer getheilt, welche, durch Scheidewände von einander getrennt, zugleich mit einander vereinigt wurden. Die Bücher waren nach ihrem Formate neben einander geordnet; man legte sie auf die flache Seite, nicht gar zu dicht beisammen, damit sie sich nicht drücken oder durch Reiben beschädigen möchten; bei dieser Anordnung war es leicht, sie wieder zu erkennen und dasjenige, welches man suchte, sogleich herauszufinden. Um für genaue Zurückstellung der entliehenen Bücher zu sorgen, wurden mehrere Verhaltungsbefehle gegeben. Es war dem Aufseher verboten, Bücher zu verleihen ohne das schriftliche Versprechen, daß die Zurückgabe in einem bestimmten Zeitraume erfolgen solle, diese Bestimmung galt auch für die benachbarten Klöster. War derjenige, der ein Buch leihen wollte, dem Bibliothekar gänzlich unbekannt, so mußte er als Pfand ein Buch von demselben Werthe bei ihm niederlegen, und jedesmal wurde das verliehene und das zum Pfand erhaltene Buch notiert. Die kostbarsten Bände durfte der Bibliothekar nie ohne besondere Erlaubniß des Vorgesetzten verleihen. Diese Regeln waren für alle Klöster, weil sie sich alle unter einander ihre Bücher mittheilten, unzweifelhaft dieselben. Alle Manuscripte, welche innerhalb oder außerhalb der Klöster verfertigt wurden, standen ebenfalls unter der Aufsicht des Bibliothekars. Er versorgte die Copisten mit Pergament und anderem zu ihrer Arbeit nöthigen Material, er bestimmte, soweit dies Sitte war, den Preis für ihre Leistungen, er gab die zum Abschreiben bestimmten Werke und sorgte dafür, daß es immer einige vorräthige Arbeiten gab. Niemand durfte die Copien, mit denen er beauftragt war, durch einen anderen anfertigen lassen, noch sich die kleinste Abweichung erlauben; der Bibliothekar selbst durfte in dieser Beziehung nichts auf sich nehmen, ohne vorher die Genehmigung des Vorgesetzten eingeholt zu haben.

Eine Hauptsorge des Klosters war es, daß die Bibliothek mit allen auf die Ausübung des Gottesdienstes bezüglichen Werken versorgt würde. Man fand auch daselbst zur Erbauung der Brüder,

nach der Ordensregel der Gemeinden, die für die Studien jener Zeit zweckmäßigen Bücher, die Bibel und ihre vorzüglichen Commentare, die Kirchenväter und die Lebensbeschreibungen der Heiligen, die Homilien und Aehnliches. Dies waren die Werke, gewöhnlich in Folio-Format, welche man den Mönchen in ihre Zellen mitzunehmen erlaubte; die Bücher von kleinen Formaten durften nicht aus dem Bibliothekzimmer genommen werden, indem man befürchtete, daß sie verloren gehen möchten, dieselbe Regel erstreckte sich auch auf die seltenen oder kostbaren Bücher. Wenn die Mönche zusammen studierten, durften sie nach ihrer Auswahl die Bücher aus der Bibliothek entnehmen, deren sie bedurften; sobald sie sie benutzt hatten, mußten sie sie sogleich auf ihren Platz zurückbringen; es war weder erlaubt, das entliehene Buch einem anderen zu leihen, noch sich desselben gemeinschaftlich zu bedienen. Diese Regel galt sogar den Vorsängern, welche sich an den Abt wenden mußten, wenn sie irgend ein Buch für ihre Studien brauchten. Die kranken Brüder erhielten vom Bibliothekar Bücher zu ihrer Zerstreuung; bis zum folgenden Morgen mußte ein jedes Buch zurückgeliefert werden. Diese Vorschriften wurden in den ältesten Klöstern befolgt; die Regel des heiligen Pachomius (aus dem 4. Jahrhundert) empfiehlt die größte Sorgfalt für die Erhaltung der Bücher. Wenn die Mönche die Bibliothek verließen, um in den Speisesaal zu gehen, durften sie die Bücher nicht offen liegen lassen, ein jeder mußte das, worin er gelesen, an seinen Ort stellen. Der Orden des heiligen Pachomius zählte sehr viel Brüder, jedes Haus hatte 40 Mönche, die ganze Gesellschaft bestand aus 30 bis 40 Häusern. Jeder Bruder, sagt Dom Mabillon (in seinem Traité des études monastiques), besaß sein Buch, und jedes Haus hatte seine Bibliothek, was zusammen eine bedeutende Anzahl von Büchern ausmachte. Ungeachtet der Seltenheit der Bücher in jener Zeit war es nichtsdestoweniger häufig, jeden der Brüder (außer der Freiheit des Zuganges zur allgemeinen Bibliothek) im Besitz eines oder mehrerer Bücher zu lassen. Die Constitutionen des Lanfrancus vom Jahre 1702 geboten dem Bibliothekar, jedem Klosterbruder zum Anfange der Fastenzeit einen Band als Privatlectüre für das ganze Jahr zuzustellen.

In der Kirche, im Speisesaal, im Kreuzgang, im Schlafgemache, an jedem Ort und zu jeder Zeit wurde das tiefste Stillschweigen beobachtet, nur im äußersten Nothfall war es dem also zum Stummen gewordenen Insassen erlaubt, einem anderen mit leiser Stimme einige Worte ins Ohr zu flüstern. Um von dem Bibliothekar Bücher zu erhalten, bedienten sich demgemäß die Mönche selbst wunderlicher Geberden; das gewöhnliche Zeichen war: die Hand auszustrecken und die Bewegung nachzuahmen, die man macht, um ein Buch durchzublättern. Diesem Zeichen war das des Kreuzes hinzuzufügen, wenn man ein Meßbuch haben wollte; um das Evangelium zu haben, wurde das Zeichen des Kreuzes auf der Stirn gemacht; um das Chorbuch berührte man den Daumen der einen Hand mit dem kleinen Finger

der andern u. s. w. Die religiöse Unduldsamkeit, welche zu jener Zeit herrschte, bezog sich vorzüglich auf alle Werke der klassischen Vorwelt. Ungeachtet des Vergnügens, welches wißbegierige Mönche empfanden, derartige Werke zu lesen und zu studieren, behandelten sie sie anscheinend mit großer Verachtung. Um ein solches von einem blinden Heiden verfaßtes Buch zu erhalten, mußte man dem gewöhnlichen Zeichen des Bücherumblätterns noch das hinzufügen, sich mit der Hand das Ohr zu kratzen, wie es ein Hund mit seiner Pfote thut, wenn er ein Jucken fühlt; „denn die Ungläubigen", sagt Dom Martenne in seiner Schrift „De antiquis ecclesiae artibus", „sind mit Recht jenem Thiere zu vergleichen". — Wie viel humane Heuchelei strebsamer Geister mag sich oft hinter jenem thierischen Kratzen versteckt haben! — Außer den oben erwähnten Pflichten hatte der Bibliothekar noch mehrere zu erfüllen; er war beauftragt, Schrift und Original der verschiedenen Exemplare desselben Werkes zu vergleichen, da nach den geistlichen Gesetzen nicht der geringste Unterschied zwischen ihnen stattfinden sollte. Dies waren die Bibeln, Meßbücher, Episteln, Gebete vor der Messe, Graduale, Chorbücher, Lobgesänge, Psalmen, Collectenbücher und die Sammlungen klösterlicher Regeln. Er mußte auch kleine Tafeln anfertigen, welche den Mönchen die Zeiten der verschiedenen Kirchendienste, der Frühgebete, der Messen und alles der Art bezeichneten; er verfaßte außerdem die Briefe des Klosters und füllte bei dem Prior oft die Stelle des Geheimschreibers aus. Die Bibliothekare der Klöster empfingen kein Gehalt; in den Stiftskirchen bewilligte man ihnen oft eine Vergütung in barem Gelde. Im zwölften Jahrhundert und noch später legte man allen Gliedern der Gemeinde eine jährliche Steuer auf, welche für den Bibliothekar zum Einkaufe, zum Binden und zur Erhaltung der Bücher bestimmt wurde. In einer Anordnung vom Jahre 1145, gegeben von Udon, dem Abt von St. Père-en-Vallée, zu Chartres, besteuerte der Abt sich selbst, damit seine Anordnung besser aufgenommen würde. Zuweilen vereinigte der Bibliothekar mit seinen übrigen Obliegenheiten auch die des Hauptchorsängers der Klosterkirche. Man hat einige Rechnungen, die Ausgaben dieser Beamten betreffend, vorgefunden, aus welchen man über den damaligen Werth der Bücher und der zum Schreiben erforderlichen Materialien interessante Aufklärungen schöpft. Der Bruder Bibliothekar wurde so in Folge seiner anhaltenden Beschäftigung zuweilen ein eifriger und gelehrter Bücherfreund. Die Nachwelt ist also diesen mittelalterlichen Anachoreten, welche sich um die Erhaltung der Literatur so verdient gemacht, vielen Dank schuldig, um so mehr, da einige unter ihnen doch wenigstens leidlich genießbare Schriftsteller und Ueberlieferer ihrer Zeitgeschichte waren. Die Klöster haben, wie bekannt, lange Zeit zugleich als Schulen gedient, und diejenigen, welche darin walteten, haben uns hauptsächlich viele literarische Schätze, zumal die der klassischen und patristischen Vorzeit aufbewahrt. Wie groß auch die confessionelle Beschränktheit und der Fanatismus jener wilden

und düsteren Zeiten war, so konnten sich doch mitunter edle und erhabene Gedanken den Weg hindurchbahnen, und die finsteren Bogengänge des Klosters wurden nicht selten durch die matten Strahlen eines freien Forschens und Wissens erleuchtet. Ohne Zweifel beschäftigten sich diese nur mit dem Dienste der Kirche geweihten Menschen vorzugsweise mit geistlichen Studien; doch ist es anerkennenswerth genug, daß sie die unsterblichen Werke Roms und Griechenlands, indem sie die Abschriften davon vervielfältigten, der Welt aufbewahrt haben. So haben sie mit ihren sorgfältig unterhaltenen Bibliotheken, welche so viele reich verzierte Manuscripte umschlossen, auch ohne ihr Wissen und Wollen nicht wenig dazu beigetragen, ein aufgeklärtes und besseres Zeitalter vorzubereiten.

Trotz einiger Abweichungen, welche man bei allen Werken aus dem Mittelalter nachweisen kann, haben sich die Bibel, die Kirchenväter und die Schriftsteller des klassischen Alterthums in correcten Abschriften erhalten. Man findet in einigen Manuscripten, namentlich classischer Dichter, Stellen, welche von dem Grundtexte durchaus abweichen; aber dies sind mehr Ergebnisse der willkürlichen Veränderungen und Einschaltungen der Mönche, als Versehen oder Fehler der Copisten; solchen Stellen ist leicht anzumerken, daß der Mann der Kirche den Versuch gemacht hat, die ihm anstößigen Freiheiten des heidnischen Verfassers zu verschleiern oder zu beseitigen. Dergleichen Verstümmelungen gehören in die lange und breite Geschichte literarischer Geschmacklosigkeiten, welche mit der ganzen einseitigen Entwickelung des mönchischen und kirchlichen Lebens im Mittelalter zusammenhängen.

Hannov. Unterh.-Bl.

120. St. Martin und die Martinsgans.

Die Macht der Kindlichkeit und Anmuth des heitern Naturcultus unsrer germanischen Altvordern, welcher für Sommer und Winter so manches schöne Naturfest hervorrief, war nicht so leicht aus dem kindlichen und darum zähe am Symbol hängenden Herzen der Völker durch das Christenthum zu verdrängen.

Hiervon überzeugt, verordnete Papst Gregor der Große (590—604): die Feste der Heiden müssen allmählich in christliche verwandelt werden, und die christlichen Feste müssen die vorchristlichen nachahmen.

Derselbe diplomatische Theologe hat in einem Briefe an den Abt Mellitus das politische Testament hinterlassen, nach welchem in aller Folgezeit unter deutschen Heiden die Mission betrieben wurde. Er empfiehlt, die Tempel der Heiden nicht zu zerstören, sondern mit Weihwasser zu besprengen und in christliche Kirchen zu verwandeln, damit das Volk an den durch lange Gewohnheit geheiligten Orten desto lieber und eher an den Dienst des wahren Gottes sich gewöhne.

Empfehlenswerth sei es, die Opfermahlzeiten von Stieren im

Dienste der Götter in Mahlzeiten zu Ehren der heiligen Märtyrer umzuwandeln. An den Festtagen der Heiligen möge das Volk rund um die Kirchen, welche meist heidnische Tempel waren, in Zelten aus Baumzweigen sich lagern, in gewohnter Weise Thiere schlachten und verzehren; aber unter Anrufung Gottes und nicht mehr der Teufel, d. h. der Götzen.

Leicht erklärlich ist, daß solchem Verfahren gegenüber viele heidnische Vorstellungen sich nur unter den schützenden Namen Gottes, Christi, der Jungfrau Maria, der Heiligen oder dämonischer Mächte zu flüchten brauchten, um unangetastet fortbestehen zu dürfen. Speciell heben wir in Betreff des Gottes Wodan, des Odin der Skandinaven, hervor, daß die christliche Zeit viele Züge ihres Mythus und Cultus auf den Erzengel Michael und die Heiligen Martin, Nicolaus und Bartholomäus übertragen hat. Wenn Michael als streitbarer Bekämpfer des Teufels, wie er in der Legende heißt, sehr geeignet war, des Heidengottes Vertreter zu werden und speciell im hohen Norden und in England sein Cult blühte, so hat in Deutschland in ausgedehnterem Maße der heilige Martin den Deckmantel für Wodansdienste hergeben müssen.

Die Legende erzählt von ihm, er sei ein Kriegsmann gewesen, welcher einst vom Roß herab dem in Bettlergestalt umwandelnden Heiland ein Stück seines Mantels mit dem Schwerte abschnitt und schenkte, damit er seine Blöße bedecken könnte. In der darauf folgenden Nacht erschienen dem mildthätigen Reitersmann aus Pannonien, der im Dienste des Kaiser Arcadius stand, St. Petrus und Christus im Traum, und letzterer ruft ihm zu:

„Ermuntre Dich, steh auf, mein Knecht,
Den ich erwählt, Du bist gerecht!
Du warst bisher ein blinder Heide,
Das Schwert, das steck nun in die Scheide:
Ein Streiter Gottes soll auf Erden
Mein frommer Bischof Martin werden!“

Weiter wird berichtet, wie er, erwacht vom Traum, sofort ein Kloster aufsucht, die Taufe und Aufnahme als Novize verlangt, welche ihm bereitwillig zu Theil wird.

Des Heiligen Mantel (Kappe, Kapuze) bewahrte man sorgfältig in einem kleinen Pariser Bethaus auf, der ältesten aller Capellen, da es diesen Namen nach der erwähnten „cappa“ führen soll. Waren die merovingischen kriegslustigen Herrscher bereit, sich mit ihren Feinden zu messen, so beteten sie zunächst am Grabe des heiligen Martin um Sieg, dann wurde der Mantel aus der Capelle geholt und dem Heere als Fahne vorausgetragen. Chlodwig gelobte dem Heiligen sein Lieblingsroß, wenn er ihm den Sieg verleihen würde, und löste den Schimmel später um hohen Preis wieder ein.

So kann es uns drum nicht befremden, wenn vorzugsweise St. Martin den deutschen Missionaren dazu passend schien, die Verehrung

Wodans, des kampffrohen Gottes auf dem weißen Rosse und mit dem grauen Wolkenmantel, zu ersetzen. Durch die Stiftung vieler Martinskirchen gewöhnte sich das Volk an die Gleichstellung beider und manch alter Heidenglaube verlor sich in die Legende. Reichthum schien von jeher den Menschen mit das Begehrenswertheste; darum spielt er auch in den Märchen der Wünscheldinge, die vorzugsweise der Wunschgott Wodan verleiht, die vorzüglichste Rolle. Wie uns nun Alpenburg in seinen Tyroler Mythen berichtet, wird der an seine Stelle getretene Heilige besonders um Reichthum angefleht.

Bereits im Jahre 590 wurde ein Verbot gegen heidnischen Unfug erlassen, der sich mit der Feier des Martinstages verbunden hatte. In Schlesien heißt es noch jetzt, wenn es um Martini schneit, „der Märten kommt auf seinem Schimmel geritten“. An unzähligen Orten stellt man am Martinstage den Heiligen als Schimmelreiter dar. Er ist zum Kinderfreund geworden, der Aepfel und Nüsse, sowie Backwerk in Form eines Horns vertheilt, eines Gebäckes, das sich auf die dem Wodan geopferten Böcke zu beziehen scheint und unter dem Namen „Martinshorn“ auch in Niedersachsen um Martini gebräuchlich ist. Aus Schneeberg berichtet eine alte Chronik, daß am Martinstag der heilige Märten auf einem Pferde erschien, „ihn“, heißt es, ehreten die Bauernweiber sonderlich als einen Patron des Viehes und opferten dabei Geld und Lebensmittel. Hiermit steht auch wohl die märkische Sitte in Verbindung, daß zu Martini an manchen Orten die Dienstzeit der das Vieh besorgenden Knechte abläuft und neue antreten. Ehemals war dies auch an mehreren Orten des Havellandes Brauch, wo sie jetzt zu Weihnachten ziehn.

Die Woche vor Martini heißt in der Fleischwanger Gegend die „Schlumpwoche“. Acht Tage vor dem Tode des Heiligen haben dann diese schwäbischen Knechte und Mägde das Privilegium, nichts zu thun oder nur das zu thun, was ihnen gefällt. Es wird geschmaust und gezecht, die Mägde besuchen sich gegenseitig. Im Allgäu wird um dieselbe Zeit die „Schlamperwoche“ begangen. Mit Ausnahme kleiner Geschäfte in Stall und Schauer feiern die Dienstboten eine Martini-Octav. Man geht in benachbarte Ortschaften, Höfe, zu Verwandten, zu der Liebsten u. s. w.

In der Mark wurde ehemals zu Martini an vielen Orten, z. B. im Havellande, das Erntefest gefeiert; noch heute giebts am Elm, z. B. in Klein-Schöppenstedt, Cremlingen, Langeleben, Erntebraten an diesem Tage, und der für diesen Tag bestimmte Festbraten ist fast allgemein eine Gans. Dies Thier wurde im Mittelalter für sehr langlebig gehalten; man kannte die Schärfe seines Gehörs und Geruches, man rühmte die Wachsamkeit der „Retterinnen des Capitols“.

Die Alten erzählen, daß sich keine Maus rühren könne, ohne daß die Gans es höre. Als der heilige Martin sich in der Einsamkeit verborgen hatte, um in seiner Bescheidenheit sich der Bischofswürde zu entziehn — nolo episcopari! soll er ausgerufen haben — da verrieth ihn eine Gans. Dies ist der Grund, weshalb deren

Nachkommen bis auf den heutigen Tag am St. Martinstag verspeist werden; die wenigsten aber, welche die Martinsgans sich gut schmecken lassen, wissen, woher der fromme Brauch stammt. Seitdem in England der Zahlungstag der Herbstabgaben auf Michaelis verlegt wurde, schlachtete man die Gans am 29. September und nicht mehr im November; das europäische Festland ist der alten Sitte treu geblieben.

Das wohlschmeckende Thier galt als Glücksvogel, und seiner Begegnung freute man sich von jeher; schon Vintler in seiner „Blume der Jugend“ singt:

„Ich han geseche sand Marteinsvogel
Hewt un dem morgen frue,
Mir stosset chain Ungeluck czue“.

Daß Martin, der kriegerische Heilige, mit Wodan, dem „wilden Jäger“, zusammenhängt, geht auch daraus hervor, daß in Tirol nach dem Volksglauben hinter der „wilden Fahrt“ eine krumme Gans, St. Martins Thier, nachwackelt und Martingestämpfe einen Geisterzug um Martini bezeichnet und somit nur ein andrer Ausdruck für die „wilde Jagd“ ist. Nicht bloß im Würzburgischen waren die ältesten Pfarrkirchen zu Ehren St. Martins geweiht; auch in Baiern finden wir diesen Heiligen als Patron in manchen Orten. Wie St. Oswald zum Ifieger hinaufreitet, bis ihm daselbst eine Kapelle erbaut wird, so schwebt das Bildniß des Bischofs von Tours auf weißem Roß mit Gans und Bettler von Gößlan zu den Steinhöhlen des Sonnenberges hinan, bis man ihm allda im Kofel seinem Wunsche gemäß ein Bethaus errichtet. So schüchtern und bescheiden sich übrigens der heilige Kriegsmann vor seiner Standeserhöhung zeigte, so männlich und edelherzig trat er hernach dem Kaiser Gratian entgegen, als es galt, die Vergießung des ersten Ketzerblutes zu verhüten. Seine Fürbitte und Ermahnung war leider nicht wirksam genug, dem spanischen Häretiker Priscillian das Leben zu retten, der sammt zwei seiner Glaubensgenossen zu Trier durch das Schwert auf Befehl des Maximus starb. Das Hauptfeld der Thätigkeit des Heiligen war Frankreich, wo in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts der pannonische Krieger seine Person einsetzend vor den Augen des Volkes die Gegenstände seiner Anbetung umstürzte, die konischen Denkmale und heiligen Bäume der einheimischen, sowie die Tempel und Bildsäulen der römischen Götter — denn beide standen und fielen jetzt miteinander — und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtete. Er stiftete das große Münster in Tours, dem zahlreiche andere mönchische Institutionen im Innern des Landes und auf den benachbarten Inseln folgten, Pflanzschulen zugleich für theologische Studien und für den Kirchendienst; Bischöfe der Städte und Bekehrer des Landes gingen aus ihnen hervor.

Aus dem reisigen Bischof ist aber in der Volksüberlieferung der Pelzmartl mit geschwärztem Gesicht geworden, der gegenwärtig durch

den heiligen Nikolaus (Nikla) und die Christbescherung in Baiern
gänzlich verdrängt, früher eine in diesem ganzen Lande übliche Er-
scheinung des heiligen Martin war, der, in Pelz gekleidet, nicht sel-
ten mit einem Sacke und einer tüchtigen Birkenruthe versehen, die
Kinder besuchte, ausfragte, beten ließ und nach Befinden mit Aepfeln
und Nüssen beschenkte oder bestrafte. Noch heutigen Tages erscheint
zu Weihnachten in Schwaben der Pelzmärte, welcher seine Deutung
durch den Sunewendfeuermann erhält, der in Oesterreich gleichfalls
beschenkend seinen Umritt hält und sich schon durch seinen breitrandi-
gen Hut und Stab als Abbild Wodans verräth.

Der vorhin erwähnte, fast in ganz Norddeutschland obligate
Gänsebraten findet sich auch in Baiern und Oesterreich, und in Tirol
werden um denselben eigene Gänseschießen veranstaltet, eine Sitte, die
sich mit dem altbaierischen „Gänsreisset“ vergleichen läßt, wobei eine
an den Füßen aufgehängte Gans von den darunter weg Reitenden
oder im Kahn Fahrenden erhascht werden mußte.

Bereits der Tiroler Sänger Oswald von Wolkenstein sagte:
„Trinck Martein wein und gens iss.“ Dieser Martinwein, der dem
Heiligen ausgebrachte Ehrentrunk, stellt sich unverkennbar neben
„Wodans Minne“ (Gedächtniß), die bei den feierlichen Opfern des
Julfestes (Weihnachten) zuerst getrunken wurde.

In Baiern war der Minnetrunk schon in ältester Zeit gebräuch-
lich, und brachten die Neubekehrten denselben wechselweise Christus
und seinen Heiligen, wie den alten Heidengöttern dar nach dem Zeug-
niß des dem 8. Jahrhundert entstammenden Bischofs Aribo in Frei-
singen. So finden sich also auch in Baiern mannichfache Ver-
bindungen zwischen St. Martin und dem Wodancult, und erscheint
auch nicht mehr der Pelzmartl, so fehlt es doch nicht an Ersatz für
ihn. In Niederbaiern und Oesterreich tritt ja noch immer der hali Sanct
Mirta mit seiner Hirta als Hirtengott auf und überreicht zu Martini nach
dem Vieheintreib dem Hausvater mit einem altherkömmlichen Reim-
spruche die geschmückte Birkengerte als Schutzmittel gegen Zauber und
Unfälle in der Viehwirtschaft, wie er sie wohl in früherer Zeit
gegen den Einbruch der Wölfe, der Hunde Wodans, in die Herden
geführt hatte, wofür die noch vorhandenen „Wolfsegen“ Zeugniß ab-
legen. Der vorhin besprochene Minnetrunk findet sich übrigens auch
in Deutsch-Böhmen als Schei- und Stickfringa am „Gehoisto“ (am
verheißenen Tage St. Martins) und erinnert an die alte Wo-
dansminne.

Wenn übrigens der Martinstag in Süddeutschland zu den soge-
nannten „verworfenen Tagen“ gehört, die durchaus als Unglückstage
gelten, so ist dies, verständig aufgefaßt, keineswegs für die Festfeier
bedenklich. Unter den 42 Tagen dieser Art finden sich ja auch der
Neujahrs- und Dreikönigstag, sowie der Tag des heiligen Michael,
und wenn die Arbeit untersagt war und deshalb für den Uebertreter
Unglück brachte, so lag darin just eine Mahnung, sich ohne Hinter-
gedanken der Heiterkeit des Festes hinzugeben. Hannov. Unterh.-Bl.

121. Weihnachts- und Neujahrs-Sitten im hohen Norden.

Im skandinavischen Norden ist das Weihnachtsfest das größte und wichtigste häusliche Fest. Es dauert ununterbrochen vierzehn Tage lang, und während dieser Zeit werden nur die nothwendigsten Arbeiten verrichtet. Knechte und Mägde feiern, denn schon vorher hat man mit freudigem Eifer alles zu diesem lieblichen Feste vorbereitet. Alle Häuser stehen allen Bekannten offen, und der harte Frost, der die Südländer in die Wohnungen verschließt, eröffnet die Verbindung entfernter Thäler. Die Schlitten jagen auf allen Wegen, auf Schneeschuhen eilt die Jugend über das Gebirge, und eben um diese Zeit sehen sich entfernte Freunde, wie im Süden im Sommer. Es ist die fröhliche Zeit der Nordländer.

In diesen Gegenden besteht eine sehr hübsche Weihnachssitte: einer Dame eine Broche, einen Ring oder ein Paar Ohrringe in einem — Heubündel zu schenken. Die Hausthüre der Person, die man auf diese Weise zu becomplimentieren beabsichtigt, wird am Weihnachtsmorgen aufgestoßen und ein Heu- oder Strohbündel oder ein Stück Häcksel hineingeworfen. (Bei vornehmen Familien bedient man sich zu diesem Zwecke auch wohl größerer Papierpackete.) In einem Theile dieser Umhüllung, Heuflasche genannt, befindet sich das zu suchende Geschenk. — So erhielt einst eine junge Dame von ihrem Verlobten nach Weihnachtssitte ein ausnehmend großes Packpapier-Packet, welches, nachdem man es geöffnet, ein zweites Packet mit einem Liebesmotto in der einen Ecke enthielt, und so befand sich ein Packet in dem andern, bis man auf den Kern dieser Papierhülse stieß, ein niedliches feines Stückchen Juwelierarbeit. — Daß dergleichen Enthüllungsscenen Anlaß zu der heitersten Stimmung in den beschenkten Familienkreisen sind, bedarf kaum der Erwähnung.

Eine der schönsten Weihnachtssitten in jenen Ländern ist aber unstreitig die Gewohnheit, am Weihnachtsfeste die Vögel zu speisen. Da sieht man am Weihnachtsmorgen über jedem Giebel, Thorwege oder Scheunenthore und auf den Feldern Getreide bündelweise auf hohen Stangen befestigt, bestimmt, den Vögeln als Weihnachtsmahl zu dienen. Nicht nur der Bauer, sondern auch der Städter beobachtet gewissenhaft diese aus uralten Zeiten stammende Sitte und wird zu diesem Zwecke ein Bund Gerste oder Hafer vorräthig halten; und was die Vögel nicht am Weihnachtstage verzehren, bleibt stehen, und sie können den ganzen Winter hindurch ungestört sich damit beschäftigen. Ohne diese Vorsicht würden auch die Vögel den Winter in den hohen Breitengraden kaum überstehen. Fragt nun der Fremde um Aufschluß über diese thierfreundliche Maßregel, so wird ihm von dem Landesbewohner die Antwort zu Theil: An dem Tage, wo Christus zu den Sterblichen herabgestiegen, sollen sich alle Creaturen ihres Daseins freuen! — Das Zwitschern der Vögel um diese Stangen macht ein skandinavisches Weihnachten im Freien wahrhaft heilig.

Ließe sich solch löbliche Einrichtung nicht auch bei uns einführen?

Am Neujahrstage tauschen dort Freunde und Bekannte, wie bei uns, Besuche und Glückwünsche aus. In der Ecke eines jeden Empfangszimmers steht ein kleiner Tisch, den ganzen Tag über mit Wein und Kuchen und anderen Erfrischungen für die Gäste besetzt, die mit großer Ausdauer von Haus zu Haus gehen, ihre Gratulationen anbringen und Wein nippen und Kuchen knabbern.

Zwischen Weihnachten und dem hohen Neujahr sind Maskeradenscherze, Julebukker oder Weihnachtskobolde genannt, Sitte. Sie werden stets nach Eintritt der Dunkelheit in Vermummungen und Phantasie-Anzügen ausgeführt. Die bedeutendsten Charaktere der Romantik und der Geschichte (Mephistopheles, Karl der Große, Gustav Adolf, Oberon rc.) kommen zur Aufführung. Auch ihnen wird reichlich aufgetragen; da sie sich aber bloß pantomimisch bewegen, also nicht sprechen, so sind sie keine besonders aufheiternde Gesellschaft. — —

Warum wohl giebt sich der Nordländer um diese Zeit des strengsten und dunkelsten Winters der Freude und Ausgelassenheit hin? Uns dünkt, weil, wie die Mitternacht den werdenden Tag verkündet, so frohe Weihnachten auf den heranrückenden Frühling hinweisen. Der Norweger sieht den kommenden Lenz zuversichtlich vorher selbst in der Mitte der finstersten Erstarrung, und seine Hoffnung wächst mit den Tagen. Dann keimt die Liebe in seinem Herzen, die Armen werden beschenkt, von den gesammelten Gütern wird der Ueberfluß freudig einem jeden mitgetheilt, die Thierwelt nicht ausgenommen. So scheint der Glanz des schönen Festes nach allen Seiten ins Dunkel des Erdenlebens hinein.

Hannov. Unterh.-Bl.


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021106592

